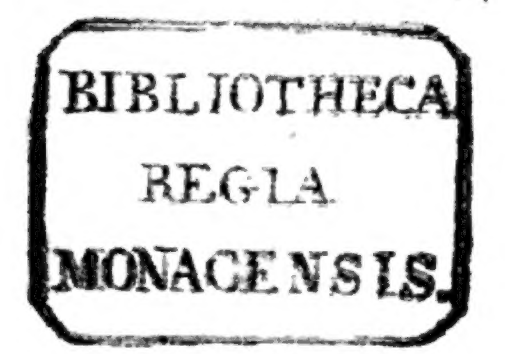






Druck von C. F. Arnold in Stuttgart.

Vorrede.

Ich habe mir nie erlaubt, meinen Schriften ein Vorwort beizugeben, und erwartete auch nicht, daß es je nöthig seyn dürfte. Eine Vorrede ist in der Regel, wenn sich's nicht um wichtige Werke handelt, die derselben bedürfen, eine Bitte um Nachsicht, die nie ertheilt wird, oder eine Erklärung, gegen welche das Publikum gleichgültig ist. Man sollte deshalb nur Vorreden schreiben, wenn Einleitungen nöthig sind, an welche die Lesewelt ein Recht hat oder die der Autor seinem Rufe schuldig ist. Mit einem gutgeschriebenen Werke ist das Publikum zufrieden, während es andernfalls gerechten Grund hat zum Tadel; und wenn einem Autor Gerechtigkeit widerfährt, so hat er Alles erhalten, was er gebührendermaßen erwarten kann.

Ich schreibe dieses Vorwort, weil ich glaube, daß es mich gegen manche übereilte Bemerkungen sichern wird, denen ich vorbeugen möchte. Während der zehn Jahre meiner Autorschaft habe ich in mehrere periodische Blätter Miscellen geliefert, die, wenn sie alle gesammelt würden, viele Bände füllen dürften. Darunter ist je nach Umständen

Manches, was ich für erträglich halte, obschon der größte Theil nur gleichgültig ist; es müßte mir daher sehr leid thun, wenn in einer künftigen Zeit, die es mir nicht mehr gestattet, ein Veto einzulegen, alle diese Artikel gesammelt und unter meinem Namen gedruckt würden. Geschieht es je, so wird eine derartige Sammlung gewiß nicht durch meine Freunde veranstaltet, und ich erkläre daher meinen Lesern, daß ich in gegenwärtigem Bande nur dasjenige wieder abdrucken lasse, wozu ich mich gerne als Autor bekenne; alles Andere, mit Ausnahme der Schriften über blos nautische Gegenstände, welche für die Mehrzahl der Lesewelt kein Interesse haben, weise ich von mir ab. Der erste Abschnitt dieses Bandes besteht aus einem Tagebuch, das ich auf dem Festlande schrieb und in den periodischen Blättern zuerst unter dem Titel: „**Diary of a blasé**“ erscheinen ließ. Dieser Titel war schlecht gewählt, da er dem Charakter der Schrift nicht entspricht; ich nenne sie deshalb in Ermanglung einer besseren Bezeichnung einfach ein „Tagebuch auf dem Continent“, und erwähne dies, damit man mir keine absichtliche Täuschung zur Last lege.

F. M.

Tagebuch auf dem Festlande.

Erstes Kapitel.

Den 3. April 1835.

Leser, fühltest Du je jene eigenthümlich verdrießliche Stimmung, in welcher eine einzige bedrückende Idee alle anderen verrückt oder färbt, indem sie durch ihren fressenden, giftigen Hauch gleich dem Unflath der Harpyen, nur Gegenstände des Ekels schafft? Eine Art von Alp drückt das Gehirn und macht, gleich dem alten Manne vom Gebirge auf Sinbads Schultern, das Leben zu einem lästigen, ärgerlichen und elenden Daseyn — Du schaust umher und siehst allenthalben nur einen einzigen Gegenstand, der Dich angrinst — was Du in den Mund nimmst, schmeckt nur nach diesem einen Etwas, und dieser Geschmack ist so unangenehm, daß er fast die Verdauung hindert — jeder Ton, der Dir in's Ohr dringt, schlägt immer nur dieselbe mißtönige Note an, und Alles, was Dir begegnet, erinnert Dich stets nur an dasselbe Ding, das Du so gerne vergessen möchtest. Hast Du je etwas der Art gefühlt, mein Leser? Wenn dies nicht der Fall ist, so danke Gott für seine Gnade, ehe Du Dein Messer herausnimmst und anfängst, den Inhalt dieser Blätter aufzuschneiden.

Es gibt verschiedene Abarten der Phobie, und eine davon hat mir schwer zugesetzt — ja, sogar mich jetzt noch nicht verlassen: ich meine die Politicophobie, deren Symptome ich beschreiben will.

Ich befinde mich in der Hauptstadt Englands, und wenn ich ausgehe, wandelt sich mir das gemeinste Haus in das Haus der

Gemeinen um; jede Herrenwohnung wird mir zum Hause der Lords; jedes Mitglied der Gesellschaft, dem ich begegne, erscheint meiner Einbildungskraft als ein Mitglied des Senats; jeder Schornsteinfeger kömmt mir als ein Bischof vor, und in dem bairischen Mädchen, das seine Besen ausruft, meine ich einen Exkanzler zu finden. Kehre ich nach Hause zurück, so erinnert mich der Ton meiner Klingel an einen Peel — steige ich die Treppen hinauf, so denke ich an die Vorhalle des Parlaments — werfe ich mich auf das Sopha, so wandeln sich die Polster in den Wollsack um — kommt ein einzelner Besuch zu mir, so vergegenwärtigt sich mir ein öffentlicher Meeting, und ich rufe: „wer hat den Vorsitz?“ oder habe ich meiner Frau etwas zu sagen, so rede ich sie statt dem gewöhnlichen „meine Liebe“ mit „Herr Sprecher“ an.

Dieser Alp verfolgt mich allenthalben, wie ein katholischer Bannfluch; beim Frühstück erinnern mich die trockenen Toasts*) an die Toaste bei öffentlichen Mahlzeiten, der Thee an den ostindischen Handel, der Zucker an die Westindienfrage, der Brodlaib an die Bauernnoth — und da Jedermann weiß, wie die Londoner Eier eine wahre Lotterie sind, so denke ich, je nachdem sie sich gut oder schlecht ausweisen, an eine Tory- oder Whigmaßregel. Wird eine Zeitung hereingebracht, so gehe ich um dieselbe herum, wie ein Hund um den Platz, auf dem er sich niederlegen will. Ich möchte das Blatt so gar gerne nicht anrühren; aber endlich stürze ich mich wie ein bezauberter Vogel, der par force in den Mund der Schlange fällt, in die Spalten, lese auf Mord und Brand, und wenn das Gift cirkulirt hat, werfe ich die Fetzen verzweifelt weg. Werde ich an mein Tischgebet erinnert, so fange ich an: „Meine Lords und Gentlemen“ — suche ich mein Bette und zünde ich zu diesem Ende meine Kerze an, so stelle ich den Antrag, „daß ich das Haus jetzt vertagen möchte.“ Meine Krankheit läßt die Rechnungen der

*) Röstschnitten.

Gewerbsleute zu dem Budget anschwellen, und die Geldanweisungen auf meinen Bankier werden Erlasse für Proviantirung der Marine Selbst meine Kinder lachen und wundern sich über die Antworten, welche sie erhalten. Gestern brachte mir eines derselben eine Bilderfibel, deutete auf eine Boa constrictor und fragte mich nach ihrem Namen — ich sagte dem Mädchen, dies sey ein O'Connel. Ich soll bei dieser Gelegenheit die Hälfte der Namen des Ober- und Unterhauses zur Sprache gebracht haben und glaubte damals wahrhaftig, ich hätte die Bestien vollkommen richtig bezeichnet. Dies sind die Wirkungen meiner unglückseligen Krankheit.

Auswärts fühle ich mich sogar schlimmer, als in der Heimath. Die Gesellschaft ist aus ihren Angeln und Jedermann scheut sich, eine Meinung zu äußern. Speise ich auswärts, so finde ich, daß Niemand zuerst sprechen will; man weiß nicht, ob man einen Freund oder Feind anredet — ob man nicht vielleicht seinen bittersten Gegner in's Gespräch zieht. Man betrachtet das Gesicht des Nachbars, um zu entdecken, ob er ein Whig oder ein Tory ist. Die Leute scheinen sich wie Hunde, die auf der Straße zusammentreffen, zu mustern, und es ist unmöglich zu sagen, ob das wechselseitige Beschnüffeln ein Knurren oder ein Wedeln mit dem Schwanze zur Folge hat. Eine einzige Bemerkung reicht übrigens zu, die politische Gesinnung einer ganzen Gesellschaft zu erkunden. Ist sie eines Sinnes, so ist Alles eifrig bemüht, mit recht vollem Munde über die Gegner zu höhnen und zu schimpfen; herrschen aber verschiedene Ansichten, so streiten die Leute so ungestüm, daß sie die Einladung zum Diner ganz darüber vergessen und die Schüsseln ungetastet abgetragen werden, folglich das Amt des Amphitryon eine wahre Sinekure wird. Geh' ich zu einer Abendgesellschaft oder zu einem Balle, so wird's schlimmer und schlimmer, denn die jungen Damen vergessen über der Politik das Hofmachen und wollen lieber durch ihre Ansichten über Staatsverhältnisse, als durch ihre persönlichen Reize einen Tänzer gewinnen. Stehst Du

zum Beispiel als Tory im Cotillon zufälligerweise einer schönen Whigin gegenüber, so berührt sie Dich mit dem Fächer, um Deine Politik zu sondiren: bist Du mit ihr einverstanden, so heiß'ts „en avant deux" — wo nicht, so kommt ein „Chassez croisé." Alles geht schief — sie könnte Dich zwar zurechtbringen, zieht aber den Trotz vor und schüttelt ihr Whighaupt gegen Deinen Torykopf. Deine Tänzerin zu werden ist unmöglich, und der einzige Theil der Figur, welcher con amore ausgeführt wird, besteht in dos à dos. Der Tanz ist vorüber und die Dame bedeutet Dir, indem sie „ihren Sitz nimmt," mit einemmale durch ihre Miene, daß Du Deine „Eide" sparen könnest.

Ich habe es mit einem Ortswechsel versucht und bin nach den Seeplätzen gefahren; aber nicht einmal die Tiefe des Meeres vermag die Politik zu ertränken. Der Ocean erinnerte mich durch seine wilde Bewegung und sein Brausen nur an eine politische Union.

Ich nahm meine Zuflucht zur Landluft, aber Alles vergebens. Wenn ich das Vieh friedlich grasen sehe, muß ich an O'Connels Schwanz und an Stanleys Schwanz denken, oder sehe ich einen englisirten Pony, so kömmt mir der vielgepriesene kleine Anhang des Obersten Peel in's Gedächtniß. Was war der Meierhof mit seinen lärmenden Insassen anders, als die Wirklichkeit dessen, was die Mitglieder des Unterhauses, die durch Uneinigkeit eine Beweisdurchführung ersticken wollen, so gut nachahmen? Ich dachte, ich sey bei dem Schlusse einer langen Debatte in der Vorhalle. Jedes zehnte Feld, jede zehnte Furche — ich konnte mich des Zählens nicht erwehren — jedes zehnte Thier — und jeder zehnte Tritt — erinnerte mich an die irischen Zehenten, und wenn ich einen Habicht über einem Küchlein schweben sah, kam mir die Appropriations-Bill zu Sinne. Nein, mit dem Lande war es nicht auszuhalten.

Ich habe Alles versucht — bin überall gewesen, aber vergeblich. Das Land gab mir keine Erholung — die Gesellschaft kein Vergnügen — mein Heimwesen keinen Trost. England war

aus den Fugen und konnte nicht wieder vereinigt werden, bis es ganz auseinander genommen war — also hier keine Ruhe. Welche andere Wahl hatte ich, als auf Reisen zu gehen oder toll zu werden? Nach reiferer Erwägung entschied ich mich für das Erstere, aus zwei Uebeln das kleinste wählend. Ich verkaufte — entließ — bezahlte — packte auf und entwarf Plane. Letzteres war der einzige Theil meiner vielfachen Obliegenheiten, der nicht befriedigend ausfallen wollte. Ich studirte die Charten, legte den Zirkel an, maß die Entfernungen, um meine Maßregeln darnach treffen zu können — projektirte, zog wieder die Charten zu Rathe — — und machte neue Plane.

Zweites Kapitel.

Wie ich in dem vorigen Kapitel sagte — ich machte Plane auf Plane, obschon ich eigentlich, da mir viele Andere beistanden, conjugiren könnte — ich machte Plane, Du machtest Plane, er machte Plane; wir machten Plane, ihr machtet Plane, sie machten Plane. Das Aengstlichste dabei war übrigens, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, das ganze Haus bilde eine Komité, ohne daß es ihm möglich werde, zu einem Resultat zu kommen. Anfangs entschied ich mich dafür, auf dem Rheine hinaufzureisen und vom Rudern nicht abzulassen, bis wir in Mannheim angelangt wären, weil ich mir dachte, diese Stadt sey wenigstens aus der politischen Distanz. Wir lasen Alles, was wir über Mannheim auffinden konnten, und fanden, daß es eine regelmäßige Stadt sey, mit einer gewissen Anzahl von Einwohnern, Spaziergängen, Gärten und einer schönen Aussicht nach dem Rheine.

„Sie wollen also reisen — wohin?“ — „Nach Mannheim,“ lautete die Antwort; und alle Welt erfuhr, daß wir im Sinne hatten, nach Mannheim zu gehen. Da hatte nun Jedermann etwas Gesehenes oder Gehörtes über Mannheim zu berichten. „Sehr schöner Ort — Herzogin Wittwe Stephanie — sehr wohlfeil — auch im Winter hübsch — vortreffliche Meister“ — lautete es abwechselnd, und die Sache war bereinigt. Aber endlich weckte eine unglückliche Bemerkung Zweifel — eine andere verstärkte sie — und die dritte übte eine bestätigende Wirkung. „Ein sehr langweiliger Ort — die deutsche Küche ist für Kinder gar nicht gut — sehr schlechte Dampfboote von Rotterdam, auf denen man oft zwei Nächte zubringen muß.“ Ein sehr einflußreiches Mitglied der Komité erschrack über dem Gedanken, daß die Kinder zwei Nächte auf dem Deck bleiben sollten, und es wurde zuletzt beschlossen, daß nicht daran zu denken sey, vier Pfund neun Schillinge per Kopf und für die Kinder den halben Preis zu zahlen, um vermittelst eines Dampfschiffs nach Mannheim zu kommen.

„Es nimmt mich Wunder, daß Sie nicht nach Brügge gehen,“ bemerkte ein Comité-Mitglied. „Ein netter, ruhiger Ort — vortreffliche Meister — Alles so wohlfeil — ich habe dort einmal achtzig große Pfirsiche für zwei Franken gekauft.“

Und alle Kinder klatschten mit ihren kleinen Händchen und riefen: „Brügge und wohlfeile Pfirsiche.“

Es wurde ferner angedeutet, daß die Reise sehr bequem sey, denn man könne den ganzen Weg zu Wasser machen. Brügge wurde deshalb augenblicklich in Betracht gezogen.

„Sie werden's in Brügge sehr langweilig finden,“ bemerkte ein Anderer, „aber Sie treffen Mrs. Trolloppe dort. Brüssel ist nicht viel weiter und ein recht angenehmer Platz.“

Da wurde denn auch Brüssel der Komité vorgeschlagen.

„Brüssel wird Ihm nicht gefallen — 's ist dort so gemischt und die Hausmiethe sehr theuer. Ich würde Ihnen für den Som-

mer Spaa vorschlagen — 's ist doch der allerschönste Ort — und vortreffliche Gesellschaft."

So fügten wir auch Spaa der Liste bei. Nach einigen Tagen kam ein Antiteutonianer, der über Deutschland, Deutsche, deutsche Städte, deutsches Reisen, das abscheuliche Deutsch-Französisch und die deutsche Küche schimpfte, die aus nichts als Fett bestehe.

„Sie glauben vielleicht," sagte er, „und es ist Vielen so ergangen, daß Deutschland angenehmer und weniger kostspielig sey, als Frankreich; aber man täuscht sich, und so wird es auch Ihnen ergehen. Als einen recht ruhigen Platz würde ich St. Omer empfehlen — nur dreißig Meilen von Calais — so gelegen und so gar hübsch."

Saint Omer — hum — sehr ruhig — abgeschieden — und keine Politik — ja, Saint Omer sollte gelegentlich zur Sprache kommen.

„Saint Omer?" sagte ein Anderer, der am andern Tage vorsprach; „da sterben Sie vor langer Weile. Gehen Sie nach Boulogne — dort ist's entzückend. Sie können in Boulogne so abgeschieden oder so im Gewühle leben, als Sie nur wollen."

Boulogne sollte nun gleichfalls in Erwägung gezogen werden. Wir stellten Nachfragen an und fanden Alles sehr befriedigend. Gute Sandaale und vortreffliche Esel für die Kinder.

„Mein theurer Freund, Boulogne ist so ziemlich wie die Kingsbench. Bitte, gehen Sie doch ja nicht nach Boulogne."

„Warum gehen Sie nicht über Southampton nach Havre? — dort finden Sie's ruhig und angenehm — schönes Land um Honfleur — die Landschaft an der Seine vortrefflich. Wünschen Sie nach Paris zu gehen, so können Sie den Weg zu Wasser über Rouen machen."

So wurde denn Havre und Honfleur der Komité vorgeschlagen.

Aber dann kamen Dieppe, Brest, die Umgebungen von Paris, Versailles, St. Germain, Passy nebst andern empfehlenswerthen Orten, deren jeder passender seyn sollte als der andere.

So saß denn die Komité drei Wochen beisammen, und als ich am Schlusse derselben die gereiften Ansichten der letzten sieben Tage untersuchte, fand ich, daß sie folgendermaßen geschwankt hatten:

Montag Morgen, Mannheim. Abend, Spaa.
Dienstag Morgen, Brügge. Abend, Brüssel.
Mittwoch Morgen, St. Omer. Abend, Boulogne.
Donnerstag Morgen, Havre. Abend, Honfleur.
Freitag Morgen, Dieppe. Abend, Passy.
Samstag Morgen, Versailles. Abend, St. Germain.
Sonntag Morgen, Spaa. Abend, Brüssel.

Die Thatsache verhielt sich so, daß in der Komité eine kleine Meinungsverschiedenheit obwaltete. Die Hauptsache und zugleich die große Schwierigkeit schien zu seyn, einen Ort aufzufinden, der allen Partieen zusagte — das heißt, wo es keine Politik, viele Unterhaltung und wohlfeile Pfirsiche gab.

Drittes Kapitel.

Hurr, hurr — klatsch, klatsch — pum, pum, pum! Was für eine Gleichmacherin nicht die Seekrankheit ist — fast ebenso radikal, wie der Tod. Aller Rangsunterschied, alle Achtung und alle Rücksicht geht bei ihr verloren. Der Herr ruft John zu seinem Beistand herzu, aber John will seinen Gebieter lieber gehangen sehen, ehe er zu ihm geht; er hat von dem Ueberrocke desselben Besitz genommen und gedenkt ihn zu behalten — was kümmert er sich auch um eine Aufkündigung?

Die Wärterinnen sind nicht länger hinter den Kindern her, gleichviel ob letztere auch über Bord purzeln. Selbst die zärtliche

Sorge der Mutter weicht endlich dem überwältigenden Gefühle, und wenn man nicht den käuflichen oder wohlwollenden Beistand derjenigen hätte, welche sich an die Bewegung eines Schiffes gewöhnt haben, so wäre kaum abzusehen, wie tragisch der Anfang vieler Lustpartieen nach dem Continent ausfallen würde.

„O Himmel, Mary, so halte doch dieses Kind," sagte die Oberwärterin zu ihrer Gehülfin; „ich spüre so ein Sinken in meinem Magen."

„Ist mir gleichgültig, Mamsell; ich habe so ein Aufsteigen."

Und die beiden Weibspersonen eilen mit einemmale nach der Schiffsseite, lehnen sich über dieselbe und ächzen schwer. Die Kinder würden bald allen Sorgens überhoben gewesen seyn, wenn sie nicht meine schützenden Arme in der Nähe gehabt hätten.

Anstand und Bescheidenheit, nach der mütterlichen Liebe die stärksten Gefühle des Weibes, brecken vor der wilden Gewalt dieser Krankheit zusammen. Eine junge Dame sinkt arglos in die Arme eines Wildfremden zurück, und die Gattin von drei Monaten, die ihr Mann verlassen hat, wehrt sich nicht gegen den ungehobelten Matrosen, welcher in seiner Freundlichkeit die Schnüre lösen will, die ihren wogenden Busen beengen.

Was die Höflichkeit betrifft, so wird sie sogar von dem ancien régime des französischen Adels in die Tasche gesteckt, als ob da ein allgemeines Chaos wäre. Die Selbstsucht ist das einzige Gefühl, obschon es auch hin und wieder Züge von gegenseitiger Zuneigung gibt. Ich war einmal Zeuge, wie eine junge Dame an einem kölnisch Wasser-Fläschchen roch, als ob ihr Leben davon abhinge; wie sie es aber einer andern hinbot, deren Zustand noch kläglicher war, erinnerte ich mich unwillkürlich an den verwundet auf dem Schlachtfelde liegenden Sir Philip Sidney, welcher, als man ihm einen Hut voll Wasser brachte, denselben einem Andern mit den Worten hinreichte: „Deine Noth ist größer als die mei-

nige.“ Zuverlässig war es bei dem Mädchen, wenn man aus ihren zitternden Lippen und ihrem blassen Gesichte einen Schluß ziehen durfte, ein fast ebenso großer Akt des Heldenmuthes. Hurr, hurr — klatsch, klatsch — pum, pum, pum — man sollte wahrhaft glauben, daß die Passagiere lauter Pumpen wären. Alle arbeiteten zumal mit dem Schiffe in derselben Hundertpferdekraft, denn es waren ihrer Hundert um mich und Jeder so krank, wie Pferde. „Sic omnes“ dachte ich.

Ich habe die Ordalien längst überstanden, so daß weder Dampf noch Rauch, weder die Waschbecken noch die unterschiedlichen empörenden Töne der Leidenden irgend eine Wirkung auf mein Nervensystem üben — und dennoch war ich gleichfalls zur Qual verurtheilt und fühlte mich sehr unwohl. Seit einiger Zeit hatten mich die schlimmen Augen eines Menschen, den die Yankees als „allmächtig häßlich“ bezeichnen würden, bewacht. Es war dünn und schmächtig, und ich hätte seine Aufmerksamkeit gerne entbehrt, denn er hatte den Blick eines Dämons, und ich machte bald die betrübende Entdeckung, daß er von dem Teufel der Politik besessen war. Denke man sich erst, was ich gelitten haben muß, als ich finden mußte, daß er obendrein ein Knopfhalter war. Sobald er bemerkte, daß ich die einzige Person war, welche ihm zuzuhören vermochte, so ergriff er mich als sein Opfer. Ich, der ich vor der Politik wie Andere vor der Cholera floh — der ich mich all dem Elend der Dampfschifffahrt und allen übeln Dünsten enger Kajüten aussetzte — sollte mich mit Andern zu gleichem Stöhnen verurtheilt sehen, während der verwünschte Bursche, der mich an meinem Knopfe hielt, mit König Leopold, mit Wilhelm Nassau, mit dem belgischen Antheil an der Nationalschuld, mit den Franzosen und mit Antwerpen bedrängte. „Soll ich ihn niederschlagen?“ dachte ich. „Er will durchaus Hand an mich legen, warum nicht ich auch an ihn?“ Einige weitere Erwägungen überzeugten mich jedoch, daß dies nicht höflich seyn würde, weshalb ich andere Versuche

machte, um von ihm loszukommen, aber vergeblich. Ich mochte auf die fernsten Gegenden übergehen, der Spitzbube war überall gewesen. Das einemal saß er in Wien und sprach vom deutschen Bunde, das anderemal in Südamerika und hielt mir eine Vorlesung über die Verdienste Bolwars und St. Martins. Der war nicht zu halten. Seine Zunge ging wie die Ruder eines Dampfboots und warf mir fast ebensoviel Sprüh in's Gesicht. Endlich ließ ich meinen Rock im Stiche, den er immer am dritten Knopfe festhielt, wünschte ihm gute Nacht und warf mich in eine der Krippen, welche zur Bequemlichkeit der Reisenden angebracht waren. Er versorgte mein Kleidungsstück unter meinem Lager, und da er den Knopf nicht länger festhalten konnte, so packte er die Seite meines Trogs und fuhr in seinem unablässigen Geplauder fort. Endlich wandte ich ihm den Rücken zu und gab ihm keine Antwort mehr, worauf er denn doch den Rückzug antrat. Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich, daß er zu unwohl war, um Politika auszusprudeln, obschon er im Verlauf etwas von sich gab, was ebenso schlimm war.

Per perenthesin, er war ein großer Lügner und wußte, so lange er sprechen konnte, gut mit dem langen Messer umzugehen; aber nun erwies er sich auch als einen weitausgreifenden Schützen. Zum Henker mit dem Kerl, ich glaube ihn noch zu sehen. Da stand das lange, hagere Elend, so hoch wie ein Armenhausbrunnen, und das Becken befand sich auf dem Boden der Kajüte, fast drei Schuh von seinen beiden Beinen weg. Er ließ sich nicht herab, sich zu bücken, niederzusitzen oder das Becken zu erheben, um so die Entfernung zu mindern, sondern schoß eine Parabel heraus, „quod nunc describere" ebenso gut unterlassen werden kann. Ich will diesen verfolgenden Dämon mit der Angabe abfertigen, daß er sich einen Baron nannte (eine Angabe, die mir sehr zweifelhaft erschien), und daß er viel mit gekrönten Häuptern zu thun haben wollte, (was ich noch mehr bezweifelte). Ueber einen einzigen Punkt

glaubte ich jedoch kein Bedenken unterhalten zu dürfen, und seine Zunge bestätigte es in hohem Grade, obgleich er nicht auf den Gegenstand einging, daß er nämlich ein Chevalier d'industrie war.

„Gott sey Dank, endlich habe ich ihn vom Halse," rief ich, als ich meine Cigarre in der Kajüte des Stewards anzündete und über das Deck ging, um ein Bischen frische Luft zu schöpfen.

Die ersten Gegenstände, welche meine Aufmerksamkeit festhielten, war ein junger Gentleman neben einer Dame, welche in nachsinnender Haltung dasaß und ihren Ellenbogen auf dem Schanddecke aufstützte. Sie war in tiefer Trauer und dicht verschleiert.

„Und wie befindet sich die schöne Maria diesen Morgen?" sagte der junge Gentleman, seine Hand auf das Geländer legend, um sich zu stützen.

Die schöne Maria! Wie war es möglich, durch eine so auszeichnende Benennung nicht gefesselt werden? Die schöne Maria! Ich dachte an Sterne's Maria mit dem Hündchen an der Schnur und stellte mein Ohr wie ein Luvsegel in den Passatwinden, um die sanfte Antwort zu vernehmen; denn ich war überzeugt, daß eine höchst melodische Fibration der Luft erfolgen mußte. Endlich erfolgte sie; „Oh! au, oh!" und zwar in einer nichts weniger als melodischen Stimme. „Oh! au, oh!" welch' ein Ton! Die schöne Maria, welche meine Einbildungskraft mit allen Attributen des Geistes und der Zartheit bekleidet — die ich mir als ein Ideal der Vollkommenheit ausgemalt hatte, antwortete in heißerer Stimme mit einem: „Oh! au, oh!" und mit einemmale sank sie bei mir, wie die englischen Fonds in einem panischen Schrecken — sank sie bis zur Null einer Grete Thränenreich — und ich begab mich wieder in die Kajüte hinunter. Wahrhaftig, 's ist eine Welt voll Täuschung.

Vielleicht hatte ich Unrecht — möglich daß sie sehr schön war. Mit der Stimme des Pfauhahns verband sie vielleicht auch das Gefieder desselben — doch nein, das war unmöglich — ihrem Geschlechte nach mußte sie eine Pfauhenne gewesen seyn. Aber

wenn auch nicht sehr schön, war sie doch jedenfalls sehr seekrank. Ich ließ die schöne Maria über dem Schanddecke kreischen. „Wenn der junge Gentleman dieselbe Frage wiederholt," dachte ich, „so wird die schöne Maria schwerlich antworten: oh! au, oh!"

Auf dem Verdeck war es sehr kalt und der Wind blies frisch aus Osten. Ich habe nie einen genügenden Grund dafür gehört, warum in einer nördlichen Breite von fünfzig Graden der Westwind warm und der Ostwind kalt ist. In den Tropen, wo der Ostwind der durch die Sonne verdünnten Luft folgt, verhält sich's anders. Sagt nicht Byron —

„dieß ist des Ostens Land, der Sonne Klima"

aber unsere Ostwinde sind freilich durchaus nicht poetisch.

„Sehr kalt, Sir," sagte ich zu einem rundgesichtigen Gentleman in einem weißen Ueberrocke, der sein Kinn und seine beiden Hände auf einem dicken Rohre aufstützte. „Ihr seyd glücklich, daß Ihr nicht von der Seekrankheit heimgesucht seyd."

„Bitte um Verzeihung, Sir, ich bin nicht glücklich. Es ist mir schlechter, als wenn ich seekrank wäre, denn ich möchte die Seekrankheit kriegen und kann nicht. Ich glaube, daß sich heutzutage seit dieser verwünschten Reformbill Alles geändert hat."

„Wieder Politik," dachte ich. „Was zum Teufel hat denn die Seekrankheit mit der Reformbill zu schaffen? Gott im Himmel, wann wird man mich in Ruhe lassen? Es ist allerdings einige Veränderung eingetreten," bemerkte ich laut.

„Ja wohl Veränderung, Sir, Alles ist anders geworden. Das England von 1830 gleicht ebensowenig dem fröhlichen England der alten Zeit, als ich Louis dem XIV. Es ist zu Grund gerichtet, Sir — alle Klassen leiden, Sir — schlechte Regierung."

„Und doch ist Alles viel wohlfeiler."

„Viel wohlfeiler? Ja, Sir; aber was nützt die Wohlfeilheit, wenn Niemand Geld hat, um etwas zu kaufen? Es könnte ebenso gut theuer seyn. Eine traurige Erfindung dieser Dampf, Sir."

„Jedenfalls traurig für diejenigen, welche jetzt an Bord und leidend sind.“

„Pah, Possen! Traurig für die am Lande. Die Maschinen arbeiten, während der Mensch zusieht und verhungert. Das Land ist zu Grunde gerichtet, Sir — die Leute sind unglücklich — haben keine Beschäftigung — während Fremde die Vortheile ernten. Wir verkaufen ihnen unsere Fabrikwaaren zu einem wohlfeileren Preise und kleiden sie gut — Alles auf Unkosten unserer leidenden Bevölkerung. Aber ist dies Alles, Sir? O nein!“

Und hier ließ der Gentleman das Kinn wieder auf seine Hände sinken, dabei eine wahrhafte Jammermiene annehmend. Nach einigen Sekunden fuhr er fort:

„Wir sind zerrissen, Sir — durch Parteien ruinirt. Der gesellige Zustand ist bodenlos verderbt durch politische Feindseligkeiten. Tausende haben sich von dem Schauplatze der Gewaltthätigkeit und Aufregung weggeflüchtet, um Frieden und Ruhe im Ausland zu finden.“

Ich nickte zustimmend.

„Ja, Sir, und Tausende werden noch folgen, dem Lande seine Hülfsquellen, die cirkulirenden Millionen entziehen, um damit andere Nationen zu bereichern und ihre eigene Betheiligung bei den Staatslasten zu umgehen, die dann nur um so schwerer auf die Zurückbleibenden fallen. Aber ist dies Alles, Sir? O nein!“

Dieses zweite „o nein!“ tönte noch kläglicher. Er schüttelte den Kopf und nahm nach einer Pause wieder auf:

„England steht nicht länger unter dem Pfaffenbanne, Sir, ist aber jetzt noch schlimmer daran, denn es wird durch Advokaten zerfleischt. Rechtsstreite und Prozeßkosten haben, gleich Heuschrecken, die Produkte des Gewerbfleißes aufgezehrt. Niemand ist sicher, wenn er nicht einen Advokaten an seinem Ellenbogen hat, dem er einen Theil seines jährlichen Einkommens übermachen muß, um sich den

andern zu sichern. Da haben wir auch noch diesen Brougham. Aber ist dies Alles, Sir? O nein!"

Abermalige Pause, und er fuhr fort:

„Ich murre nicht — ich hasse die Murrköpfe — spreche nie von Politik, denn ich kann die Politik nicht leiden; aber ist's nicht wahr, Sir, daß die Tollhäusler und Narren sich vereinigt haben, um das Land zu Grund zu richten? Ist es nicht wahr, Sir, daß sie — unfähig, sich durch ihre eigenen Talente zu heben, und durch einen schändlichen Ehrgeiz gespornt — mit Gewalt ganze Schaaren zu ihrem Beistand aufgeboten und einen Geist geweckt haben, den sie jetzt nicht mehr im Zaume halten können? Ist es nicht wahr, Sir, daß der Verrath frechstirnig durch das Land zieht und auf einen allgemeinen Untergang hinzielt — auf eine Verletzung aller Rechte, auf Anarchie, Verwirrung und Blutvergießen? Läßt sich Parteiwuth durch Vernunftgründe niederhalten, Sir? Und doch, Sir, ist dies Alles? O nein!"

Dieses letzte „o nein!" klang noch weit wehmüthiger, als alle früheren; aber ich war der Ansicht, daß mein Begleiter sein Budget des Elends fast erschöpft haben dürfte, und war neugierig, was nun zunächst kommen werde.

„Was ist dann noch mehr vorhanden, Sir?" fragte ich unschuldig.

„Was noch mehr vorhanden ist, Sir? O Sir, noch viel mehr. Ich frage Sie, ob sich nicht sogar die Jahreszeiten in unserem unglücklichen Lande verändert haben. Sind nicht unsere Sommer ungewöhnlich und beispiellos heiß — hat nicht der Winter seine Kälte verloren? Wann werden wir den Merkur wieder unter sechzig Graden sehen? Nie, Sir. Was ist der Sommer anders als eine Jahrszeit des Schreckens und der Furcht? Kommt nicht die Cholera so regelmäßig wie grüne Erbsen und schreckt uns zu Tode, mögen wir nun an ihr sterben, oder nicht? Welche Vortheile ziehen wir von den Früchten, welche die Erde so reichlich bescheert —

sind sie nicht alle in Gift umgewandelt worden? Wer wagt es jetzt, einen leichten Sommerwein zu trinken? Sind nicht alle Vegetabilien verbannt — wirft man nicht die Pfersiche den Schweinen vor — und wer anders wagt sich noch an Erdbeere, als kleine, gassenkehrende Knaben mit dem Besen in der einen und der Flasche in der andern Hand? Sind nicht die Melonen eitel Gift und die Gurken plötzlicher Tod? Und sind wir im Winter besser daran? Statt des gesunden Frostes früherer Tage, der die Luft und den Boden reinigt und unsere Nerven stählt, haben wir nichts als Grippe, die vier Monate anhält, und Keuchhusten, welcher den Rest des Jahrs ausfüllt. Ich bin kein Brummer, Sir, und kann nichts weniger leiden, als das viele Klagen; aber so viel muß ich sagen, daß in der Welt das Unterste zu oberst gekehrt ist — daß Alles schief geht — daß wir einen Frieden haben, welcher nichts von dem Ueberflusse des Friedens weiß — daß sich Jedermann elend fühlt — und daß die Kuhpockenimpfung und der Dampf, welche man als Segnungen gepriesen hat, zu den schlimmsten aller nur möglichen Flüche geworden sind. Es ist nicht daran zu denken, unseren früheren Wohlstand wieder zurückzuführen, wenn wir nicht unsere Kohlenminen in Brand stecken und die Menschenpocken wieder einführen können. Doch der Wille des Himmels geschehe, und ich will nicht weiter sagen, Sir. Ich wünsche nicht, andere Leute unglücklich zu machen, muß aber bitten, Sir, daß Sie ja nicht glauben, ich hätte schon Alles gesagt. O nein!

Bei dem letzten „o nein!" legte mein Begleiter sein Gesicht auf seine Knöchel und verblieb stumm. Ich suchte noch einmal das Deck auf, da ich lieber den Ostwind über mich ergehen lassen wollte. „Blase immerhin zu, du winterlicher Wind — du bist nicht so unfreundlich," sagte ich zu mir selber, als ich über die Buge blickte und die Bemerkung machte, daß wir dicht vor dem Hafeneingange von Ostende standen. Zehn Minuten nachher hörten die Ruderschläge auf, und das Sterntau wurde auf den Kai geworfen. Jetzt

stürzten Kommissionäre an Bord, welche den Passagieren Karten in die Hände steckten und riefen: „Hotel des bains, Monsieur.“ „Hotel Waterloo.“ „Hotel Bellevue.“ „Hotel Bedfort.“ „Hotel d'Angleterre,“ und so ad infinium. Dann ging es hinaus, wie aus Noa's-Arche. Der wunderliche Ausdruck der Gesichter zeigte augenscheinlich, daß sie völlig genug Wasser hatten, dagegen aber viel mehr wünschten. Ich sah zu, wie meine Kinder der Reihe nach aus der Damenkajüte heraufgehoben wurden, und nachdem ich die Karten untersucht hatte, entschied ich mich dafür, daß dem zierlichen Abrisse nach das Hotel des bains wahrscheinlich das passendste seyn dürfte. Dahin ging nun unser Weg.

Viertes Kapitel.

Ostende, den 18. April 1835.

Ich bin von einem schuftigen Kommissionär verwünscht betrogen worden. Die Stimmung eines Reisenden richtet sich allenthalben entweder nach dem Wetter, oder nach der Behandlung, die er erhält; deshalb will ich heldenmüthig genug seyn und von Ostende nichts weiter sagen, als daß ich glaube, es sey der spitzbübischste Ort in der ganzen Welt, und ein Reisender könne im Interesse seiner Börse und seiner guten Laune nichts Besseres thun, als sich sobald wie möglich wieder weiter machen.

Den 19. April.

Es gilt als ein Axiom, daß in dieser Welt Jedermann Kraft liebt. Während meiner Fahrt in der Schleppschuyte erlebte ich je-

doch einen Beweis von dem Gegentheil, denn als wir geräuschlos und fast unmerklich dahinfuhren, sagte mir eine Dame, sie ziehen die dreifache Pferdekraft der Schuyten der Hundertpferdekraft des Dampfbootes unendlich vor. Wir langten zu Brügge an und entkamen endlich den Schrecken und Mühseligkeiten der Dampfschifffahrt.

Man wohnt in Brügge wohlfeil, weil die Hälfte der Häuser leer ist — wenigstens gab man mir dies als Grund an, obschon ich nicht für die Richtigkeit desselben einstehen kann. Der Leser wird sich erinnern, daß hier die wohlfeilen Pfirsiche gekauft wurden; aber wir bekamen keine derartige Frucht zu Gesicht, da die Bäume noch nicht einmal in der Blüthe standen. Zur Befriedigung der „Fremdenbibelgesellschaft“ muß ich bemerken, daß ich in dem Hotel von Brügge eines ihrer Bücher vortrefflich geschont, auf dem Kaminmantel liegen sah.

Den 21. April.

Wir fuhren auf dem Kanal nach Gent und beendigten soweit unsere Wasserreise. Dort angelangt, begaben wir uns nach dem Hotel royal, aus dessen Fenstern wir eine schöne Aussicht nach dem Thurme hatten, auf dem ein aus Konstantinopel gebrachter kupferner Drache steckt. Dies führte mich in vergangene Zeiten zurück, und ich machte mir Gedanken, wie der Thurm gebaut worden und der Drache da hinaufgekommen sey, bis ich mich zuletzt sogar in die Apokryphen vom „Bel und dem Drachen“ verirrt hatte.

Um ein Gemälde von van Eck zu sehen, begaben wir uns nach St. Bovins Kathedrale. Der Leser wünscht wahrscheinlich zu wissen, wer dieser St. Bovin war — denn mir erging's wenigstens so. Ich bat den Küster um Auskunft, und dem Leser soll gleichfalls seine Antwort zu Gute kommen: „St. Bovins, Monsieur, il était un Saint.“

Van Ecks Gemälde ist mehr werth, als ein ganzer Stoß von

Gemälden, wie wir sie in der Regel zu sehen bekommen. Van Eck ist der Erfinder und in der That der Vater der Oelmalerei. Es ist eine wundervolle Leistung.

Mrs. Trollope sagte, die Leute eilen durch Belgien, als wäre es nur eine Eisenbahnfahrt nach andern Ländern. Das ist sehr wahr — wir thaten dasselbe, denn wer wird zu Ostende bleiben, um sich betrügen zu lassen — zu Brügge, um die leeren Häuser anzusehen — oder zu Gent, das nichts ist, als ein flandrisches Birmingham, während Brüssel, König Leopold und der Vorgenuß von etwas Angenehmerem nur dreißig Meilen entfernt sind. Wir verschoben unsere Abreise nicht um einen Tag und eilten mit Postpferden nach Brüssel.

Fünftes Kapitel.

Den 22. April.

Die Königin von Belgien „a faito un enfant.“ Auf dem Kontinent wird stets das Weib als die faiseuse betrachtet, indem man von dem Gatten (und sehr oft mit Recht) annimmt, er habe nichts mit der Sache zu schaffen. Sie scheint ganz den Damen anheimgegeben zu seyn, denn sie beschränken ihre Familie genau nach ihren Wünschen oder Mitteln. Wie ganz anders ist's in England, wo Kinder geboren werden, ob sie nun gelegen kommen oder nicht. O Miß Martineau, Du magst wohl von dem preventive check sprechen, aber wo ist es? In England würde es ebenso werthvoll seyn, wie der Stein der Weisen.

Ich glaube, daß die guten Pariser, weil sie doch die Religion in Erledigung gestellt zu haben scheinen, gut thun würden, wenn

sie die Sitten und Gebräuche des Nahirenreiches, einer Maratten-nation, von der ich einmal gelesen habe, annähmen. In dem gedachten Lande geht es zu, wie im Himmel, denn es ist daselbst von keinem Heirathen die Rede. Alle sind frei, und die Erbschaften pflanzen sich durch die Schwesterkinder fort; denn, obgleich es unmöglich ist, den Vater eines Früchtleins zu kennen, ist doch so viel ganz gewiß, daß die Schwesterkinder mütterlicher Seits von ächter Abkunft sind. Was wäre dies für eine vortreffliche Einrichtung für die Pariser, und wie viele péchés mortels, als da sind — Ehebruch, Unzucht u. s. w. — würden umgangen, wenn man einen derartigen Zustand der Dinge einfach zum Landesgesetz erhöbe. Nebenbei, das wäre eine bewunderungswürdige Idee zur Reformation eines Volkes. Es heißt, heutzutage werden Gesetze gemacht, um Verbrechen zu verhindern, aber wie viele Mühe würde man sich sparen, wenn man Gesetze erließe, in deren Folge ein Verbrechen nicht länger als Verbrechen betrachtet wird.

Das Schauspielhaus ist wegen Mangels an Fonds geschlossen — ein Unglück, das seinen Grund in dem Ehrlichkeitsmangel des Direktors hat, welcher mit der Theaterkasse durchging.

Den 26. April.

Ich ging heute zu einer Art von Franconi oder Astley. Derartige Vorstellungen haben wenig Abwechslung, da nur eine gewisse Anzahl von Kunststücken durch Reiter und Pferde ausgeführt werden kann. Indeß sahen wir doch einiges Neue — zum Beispiele die beste weibliche Reiterin, die mir je zu Gesichte kam. Sie war ein vollkommener weiblicher Centaur und sah aus wie ein Theil des Thieres, auf dem sie stand. Dann hatten wir auch eine regelmäßig holländisch gebaute Dame, welche uns mit einem Sturz von ihrem Pferde amüsirte und in sitzender Haltung auf das Sägmehl niederflog, in welches sie ein so großes Loch machte, als hätte

ein Volk Rebhühner sich den ganzen Tag in demselben getummelt. Ein amerikanischer Schwarzer (es gibt bei solchen Gesellschaften stets einen Neger, denn sie lernen, wie Cooper sagt, in Amerika gut reiten, indem sie ihren Gebietern die Pferde stehlen) ritt ganz furios gut und verrenkte sich den Knöchel. Der Versuch eines Menschen, bei großem Schmerze zu lächeln, ist schrecklich — indeß, er verbeugte sich grinsend und hinkte hinweg. Nach ihm sahen wir die Leistungen einer Künstlerin, bei der die Verrenkung eines Knöchels nicht sonderlich in Aussicht stand — eine Miß Betsy von sehr massenhaften Verhältnissen, die jedoch diesen Abend nicht wenig launisch war und sich sehr oft weigerte, ihre Aufgabe zu erfüllen. Da nun außerdem Niemand dreist genug war, den Willen eines Frauenzimmers, das zugleich dem Elephantengeschlechte angehörte, gewaltsam zu brechen, so that sie eben, was ihr beliebte, und es beliebte ihr, sehr wenig zu thun. Ein Kunststück war jedoch neu — der Elephant nahm eine Muskete in den Mund und feuerte sie mit dem Rüssel ab.

Als ich in Indien war, hatte ich eine sehr große Vorliebe für diese Thiere. Ich erinnere mich noch eines prachtvollen Elephanten, welcher von der nach Martaban geschickten Expedition gefangen wurde. Er war vier oder fünf Fuß höher, als Elephanten gewöhnlich sind, und stand bei seinem Gebieter, dem Rajah, sehr in Gunsten. Nachdem das Thier gefangen worden, kostete es nicht geringe Mühe, es an Bord des Transportschiffes zu bringen. Man machte einen Floß, und obschon sich der Elephant nur sehr ungerne überreden ließ, den zusammengebundenen Holzstämmen seinen ungeheuren Leib anzuvertrauen, so ward er doch mit ungefähr dreißig Eingebornen auf der schwimmenden Holzmasse weiter getaut. Die stärksten Taue und Blöcke wurden hervorgesucht, um ihn einzuhissen, die großen Raaen doppelt befestigt und die Falle an den Kapstan gebracht. Man umschlang den Elephanten gehörig, bemannte den Kapstan, und das gewaltige Thier wurde in die Luft gezogen; es

hatte sich jedoch noch keinen Fuß weit gehoben, als die Taue brachen und die schwere Last unter tiefem Eintauchen des Floßes wieder auf die Baumstämme zurückfiel — eine Neuheit, die nicht den Beifall des Elephanten zu haben schien. Man zog eine neue Falle auf und bemannte den Kapstan abermals. Diesmal hielt das Takel und der Gentleman ging hinauf in die Luft; aber er hatte seinen früheren Unfall nicht vergessen und schrieb — aus welchem Grunde ist wohl kaum zu erforschen — die Behandlung, welche ihm zu Theil wurde, den Eingebornen zu, die ihm auf den Floß geholfen hatten. Während er sich langsam in die Luft erhob, schaute er sehr ergrimmt umher, denn die Augen und sein Rüssel waren die einzigen Theile seines Leibes, über die er noch frei verfügen konnte. Er machte auch bei seinem Hinansteigen davon reichlichen Gebrauch, indem er sie nach allen Richtungen entsandte. Wie er endlich an den großen Rusten vorbeikam, bemerkte er auf den Gänsehälsen die Hälfte einer großen Marssegelraa, die in den Schlingen weggeführt worden war. Diese Waffe sagte ihm wunderbar zu; er ergriff sie, wirbelte sie mit dem Rüssel einmal im Kreise und schleuderte das Stück Holz mit so guter Zielfertigkeit fort, daß es ungefähr zwanzig der Eingeborenen von dem Floß in's Wasser fegte, wo sie ihr Glück in der starken Fluth und unter einer Masse von Alligatoren versuchen konnten. Ich bewunderte die Fassung des Thieres sehr; denn das Schwingen in der Luft ist doch eine sehr ungewöhnliche Lage für einen Elephanten, und dennoch handelte er so besonnen, als ob er in seinen eigenen wilden Forsten umherstreifte. Er wurde zu Rangoon ausgeschifft, und es machte mir viel Vergnügen, in freien Stunden diesem Thiere und zwei anderen kleineren Elephanten zuzusehen, obschon der erstere stets mein besonderer Liebling blieb. Vielleicht ist es dem Leser nicht unangenehm, etwas von der Lebensweise eines Elephanten, der sich nicht in aktivem Dienste befindet, zu hören. Zu welcher Zeit Thiere aufstehen, die sich nur niederlegen, wenn es ihnen befohlen wird, ist schwer

zu sagen. Die Elephanten haben ihre Ställe unter irgend einem großen Baume, welcher sie im Laufe des Tages gegen die außerordentliche Hitze der Sonne schützt; hier stehen sie, an ihren Hinterfüßen durch eine Kette angeschlossen. Morgens früh kommt der Wärter aus seiner Hütte und wirft den Elephanten ihre Schlüssel zu, worauf diese augenblicklich die Schlösser ihrer Ketten öffnen, sich losmachen und dem Wärter in der höflichsten Weise die Schlüssel zurückgeben. Dann marschiren sie mit ihm nach dem nächsten Walde und beginnen daselbst Baumzweige abzubrechen, wobei sie diejenigen auslesen, welche ihrem Gaumen am angenehmsten sind, und sie in zwei ungeheure Bündel ordnen. Haben sie so viel gesammelt, als sie zu brauchen glauben, so schnüren sie die Bündel mit Bandweiden zusammen und befestigen vermittelst desselben Materials beide in einer Weise an einander, daß sie dieselben auf den Rücken werfen können, wobei auf jeder Seite ein Bündel herunterhängt. Sie haben sich nun verproviantirt und kehren nach Hause zurück, ohne für ihr ganzes Geschäft des Wärters bedurft zu haben. Natürlich hängt Alles davon ab, ob die Elephanten gut gezogen und lange im Dienst gewesen sind. Unter ihrem Baume angelangt, schlingen die Elephanten die Kette wieder um ihre Beine, schließen das Schloß zu und händigen den Schlüssel in derselben Weise wie früher wieder aus. Dann unterhalten sie sich mit ihrem Mahle, indem sie die Blätter und die zärteren Zweige verzehren, das Uebrige aber zurückwerfen. Hat nun ein Elephant genug gefressen, so liest er sich in der Regel einen langen Zweig aus, streift alle Seitenschößlinge ab und läßt nur am Ende einen Busch stehen, der ihm zu einer Fliegen- und Musquitosklappe dient; denn obgleich die Haut der Elephanten sehr dick ist, hat sie doch viele Risse und Schrunden, welchen das Geschmeiß zusetzt. Bisweilen bedienen sie sich auch folgender sinnreichen Methode, um sich gegen diese Quälgeister zu vertheidigen — sie stecken das Ende ihres Rüssels in den Staub, ziehen soviel wie möglich davon in denselben, halten ihn über ihre

Köpfe und pudern sich die Haut, worauf sie nach dem vorerwähnten langen Zweige greifen und sich damit unterhalten, daß sie rechts, links, und nach allen Richtungen, wo sich die Insekten niederlassen, ihren Leib klopfen.

Und nun ein Beispiel von Selbstverläugnung, das ich oft bei meinem Freunde, dem großen Elephanten, mit ansah. Ich bemerkte in der Regel, daß er sich sehr eifrig rechts und links klopfte, weil ihn augenscheinlich die Verfolgung der Musquitos ärgerte. Ich muß hier beiläufig bemerken, daß man sich keine Vorstellung machen kann, wie empfindlich die Tigermusquitoes stechen können, und will ein klares Beispiel davon geben, obschon ich für die Wahrheit nicht gerade einstehen kann. Ich erinnere mich, daß wir einmal während eines heftigen Regens in den Booten aus waren. Ein Mariner, der seine Ladung trocken erhalten wollte, hatte den Zeigefinger in den Lauf seiner Muskete gesteckt, zog ihn aber plötzlich in großer Hast heraus und rief seinen Kameraden zu: „Soll mich die nächste Kugel treffen, Bill, wenn mich nicht eines von diesem Geschmeiß durch den Lauf meiner Muskete hindurch gestochen hat!“ Dies per parenthesin — und jetzt wieder zu meinem Berichte. Wie gesagt, der Elephant zeigte durch beständiges Peitschen seiner Person, daß er seiner Verfolger sehr überdrüssig war. Da brachte dann der Wärter ein kleines, nacktes, schwarzes Ding, so rund, wie eine Kugel, das man, glaube ich, in Indien ein Kind nennt, legte es vor das Thier hin, indem er demselben auf Hindostanisch die Bewachung auftrug, und ging dann nach der Stadt. Der Elephant brach augenblicklich den größeren Theil des Zweiges ab, um einen kleineren, bequemeren Wedel daraus zu machen, und schenkte nun seine ganze Aufmerksamkeit dem Kinde, indem er jeden Musquito wegfächelte, der in dessen Nähe kam. So trieb er es, ohne Rücksicht auf sich selbst zu nehmen, gegen zwei Stunden, nach welcher Zeit der Wärter wieder zurückkehrte. Es war in der That ein schöner Anblick, der mir reichlichen Stoff zum Nachdenken gab.

Ich hatte da ein Ungeheuer vor mir, dessen Masse die des Kindes wenigstens zweitausendmal überbot, und doch erkannte es, daß das Ebenbild seines Schöpfers sogar in diesem niedrigsten Grade der Vollkommenheit göttlichen Ursprungs war. Stumm bewies das Thier die Wahrheit der heiligen Worte, daß Gott „dem Menschen die Herrschaft gegeben habe über die Thiere des Feldes.“ Dazu gab das unvernünftige Geschöpf ein Beispiel von Aufopferung und Selbstverläugnung, das nur wenigen Christen — in der That keinem, als etwa einer Mutter, möglich gewesen wäre. Würde Fowell Burton, von einem Musquitoenschwarm umgeben, das Gleiche für einen weißen oder schwarzen Mitmenschen gethan haben? Gewiß nicht. Er hätte seine eigenen Lenden und Ohren, sein Gesicht und seinen ganzen übrigen Leib gewedelt, es seinen Nachbarn überlassend, für sich selbst Sorge zu tragen — und wer hätte es ihm übel nehmen wollen?

Da ich eben daran bin, so kann ich meinem Leser wohl auch mittheilen, in welcher Weise ich von diesem Elephanten schied, denn sie ist gleichfalls sehr charakteristisch für das Thier. Die Armee wurde zum Marsche beordert, und man requirirte die Elephanten, um die Zelte zu tragen. Der Generalquartiermeister (der Mann mit vier Augen, wie ihn die Eingebornen nannten, weil er eine Brille trug) beaufsichtigte das Laden der Thiere. Man häufte Zelt um Zelt auf meinen Freund, der mäuschenstille blieb, bis er endlich fand, daß man die Sache übertrieb. Dann aber brüllte er seine Beschwerde, die durch den Wärter übersetzt wurde. Es handelte sich jedoch nur noch um ein einziges Zelt, und eines mehr oder weniger konnte keinen Unterschied machen, weshalb Befehl ertheilt wurde, es seinem Rücken aufzuladen. Der Elephant sagte nichts mehr, sondern wurde stöckisch — hätte man's nicht so übertrieben, so würde er sich eine Freude daraus gemacht haben, so aber betrachtete er diese Behandlung als keinen Spaß. Nun traf es sich,

daß gerade die Hauptstraße (die einzige der Stadt), welche wenigstens eine halbe Meile lang war, mit kleinen Pferden und kleinen Ochsen, welche je ein paar Fäßchen Wein, Branntwein oder Aehnliches trugen, zum Ersticken überfüllt war. Zu ihren Seiten gingen die Coolies, die durch ihr Pfeifen, Stoßen, Schlagen und Schreien die Lebhaftigkeit der rührenden Scene nicht wenig erhöhten. Sobald dem Elephanten das letzte Zelt aufgelegt war, nahm er sich wie ein Berg aus, und die Leinwand stand fast um die Breite seines eigenen Körpers über ihn hinaus. Es war just genug Raum für ihn vorhanden, daß er zwischen den beiden Häuserreihen durchkommen konnte — keine zehn Zoll übrig. Der Wärter befahl ihm, vorwärts zu gehen. Das Thier gehorchte allerdings, aber in welcher Weise! Es streckte den Rüssel in die Luft, stieß einen lauten Schrei der Entrüstung aus und schlug einen Trab an, der sich an Geschwindigkeit mit dem Galoppe eines Pferdes messen konnte. So ging es gerade die Straße hinunter. Der Elephant mähete jedes Pferd, jeden Ochsen und jeden Colbey, der ihm in den Weg kam, vor sich nieder. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Die kleinen Thiere streckten ihre Beine in die Luft. Der Wein und Branntwein bildete Bächlein in der Straße, die Coolies stürzten sich schreiend durch die Fenster und Thüren hinein, und mit einem einzigen derben Stoß zerstörte der zornige Gentleman fast alle Bequemlichkeiten der Offiziere, welche keine Ahnung hatten, wie viel sie um eines Extrazelts willen opfern mußten. Ich folgte meinem Freunde auf seinem rücksichtslosen Rennen mit den Augen, bis er endlich durch eine dichte Staubwolke meinen Blicken entnommen wurde; und dies war mein Lebewohl von ihm Ich wandte mich um und betrachtete den Quartiermeister, der mit allen seinen vier Augen auf die Wirkungen seiner Unmenschlichkeit hinsah. Aber wir sind an zwanzigtausend Meilen von Brüssel abgekommen, und müssen daher wieder zurückkehren.

Sechstes Kapitel.

Brüssel, den 5. Mai.

Seine belgische Majestät, die belgischen Minister, die belgischen Gesandten, die belgischen Behörden, der ganze belgische Adel sammt der belgischen Honorationenschaft, sämmtliche Engländer, welche der Ruhe und Ersparniß wegen in Brüssel wohnen, alle Verbannten und alle Propagandisten, welche hier Unfug brüten — Alles hat Brüssel durch die Porte d'Anvers verlassen. Und alle Belgier, welche zu Brüssel leben, haben ihre Läden geschlossen und sind durch die Porte d'Anvers hinausgegangen. Die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder sind durch die Porte d'Anvers hinaus. Auch die Unmündigen mußten mit, weil die Mütter sie nicht zu Hause lassen konnten. Und die Generale, ihre Stäbe, die Offiziere, sämmtliche Truppen und die ganze Artillerie haben Brüssel gleichfalls verlassen und sind durch die Porte d'Anvers hinausgezogen, um besagte Bevölkerung ruhig und in guter Ordnung zu halten. Niemand ist in Brüssel zurückgeblieben, und Brüssel muß diesen einen Tag für sich selbst sorgen.

Der Leser wünscht nun natürlich zu wissen, warum Alles Brüssel verlassen hat und durch die Porte d'Anvers strömt?

Weil heute die Einweihungsfeier des Chemin de Fer ist, der eben zwischen Brüssel und Mecheln fertig wurde, und an dem heutigen Tage eröffnet werden soll. Das heißt, drei Dampfmaschinen, der Stephenson, der Pfeil und der Elephant sollen in Gegenwart der Königlichen Majestät Seiner Majestät Minister, sämmtlicher Gesandte, welche mitzugehen Lust haben, alle Departements-Chefs und Jedermann, der ein legitimirendes gelbes Billet vorzuweisen hat, in dreiunddreißig Omnibusen, Diligencen oder Wägen, welche

besagten drei Dampflokomotiven angefügt sind, nach Mecheln und wieder zurückführen. Ich werde auch hinausgehen und zusehen, denn ich habe nicht Lust, allein, als „der letzte Mann“ in Brüssel zu bleiben.

Den 6. Mai.

Es war eine herrliche Fahrt, denn Alles ging trefflich von Statten. Wir fuhren über zwölf Meilen des fruchtbarsten Waldelands, das auf Erden nur zu finden ist, und die ganze Wegstrecke war so von Zuschauern überfüllt, daß man bemerken konnte, wie ungemein das Land bevölkert ist. Die erste Meile bestand aus einer einzigen Volksmasse — und ein belgisches Gedränge übt eine sehr angenehme Wirkung wegen der vorherrschenden blauen und weißen Farben, die sehr erfrischend gegen den grünen Hintergrund abstechen. Jeder Mann hat seine Blouse, jedes Weib ihre Mütze und ihren Strohhut. Wenn sich aber die Belgier auch gut en masse ausnehmen, so läßt sich dies doch nicht von dem Detail sagen. Von den Männern erwarten wir nicht viel, aber die Weiber sind zuverläßig die einfachste Race in der ganzen Welt — selbst die Afrikaner nicht ausgenommen. Auf einigen unserer Kriegsschiffe war es ehedem Brauch, ein altes Messer zu führen, welches, wenn die Mannschaft an Bord kam, von Hand zu Hand ging, um dem Häßlichsten, der sich auffinden ließ, übergeben zu werden. Dieser behielt nun das Messer, bis ein Anderer kam, der mit einer noch unglücklicheren Physiognomie begabt war; Letzterem wurde dann alsbald das Instrument überantwortet und er mußte behalten, bis er von einem weiteren ausgestochen wurde. Wollte man diesen Grundsatz bei einer Vergleichung der Weiber aller europäischen Staaten auf die belgischen in Anwendung bringen, so wären sie ohne Frage in vollem Maaße berechtigt, das Messer zu führen, und müßten es wohl für Jahrhunderte im Besitze behalten, wenn sie sich nicht etwa durch eine Kreuzzucht veredelten.

Wir langten wohlbehalten zu Mecheln an und ich belustigte mich ungemein an dem wechselnden Ausdrucke des Erstaunens in den fünfmalhunderttausend Gesichtern, an denen wir vorbeikamen. Auf einer reichen Wiese entdeckte ich ein Häuflein katholischer Priester, welche dem Zuge in einer Weise nachsahen, als dächten sie: „das ist ketzerisch und verdammlich; der Chemin de Fer ist weiter nichts als der Chemin d'enfer." Zu Mecheln stiegen wir alle aus und begaben uns nach einer steinernen Säule, wo zu dem Schalle einer kriegerischen Musik eine Rede gehalten wurde. Dann kehrten wir wieder nach unsern Wagen zurück. Um die Gewalt seiner Maschine zu zeigen, hängte jetzt Herr Sephenson alle Karren, Omnibusse und Diligencen an einander an und ließ auf dem Rückwege den Elephanten allein ohne Beistand der beiden andern Lokomotiven arbeiten. Der Elephant hatte demgemäß uns Alle im Schlepptau, und es ging mit großer Geschwindigkeit dahin. Für die Zuschauer muß es ein schöner Anblick gewesen seyn, den ganzen Zug, mit rothem Tuch, Rosenguirlanden, weißen Baldachinen, und dreihundert gelb=roth=schwarzen belgischen Flaggen bedeckt, in einer Linie zu übersehen. Das ungeheure Thier, welches eine Last von achtzig Tonnen schleppte, wurde jedoch zu Vivorde durstig und warf uns ab; es brauchte ungefähr eine halbe Stunde, um zu trinken — das heißt, Wasser einzunehmen, und brach dann wieder auf. Wir langten wohlbehalten zu Brüssel an, sehr zur Freude derjenigen welche in den Wagen saßen, desgleichen auch zum Entzücken Seiner Majestät, aller seiner Minister, aller seiner Behörden und des ganzen Kaufmannsstandes, welche wohl glauben mochten, daß das tausendjährige Reich gekommen sey, während dagegen die niederen Klassen sehr betrübte Gesichter machten, da sie sich mit der Vorstellung trugen, der Chemin de Fer werde ihnen ihr Brod wegnehmen, und sich daher herzlich nach einem Auffliegen des Zuges mit Mann und Maus gesehnt hatten. Da es Herrn Stephenson gelungen war, seine dekorirten Wagen wohlbehalten

wieder zurückzubringen, so wurde er selbst auch dekorirt und ist jetzt ein Ritter des Leopoldordens. Wäre nicht der eiserne Orden der belgischen Partrioten eine passendere Chemin de Fer Dekration gewesen?

Es ist unmöglich, eine Dampfmaschine anzusehen, ohne mit Staunen und Bewunderung über den Scharfsinn des Menschen erfüllt zu werden; aber dieses Gefühl steigert sich zu einer eigentlichen Ehrfurcht, wenn wir die Lokomotive eines Dampfzuges betrachten — es ist hier die ungeheuerste Kraft in einen kleinen Raume zusammen gedrängt, — und ich kann mich der Vorstellung nie entschlagen, daß sie mit Leben begabt sey. Die Idee einer derartigen, selbstthätigen Bewegung in Verbindung mit der ungeheuren Gewalt vergegenwärtigt meinem Geiste stets einen sprudelnden, zischenden, schrecklichen Dämon, der, sobald er der Leitung ledig werden könnte, sich glücklich schätzte, Tausende in's Verderben zu reißen.

Und wird diese gewaltige Erfindung für die Menschheit ein Seegen oder ein Fluch werden? Prometheus stahl das Feuer vom Himmel, um seine Statue zu beleben, aber könnten nicht auch die Uebel folgen, welche Pandoras verhängnißvoller Büchse entquollen? Die untern Klassen Belgiens tragen sich mit der Vorstellung, daß die Einführung des Dampfes ihnen das Brod wegnehme. Untersuchen wir, ob in dieser Idee nicht ein Grad instinktartiger und prophetischer Wahrheit liegt.

Es ist ein Grundsatz unserer Staatsökonomen, dem großartigen Ziele nachzustreben, durch möglichst kleine Mittel die größtmöglichen Zwecke zu erreichen. An sich betrachtet ist dieser Grundsatz gut; aber es steht ihm ein anderer entgegen — daß nämlich die Wohlfahrt und das Glück eines jeden Staates von der Möglichkeit abhängt, dem ganzen Gewerbfleiß des Volkes volle Beschäftigung zu geben.

Belgiens Bevölkerung ist ungeheuer. In England rechnen wir

ungefähr achtzehnhundert Seelen auf die Quadratstunde, während in Belgien auf denselben Raum dreitausend achthundert Köpfe kommen. Nun würde es dem letzteren Gebiete unmöglich seyn, seine Bevölkerung zu ernähren, wenn es nicht seine ausgedehnten Fabriken hätte, denn die Baumwollenmanufakturen allein, in welchen der Dampf bis jetzt nur theilweise eingeführt ist, reichen zweihundertfünfzigtausend Menschen ihren Unterhalt. Zweitens kömmt die Zerstückelung des Grundeigenthums in Betracht, da die Gesetzgebung in der Erbfolge kein Erstgeburtsrecht anerkennt. Die Folge davon ist, daß der größte Theil Belgiens sich im höchsten Grade der Fruchtbarkeit und guten Anbaus befindet. Dennoch ist das Verhältniß derjenigen, welche von öffentlichen Anstalten und Privat-Wohlthätigkeitsvereinen ihren Unterhalt ziehen, selbst unter dem dermaligen Zustande wie 1 : 8. Sollte nun die Dampfmaschine allgemein in dem Lande eingeführt werden, so würde die Mechanik die Stelle des Menschen vertreten und sein Geschäft verrichten. Was müßte das Resultat seyn? Daß Tausende geschäftslos würden und der Nation zur Last fielen. Wenn die Bevölkerung so dicht ist, daß sie sogar gegenwärtig nicht allen ihren Bewohnern Raum zur Arbeit bieten kann, so fällt in die Augen, daß die Einführung von Maschinerien nur den Pauperismus vermehren kann. Und haben da die Belgier nicht recht, wenn sie glauben, sie würden durch Anwendung eines derartigen Systems ihr Brod verlieren.

Es kann nicht in Abrede gezogen werden, daß das Maschinenwesen in England gewissermaßen auch schon diese Wirkung geübt hat. Nicht nur unsere Manufakturarbeiter, sondern auch die Landbauer haben unter dem Grundsatze, durch möglichst kleine Mittel die größtmöglichen Resultate zu erzielen, viel gelitten, und um der Noth der letzteren abzuhelfen, dürfte sich eine Theilung des Grundbesitzes als die zweckmäßigste Maaßregel erweisen. Der Grundherr und der Pächter ziehen große Güter deshalb vor, weil sie sich durch wenige Leute und Pferde kultiviren lassen — aber wie muß dies

wirken? Eine gewisse Anzahl von Arbeitern wird geschäftslos und muß im Müßiggang ernährt werden. Ist die Summe, welche von den Farmern durch Benutzung weniger Arbeiter auf großen Ländereien gewonnen wird, höher anzuschlagen, als ihr Antheil an der Armensteuer? Für die Betreffenden vielleicht wohl, da sie einen großen Theil der Last auf Andere hinüberwälzen, aber für die Nation gewiß nicht — denn auch der Mensch, der nicht arbeitet, muß essen. Dürften sich unter solchen Umständen nicht nachfolgende Sätze als richtig erweisen?

Das Erzielen der größtmöglichen Resultate aus möglichst geringen Mitteln ist ein Grundsatz, der nur stichhaltig ist, wenn er den Gewerbfleiß eines Volkes nicht beeinträchtigt. So lange die ganze Bevölkerung eines Landes Beschäftigung hat, ist Maschinenkraft zum Beispiel eine Wohlthat und eine Quelle weiteren Reichthums; in demselben Verhältniß aber, als sie die Bevölkerung beschäftigungslos macht, ist sie ein Uebel, welches zuletzt in Aufruhr, Anarchie und Verwirrung übergehen muß. Quod est demonstrandum. Gebe Gott, daß es nicht schon unsere Zeiten treffe!

Siebentes Kapitel.

Antwerpen.

Wer hätte nicht von der Kathedrale zu Antwerpen, von den schönen Gemälden des großen Meisters Rubens und von der Belagerung der gedachten Stadt durch den General Chassé gehört, bei welcher Gelegenheit die Franzosen eine Nichtinterventions-Armee nach der Citadelle marschiren und sie den Holländern abnehmen ließen? Wem wäre unbekannt, wie Lord Palmerston protokollirte, während Marschall Gerard bombardirte, und wie das Ganze nichts

als eitel Bombast war? Der Name Palmerston erinnert mich an eine Nachtischunterhaltung mit einigen Belgiern, welche die Unfruchtbarkeit Englands an diplomatischen Talenten besprach, während es doch in jedem andern Zweige sich so sehr hervorthue. Dieses Thema war nicht zum ersten Male von Ausländern in meiner Gegenwart verhandelt worden. Sie neiden uns natürlich unsere Ueberlegenheit im Allgemeinen und greifen daher gerne unsere schwachen Punkte an; auch haben sie Recht, daß der vorgenannte zuverlässig unsere schwächste Seite ist. Unserer Armee, unserer Flotte oder unserer Constitution können sie nichts anhaben; da geht es denn auf unser Klima los, das nicht unsere Schuld, wohl aber unser Unglück ist, und zunächst kommt unsere Diplomatik zur Sprache, an der wir allerdings Schuld tragen, die sich aber auch oft als unser Unglück erwiesen hat.

Es ist unbestritten wahr, daß unsere Diplomaten-Corps sehr untergeordnet sind. Der Grund liegt darin, daß die Einkünfte derartiger Stellen vortheilhaft genug sind, um sie den höheren Klassen als eine Versorgung für die jüngeren Zweige ihrer Familie wünschenswerth zu machen. Natürlich fallen sie nur denen zu, welchen die Regierung für ihre Unterstützung verpflichtet ist, ohne daß dabei der wichtige Punkt der Befähigung auch nur im mindesten in Betracht käme, so daß die einfache Versorgung des jüngeren Sohnes eines Regierungsanhängers das Land zuletzt Millionen kosten kann, weil es dem Bediensteten an dem nöthigen Takte und Urtheil fehlt. Dieses Uebel wird noch durch das leidige System erhöht, die erledigten Stellen nach der Anciennität zu besetzen, und es gibt nichts Abgeschmackteres als den Grundsatz, daß der Zweite der Erbe des Ersten seyn soll. Hat auch irgend Einer während einer kritischen Lage das höchste diplomatische Talent bewiesen, so nützt es ihn nichts, da er bei dem gegenwärtigen System keine Anstellung finden kann, wenn er nicht zuvor als geheimer Sekretär oder Attaché gedient hat. Nein, es wäre ungeheuer — unerhört, wenn man es anders halten

wollte; schon der Gedanke daran könnte Lord Aberdeen einerseits oder den Lord Palmerston andererseits in Zuckungen versetzen. Darf man sich daher wundern, daß unser diplomatisches Corps so mangelhaft ist? Gewiß, wenn irgend etwas vor allem Andern der Revision und Reform bedarf, so ist es diese schwache Seite, und die Nation hat ein Recht, darauf zu bestehen.

Man fragt vielleicht, welche besonderen Eigenschaften für einen Diplomaten nöthig seyen, wenn er einmal anerkanntermaßen Talente, Erziehung und eine vollständige Geschäftskenntniß besitzt? Ich erwiedere hierauf bloß: das erste Erforderniß ist Geistesgegenwart — nicht diejenige Geistesgegenwart, welche in Gefahr von Nutzen ist, sondern diejenige, welche ihn befähigt, jeden Vorschlag mit einem Male in allen seinen Beziehungen zu erfassen und den Zweck desselben zu erkunden, welcher anfangs stets verborgen gehalten wird. Wenn Diplomaten ihr Feld betreten, sind sie so ziemlich in der Lage zweier Armeen, von welchen die eine eine Festung angreift und die andere sie vertheidigt. Zugeständnisse sind höchst gefährlich, da sie den Gegner befähigen, seine ersten Paralelllinien aufzuwerfen, und wenn man meint, der Feind sey noch um kein Jota vorgerückt, so muß man nur zu oft finden, daß er sich durch einen gedeckten Weg gearbeitet hat und nun in der Lage ist, zur Uebergabe aufzufordern. Es ist sonderbar, daß man behaupten mag, es sey unmöglich, Personen zu Diplomaten zu verwenden, die nicht regelmäßig für den Dienst erzogen wurden, während man doch zu gleicher Zeit Offiziere der Armee und Flottenkapitäne ohne Unterlaß — ja sogar unter Umständen von der allerhöchsten Wichtigkeit zu derartigen Diensten benützt. Der Voraussetzung zufolge sollten die Flottenoffiziere die alleruntüchtigsten seyn, da man in der Regel sagt, man habe sie zur See geschickt, weil *sie für nichts Anderes paßten*. Hat Einer aber, nur erst das Kommando einer Fregatte, so gewinnt es den Anschein, als glaube man, daß er jetzt zu Allem tauge. Ein Schiff wird zu einem „besonderen Dienste“

beordert — warum man das so nennt, weiß ich nicht, wenn nicht darunter elytisch zu verstehen ist, daß damit ein „besonders unangenehmer Dienst“ gemeint sey. Der Kapitän erhält von der Admiralität die Weisung, sich als unter dem Befehle des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu betrachten, und erhält einen ungeheuren Stoß von Dokumenten, numerirt, schedulirt und mit rothen Schnüren umwickelt (wie Bulwer in seiner Flugschrift sagt); den Inhalt derselben soll er sich zur Richtschnur seines Verfahrens machen. Er arbeitet sich durch den Wortschwall und die technischen Ausdrücke, wobei er nach Cobbets „reinem Sachsen“ seufzt, und ist er fertig, so fühlt er sich nicht wenig in Verlegenheit. Das Dokument Nummer 4 widerspricht dem Dokument Nummer 12, und Nummer 1 will sich nicht mit Nummer 56 zusammenreimen lassen — das heißt, wie er das Englische liest und versteht. Entschlossen, sich wo möglich in die Sache hineinzuarbeiten, nimmt er jeden Morgen eine Dosis von Protokollen vor sich hin, bis er sie endlich beinahe auswendig kann, und handelt dann nach bestem Wissen und Glauben. Mit sehr wenigen Ausnahmen ist es auch unläugbar, daß die Flotte in derartigen Diensten und oft unter Umständen von besonderer Schwierigkeit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stets zu großer Zufriedenheit gedient hat. Ich weiß aus sehr guter Quelle, daß die Armeeoffiziere in der Regel eben so glücklich waren, obschon sie nicht so oft zu „besonderem Dienst“ aufgeboten wurden. Beiläufig, der besondere Dienst wird eben so bezahlt, wie der allgemeine Dienst in Seiner Majestät Flotte — eigentlich eine Unbilligkeit, da wir selbst für rothe Schnüre, Federn, Dinte und Papier sorgen müssen.

Als ich mit einem Freunde auf dem Glacis spazieren ging, deutete er nach einem Fenster, an welchem ein ungeheuer fetter Mann seine Pfeife rauchte, und sagte mir, derselbe habe unter Wilhelm von Oranien im holländischen Dienste gestanden, sey aber, weil er für forcirte Märsche nicht mehr tauglich gewesen, mit An=

deren auf Halbsold gesetzt worden. Es waren noch nicht viele Monate seines Pensionsstandes abgelaufen, als er nach dem Palast ging, sich eine Audienz bei dem König erbat und, als ihm dieselbe zugestanden wurde, die Majestät um Wiedereinsetzung in seinen vollen Gehalt bat. Der König erhob viele Bedenken und erklärte, daß es ihn unmöglich sey, diesem Gesuche zu willfahren; aber nun rief der corpulente Offizier, indem er seinen ungeheuren Bauch, so weit es gehen wollte, mit den Armen umfaßte: „Mein Gott, wie kann Eure Majestät sich vorstellen, daß ich im Stande sey, diesen großen Bauch mit meinem Halbsolde zu füllen?“ Dieses Argumentum ad ventrem kitzelte König Wilhelm dermaßen, daß er dem Bittsteller wieder seinen vollen Gehalt verlieh, welchen derselbe auch seitdem fortbezogen hat.

Für einen Mann, der von Kindheit an so zu sagen ein Wanderleben geführt hat, wie es bei mir der Fall ist, wird es schwer, etwas Neues oder Interessantes aufzufinden. Ich habe zu viel gereist, zu viel gesehen — und bewundere jetzt selten etwas. Ich stelle Vergleichungen an, bei welchen der Gegenstand vor meinem körperlichen Auge unglücklicherweise in der Regel gegen den vor meinem geistigen Blicke in Schatten zu stehen kommt. Wer so viele Himmelsstriche bereist, mit so vielen Völkern verkehrt, sich in so vielen Sprachen versucht und kaum etwas Anderes übergangen hat, als die Betretung des Nordpolpunktes oder die Besteigung des Vesuvkraters, mag sich wohl über die Freuden der Erinnerung als über eine alte Leier ärgern. In demselben Grade, als das Gedächtniß umfassend ist, nimmt einer der ersten Reize des Daseyns — die Neuheit ab. Wenn man viel gesehen, so hat man wenig mehr, als die Vergleichung, und sind Vergleichungen nicht stets widerlich? Nicht daß ich mich beklagte, denn ich habe eine Hülfsquelle; ich kann zu der Einbildungskraft meine Zuflucht nehmen, diese Alltagswelt verlassen und im Bereiche der Dichtung neue Scenen schaffen, die ich mit neuen Wesen bevölkere.

Die endloseste Abwechselung und Unterhaltung, der reichste Stoff für Studium und Betrachtung liegt übrigens in unserer eigenen Species, die zwar in allen Ländern dieselbe, aber doch wieder so ganz anders ist. Das geeignetste Studium für den Menschen ist der Mensch.

In derselben Gesellschaft, welche die Politik zur Sprache brachte, saß eine Person an meiner Seite, die ich bis dahin nie gekannt hatte, und da traf's sich denn, daß der Name eines Mannes erwähnt wurde, mit dem ich lange auf sehr vertrautem Fuße gestanden hatte.

„Kennen Sie ihn?“ fragte mein Nachbar mit einem sehr eigenthümlichen Ausdrucke.

Ich entgegnete, daß ich hin und wieder mit ihm zusammentreffe, denn ich dachte mir wohl, daß etwas in den Wind kommen werde.

„Nun, ich kann weiter nichts von ihm sagen, als daß er eine etwas sonderbare Person ist.“

„Wirklich?“ versetzte ich. „Wie meinen Sie dieß?“

„Es heißt, seine Stimmung sey sehr unzuverlässig.“

„So?“ fuhr ich mit demselben fragenden Blicke fort, als ob ich mir weitere Auskunft erbäte.

„Ja, ja, ein etwas gefährlicher Mann.“

„Kennen Sie ihn?“ fragte ich zur Erwiederung.

„Ja; das heißt nicht sehr genau. Die Thatsache ist, daß ich nicht viel mit ihm zu thun haben mochte. Ich gebe zu, daß er ein sehr gescheidter Mann ist, aber dem Vernehmen nach fängt er mit Jedermann Händel an.“

„Wer hat Ihnen dieß gesagt?“ entgegnete ich.

Er fühlte sich nicht befugt, seinen Gewährsmann namhaft zu machen.

„Dann erlauben Sie mir zu bemerken,“ sagte ich, „daß Sie ganz schlimm unterrichtet sind. Ich stehe seit fast zwanzig Jahren

auf dem vertrautesten Fuße mit diesem Manne, und während dieser ganzen Zeit hat er weder mit mir, noch, meines Wissens, mit irgend Jemand anders Händel angefangen, obgleich ich zugebe, daß er nicht allzu höflich gegen diejenigen ist, welche er vielleicht verachtet. Der einzige richtige Theil ihrer Angabe besteht darin, daß er ein sehr gescheidter Mann ist, und unsere Regierung hegt von ihm die gleiche Ansicht."

Mein Nachbar war geschlagen und schwieg, worauf ich mich dem allgemeinen Gespräch anschloß. Ich weiß nicht, was der Grund der gedachten Abneigung war, habe aber häufig bemerkt, daß Männer, welche die Sophistik der Abgeriebenheit verschmähen und in ihrem Charakter keinen angreifbaren Punkt bieten, von ihren Feinden in der Regel mit der Behauptung angegriffen werden, sie seyen Leute von unzuverlässiger Stimmung, mit denen man sich nicht gut einlassen könne. Dies ist der letzte und, wenn auch nicht gerade der giftigste, so doch der sicherste Pfeil in dem ganzen Köcher der Verläumdung. Er thut dem Charakter gerade keinen Eintrag, veranlaßt aber Andere, eine so dargestellte Person zu vermeiden.

Es ist eigenthümlich, und allerdings vielleicht nur ein glücklicher Zufall auf meiner Seite, daß ich in mehr als einem halb Dutzend Beispielen bei den hochsinnigen und geistreichen Männern, welchen ein solches Zeugniß gegeben wurde, gerade die entgegengesetzte Eigenschaft gefunden habe. Einige mögen wohl diese Beschuldigung verdienen, aber es gibt keine Art von Schmähung, welcher man mit größerer Vorsicht ein Ohr leihen sollte. Freilich ist es gut, auf der Hut zu seyn, aber eine derartige Angabe sollte nie den Grund abgeben, um die beschuldigte Person geradezu zu vermeiden. In der That spricht eine solche Anklage gewissermaßen eher zu Gunsten des Betreffenden, denn es ist klar, daß sie nur eine Eigenschaft angeht, der wir Alle mehr oder weniger unterworfen sind, und wer in seinen Freunden oder Bekannten Vollkommenheit sucht, wird unausbleiblich auf getäuschte Hoffnungen treffen.

Achtes Kapitel.

Brüssel.

Ich habe alle meine Notizen verloren und kann sie nirgends finden. Nun — Kinder sind wohl ein großer Segen, wenn man sie in der Kinderstube hält, aber einem Papa kommen sie doch ein wenig ungelegen, wenn derselbe das Unglück hat, ein Schriftsteller zu seyn. Als mir mein jüngstes Mädchen eine lange Reihe papierner Weibchen, die an den Armen zusammenhingen, zeigte, dachte ich wenig, daß meine Memoranda das Material dazu hergegeben hätten. Aber es war so, und als ich auf einer Inquisition bestand, um meine Schätze wieder zu gewinnen, mußte ich die Entdeckung machen, daß ein Auto da Fee abgehalten und die ganze Reihe von Weibchen, welche meine bezaubernden Ideen auf ihren Röcken trugen, gleich einem Herenhaufen verbrannt worden war. Aber wie der Mann in dem Packetboote sagte — „ist dies Alles?" oh nein! — die Kinder, welche lauter Mädchen sind, kamen wie ein Waldstrom heran, hüpfend, tanzend, lachend und kreischend, bis ich mir wie ein anderer Orpheus vorkam, der von den Bacchantinnen in Stücke zerrissen werden soll. Ich legte meine Feder nieder, denn sie trieben mir alle meine Ideen aus dem Kopfe. Mögen eurer Schatten nie weniger werden, mes enfants, aber ich wollte, ihr machtet keinen solchen Teufelslärm.

Der Autor und der Vater vertragen sich nicht gut mit einander — dies ist eine Thatsache.

Ihre heiteren Mienen werden nur durch einen Blick der Verzweiflung beantwortet — ihre Siedwasserhitze läßt mein Thermometer auf Null heruntersinken — ihr verwünschter Frohsinn macht mir ein verwünschtes Kopfweh — ihre Lebensgeister zwingen mich, zu geist'gen Extrakten meine Zuflucht zu nehmen — der überströ-

mende Becher ihres Glückes macht auch mir die Nothwendigkeit eines Glases begreiflich. Gebrannte Wasser stellen das Gleichgewicht wieder her, und es gelingt mir, der Kinder und des Kopfwehs zu einer und derselben Zeit wieder los zu werden.

Da wir eben vom Branntwein sprechen — eines Morgens um zwei Uhr, um dieselbe bezaubernde Zeit, in welcher Geister auf den Kirchhöfen umherwandeln, dachte ich, ob es nicht besser wäre, zu Bette zu gehen, als Unsinn zu schreiben — eine Ansicht, in welcher die meisten meiner Leser mit mir übereinstimmen werden; da stampften mit einemmale drei junge Männer herein, an welchen die Wirkungen des Trinkens recht deutlich zu verspüren waren. Es liegt viel Charakter in der Trunkenheit, obschon sich zu gleicher Zeit aus ihren Wirkungen nicht auf einen Charakter schließen läßt. Wir sehen oft die ruhigsten Leute bei ihren Bechern sehr cholerisch werden; aber dennoch ist Charakter vorhanden, und die Verschiedenheit der Wirkungen bietet dem Zuschauer nicht wenig Interesse. Nun waren die gedachten jungen Männer in sehr verschiedenen — und namentlich der eine davon in einer ganz neuen Weise betrunken; denn obgleich er noch sein Gleichgewicht behaupten und unendlich große Augen machen konnte, so hatte er doch die Macht der Sprache verloren. Ich sah seine Lippen bewegen, ohne daß jedoch ein Laut zum Vorschein kam. Der zweite war lachend betrunken; Alles, was entweder von ihm selbst oder von Jemand anders gesprochen wurde, verdrehte er in ein Wortspiel oder in ein Bonmot. Der dritte, den ich vorher nicht gekannt hatte, war von einem höflichen Rausche beglückt. Vermuthlich hatte die Idee, sich zu einer so ungereimten Stunde einem Fremden aufzudringen, diese Wirkung hervorgebracht — aber ich will die Scene beschreiben.

„Ha, ha, ha! wir kommen zu Ihnen — ha, ha, kapital. Wir möchten noch etwas Grog haben, und — ha, ha — wir wissen, daß Sie immer mit Vorrath versehen sind," sagte der Zweite, indem er sich in einen Armstuhl setzte.

Der Erste nahm gleichfalls einen Stuhl, bewegte ein paar Sekunden seine Lippen und stierte dann, aufrecht dasitzend, nach den beiden Lichtern hin; wie viele er wohl zählte, vermag ich nicht zu sagen.

„In der That, ließ sich Nummer Drei vernehmen, „wir sind — ich fürchte — wir nehmen uns eine große Freiheit — sehr große Freiheit, aber — eine Entschuldigung ist zuverläßig am Orte — wenn Sie mir erlauben wollen für meine beiden Freunde eine Entschuldigung vorzubringen — darf ich so frei seyn, sie Ihnen vorzustellen?“

„Vielen Dank, aber ich habe das Vergnügen, sie bereits zu kennen.“

„Ich bitte in der That um Verzeihung — es war ganz unabsichtlich von meiner Seite. Ich hoffe, Sie nehmen's nicht übel? Wollen Sie mir erlauben mich selbst vorzustellen? Ich bin Kapitän C . . . von dem . . . Gestatten Sie mir Ihnen meine Karte anzubieten und Ihnen zu sagen, wie glücklich ich mich schätze, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Mit diesen Worten händigte mir der dritte Gentleman seine Karte ein und steckte die Brieftafel wieder in die Tasche.

„Kapital!“ rief Nummer Zwei; „ha, ha, ha! Welch ein vortrefflicher Spaß; ha, ha, ha! Nun den Grog.“

Dieser war bald herbeigeschafft. Nummer Eins hatte zwar alle Sprache verloren, konnte aber doch noch schlucken. Er füllte sein Glas, setzte sich noch aufrechter in seinen Stuhl, glotzte nach den Kerzen hin und trank seinen Grog. Der Andere that das Gleiche, und nun ergriff Nummer Drei wieder das Wort.

„Mein theurer Sir', ich hoffe, Sie werden die Freiheit entschuldigen, aber mein Name ist Kapitän C. . . von dem . . . Darf ich mir die Ehre geben, Ihnen meine Karte anzubieten und Ihnen zu sagen, wie stolz ich mich fühle, Ihre Bekanntschaft zu machen?“

Mit diesen Worten bot er mir eine andere Karte an, welche ich mit der ersten bei Seite legte.

„Ha, ha, ha! Welch ein guter Spaß, Sie aufzufinden! Ich sagte, wir würden hier Branntwein und Wasser finden. War das nicht capital? Ha ha, ha!“

Ich konnte gerade keinen sonderlichen Spaß darin sehen, daß ich vielleicht noch zwei weitere Stunden aufbleiben sollte, bat sie aber, ihre Gläser wieder zu füllen, da dann die Sitzung auf die eine oder andere Weise früher enden mußte — entweder durch Leerwerden der Flasche, oder durch ein Fallen unter den Tisch — mir gleichviel, welches von Beiden. Da wurde ich von Nummer Drei wieder angeredet.

„Ich muß wahrhaftig um Verzeihung bitten, aber — ich fürchte, ich bin sehr dreist gewesen — wollen Sie mir erlauben, mich Ihnen vorzustellen? Ich bin Kapitän C... von dem... hier ist meine Karte, und ich kann gar nicht aussprechen, wie glücklich ich seyn würde, wenn mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu Theil werden sollte.“

Ich verbeugte mich zum drittenmal und nahm eine dritte Karte entgegen.

„Beim Himmel, ich bin mit meinem Glase schon fertig! Ist dieß nicht capital? Ha, ha, ha! famoser Spaß — und auch Alfred hat das seinige versorgt.“

„Ja wohl ein famoser Spaß,“ dachte ich, während der Inhalt der Flasche verschwand.

„Und Alfred schenkt sich wieder ein; und das ist capital, ha, ha, ha! — ha, ha, ha! ha, ha, ha!“

Alfred, welcher Nummer Eins war, bewegte seine Lippen; aber wie aus dem gefrornen Horne des Baron Münchhausen wollten keine Töne herauskommen. Er verfolgte jedoch den Spaß, indem er sein Glas zum drittenmale füllte.

„Auf Ehre, ich bin sehr unhöflich gewesen, und sollte um Entschuldigung bitten,“ sagte Nummer Drei, indem er wieder seine Brieftasche herauszog. „Aber wollen Sie mir erlauben, Ihnen

meine Karte anzubieten? Ich bin Kapitän C . . . von dem . . . und schätze mich höchst glücklich, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Ich verbeugte mich abermals und ließ mir die vierte Karte gefallen.

So trieben's Nummer Eins, Zwei und Drei abwechselnd fort, bis ich's satt hatte, zwei weitere Flaschen getrunken waren und fünfzehn Karten meines sehr höflichen Freundes, den ich nie zuvor gesehen, auf dem Tische lagen.

Um vier Uhr standen sie auf, um sich zu entfernen.

„Meiner Seele, ich glaube, ich bin betrunken," sagte Nummer Zwei. „Kapitalspaß, ha, ha, ha!"

Nummer Eins blieb stumm; der Branntwein hatte ihn nicht aufgethaut. Er stierte mich jedoch groß an, als wollte er sagen, ich möchte gerne sprechen, wenn ich könnte.

Nummer Drei steckte mir die sechszehnte Karte in die Hand und machte einen übereilten Verbeugungsversuch.

Nachdem ich sie wohlbehalten zur Thüre hinausgeschafft hatte, riegelte ich ab und sagte mit Shakspeare:

„o daß der Mensch
Den Feind in seinen Mund gießt, der das Hirn
Ihm wegstiehlt!"

Ich habe diesen Morgen eine von den Anstalten der zwei Brüder van der Maelen besucht. Sie umfaßt Naturgeschichte, Botanik, Geographie und Statistik; außerdem ist eine lithographische Presse für Karten und Abbildungen vorhanden. Das Ganze ist ein sehr interessantes und geistvolles Unternehmen — rein durch die Mittel der beiden Brüder und ohne Beistand der Regierung in's Leben gerufen. Wie wenige Menschen in dieser Welt machen einen so nützlichen Gebrauch von ihrem Vermögen. Die Anstalt ist noch in ihrer Kindheit und die Sammlungen haben keinen bedeutenden Werth, obgleich sie rasche Fortschritte machen, da Jedermann an dem Gedeihen des Unternehmens Interesse nimmt.

Von allen naturhistorischen Sammlungen sprechen mich die Fossilien am meisten an; sie geben Stoff zur Spekulation und zum Nachdenken, bis sich der Geist in seinen eigenen Wanderungen verirrt — eine Lust, die meiner Ansicht nach unter die größten Vergnügen des Daseyns gehört. Wir verdanken dem umfassenden Geist und dem unermüdlichen Eifer eines Cuviers die Lichtblicke, welche sich uns kürzlich aufgethan und das, was bisher bloße Vermuthung war, zur Quelle interessanter Forschung gemacht haben — einer Forschung, deren Resultate ebenso unläugbar als befriedigend sind.

Es erscheint unzweifelhaft, daß es eine Periode gab, in welcher die Oberfläche der Erde fast ganz mit Wasser bedeckt war — einen Mittelzustand zwischen Chaos und Ordnung vor der Schöpfung des Menschen, denn die Erde war damals durch die Allmacht noch nicht in einen passenden Aufenthaltsort für den Menschen umgewandelt. Aber dennoch hatte Gott bereits das Prinzip des Lebens ausgestreut und ungeheure Geschöpfe mit Eigenschaften begabt, welche die Existenz in dem gedachten Zwischenzustande der Welt möglich machte.

Es gab da viele Arten von Ichthiosauren und Plesiosauren, lauter eidechsenartige Thiere, deren Ueberreste noch in Menge vorhanden sind und die zum Theil mit Schwingen begabt waren, wie heutzutage die fliegenden Fische.

Aber denke man sich eine hundertundzwanzig Fuß lange Eidechse — ein solches Ungeheuer, dessen früheres Vorhandenseyn durch sein Knochengerüst, welches tief in dem blauen Liasschiefer eingebettet gefunden wurde und nun in unserem Besitze ist, nicht mehr beanstandet werden kann! Was muß dies für eine furchtbare Bestie gewesen seyn. Wir betrachten mit Entsetzen einen zwanzig oder dreißig Fuß langen Alligator, aber stelle man sich ein derartiges Thier mit der ungeheuren Länge von hundert und zwanzig Fußen vor. Gingen sie wohl zu Grunde, als sich das Wasser von dem Lande trennte, oder erloschen sie allmählig, als ihnen die Erde nicht

länger eine passende Wohnstätte bot? Die Beschreibung des Behemot im Buche Hiob hat lange die Gelehrten in Verlegenheit gesetzt. Wir haben gegenwärtig kein Thier mehr, auf welches die Schilderung anzuwenden wäre, obschon sie in manchen Punkten auf das Aeußere, die Muskelkraft und die Gewohnheiten dieses massenhaften Bewohners einer früheren Welt passen dürfte.

„Seine Kraft ist in dem Nabel seines Bauches.
Sein Schwanz strecket sich wie eine Ceder.
Seine Knochen sind wie festes Erz.
Seine Gebeine sind wie eiserne Stäbe.
Er liegt gerne im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen.
Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten.
Die Bachweiden bedecken ihn.

Die Betrachtung ist von tiefem Interesse, ob wohl alle Thiere geschaffen wurden, wie wir sie jetzt finden — das heißt, ob die erste Schöpfung zugleich auch eine schließliche war — oder ob nicht die Hand der Allmacht die Gestalten und Eigenthümlichkeiten der Thiere wechseln ließ und sie so ihren Lagen anpaßte. Ich meine, ob nicht das Prinzip des Lebens in verschiedenen Epochen die Formen und Attribute annahm, welche sich am zweckmäßigsten für die umgebenden Verhältnisse eignete, sey es nun durch Umwandelung oder durch eine neue Schöpfung.

Konnte nicht das Ungeheuer der Urwelt zum Alligator der jetzigen und der Leviathan zum Wallfisch eingeschrumpft seyn? Untersuchen wir, ob wir in der bestehenden Schöpfung Beweise haben, welche eine derartige Annahme unterstützen. Wir Alle wissen, daß sich das Haar der Ziegen und Schafe in den heißen Zonen in Wolle umwandelt, sobald man die Thiere in kältere Himmelsstriche verpflanzt. Auch der umgekehrte Fall findet Statt. Ferner ist uns bekannt, daß die Hasen und Wiesel, deren Sicherheit soviel von dem Umstande abhängt, daß ihre Farbe in gemäßigten Breiten Aehnlichkeit mit der Erde hat, in den Schneeregionen sich desselben Schutzes erfreuen, indem ihre Haare weiß werden. Eine

weitere Thatsache ist, daß das rete mucosum den Afrikaner in den Stand setzt, die Tropensonne zu ertragen, welche für einen Europäer gefährlich wird. Doch dies reicht noch nicht zu, und wir müssen weitere Forschungen anstellen. Sir Humphry Davy hat uns einen sehr interessanten Bericht über ein kleines Thier mitgetheilt, das in den Wasserhöhlen von Carniola gefunden wird. Dieses Thier heißt der Proteus anguinus oder Syren und ist eine Aalart mit zwei Extremitäten. Es findet sich nur in jenen Höhlen, lebt im Dunkeln und stirbt, sobald es dem Licht ausgesetzt wird. Wir haben da also ein Thier, welches entweder mit der allgemeinen Schöpfung in's Leben gerufen wurde — und daran schließt sich natürlich die Annahme, daß jene Höhlen ebenfalls von ursprünglicher Bildung sind — oder es wurde dem Lebensprinzip gestattet, in späterer Zeit jene Form und Eigenschaften anzunehmen, welche seiner Lage entsprachen; ein nicht uninteressantes Problem. Ferner weiß man, daß es auf dem Festland von Neuholland Thiere mit einer Eigenschaft gibt, die sich anderswo nirgends findet — sie haben nämlich einen Beutel, in welchem sie nach der Geburt ihre Jungen verbergen. Man hat die Annahme aufgestellt, daß vordem der größere Theil dieses Kontinents unter Wasser stand und daher der Beutel den Thieren zur Sicherung ihrer Jungen dienen mußte. Diese Hypothese hat starke Gründe für sich. Wenn bloß die Känguruh- und Opossum-Arten, welche jenem Festlande eigenthümlich sind, mit dieser seltsamen Bildung ausgestattet wären, so könnte vorgedachte Annahme nicht Stich halten, da sich in diesem Falle sagen ließe, es zeige sich hier nur ein weiterer Beleg für die endlose Abwechselung in der Schöpfung; so trifft sich aber die merkwürdige Thatsache, daß nicht nur das Känguruh und Opossum, sondern jedes Eichhörnchen, jede Ratte und jede Maus auf Neuholland, welche in allen andern Beziehungen den gleichnamigen Thieren auf anderen Kontinenten ähnlich sind, mit demselben Beutel zu Bergung ihrer Jungen ausgestattet wurden.

Warum sollte dies der Fall seyn, wenn nicht gute Gründe dafür vorhanden wären? Es erhebt sich nun die Frage, ob schon die erste Schöpfung sie mit dem Beutel versah, oder ob die Thiere ihre Gestalt umändern durften, als ein derartiges Hülfsmittel für die Unterhaltung und Fortpflanzung der Species nöthig wurde. Ich will gerne zugeben, daß zu derartigen Umgestaltungen Jahrhunderte nöthig waren und deshalb von den Menschen nicht beobachtet wurden, deren Berichte oder Kenntnisse ohnehin nicht über eine gewisse Ausdehnung sich erstrecken dürfen. Das Wissen ist kein Glück, und wenn sich die Summe desselben zu einer Höhe angehäuft hat, um es gefährlich zu machen, so wird sie von dem allweisen, wohlwollenden Schöpfer weggefegt, damit man wieder de novo anfange. Ist ja im Grunde das, was wir Nachwelt nennen, nichts, als ein Tropfen Wasser in dem Oceane der Zeit.

Neuntes Kapitel.

Brüssel.

Es gibt nur wenige Leute in Brüssel oder überhaupt in Belgien, welche sich nicht über die Revolution beklagen; man legt ihr mit einem Worte gar Alles, was nicht recht ist, zur Last. Ich traf zu Gent auf einen Herrn, der mich allen Ernstes versicherte, sie hätten seit der Revolution nicht einmal mehr fette Ochsen. Die Thatsache erklärte er damit, daß die Ochsen von dem Abfalle verschiedener Fabriken gemästet worden seyen; diese hätten jedoch aufgehört und die Eigenthümer seyen nach Holland gezogen. Zuverlässig leiden gegenwärtig noch beide Länder an der Revolution, aber es ist leicht vorauszusagen, daß am Ende Belgien doch blühen

muß, während aller Wahrscheinlichkeit nach Holland in Nachtheil kommen wird. Der Aufwand des letzteren Reiches ist auch jetzt noch größer, als seine Einnahmen und wenn, dem Vorschlage zufolge, die belgischen Eisenbahnen sich nach Wien fortsetzen, so müssen sich Hollands Revenuen durch den Verlust des Binnenhandels noch mehr mindern. Man könnte einwenden, daß auch Holland Eisenbahnen bauen kann — aber dies ist nicht der Fall. Ein großer Theil der Bevölkerung findet gegenwärtig ihren einzigen Unterhalt auf den Kanälen, so daß eine Eisenbahn die verderblichsten Wirkungen zur Folge haben müßte. Allerdings könnte es seine Transportkosten ermäßigen, aber die Eisenbahnen ersparen dem Kaufmanne zehn Tage Zeit und die Geschwindigkeit des Verkehrs wird stets den Vorzug behaupten.

Wie sich übrigens die künftigen Aussichten Belgiens gestalten mögen, so ist doch gewiß, daß es zur Zeit sehr bedrückt ist, weil es eine große Armee zu erhalten hat und die reichsten Kaufleute, wie auch fast der gesammte Adel nach Holland gezogen sind. Die Hauptstadt Brüssel hat vielleicht am meisten gelitten und ist lange nicht mehr so lebhaft, wie unter der Herrschaft Wilhelms von Nassau. Solange die beiden Länder noch vereinigt waren, pflegte der holländische Hof seinen Aufenthalt zwischen Brüssel und dem Haag zu theilen. Durch den Haushalt des Königs sowohl, als durch den der beiden Prinzen Wilhelm und Friedrich (eigentlich drei Höfe) desgleichen durch die Anwesenheit des ganzen holländischen und belgischen Adels herrschte zu jenen Zeiten in Brüssel ein Wohlstand, eine Geselligkeit und eine Menge von Belustigungsgelegenheiten, wodurch die gedachte Stadt zu einem der angenehmsten Winteraufenthalte des Festlands wurde; aber dies ist jetzt Alles vorbei. Da die radikale Parthei ausschließlich den Scepter schwingt, so ist der Hof Leopolds nur ein Schatten, von dem sich der ganze belgische Adel ferne hält. Die Wenigen, welche in der Stadt wohnen, lassen sich im Palaste nicht blicken, leben abgeschieden,

empfangen keine Gesellschaft und verbrauchen kein Geld; die Mehrzahl übrigens ist nach ihren Landsitzen gezogen, oder hat das Königreich verlassen, um ihre Einkünfte im Auslande zu verzehren.

Zur Zeit sind nur wenige Engländer hier, da man nicht viel Erheiterung findet und auch noch andere Gründe obwalten, welche ihre Zahl mehr und mehr vermindern werden. Brüssel ist kein sehr wohlfeiler Aufenthaltsort. Die Steuern, welche auf allen Gegenständen liegen, sind jetzt ungeheuer, und die Kaufleute machen recht eigentlich auf die Engländer Jagd; auch geben sie selbst zu, daß sie für die Artikel ihrer Läden zwei Preise haben, den einen für unsere Landsleute, den andern für die Belgier. Gelegenheit zur Erheiterung ist selten. Die Bewohner sind seit der Revolution roh und bärbeißig, weil sie meinen, durch Unhöflichkeit ihre Unabhängigkeit an den Tag zu legen. Der Aufenthalt in den übrigen Städten Belgiens ist sehr langweilig und sehr wohlfeil, in Brüssel aber sehr langweilig und sehr theuer. In einem andern Punkte bildet Letzteres einen auffallenden Gegensatz gegen die übrigen Hauptstädte Europas, in welchen man in der Regel die feinsten Manieren und die größte Schönheit des weiblichen Geschlechts concentrirt findet. In Brüssel nämlich trifft man das gerade Widerspiel — die Männer sind unhöflich und die Weiber recht gewöhnlich. Dagegen findet man in den belgischen Provinzen überall höfliche, achtungsvolle Behandlung, zu Antwerpen, Ostende und in den meisten übrigen Provinzialstädten aber viele schöne Gesichter, welche an eine Mischung des spanischen Bluts mit dem der Niederlande erinnern.

Demungeachtet bietet Brüssel viele Vortheile. Der Verkehr mit England ist schnell und die Lage der Stadt so central, daß man sie als den Punkt betrachten kann, von welchem aus Reisende am zweckmäßigsten ihre unterschiedlichen Routen antreten.

Gegen das Ende des Mais geht es in Brüssel unaufhörlich ab und zu. Dieses Strömen hält ungefähr drei Monate an, nach

welcher Zeit die Belgier, welche mit Fremden nur wenig geselligen Verkehr unterhalten mögen, in Betreff der Unterhaltung ausschließlich auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen sind. Was man am meisten gegen Brüssel einwenden kann, besteht darin, daß die Engländer das englische Gefühl dahin verpflanzt haben. Ich weiß kaum, wie ich es anders nennen soll — aber man trifft es vorzugsweise bei den Engländern, und es hat auch im Laufe dieses Jahrhunderts hier so tiefe Wurzeln gefaßt, daß die Nachtheile bedeutend verspürbar sind und noch weit ernstere Resultate in Aussicht stellen. Ich meine, die Liebhaberei mehr Geld auszugeben, als man erschwingen kann, um eine gewisse Stellung in der Gesellschaft zu behaupten.

Seit der letzten vierzig Tage, während welcher in England ungeheure Schätze errungen wurden, hat ein fortwährender Streit des Reichthums gegen den Rang stattgefunden. Die Parvenus, wie die Aristokratie sie zu nennen beliebt, sind in allen Richtungen aufgeschossen, wetteifern mit dem Adel und verdunkeln ihn sogar mit verschwenderischem Aufwand, so daß sich die Aristokratie da und dort sogar bewogen fand, mehr Geld, als sie erschwingen konnte, auszugeben und dadurch sich selbst arm zu machen, während man anderer Orten den verhaßten Emporkömmlingen sogar Zutritt in die hochadeligen Cirkel gestatten mußte. Der Reichthum und die öffentliche Meinung haben in der letzten Zeit die Ueberhand gewonnen und die Noblesse findet jetzt eher Berücksichtigung wegen ihrer großen Besitzungen, als wegen ihrer hohen Geburt. Dies hatte zur Folge, daß die Bürgerlichen in demselben Maße, als sie zu einer bedeutsamen Körperschaft im Staate wurden, größere Freiheit und ausgedehntere Rechte forderten. Dies war allerdings kein Fall für eine magna charta, aber doch sehr analog, denn man verlangte nun ein Niederreißen der Schranke, welche zwischen Bürgerthum und Adel bestand, sobald ersteres mit Ausnahme des nominellen Ranges alle die Vortheile besitze, welche auf der einen

Seite durch Titel auf der anderen durch Ansprüche nur zu oft ohne alle Unterscheidung ertheilt werden.

Sobald die Scheidewand einmal durchbrochen war, stürzte Jeder um Zulassung herbei, seinen Reichthum als Eintrittskarte vorzeigend, und die Folge davon war, daß das Geld der einzige Paß durch die Gesellschaft geworden ist. Dabei war übrigens auch nicht zu vermeiden, daß, um Zutritt zu erhalten, fast Jeder auf einem Fuße lebte, der durch seine Mittel nicht gerechtfertigt wurde. Viele haben dadurch ihr Einkommen überschritten und sind in Armuth heruntergesunken; Andere verbrauchten vielleicht nicht mehr, als ihre Mittel boten, täuschten aber dadurch diejenigen, welche sich durch den Anschein des Reichthums zum Heirathen verlocken ließen und zuletzt die Erfahrung machen mußten, daß sie zwar Weiber mit kostspieligen Ideen, aber kein Geld erhalten hatten. Es fanden übrigens auch andere Gründe statt, welche Manche veranlaßten, ihre Kompetenz zu überschreiten — Gründe, welche auf dem reinen Geiste des Spielerglücks beruhen. In England ist nächst dem Gelde der Kredit das Werthvollste, und Letzterem hat man den vermeintlichen Reichthum zu danken. Ein Verbrauch, der nicht durch die Mittel gerechtfertigt wurde, war daher bei Kaufleuten nicht weiter, als eine Spekulation, welche sehr oft gelang und die Betreffenden wirklich in die Lage setzte, ihren Aufwand fortzuführen. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß in vielen Fällen die Einkommenssteuer doppelt bezahlt wurde, weil es Geschäftsleute vorzogen, ihre Einkünfte im zweifachen Werthe anzuschlagen, damit man nur glaube, sie besäßen mehr, als sie wirklich hatten; denn die Voraussetzung lag nahe, daß man in solchen Fällen die Fatenten eher für noch reicher annahm, als sie sich ausgaben, sintemal man gerne schwere Steuerbelastungen so viel wie möglich vermeidet. Aus solchen Gründen entwickelte sich das von mir sogenannte englische Gefühl — ein Prunken, das durch die Mittel nicht gerechtfertigt wird und das unsere Landsleute veranlaßt, auf diejenigen herunter-

zusehen, welche mit ihnen im Aufwandmachen nicht wetteifern können. Mag ein verheirathetes Paar in noch so schönen Familienbedingungen stehen, Talent besitzen und sich aller anderen Vortheile erfreuen — alles dies ist nutzlos, wenn es nicht wenigstens Geld genug besitzt, um Equipage zu halten, damit das Ohr der Hausfrau nicht durch das Rasseln eines Miethwagentrittes an ihrer Thüre erschüttert werde. Dazu kömmt noch, daß in unserem Handelslande das Prinzip des Tausches sogar auf die Diner- und Abendpartien Anwendung fand. Der Grund ist augenfällig; denn, wenn Leute ihr Einkommen aufbrauchen oder sogar übersteigen, so ist eine kluge Eintheilung nöthig. Bei den Einladungen verhält es sich so, daß die Diners, an welchen man bei Andern Theil genommen hat, wieder heimgegeben werden müssen, und da kann man's denn nicht erschwingen, ein Paar zu bitten, welches diesen Ersatz nicht zu leisten im Stande ist: es würde nur die Plätze Anderer ausfüllen, gegen welche man Verbindlichkeiten hat, und die dann zu einer andern Zeit gebeten werden müßten. Ein Extradiner aber ist ein Extraaufwand, den man vermeiden will. Die Engländer, welche nur ein mäßiges Einkommen haben, müssen daher entweder ihre Mittel überschreiten und ihre Kinder unversorgt lassen, oder sich aus jenen Cirkeln zurückziehen, zu denen sie durch alles Andere, den zufälligen Anspruch des Reichthums ausgenommen, berechtigt sind. Die Folge davon war, daß sich seit dem Frieden Tausende und Tausende auf dem Kontinent angesiedelt haben, um mit einem kleinen Einkommen mehr prunken zu können, während eine große Anzahl von Anderen den gleichen Schritt thaten, aber durch einen edleren Beweggrund geleitet, indem sie Aufwand vermeiden und für ihre Kinder etwas zurücklegen wollten. Natürlich gelten alle diese Bemerkungen nicht ohne Vorbehalt; unter Berücksichtigung desselben läßt sich übrigens wohl sagen, daß wir in England bald nur zwei Klassen haben werden, die ungeheuer Reichen und die ungemein Armen — denn was mitten inne liegt, sinkt entweder in die zweite

Klasse herunter, oder mindert sich mehr und mehr durch Auswanderungen nach dem europäischen Festlande, nach den vereinigten Staaten oder nach Canada.

Dies ist ein gefährlicher Zustand der Gesellschaft und ist, wenn er auf's Aeußerste gesteigert wird, stets für den Staat verderblich geworden. Obgleich man die ungeheure Ausdehnung des römischen Reiches als den Grund zu dessen Sturz annehmen mag, so wurde er doch zuverlässig sehr beschleunigt durch die in's Mark fressende Fäulniß des Patronen= und Klientensystems, wodurch aller Reichthum in die Hände von Wenigen kommt. Nähern wir uns in England nicht schnell diesem Zustande? Die Landeigenthümer sind fast ganz dem Erbarmen der Fondbesitzer preisgegeben, welche sich im Lauf eines halben Jahrhunderts wahrscheinlich das Land sowohl, als das Geld zugeeignet haben werden. Wenn dieser Auflösung der Gesellschaft nicht Einhalt gethan wird, so muß es ohne Frage zu der gleichförmigen Vertheilung kommen, um die sich die Radikalen jetzt so sehr bemühen, und in diesem Falle fragt sich's, ob sie dann nicht eine wirkliche Billigkeit wird; denn die Gesellschaft kann allmälig in eine so zweckwidrige Stellung kommen, daß es als gerechtfertigt erscheint, wenn Wenige zum Wohl des Allgemeinen geopfert werden.

Zehntes Kapitel.

Brüssel, den 20. Mai.

Unter den Löwen Brüssels machte man mich auf einen Hund aufmerksam, der vor dem Rathhaus auf dem Pflaster lag. Es war ein erbärmlich aussehender Köter, an den sich übrigens eine

Erzählung knüpft, welche ihn zu einem Löwen vergrößert hat. Der Sage nach gehörte er einem holländischen Soldaten, der während der Revolution an dem Platze, wo der Hund noch liegt, gefallen war; es sind jetzt vier Jahre und das Thier hat hier sein Quartier aufgeschlagen, ohne die Stelle je zu verlassen. Ob mich mein Berichterstatter belog, kann ich nicht sagen; aber wenn die Geschichte wahr ist, so hat das Thier einen ebenso merkwürdigen Beweis von Treue abgelegt, als es häßlich ist. Er ist außerdem auch ein recht verständiger Hund, denn statt vor Gram Hunger zu sterben, wie andere einfältige Hunde schon gethan haben, weiht er jeden Abend eine Stunde seiner Verproviantirung und kehrt dann nach dem Orte zurück, wo er die Nacht verbringt. Ich näherte mich ihm bis auf ein paar Schritte, worauf er es für passend hielt, seine Zähne zu zeigen und recht dogmatisch zu knurren; ich kann daher angeben, daß er außer seinen anderen Eigenschaften auch ein recht bösartiger Hund ist. In wie weit die Geschichte ihre Richtigkeit hat, kann ich nicht verbürgen; aber ich beobachtete das Thier drei oder vier Tage, während welcher ich es stets auf seinem Posten fand. Wenn ich nun nach so genauer Nachforschung statt obgedachter vier Jahre zehn angegeben hätte, so besäße ich als Reisender zuverlässig das maßgebende Recht, Glauben zu verlangen.

Es ist auffallend, daß man nur in England Hunde finden kann, die diesen Namen verdienen, denn anderwärts gibt es nur Köter. Nichts kann Einen mehr in Verlegenheit bringen, als die Genealogie der Thiere, welche man in den meisten Hauptstädten Europas unter der Bezeichnung von Hunden findet. Er ist fast, als ob sie das Laster eines gemischten und zwanglosen Verkehrs ihren Gebietern nachgemacht hätten, und ich fühle mich beinahe verleitet, die Behauptung aufzustellen, daß man aus der Entartung der Hunde auf die Moralität einer Hauptstadt schließen kann. Zu Paris versuchte ich oft, einer Abkunft auf die Spur zu kommen, aber es war unmöglich. Selbst der verstorbene Sir G. Naylor mit seinem gan-

zen heroldischen Büreau wäre, troß des Sporns einer doppelten Sportelzusage, nicht im Stande gewesen, Wappen zu entziffern, die durch so viele Kreuzungen vermischt worden.

Ich bin ein großer Freund von Hunden und finde auf Reisen viele Belustigung darin, ihre gegenseitige Begrüßungen zu beobachten. Es scheint ihnen nichts als die Sprache zu fehlen. In der That vermag ein aufmerksamer Beobachter an den Hunden viele von den Leidenschaften, Tugenden und Lastern des Menschen zu unterscheiden, und es ist in der Regel der Fall, daß eine rein gehaltene Race die edleren Eigenschaften an den Tag legt. Man findet an ihnen Anhänglichkeit, Muth, Schlauheit, Nachsicht und Gutmüthigkeit, während dagegen ein Köter eine bloße Lotterie, ein seltsames Gemisch von Tugend und Laster in bisweilen wahrhaft possierlicher Amalgamation ist. Eine Prüfung des Gesichts und der eigenthümlichen Bewegungen wird jedoch den Kenner bald in den Stand setzen, ein tüchtiges Urtheil über den Allgemeincharakter des Thieres zu fällen.

Eine von den merkwürdigsten Eigenschaften der Hunde ist die Treue, mit der sie an Gegenständen ihrer Zuneigung festhalten, um so mehr, da sich ihre Anhänglichkeit oft durchaus nicht erklären läßt. Ohne irgend einen denkbaren Grund fassen sie eine Vorliebe zu Menschen oder Thieren, die bei ihnen zu einem so vorherrschenden Gefühle wird, daß ihr Daseyn von der Hingabe an dasselbe abzuhängen scheint. Ich kann selbst mit einem Pröbchen der Art dienen und die betreffenden Partien, welche alle noch am Leben sind, auf Verlangen vorzeigen. Ich stellte einmal in einem Londoner Miethstalle auf ein paar Stunden zwei junge Ponies ein. Als sie wieder eingespannt wurden, folgte meinem Phaëton ein ungefähr zweijähriger großer Kutschenhund — ein schön gewachsenes Thier, aber nicht gut gezeichnet, und in einem sehr ärmlichen Zustande. Er ging mit uns auf's Land; da ich aber in Anbetracht der Steuer hinreichend mit Hunden versehen war, so befahl ich, ihn hinauszusperren. Er ließ sich übrigens von dem eisernen Gitterthore nicht abtreiben und

schoß, sobald es geöffnet wurde, hinein, um nach den Ställen zu eilen und die Ponies aufzusuchen, unter deren Krippe er allen Versuchen, ihn hinauszutreiben, entschiedenen Widerstand entgegensetzte. Das abwechselnde Hinausschließen und wieder Hineinschießen währte mehrere Tage, und da ich fand, daß ich ihn nicht los werden konnte, so schickte ich ihn vierzig Meilen weiter in's Land hinein; aber am andern Tage war er schon wieder da und drückte über den Anblick der Ponies die übermäßigste Freude aus. Seltsamerweise schienen die Rosse gleichermaßen an ihm Gefallen zu finden, indem sie ihm erlaubten, an ihnen hinaufzuspringen und ihnen in's Gesicht zu bellen. Obschon nun die Ponies eine große Vorliebe gegen den Hund hatten, so war doch dies bei mir nicht der Fall, und da ich wußte, welch' ein herrliches Specifikum eine Reise ist, um ungebührliche Zuneigung zu kuriren, so schickte ich den Hund in einer Barke flußabwärts, indem ich den Schiffern Auftrag gab, ihn auf der andern Seite des Medway springen zu lassen. Aber nach drei Tagen erschien der Hund wieder als ein treues Bild des Hungers und Elends. Selbst das Herz meines Kutschers erweichte sich, und die Privilegien seines schneeweißen Lieblingsdachses waren vergessen. Es wurde deshalb in der Geschirrkammer ein geheimer Rath gehalten, wobei wir zu dem Bescheid kamen, der Sache den Lauf zu lassen. Der Hund wollte von den Ponies nicht weichen, und so war's denn das Beste, daß wir seinen Knochen ein Bischen Fleisch aufluden, um ihm ein achtbareres Aussehen zu geben. Wir viktualisirten ihn von Stund an und setzten ihn unter dem Zahlmeistersnamen „Pompey" in unsere Bücher. So plötzlich nun auch diese Zuneigung für die Pferde erwacht war, hatte sie doch tiefe Wurzeln geschlagen, indem er die Thiere nie wieder verließ. Er zieht mit ihnen bei Tag sowohl als bei Nacht auf's Feld, nimmt seine Stellung so nahe wie möglich in der Mitte zwischen beiden und kömmt nur nach Hause, um sein Mittagsmahl zu holen. Kein Fremder darf ungestraft in ihren Stall eintreten, denn Pompey ist sehr stark und bei derartigen Gelegenheiten bitter

böse. Ein paar Jahre nach seinem Einfinden verkaufte ich die Pferde, und der Käufer wollte sich anfangs den Hund gleichfalls vom Halse schaffen; aber alle seine Bemühungen waren, wie die meinigen, vergeblich, und er mußte sich endlich darein finden. Als ich von meiner Reise wieder zurückkehrte, brachte ich die Ponies wieder an mich, und Pompey war natürlich in den Kauf eingeschlossen.

Niemand von uns ist vollkommen, und auch Pompey hat ein einziges Laster, das übrigens durch die Ursache fast zu einer Tugend umgewandelt wird. Er hat keine richtigen Begriffe in Betreff des Mein und Dein, stiehlt aber nicht für sich allein, sondern auch für seine Freunde. Viele haben mitangesehen, wie er ein Stück Brod mauste, es nach dem Stalle trug und daselbst drei Portionen daraus machte, eine für sich und die beiden andern für je einen Pony. Ich erinnere mich, daß er einmal mit einem sechzehn oder achtzehn Pfund schweren Stücke Ochsenfleisch abmarschirte und es den Pferden auf's Feld hinaus brachte — sie schnüffelten zwar daran, lehnten es aber ab, an dem Mahle Theil zu nehmen. Um beiläufig zu beweisen, daß verlorene Dinge seiner Zeit wieder an's Licht kommen, muß ich hier bemerken, daß ein silberner Fleischspieß in dem gestohlenen Braten stack, der zwei Jahre nachher, also erst nach einem zweimaligen Pflügen, wieder aufgefunden wurde. Eines Tages waren die Ponies im Felde, und ich sah den Leuten bei ihrer Arbeit zu. Bei dieser Gelegenheit hörte ich sie einem Fremden die wunderbaren Heldenthaten des Hundes erzählen, denn ich habe nur einen kleinen Theil derselben berichtet. Der Hund lag wie gewöhnlich zwischen den Rossen, als mit einemmale die Gesindeglocke erscholl. Da packte nun Pompey augenblicklich auf und jagte galoppirend nach dem Hause, um sein Fressen abzuholen.

„Der Tausend, das ist ein kurioser Hund," bemerkte der Mann, „denn jetzt läuft er so schnell, als er kann, um auf die Glocke anzusprechen."

Eilftes Kapitel.

Den 23. Mai.

Mag immerhin die römische Kirche ihre Mängel haben, immerhin ist mir doch zur Genüge klar geworden, daß ihre Angehörigen gegen Glaubensgenossen weit mehr von dem wahren Geiste einer jeden Religion, der in der Liebe besteht, an den Tag legen, als die meisten andern Sekten. Die Niederländer gehören unter die bigottesten Katholiken, welche es gibt, aber in keinem Lande zeigt sich sowohl im Einzelnen, als in der Oeffentlichkeit so viel Wohlthätigkeitssinn. Ich meine jedoch hier mehr die Privatwohlthätigkeit, die allerdings in England um deswillen sehr geschwächt wurde, weil sie bis auf den letzten Heller hinaus von der Gesetzgebung erpreßt wird. Unsere Armengesetze haben die verderbliche Wirkung geübt, die Kette zu zerreißen, welche die oberen und unteren Klassen aneinander fesselt, indem sie auf der einen Seite Schutz und Geneigtheit, auf der andern Achtung und Dank hervorruft. Die Barmherzigkeit der Parlamentsakte hat den geselligen Vertrag aufgelöst; der Reiche murrt, wenn er die erzwungene Beisteuer zahlt, während der Arme mit unverschämter Miene vor die Kirchspielbeamten tritt und Hülfe nicht als Gunst, sondern als ein Recht in Anspruch nimmt. Die Armengesetze tragen den Keim zu einer Revolution in sich, denn erkennt man einmal das Recht des Armen an einen Antheil von der Habe des Reichen an, so räumt man einen Vordersatz ein, welcher sehr gefährlich werden kann. Der Arme ist zuletzt im Stande, für sich zu entscheiden, welchen Antheil er haben will, und dies wird um so bedenklicher, wenn man in Betracht zieht, daß die Armengesetze eine Entfremdung zwischen den beiden Klassen hervorgerufen haben, indem der Eine ungern gibt, und der Andere undankbar nimmt. Wie das neue Armengesetz wirken wird, steht noch zu erweisen; so viel

aber ist gewiß, daß unter den Individuen noch großer Nothstand statt haben muß, ehe das große Ziel erreicht wird, welches die Bill beabsichtigt.

Daß das katholische Laienthum mildthätiger ist, darf nicht Wunder nehmen, da es zu keinen Beisteuern gezwungen wird; aber es ist augenfällig, daß auch die katholische Geistlichkeit weit achtsamer und wohlwollender gegen ihre Pflegbefohlenen ist, als die unsrige. Wie kann dies auch anders seyn, da selbst jetzt noch, trotz der großen Reformen im Kirchenwesen, so viele unserer Geistlichen Pluralisten und Nonresidenten sind, die den größten Theil ihrer Einkünfte außerhalb ihres Sprengels verzehren und ihren Vikarien, welche für sie Dienst leisten müssen, ein Stipendium zahlen, das ihnen die Ausübung jenes Theiles ihre Christenpflichten unmöglich macht? — Denn die Barmherzigkeit beginnt zuerst bei dem eigenen Hauswesen, und die armen Stellvertreter können die Mittel nicht aufbieten, um viel weiter zu gehen. Es ist wahr, daß aus dem Cölibat der katholischen Geistlichkeit viele Nachtheile hervorgegangen sind, denn die Priester sind eben doch nur Menschen und der Versuchung zugänglich; aber ebenso gewiß ist auch, daß ein katholischer Geistlicher, wenn er ein reiner und frommer Mann ist, nichts hat, was seine Aufmerksamkeit von seinem hohen Berufe abzieht; er weiht nicht nur seine ganze Aufmerksamkeit seiner Heerde, sondern setzt auch im Nothfalle sein Leben in Gefahr. Aus der Periode der Cholera sind viele denkwürdige Beispiele einer solchen Aufopferung bis in den Tod von Seiten der katholischen Priesterschaft bekannt geworden, während ich leider sagen muß, daß eine Menge Angehöriger des protestantischen Klerus vor der Epidemie flüchtig wurde und die ihr anvertrauten Heerden ohne Hirten ließ. Woher kommt dies? Weil der protestantische Geistliche eine Familie zu ernähren hat, deren Unterhalt durch sein Leben bedingt wird, und es ist unter solchen Umständen natürlich, daß er das Wohl der Seinigen dem seiner Pfarrkinder vorzieht. Aber auch in anderen, nicht so dringlichen Fällen tritt

bei dem englischen Geistlichen die Belastung mit einer Familie sehr oft in einen feindlichen Gegensatz zu den Verpflichtungen seines Amtes. Um sich eine spärliche Remuneration zu verschaffen, errichtet er eine Schule und nimmt Zöglinge an. Dagegen wäre nun allerdings nichts einzuwenden, wenn seine Obliegenheiten bloß im Ablesen von Sonntagspredigten, im Taufen, Beerdigen und Trauen beständen; aber die eigentlichen Pflichten eines Dieners der Kirche sind weit wichtiger. Er hat über das Leben und die Aufführung seiner Pfarrkinder zu wachen, muß sie ermahnen, im Nothfalle ihnen auch drohen und stets unter seiner Heerde seyn, um sie zu hüten, wie ein Hirte seine Schafe. Und wie wäre dies möglich, wenn er Zöglinge annimmt? Er muß entweder diese, oder seine Pfarrbefohlenen vernachlässigen, da er beiden nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Der heilige Paulus sagt zu den Bischöfen: „Obgleich es besser ist, zu heirathen, als zu brennen, so thut ihr doch am besten, wenn ihr bleibt, wie ich bin," das heißt, unbelastet mit Weib und Kind, und ohne Bande, um die Aufmerksamkeit von dem heiligen, wichtigen Berufe abzuziehen.

Aber auch die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten des Auslandes sind weit besser geleitet, als die in England, wo fast Alles der Art zu einem Geschäft und zu einer Quelle der Begünstigung für angeblich fromme Leute gemacht wird, welche sich nur ihres eigenen Vortheils willen in solche Institute einschleichen. Es ist unglaublich, wie viele arme Leute auf dem Festlande im Laufe des Jahres wirksame Abhülfe finden — und zwar mit einem Aufwande, der lange nicht hinreichen würde, die wöchentlichen Lasten eines großen Kirchspiels in England zu decken. Freilich ist auch das System viel umsichtiger. In der Grafschaft, in welcher ich wohne, verdient ein unermüdeter Arbeiter seine zwölf Schillinge wöchentlich und ist wohl zufrieden, wenn er hinreichend Brod für seine Famalie aufbringen kann, und dabei vielleicht das ganze Jahr durch nur zehnmal Fleisch zu kosten bekommt. In derselben Grafschaft

aber erhalten die Tagediebe, welche sich auf die Wohlthätigkeit verlassen, drei- oder viermal wöchentlich Fleisch, und selbst das Gesindel in den Gefängnissen ist weit besser genährt, als der emsige, arbeitsame Mann. Dies ist's, was man in England Wohlthätigkeit nennt und jedem Verständigen nur als ein schnödes Unrecht an dem eigentlichen Verdienste erscheinen muß. Ja, viele wohlthätige Anstalten Englands sind in Folge schlechter Verwaltung und einer falschen Philanthropie fast ganz zu Instituten geworden, in denen man der Heuchelei und Müßiggang Prämien ausbietet.

Unter den Anstalten, welche von Katholiken gegründet wurden und vorzugsweise einer Nachahmung würdig sind, steht die der barmherzigen Schwestern oben an. Sie ist, wie das Erbarmen, ein zweifach gesegnetes Institut, indem sie die Geber und die Empfänger segnet. Erstere bestehen aus vielen Hunderten von Frauenzimmern, die anderweitig in die Welt hinausgeschleudert wären, so aber eine Zuflucht finden und zu nützlichen werthvollen Gliedern der Gesellschaft werden. Sie legen kein Gelübde ab und unterziehen sich der Ordensregel nur für die Dauer ihres Aufenthaltes in dem Kloster, welches sie frei verlassen können, sobald sich ihnen durch Heirath oder einen sonstigen Wechsel in ihren Verhältnissen Gelegenheit zu einer Versorgung bietet. Wie viele Mädchen, die jetzt ein elendes, schändliches Leben zu führen gezwungen sind, würden sich in England mit Freuden einer solchen Gesellschaft anschließen — wie viele, wenn sie bestünde, vor den Fallstricken des Lasters bewahrt bleiben!

Es ist wohlbekannt, daß die Kosten der Ernährung einer großen Gemeinschaft nur unbedeutend sind in Vergleichung mit denen, welche erfordert werden, wenn dieselbe Anzahl einzeln für sich sorgen muß. Zwei oder dreihundert solcher zusammenlebender Schwestern, welche die verschiedenen Haushaltungsobliegenheiten unter sich theilen und blos noch Nahrung bedürfen, würden für Hausmiethe, Heizung und sonstige Bedürfnisse nicht mehr brauchen, als dreißig

oder vierzig einzeln wohnende Individuen. Die Soldaten in den Kasernen sind gut verköstigt, beherbergt und gekleidet, und dennoch trifft auf den Mann lange nicht der Aufwand, den der einzelne Arbeiter machen muß, wenn er in seiner Hütte nur trocken Brod essen will. Die Ausgaben einer solchen Gemeinschaft, wenn sie einmal bestünde, würden sich sehr bald durch ihre Einnahmen decken.

Wie gesagt, eine derartige Anstalt wäre eine doppelte Barmherzigkeit — einmal gegen diejenigen, welche sich mit Freuden zu einem solchen Leben hergeben würden, und dann gegen diejenigen, welche ihren Beistand in Anspruch nähmen. Es ist allbekannt, wie schwierig es ist, in London eine Krankenwärterin zu bekommen, da diesen Beruf in der Regel nur Leute wählen, welche weit in den Jahren vorgerückt sind und durch Leiden oder fehlgeschlagene Hoffnungen alles Mitgefühl verloren haben. Ihre Triebfeder ist nur Gewinn und man kann von ihnen nichts Weiteres als Augendienst erwarten. Da die Anzahl nicht groß ist, so sind sie stets gesucht, müssen sich überarbeiten und bedürfen deshalb der Reizmittel für ihre langen Nachtwachen. So trifft sich's denn eben, daß sie trinken und schlummern — schlummern und wieder trinken.

Wie so ganz anders müßte dieß werden, wenn ein Institut, wie das erwähnte, gebildet würde! Die Reichen schicken in Nothfällen nach einer der Schwestern, und wird die Krankheit langwierig, so kann ihr Dienst durch eine andere ersetzt werden, ohne daß unter der übergroßen Anstrengung die Aufmerksamkeit auf den Patienten Noth leidet. Wie sehr würde man nicht mit einemmale fühlen, daß man Leute im Hause hätte, denen man vertrauen kann. Wer Mittel besitzt, könnte zum Dank für die geleisteten Dienste einen Beitrag zu dem Wohlthätigkeitsfond geben, und die Freigebigkeit des Einen würde die Schwesterschaft in den Stand setzen, denen Hülfe zu bringen, die nur mit Segenswünschen zahlen können. Eine sehr kleine Subscription dürfte für die Gründung der Anstalt zureichen, da die Fonds reichlich zufließen würden, und unter der Leitung

der Hospitalärzte müßte sich das Institut bald sehr wirksam und werthvoll erweisen. Wenn der gegenwärtige Abschnitt dem Auge eines wahren Menschenfreundes begegnet, welcher über seine Zeit verfügen kann, die in diesem Falle weit werthvoller als Geld ist, so hoffe ich, er werde meine Hindeutungen in Erwägung ziehen. — Der Gründer würde ein Wohlthäter seines Vaterlandes seyn.

Zwölftes Kapitel.

Den 25. Mai.

Es ist ein altes Sprüchlein, daß der Mensch nur einmal sterben kann, und es würde vermessen scheinen, es bestreiten zu wollen; aber dennoch gibt es im Leben gar verschiedene Leben — zum Beispiel politisches Leben u. s. w. — desgleichen auch ein Todtseyn im Auge des Gesetzes, so daß es augenfällig ist, wie ein Mensch dennoch zweimal sterben kann — das einemal gesetzlich und das anderemal natürlich.

Vermuthlich trifft mich wie alle anderen Schriftsteller ein literarischer Tod — das heißt, wenn ich mich nieder- oder wenn ich mich ausgeschrieben habe. Meinetwegen — ich bin meines literarischen Daseyns herzlich müde, obgleich dies bei Schriftstellern nicht häufig stattfindet, da sie im Gegentheil an sich keine Spur des Verfalls bemerken, selbst wenn er ihrer ganzen Umgebung in die Augen springt. Der literarische Verfall hat Aehnlichkeit mit dem letzten Stadium der Schwindsucht, in welchem man entfernt nicht an den Tod glaubt, sondern Pläne für die baldige völlige Gesundheit schmiedet. Und doch muß es bei allen Autoren endlich zu diesem Ziele kommen. Die menschliche Natur ist nie schöner oder

wahrer geschildert, als in der Scene zwischen dem Erzbischof von Grenada im Gil Blas. Seit ich zur Feder gegriffen habe, mußte ich oft an jenen Abschnitt aus der bewundernswürdigen Novelle von le Sage zurückdenken und zu mir sagen: „Ist diese Predigt so gut, wie die letzte?“ obschon Predigt wohl nicht der ganz richtige Ausdruck für meine Schriften ist. Die große Kunst in dieser Welt — nicht nur in der schreibseligen, sondern auch in der übrigen — besteht darin, daß man weiß, wenn man aufhören muß. Der Geist nützt sich so gut ab, wie der Körper. Anfangs ist er ein jungfräulicher Boden, dessen erschöpfte Kräfte wir übrigens nach vielen reichlichen Erndten nicht erneuen können. Wir Alle wissen dieß und sind doch lauter Erzbischöfe von Grenada. Selbst der unsterbliche Walter Scott hätte sich die Ehrlichkeit unseres Freundes Gil Blas zu Nutzen machen und seine späteren Homilien verbrennen können; aber würde er nicht aller Wahrscheinlichkeit nach einen solchen unbefangenen Rathgeber an den Schultern zur Thüre hinausgeschoben und ihm, wie der ehrwürdige Hierarch, den Wunsch mit auf den Weg gegeben haben: „Ein Bischen mehr Geschmack und Urtheil.“

Auf meiner Reise habe ich eine Entdeckung gemacht, für welche sich alle Schriftsteller in Prosa mir sehr zu Danke verpflichtet fühlen sollten. Poeten können Apollo, die Musen, die Jahreszeiten, alle Arten von nackten oder gekleideten Göttern und Göttinnen, Tugenden und Laster, und wenn ihnen nichts der Art zusagt, ihren eigenen Kupferstich anrufen und davor niederfallen; wir Prosaiker aber haben bisher keinen solchen Vortheil, keine schützende Gottheit gehabt, um sie anzurufen, wenn wir unsere Federn zernagen und uns von einer Gehirncongestion befreien wollen. Da mir nun bekannt war, daß es im katholischen Kalender mehr als dreimalhundert fünfzig tausend kanonisirter Heiliger gibt, so beschloß ich, den Katalog zu durchgehen, um mich zu überzeugen, ob nicht einer darunter sey, welcher die armen prosaischen Autoren unter seinen

Schutz nehmen dürfte — und o Glück, ich traf auf meinen Mann. Beiläufig, Tom Moore muß ihn gekannt haben, und es war gar nicht schön von ihm, ihn ganz für sich zu behalten. Ich will ihn übrigens vorstellen — er ist der allerheiligste und gebenedeiteste St. Brandon. Heiliger St. Brandan begeistere mich und führe meine Feder während ich deine Legende schreibe! Vorerst muß ich übrigens bemerken, daß unser Schutzpatron ein Irländer war, was ihm nicht eben zum Vorwurfe gereicht, da Irland so gute Heilige hat, als nur irgend einer im Kalender steht. Und es ist auch klar, daß er uns Prosaiker beschützt, denn sonst würden nicht so viele Berichterstatter und Gentlemen von der Presse aus dem Schwesterkönigreich herüberkommen. Doch fahren wir fort. Der heilige Brandon war allem Anscheine nach ein belesener Mann, der sich gerne mit Reisebeschreibungen unterhielt; aber St. Brandon war zugleich ein Ungläubiger und dachte, daß die Reisenden ganz kuriose Dinge erzählten. Er nahm die Zoologie des Plinius auf und las dessen Berichte über „ungeheure Menschenfresser, denen die Köpfe unterhalb der Schultern wüchsen.“ Er las fort, bis seine Geduld erschöpft war, und warf in einem Anfalle von Unmuth das Buch in das Feuer. Nun war dies eine schwere Stunde, denn die literarische Arbeit eines Menschen ist der Bankert seines Gehirns; er hatte also in der mildesten Betrachtung des Falls einen literarischen Kindsmord begangen, In derselben Nacht erschien ihm ein Engel und befahl ihm zur Buße für sein schnödes Verbrechen (über die Ungeheuerlichkeit desselben wird jeder Autor mit dem Engel einverstanden seyn) das Buch selbst wieder zu machen, kein leichtes Geschäft in jenen Tagen, in welchen Manuscripte zu den Seltenheiten gehörten und die Kunst des Buchmachens noch nicht erfunden war. Der Sünder geht, dem himmlischen Auftrage gehorsam, an's Werk, häuert ein Schiff, versieht sich mit Mundvorrath für eine siebenjährige Reise, segelt mit einer Mannschaft von sieben Mönchen aus, umreist die Welt siebenmal.

während die Welt in gleicher Zeit siebenmal um die Sonne reist, und vollendet seine Aufgabe in sieben Bänden Folio, die er nie veröffentlichte; denn er nahm sein Manuscript mit in's Grab, um den Beweis zu liefern, daß er seine Buße erfüllt habe. Für diese wunderbare Reise — mit einer solchen Schiffsgesellschaft konnte sie zuverlässig ein Mirakel genannt werden — wurde er kanonisirt, und er ist jetzt der Schutzheilige aller prosaischen Autoren, namentlich derjenigen, deren Werke nach der Elle gemessen werden können.

Und nun ich meiner Sippschaft zu wissen gethan habe, daß wir gleichfalls im Besitze eines Heiligen sind, so brauchen sie ihn nur sechs= oder siebenmal anzurufen, wenn's in ihrem Gehirne nicht gerade werden will. Ich bin der Ansicht, daß der heilige Brandon eine sehr hazardirte Reise machte, denn es ist völlig klar, daß er in der ganzen Anordnung das „sieben gewinnt" im Auge hatte.

Dreizehntes Kapitel.

En route, den 26. Mai.

An Waterloo vorbeigekommen. Dem Vernehmen nach ist vor zwei Tagen der Marquis von Anglesea daselbst angekommen und hat eine kurze Zeit verweilt, um das Grab seines Beines zu besuchen. Natürlich eine regelmäßige Familienvisite, bei der sämmtliche Glieder anwesend waren.

Den 27. Mai.

Zu Namur geschlafen. Die Franzosen sind uns unstreitig in der Kunst, sich Dinge angenehm zu machen, überlegen. Sogar in

der Möblirung eines gewöhnlichen Zimmers ist stets etwas, was dem Auge wohlthut, wo nicht gar wirkliches Interesse bietet. Ich erinnere mich, bei meinem letzten Aufenthalte in London, in einem möblirten Zimmer geschlafen zu haben. Als ich am Morgen erwachte, fielen meine Blicke auf die Zeichnung der Tapeten. Sie bestand aus einer Schäferin, die mit ihrem Hunde ausruht — das Ganze schlecht ausgeführt, und ohne Abwechslung durch das ganze Zimmer wiederholt. Natürlich hatte ich nun nichts zu thun, als zu berechnen, wie viele Schäferinnen und Hunde in dem Zimmer waren, womit ich bald fertig wurde, indem ich eben die Zahl in der Höhe und in der Breite abzählte, eine Multiplikation vornahm und von dem Produkte den Antheil für Fenster und Thüre abzog. Aber wie ganz anders wirkte die Tapete des Zimmers, in welchem ich die letzte Nacht schlief! Sie stellte die Geschichte Dunois, des gefeierten Bastards von Frankreich dar, welcher in seiner Jugend das Gebet gen Himmel sendet, daß er der Tapferste der Tapferen werden und zum Lohn dafür die Schönste der Schönen heimführen möchte. Dies war nun freilich vielleicht nicht die wahre Geschichte des Dunois, aber ich ziehe nur eine Parallele zwischen den Reminiscenzen und Ideenverknüpfungen, welche durch diese Dekoration im Gegensatze mit der langweiligen und geschmacklosen Wiederholung des englischen Manufakturprodukts hervorgerufen wurde Dem letzteren konnte ich keine andere Idee entlocken, als daß die Raçe der Schäferinnen erloschen ist und daß Lord Althorp den Schäferhunden die Taxe abgenommen hat, um einem bedrängten Kapitale von etlichen hundert Millionen Erleichterung zu verschaffen, worauf die Agrikulturisten sehr gebührend antworteten: „danke Euch für nichts, Mylord;“ aber beim Anblick der französischen Tapete — welche Schaar von Erinnerungen trat nicht im Augenblicke vor die Seele! Der Geist wurde auf die Geschichte zurückgeführt und schwelgte in der ganzen romantischen Ritterlichkeit von König Arthurs Tafelrunde an bis zu dem Felde vom Goldtuch.

„Entkleidet man übrigens," dachte ich am Schlusse meiner langen Träumerei, „das sogenannte Ritterwesen seiner imponirenden Wirkung, indem man die Natur und die Sitten seiner Zeit genau untersucht, so muß man doch anerkennen, daß die neue Art, Krieg zu führen, weit mehr Anspruch auf den Titel Ritterlichkeit hat, als die alte. In früheren Tagen waren die Männer in eine hieb= und stichfeste Rüstung gehüllt und hatten daher vor der Erfindung des Schießpulvers wenig von einem Handgemenge zu fürchten; denn wenn sich zwei in gleicherweise gedeckte und bewaffnete Kämpen trafen, so kam es nur zu Fleischwunden, die selten tödtlich waren. Die unteren Klassen, die als gemeine Krieger dienten, waren der Gnade der berittenen Lanzenträger preisgegeben, und konnten auf die Schutzwaffen derselben selten viel Eindruck machen. Damals, wie heutzutage, konnte der des Sieges sicher seyn, dem am meisten Gold zu Gebote stand, denn für Gold waren die Stahlharnische zu haben, und ein Trupp in's Feld gestellter adelicher Speere war tausend gemeinen Soldaten mehr als gewachsen. Wer die beste Rüstung hatte, war am sichersten, und auch diese war nur durch Gold zu haben. Wer den größten Haufen seines Gefolges in Eisen kleiden konnte, war der Mächtigste und in der Regel auch zugleich der Gesetzloseste. Entkleiden wir daher das Ritterthum seines Glanzes, so finden wir nur ein rohes, fast feiges Treiben. Einzelne Kämpfe zeugten allerdings von Muth; aber auch hiebei entschieden Gewandtheit, namentlich aber persönliche Kraft oder das beste Pferd den Sieg. Diese Verhältnisse waren, wenn auch nicht der Ursprung, so doch die Schildhalter des Faustrechts, und wir können beifügen, daß die Erfindung des Schießpulvers, welche jeden Streiter auf gleichen Fuß setzte, zuverlässig einen wesentlichen Beitrag lieferte, um jenes System zu brechen. Wie weit mehr ächt ritterlicher Sinn gehört zu der Kriegführung unserer Zeit, in welcher jeder Mann oft stundenlang als eine Zielscheibe hinstehen muß, während rechts und links seine Kameraden um ihn fallen, deren Lücken er mit sei=

nem eigenen Leibe ausfüllt, sich denselben bleiernen Boten bloßstellend. Wir haben da ein System, in welchem jeder Einzelne der Theil eines großen Ganzen ist; er muß nach einem verabredeten ausgedehnten Plane handeln und sieht sich hundertmal genöthigt, die leidende und vollkommenere Tapferkeit der Ausdauer an den Tag zu legen, während er vielleicht einmal dazu kommt, seine Gefahr in der Hitze des Kampfes zu vergessen! Wann werden wir lernen, die Dinge bei ihren rechten Namen zu nennen?

Lüttich, den 28. Mai.

Unser Wirth ist ein höchst loyaler Mann, hat aber auch einen Grund dafür; denn Leopold stieg auf dem Wege nach Spaa in seinem Hotel ab. Sämmtliche Zimmer haben auf jedem Fayencegegenstand — „Leopold, den der Genius Belgiens mit Lorbeern krönt, während die Wahrheit zuschaut;" jedes Teller, jede Schüssel liefert denselben Beweis von Unterthanentreue. Aber dies ist nicht Alles, wie der Mann in dem Packetboote sagt; „o nein!" Alle Waschbecken und jeder andere Gegenstand, der im Schlafgemach gebraucht wird, haben dieselbe loyale Zeichnung auf dem Boden. Als ich zu Bette ging, däuchte es mich, daß die Loyalität doch zu weit getrieben werden könne, und was Achtung heißen soll, kann Anlaß geben, daß Se. Majestät mit der größten Achtungswidrigkeit behandelt wird — und nicht nur die geheiligte Majestät allein, sondern auch die glorreiche belgische Konstitution. Was die arme Wahrheit betrifft, so wohnt sie sprüchwörtlich auf dem Boden eines Brunnens; aber im gegenwärtigen Falle wäre es vielleicht gut, sie stäcke dort, um sich vor Verunglimpfung zu bewahren. Doch ich habe Unrecht — sie wird stets und allenthalben beschimpft werden, wenn sie sich in den Vorhallen eines Hofes zeigt oder gar vor einen König zu treten wagt.

Im Grunde führe ich ein sonderbares Tagebuch, denn es zählt

keine Ereignisse, sondern Gedanken und Erinnerungen auf, wie ich sie eben auf der strudelnden Oberfläche meines Gehirns erwische. Kein Wunder! — Ereignisse sind in Vergleichung mit der Ernte vieler Jahre, wie nachlässig auch die Vorräthe eingeheimst werden mochten, nur als eine Nachlese zu betrachten. Ich habe mich die letzten zwei Stunden abgequält, um für das Gehirn des Menschen ein passendes Simile zu finden. Es gleicht einem Kaleidoscop, dachte ich, birgt unterschiedliche Ideen von verschiedenen Farben, und wenn man es dreht, hat man jeden Augenblick ein neues Bild. Doch nein — die Vergleichung mit einem Kaleidoscop taugt doch nicht ganz, denn die Bilder des letztern sind regelmäßig, und in meinem Gehirne herrscht jedenfalls nur sehr wenig Ordnung.

Es gleicht einem Pfandleiherladen, dachte ich, der angefüllt ist mit den verschiedenartigsten Faustpfändern. Will man etwas herausnehmen, so tritt die Erfahrung an den Ladentisch und läßt sich Kapital sammt Interessen auszahlen, während viele werthvolle Gegenstände für immer verloren gehen, weil das Gedächtniß die Duplikate nicht vorzeigen kann.

Ich verglich es fast mit Allem, aber keine meiner Aehnlichkeiten wollte Stich halten. Am Ende, dachte ich, habe ich nur „Gedankenerrathen“ gespielt — ein kindischer Zeitvertreib. Und wie kann ich möglicherweise eine Aehnlichkeit mit meinem Gehirne auffinden, wenn mein Gehirn nicht Auskunft ertheilen will? Ich stand daher auf, öffnete das Fenster, zündete meine Cigarre an und rauchte mich in eine Träumerei hinein, während ich dem Rauche zusah, der aus den Schornsteinen der guten Stadt Lüttich aufstieg.

Und dies ist also die Stadt, welche durchziehende Reisende als einen bloßen Manufakturort bezeichnen? dachte ich. Eine Stadt, welche zu ihrer Zeit einen größeren moralischen Einfluß auf die Gesellschaft übte, als irgend eine andere — eine Stadt, welche den Vortrab bildete in der Sache der Religion und der Freiheit. Lüttich bietet eine eigenthümliche Anomalie unter den Staaten Europas. Es

ist die einzige Stadt und Provinz, welche, mit Ausnahme Roms, Jahrhunderte hindurch nur durch Priestergewalt beherrscht wurde. Erinnere man sich übrigens, daß das Christenthum in derselben Periode, in welcher es seine Märtyrer auf der blutbefleckten Arena des Coliseums opferte — in Lüttich (oder vielmehr Tongern, denn Lüttich war damals noch nicht gebaut) seine Glaubenssätze unverfolgt und ungehemmt verbreitete, denn der Ort war zu entlegen vom Götzendienste und Betruge, um berücksichtigt zu werden. Die Provinz Lüttich war die Wiege des christlichen Glaubens. Den frühesten Berichten zufolge gab es zu Tongern Bischöfe, und schon fünfhundert Jahre nach Christus gründete der heilige Monulph, Bischof von Tongern, die Stadt Lüttich, welche mit ihrer fruchtbaren Provinz bis zur französischen Revolution stets unter der Herrschaft des Krummstabes stand.

Obgleich diese bischöflichen Fürsten bewiesen, daß sie das Kreuz auch mit dem Panzer vertauschen konnten, so lockten sie, als sich durch Begabungen ihre Einkünfte mehrten, durch die Milde ihrer Regierung Tausende auf ihr Gebiet. Um die Bevölkerung und dadurch ihren Reichthum zu vergrößern, ertheilten sie zuerst ihren Bürgern jene Privilegien und Freiheiten, welche auf diesen Vorgang hin andere sich erst durch Gewalt oder Bitten sichern mußten. Das stolze Vorrecht, dessen sich der Engländer heutigen Tags rühmt, indem er s e i n H a u s a l s s e i n S c h l o ß b e z e i c h n e t, war den Lüttichern lange vorher, ehe das Feudalsystem auf unserer Insel aufgehoben wurde, durch einen ihrer Bischöfe verliehen.

Ich muß hier noch bemerken, wie man aus den Chroniken dieser Provinz entnehmen kann, daß die Zeit, in welcher das Urchristenthum zuerst in Irrthümer gerieth, in den Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung fällt.

Da ich beim Rauchen meiner Cigarre an Alles dies und noch an viel weiter dachte, so bemächtigte sich meiner eine große Achtung gegen die gute, alte Stadt Lüttich, und dann wanderte ich

durch das wunderschöne Land zurück, das ich Tags zuvor durchzogen. Ich hatte es schon früher gesehen, aber es sind inzwischen viele Jahre verflossen; doch kann man oft seine Blicke darüber hingleiten lassen, ohne es je satt zu werden. Ich kenne keine Landschaft, welche so angenehme Gefühle erregt wie das Maasthal auf seiner ganzen Strecke von Namur nach Lüttich und von Lüttich nach Spaa. Es ist nicht so großartig, wie das Rheinthal, hat aber doch eine Miniaturähnlichkeit mit demselben. Starke Aufregung, welcher unausbleiblich Erschlaffung folgt, muß man hier nicht suchen; aber die Maas bietet jenen wandellosen, stets lieblich ansprechenden Charakter, dessen man sich erfreuen kann, ohne müde zu werden, da es dieser Gegend nicht an zureichendem Sporne gebricht, um ohne Unterlaß stumme Bewunderung zu wecken. Hätte ich mich des Bewußtseyns meiner eigenen Bewegung entkleiden und mir vorstellen können, daß die Landschaft an mir vorbeiziehe, so würde ich wohl geglaubt haben, ich sitze in einem unserer großen Theater und sehe Stanfields prachtvollen Panoramen zu. Aber das brennende Ende meiner Cigarre näherte sich zuletzt meiner Nase so sehr, daß ich etwas empfindlich aus meiner Träumerei aufgeweckt wurde. Ich nahm daher ein paar Abschiedszüge, versuchte mit dem Stumpfe, den ich auf die Straße warf, die Haube eines alten Weibes zu treffen und zog mich zu der täglichen Mühe des Rasirens zurück — eine Arbeit, die gewiß die ärgerlichste von allen ist, namentlich, wenn inzwischen die Mägde das Rasirmesser geborgt haben, um damit ihre Hühneraugen auszuschneiden.

Vierzehntes Kapitel.

Lüttich.

Ich habe die „Salmonia“ des Sir Humphry Davy gelesen. Wie Schade, daß er nicht mehr schrieb; denn man trifft auf so viele interessante Punkte. Ich liebe ein Buch, das man, wenn man eine Weile darin gelesen hat, auf seine Kniee niedersinken lassen kann, um sich vielleicht für eine Stunde in einer Kette von Gedanken zu ergehen, ehe man wieder nach der Seite sieht, wo man aufgehört hat. In diesem Werke sind zwei Fälle entwickelt, die mich zur Betrachtung veranlaßten — der eine behandelt eine Vergleichung zwischen Verstand und Instinkt, der andere den Grad des Schmerzes, welchen ein Fisch empfinden mag, welcher mit der Angel gefangen wird. Nun däuchte es mich in Betreff der ersten Frage, daß sie keineswegs maßgebend erörtert sey, und obgleich es Brauch ist, Einem für seine Gedanken einen Penny zu bieten, so will ich die meinigen umsonst geben — ein Preis, der wohl ihrem Werthe entsprechen mag (ich erlaube mir selbst diese Bemerkung, um einem ähnlichen Sarkasmus von Seite Anderer vorzubeugen). Was die zweite Frage betrifft, so glaube ich, den Freunden der gentilen Kunst zu angeln, werthvolle Belehrungen ertheilen kann — warum man sie gentil nennt, weiß ich nicht, wenn der Grund nicht etwa darin liegt, daß man die Angeln mit Gentles (Maden) ködert und die Fischer meistens Gentlemen sind.

Ehe ich jedoch zu beweisen versuche, daß das Angeln keine grausame Belustigung ist, muß ich mir zuvor, „den Verstand und den Instinkt“ vom Halse schaffen. In Betreff des Verstandes wird ein Philantrop unbezweifelt erwiedern: „seys drum;“ aber demungeachtet will ich den Punkt beleuchten, und wenn es mir nicht

gelingt, gibt mir nur noch Salomo einen Ausweg an die Hand, wenn ich mit ihm frage: „wenn der Mensch so gewiß zum Elend geboren ist, als die Funken aufwärts fliegen, warum sollten die untergeordneten Klassen der Schöpfung nicht auch ihren Antheil daran haben?“

Ich glaube nicht, daß man eine scharfe Gränzlinie zwischen Verstand und Instinkt ziehen kann. Ersterer ist in vielen Punkten wunderbar, namentlich unter den Insekten, aber doch wie ein blinder Gehorsam, der sich von Generation auf Generation vererbt. Wir bemerken zum Beispiel bei den Bienen, daß sie streng mathematischen Gesetzen folgen, von denen sie seit ihrer Schöpfung nie abgegangen sind; auch zeigen sie in Betreff ihrer Vertheilung und Erhaltung eine wunderbare blinde Unterordnung unter eine nicht irrende Gewalt nebst einem Scharfsinn, der fast dem Verstande überlegen ist. Aber so wunderbar dies erscheint, ist es doch nur Instinkt, von dem alle ihre Vorfahren in gleicher Weise geleitet wurden; er hat sich ohne irgend eine Verbesserung oder Verschlimmerung fortgepflanzt. Wenn nun behauptet werden könnte, daß der Instinkt der Thiere sich nur von Geschlecht zu Geschlecht forterbe und „nicht weiter gehen könne,“ so wäre die Linie, wo er sich vom Verstande scheidet, mit einemmale hergestellt, da er eben blindlings gewissen festen Gesetzen folgte, während der Verstand stets durch Gedächtniß und Erfindungsgabe unterstützt ist. Der Verstand hat aber nicht ausschließlich dieses gepriesene Vorrecht, denn die Thiere haben sowohl Gedächtniß, als Erfindungsgabe, und wenn auch nicht mit Sprache begabt, sind sie doch im Besitze entsprechender Mittel, um sich ihre Gedanken mitzutheilen. Daß sie Gedächtniß und Erfindungsgabe nicht so in Anwendung bringen können, wie wir, mag wahr seyn; aber sie bedienen sich derselben doch, so weit es ihre Bedürfnisse fordern, und wollen nicht weiter; das heißt, wenn irgend ein Bedürfniß nicht passend für sie zubereitet ist, oder etwas eintritt, was sie in ihren

Gewohnheiten oder in ihrem Haushalt stört, so lehrt sie der Instinkt, die Schwierigkeiten zu beseitigen. Es ist nichts wundervoller, als die Anwendung der mechanischen Kraft bei den Ameisen. Kein Ingenieur könnte seine Berechnungen mit größerer Genauigkeit machen, und kein Menschenhaufen mit solchem Zusammenwirken der Kraft arbeiten. Haben sie unwirksame Versuche gemacht, einen schweren Körper fortzuschaffen, so bemerkt man, daß sie zusammentreten, sich unter einander berathen und einen ganz neuen Operationsplan beginnen. Auch die Bienen sind stets darauf gefaßt, irgend einer neuen Schwierigkeit zu begegnen. Wenn die Sphinx Atropos oder der Todtenkopfschwärmer sich in einem Stock Bahn bricht, so wissen die Bienen, nachdem sie den Eindringling mit ihren Stacheln getödtet haben, den todten Körper mit Wachs einzubalsamiren. Der Grund liegt darin, daß der Körper zu groß ist, um ihn wieder durch den Eingang hinauszuschaffen, und sie möchten den unangenehmen Geruch der Leiche vermeiden. Man wendet dagegen ein, der Instinkt habe sie von jeher mit diesem Wissen versehen; wenn aber dieß der Fall ist, so müssen sie nach ihrer Behausung unter den Menschen eine frische Zugabe von Instinkt erhalten haben, denn es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß das Loch in dem Baume, in welchem die wilden Bienen ihre Zellen bauen, unabänderlich zu klein ist, um einem größeren Thiere, als sie selbst sind, Eingang zu gestatten; verirrt sich also ein fremdartiges Geschöpf unter sie, so können sie es mit derselben Leichtigkeit fortschaffen, wie ihre eigenen Todten.

Ich könnte hundert Beispiele anführen, welche beweisen würden, daß Thiere eine Erfindungsgabe besitzen, welche unabhängig von dem auf sie vererbten Instinkte ist, will mich aber mit einem einzigen begnügen, welches sich auf Ceylon bei einem Elephanten zutrug. In den Wäldern von Candia waren Leute mit Fällen von Bauholz beschäftigt, welches, nachdem es viereckig behauen war, durch viele Elephanten, die zu diesem Zwecke mit ihren Wärtern

ausgeschickt worden, nach dem Depot geschleppt werden sollte. Die Arbeit war so beschwerlich, daß man einen großen Rollwagen anfertigte, welcher eine große Balkenlast faßte und so viele wiederholte Mühe ersparte. Der Wagen wurde von den Elephanten herausgezogen und sollte geladen werden. Ich muß hier bemerken, daß bei einer vereinigten Thätigkeit der Elephanten immer einer den Führer macht und den andern Weisung ertheilt, die dann nie sich weigern, ihm Folge zu leisten. Die Elephanten gehorchten; aber das Gebälk war so lang, und der Karren stand so hoch auf seinen Rädern, daß die Elephanten das Holz nicht der Anweisung gemäß aufladen konnten. Nach mehreren Versuchen standen die Eingebornen von ihrem Vorhaben ab und hockten wie gewöhnlich an der Seite des Weges nieder, um eine Berathung zu halten. Mittlerweile ermunterte der Führer-Elephant seine Kameraden, ließ sie zwei viereckig behauene Balken an die Seite des Wagens schleppen, legte sie mit demselben in einen Senkel, hob je das eine Balkenende nach dem Wagenrande und ließ das andere auf dem Boden liegen, wodurch eine geneigte Ebene gebildet wurde. Die Elephanten schafften dann ohne Einmengung der Wärter oder Eingebornen, welche ruhig zusahen, das Holz herbei, schoben es mit den Köpfen die geneigte Ebene hinan und beluden in dieser Weise den Wagen. Wir haben hier ein Pröbchen, in welchem der Erfindungsinstinkt des Thieres — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — den beschränkten Geisteskräften der Menschen, welche bei der Sache zu thun hatten, weit überlegrn war.

Daß Thiere Gedächtniß haben, so gut wie der Mensch, erleidet keine Einsprache, da wir den Beweis stündlich bei Elephanten, Pferden und Hunden sehen können. Aber wir können auch tiefer herunter steigen. Der Gimpel, welcher zwei oder drei Walzer vollkommen richtig pfeifen gelernt hat, muß ein gutes Gedächtniß haben, sonst würde er seine Noten bald wieder verlernen. Die

vielen augenfälligen Thatsachen machen es überflüssig, weitere belegende Beispiele aufführen zu wollen; aber während ich schreibe, fällt mir ein belustigendes Pröbchen ein, wie die Erinnerung an eine tüchtige Tracht Schläge die Gefräßigkeit eines Affen bändigte — diese herrschende Leidenschaft, die ich in keinem anderen Falle je überwältigen sah.

An Bord eines unter meinem Kommando stehenden Schiffes hatte ich einen sehr großen Pavian vom Kap, einen Liebling von mir, und zugleich auch einen kleinen Knaben, der mein Sohn war. Wenn der Pavian saß, war er ungefähr ebenso groß, wie der Knabe im Stehen. Der Letztere hatte einen leidlichen Appetit und erhielt Mittags ein schönes Stück Butterbrod, mit dem er bis zum Diner ausreichen mußte. Ich war eben auf einer der Karronaden mit dem unteren Sonnenrande beschäftigt, den ich in Berührung mit dem Horizont bringen wollte, als die unteren Gliedmaßen des Knaben in Berührung mit dem Pavian kamen, welcher, wie Master Marryat, eine starke Vorliebe für Butterbrod und zugleich einen weit stärkeren Arm hatte, um sich diesen Leckerbissen zuzueignen. Der Affe mochte wohl glauben, daß der Knabe schon genug habe, und entriß ihm seinen Imbiß, mit dem er kurze Arbeit machte, indem er ihn unverweilt in seine Backentaschen schob. Darüber schlug nun der Knabe ein Geschrei an und lenkte so meine Aufmerksamkeit auf diese Verletzung der Kriegsartikel, welchen der Pavian wie jede andere Person auf dem Schiffe unterworfen war; denn es steht ausdrücklich in der Einleitung zu jedem gesonderten Artikel: „Alles, was in dem Schiffe ist, oder dazu gehört.“ Ich sprang von der Karronade herunter und bediente den Pavian, um seine Verdauung zu unterstützen, mit einer tüchtigen Affenration, die aus mehr Fußtritten, als Halfspencen bestand. Der Meister meldete, der Himmel deute an, daß es zwölf Uhr sey, und ich befahl ihm mit der ganzen Demuth eines Kriegsschiffskapitäns, „es so zu machen“, worauf es gemacht wurde, und so entschwand dieser Tag.

Ich erinnere mich nicht, wie viele Tage seitdem verstrichen waren, als ich wieder um dieselbe Zeit wie gewöhnlich auf der Karronade war. Sämmtliche Partieen befanden sich genau in denselben Stellungen — der Meister an meiner Seite, der Pavian unter den Spieren, und der Knabe kam mit seinem Butterbrod aus der Kajüte. Wie das letztemal, kam er wieder an dem Affen vorbei, der ihm abermals das Butterbrod entriß. Master Marryat schlug wieder ein Geschrei auf und weckte dadurch meine Aufmerksamkeit. Ich schaute herum, und der Affe wurde meines Blickes ansichtig, welcher ihm deutlich sagte, daß er bald etwas abfangen dürfte. Daß er dies fühlte, bekundete er dadurch, daß er dem Knaben augenblicklich sein Butterbrod wieder zurückgab. Es ist mir kein ähnliches Beispiel bekannt, daß ein Affe einer solcher Selbstverläugnung fähig ist, wenn sein Magen in Frage kommt, und ich berichte es demgemäß. Per parenthesin: es ist eine bekannte Thatsachen, daß die Affen den Pocken, den Masern, und, ich glaube, auch dem Scharlachfieber ausgesetzt sind. Der arme Teufel, den wir an Bord hatten, wurde, als die Schiffsmannschaft an der Cholera auf den Tod lag, von dieser Krankheit gleichfalls ergriffen, machte sie in allen ihren Steigerungen durch und starb augenscheinlich unter großen Schmerzen.

Wenn nun Erfindungsgabe und Gedächtniß dem Instinkte eben so zukömmt, wie dem Verstande — wo müssen wir die Scheidelinie ziehen, namentlich, da in dem erwähnten Falle der Elephanten überlegener Instinkt erfindet, wo sich der untergeordnete Verstand nicht zu helfen weiß? Es geht hieraus hervor, daß es jedenfalls zwei Arten von Instinkt gibt — einen blinden, welcher über dem Verstande steht, insofern er, als von Gott geleitet, nie irrt — und einen erfinderischen, welcher die höheren Thiere in die Lage setzt, bei unvorhergesehenen Schwierigkeitin einen Ausweg zu finden oder diejenigen Hülfsquellen in Anwendung zu bringen, welche ihm das Gedächtniß an die Hand gibt. Untersuchen wir übrigens uns

selbst, so stellen sich noch größere Bedenken heraus, denn wir haben entschieden zwei besondere Eigenschaften. Wir sind sowohl mit Instinkt begabte als verständige Wesen, und was ist der erfinderische Instinkt anders, als eine Abart des Verstandes, wo nicht der Verstand selbst?

Aber obgleich ich sage, daß die Grenzlinie kaum gezogen werden kann, so will ich damit doch nicht behaupten, daß beide Eigenschaften ein und dasselbe seyen, denn Instinkt und Verstand stehen, wenn wir nach uns selbst urtheilen, in direktem Gegensatze. Die Selbsterhaltung gehört dem Instinkte an. Alle Vergnügungen der Sinne, Alles, was man für das Glück dieser Welt zu halten pflegt, Alles, was man uns als Unrecht bezeichnet, und Alles, was uns der Verstand verbietet, fällt in das Bereich des Instinktes.

Die Vortheile der vernünftigen Wesen in dieser Welt bestehen unbezweifelt darin, daß wir ein Recht haben, die Freuden der nächsten für uns selbst in Anspruch zu nehmen und sie der ganzen übrigen Schöpfung abzusprechen. Byron sagt:

„Der Mensch muß, als verständig, sich betrinken;"

das heißt, weil er verständig ist und findet, daß eben dieser Verstand die Quelle seines Unglückes wird, so entledigt er sich desselben, so oft er kann. Dasselbe thun auch die meisten verständigen Thiere. Die Elephanten und Affen freuen sich ihrer Flasche eben so gut, wie wir. Ich würde eher geneigt seyn, mit Byron einzustimmen, wenn er gesagt hätte:

„Der Mensch muß, als verständig, zum Teufel gehen."

Denn für was sollen sich arme, verständige Geschöpfe abmühen, wenn der Instinkt sie zu dem „alten Herrn" führt und der Verstand, mag er auch noch so arg zerren, nicht mächtig genug ist, um die entgegengesetzte Gewalt zu überwinden? Ich glaube übrigens doch nicht, daß ich zu einem sehr befriedigenden Schlusse gekommen bin. Gleich einem Kätzchen, das seinem eigenen Schwanze nachläuft, bin ich just wieder, wo ich angefangen habe; aber,

gleich diesem Kätzchen, habe ich mich auch die ganze Zeit über unterhalten, und ich hoffe nur, daß es dem Leser ebenso ergangen ist.

Und nun, meine geliebten Brüder, komme ich zum zweiten Theile meiner Predigt, in welchem ich beabsichtige, die Angler gegen den Vorwurf der Grausamkeit zu vertheidigen.

Es ist sehr wahr, daß Shakspeare sagt: „Der Käfer, den wir zertreten, fühlt in seinen Todesleiden einen eben so großen Schmerz, wie wenn ein Riese stirbt:“ aber eben so wahr ist, daß diese Behauptung an Falschheit mit der poetischen Kraft des Gedankens wetteifert.

Es gibt eine Abstufung durch die Natur, die durch eine nicht irrende Gerechtigkeit geregelt ist. Der Mensch steht auf der Leiter obenan, denn er ist vollkommener, als alle übrigen Wesen der Schöpfung, sowohl in seinem Bau, als in seinem Verstande; seine Nerven sind weit feiner, und seine Sympathieen schärfer, weshalb er auch empfänglicher für Freude und Schmerz ist. Er kennt Genüsse, welche der übrigen Schöpfung versagt sind, und Leiden, die auf dieselbe keinen Eindruck machen. Kurz, er freut sich am meisten und leidet auch am meisten. Vom Menschen an nimmt die Stufenleiter nach und nach ab, und je unvollkommener die Thiere werden, desto weniger ist ihnen Freude oder Schmerz zugemessen, bis wir zuletzt bei den Mollusken und Zoophyten anlangen, welche allerdings existiren, aber weder Leiden, noch Vergnügen kennen; ihr Daseyn soll bloß die endlose Abwechselung ausfüllen und Glieder in der Kette der Natur bilden, welche zu ihrer Vervollständigung nöthig sind. Man hält mir den Einwurf entgegen, wie ich dies wisse, denn ich gebe eben eine Behauptung ohne Beweis. Indeß werden Argumentationen stets in dieser Weise begonnen. Die Behauptung ist das quid, und das est demonstrandum kommt stets hintendrein. Ich schneuze mir die Nase, schwenke das Schnupftuch und fahre fort:

Der Mensch ist das vollkommenste Wesen in der Schöpfung.

Welcher Theil seines Leibes kann sich, wenn er abgetrennt ist, wieder erneuern? Keiner, als die Haare und Nägel. Die Reproduktion erstreckt sich nicht auf weiter. In den höheren Thierklassen findet gleichfalls keine Reproduktion Statt, aber schon in diesen kleinen Abstufungen der Leiter treffen wir bereits einen großen Unterschied; denn trotz der mangelnden Wiedererneuerung sind doch entschiedene Beweise von Unterordnung vorhanden. Ein Hase oder Kaninchen zum Beispiel wird in einer Falle gefangen und kämpft sich etwa mit dem Verluste eines Beines los; der Fuchs, als Fleischfresser, thut mehr und nagt sich sein Bein ab, um zu entwischen. Sterben sie davon? Nein, sie leben fort und befinden sich wohl; aber könnte ein Mensch unter solchen Umständen leben? Unmöglich. Wer mir nicht glauben will, der mache den Versuch und nage sich das Bein ab. Und doch ist die Bildung der Säugethiere von der des Menschen nicht sehr verschieden. Aber letzterer ist das vollkommnere Wesen, und hat deshalb nicht dieselben Hülfsquellen.

Ich habe bisher blos auf die Gliedmaßen der Thiere Rücksicht genommen und will jetzt weiter gehen. Ich hatte einen schönen, kleinen Affen an Bord meines Schiffes. Zufälligerweise erlitt er eine Quetschung, in deren Folge der Rückgrath über den Lenden zerbrach und der obere Wirbel um einen Zoll aus der Haut herausstach. Ein derartiger Unfall würde einem Menschen augenblicklichen Tod gebracht haben; aber der Affe starb nicht, obschon natürlich seine unteren Glieder gelähmt wurden. Der hervorragende Wirbel löste sich allmählig heraus, und nach sechs Wochen war das Thier wieder im Stande, mit den Vorderfüßen auf dem Deck herumzukriechen. Dabei bot es aber einen so kläglichen Anblick, daß ich Befehl ertheilte, es zu ertränken. Wenn wir in der Stufenleiter tief heruntersteigen, bis wir bei den Reptilien und Insekten anlangen, so finden wir, daß der Verlust eines Gliedes nicht nur keinen Tod zur Folge hat, sondern daß sich die Glieder sogar

ersetzen. Faßt man eine Spinne bei ihren Beinen an, so läßt sie dieselben zurück, um zu entkommen. Sperrt man sie nun unter ein Glas, so hat sie nach einigen Wochen alle ihre Glieder so vollständig, als nur je. Eidechsen sind noch merkwürdiger in ihrer Reproduktion. Als ich mich mehrere Monate zu Madeira aufhielt, fing ich oft die Eidechsen, welche auf den Mauern und Dächern der Außengebäude spielten; kriegte ich aber ein solches Thier an dem Schwanz zu fassen, so machte es einen Sprung und ließ dies Anhängsel, welches so leicht wie eine gelbe Rübe abzuschnappen schien, in meiner Hand. Nun war der Schwanz jener Eidechsen länger, als der Leib, und eine Fortsetzung der Wirbelsäule, und ich machte die Entdeckung, daß gedachte Reptilien durch diesen bedeutenden Verlust nicht den Tod erlitten, da im Gegentheile die Schwänze wieder wuchsen. Schon nach den ersten Wochen begann sich ein kleines Endchen zu zeigen, und nach zwei Monaten war der ganze Schweif wieder hergestellt. Was ich zu berichten im Begriffe bin, wird Manchen wohl als unglaublich erscheinen, obschon ich's nicht ändern kann, mögen sie mir nun glauben, oder nicht. Eines Tages sah ich mit dem verstorbenen Tom Sheridan, der mit mir in dem gleichen Hause wohnte, zum Fenster hinaus, bei welcher Gelegenheit wir auf dem Dache des Anbaus eine Eidechse mit zwei Schwänzen bemerkten, die jedoch noch nicht vollkommen ausgewachsen waren. Wir folgerten daraus, daß in der Zeit, als das Thier seinen Schwanz verlor, der Stumpf durch einen Zufall getheilt worden seyn mußte. Ich war damals ein Naturforscher, das heißt, sehr grausam, und fing deshalb augenblicklich eine Eidechse, welcher ich den Schwanz abriß, um einen Einschnitt in den Stumpf zu machen und sie dann wieder loszulassen. Unsere Vermuthung erwies sich als richtig, denn zwei oder drei Wochen nachher hatte das Thier zwei Schwänze, wie das, welches wir zuerst gesehen. Diesen Versuch wiederholte ich mehrere-

male mit dem besten Erfolge, und man nannte seitdem alle zweischwänzigen Eidechsen die meinigen.

Dieses Reproduktionsvermögen steigert sich in den tiefer stehenden Klassen noch mehr. Nehmen wir zum Beispiel den Polypen, der so ziemlich die unterste Stufe bildet, und theilen wir ihn auf's Gerathewohl in zwanzig Stücke, so haben wir in kurzer Zeit zwanzig vollkommene Polypen. Aus diesen Thatsachen folgere ich nun —

Daß die vollkommensten Thiere am wenigsten reproduktionsfähig und am meisten für Schmerz empfindlich sind, ferner — daß mit dem Abwärtssteigen in der Stufenleiter der Natur die Thiere unvollkommener, dafür abe-r desto reproduktionsfähiger werden.

Ergo — können sie unmöglich denselben Schmerz fühlen wie die vollkommenen.

Was nun die Fische betrifft, so nehmen sie mit Ausnahme der Cetaceen, welche in die Klasse der Säugethiere gehören, eine sehr niedere Stufe der Schöpfung ein; sie sind lauter kaltblütige Thiere und sogar noch weniger vollkommen, als die Reptilien. Der Sitz des Schmerzes liegt im Nervensystem, das bei den vollkommeneren Thieren am ausgebildetsten ist, während es sich bei den Kaltblütern fast auf nichts reducirt. Die meisten Fische beißen gleich wieder an, sobald sie sich von der Angel losgerissen haben, und wenn sie es unterlassen, so geschieht es nicht wegen des Schmerzes, sondern weil ihnen der Instinkt sagt, daß Gefahr vorhanden sey. Außerdem bemerkt Sir Humphry Davy ganz richtig, daß die Fische nicht durch die Angel getödtet werden, sondern daß die Widerhacken ihnen den Mund schließen, wodurch Erstickung herbeigeführt wird. Wie würde es überhaupt sonst möglich seyn, einen dreißig Pfund schweren Salm in aller seiner Kraft mit einem Stückchen Saite an's Land zu ziehen, das nur die Dicke von drei oder vier Haaren hat?

Aus denselben Gründen, die ich für die Fische angeführt

habe, folgere ich nun auch, daß der noch weit niedriger stehende Wurm nicht so leidet, wie man gewöhnlich glaubt. Sein Winden und Drehen an der Angel kann nur als eine Bemühung des Entkommens, wie es der Form des Thieres entspricht, betrachtet werden. Gleichwohl gebe ich zu, und es ist aus meinen eigenen Argumentationen erwiesen, daß man eine große Grausamkeit begeht, wenn man die Wallfische mit Angeln fängt.

Die Annahme, daß das Thierreich in Beziehung des Empfindens nicht ebenso gut seine Abstufung habe, wie in der Vollkommenheit, stritte nicht nur gegen alle Analogie, sondern auch gegen die Gerechtigkeit und Gnade des Allmächtigen, der keinen Sperling ohne sein Vorwissen zur Erde fallen läßt. Er gab uns alle lebendigen Geschöpfe zur Benützung und zu unserem Unterhalt, zugleich aber auch den Verstand, sie zu fangen. Wollten wir dabei annehmen, daß er sie mit einer Nervenorganisation begabte, welche sie die bittersten Qualen des Todes empfinden ließe, so fände hier ein Widerspruch mit der Güte statt, welche uns erwiesen wird, und die wir so bereitwillig anerkennen und verehren.

Ich kann diesen Gegenstand nicht schließen, ohne mir eine Bemerkung über die Schöpfung und ihre Perfektibilität zu erlauben. Alle achtbaren Thiere, vom Menschen an abwärts bis auf eine gewisse Stufe, haben ihre Läuse oder Parasiten, die sich von ihnen nähren. Um dieses Ausbeuten Anderer durch ein Beispiel zu versinnlichen, hat ein Witzling Folgendes geschrieben:

„Große Flöhe haben kleinere Flöhe
Und kleinere Flöhe, um sie zu beißen;
Diese Flöhe haben kleinere Flöhe —
Und so — ad infinitum.

Dies ist jedoch nicht ganz wahr, denn die Parasiten halten sich nur an das Große, an dem sie sich mästen können. Das Vorrecht, für das Blut einen Schmarotzer zu haben, ist daher

ein großer Beweis für hohen Adel in der Stufenleiter der Schöpfung. Wenn Thiere mit Sprache und Stolz begabt wären, wie der Mensch, so könnte sich vielleicht eines gegen das andere als einen Beleg von seiner Bedeutsamkeit geltend machen:

„Auch ich habe mein Laus!!"

Fünfzehntes Kapitel.

Lüttich, den 30. Mai.

Welche seltsame Begegnungen finden nicht bisweilen Statt! Ich entsinne mich, daß ich einmal zu Zürich an einer table d'hote saß und von meiner Nachbarin angeredet wurde, welche mir den Vorwurf machte, daß ich sie vergessen habe. Ich machte große Augen, konnte mich aber nicht entsinnen, daß ich sie je zuvor gesehen hätte. Nachdem sie sich eine geraume Zeit an meiner Verlegenheit belustigt hatte, sagte sie endlich: „Sir, ich und Sie, wir beide haben uns vor einigen Jahren zu Demerara in dem Hause des Mr. K.. getroffen." Es war so; aber wer hätte auch daran gedacht, sein Gedächtniß nach Südamerika unter die verwünschte Alligatorbrut und die nackten Sklaven spazieren zu schicken, während durch die Fenster die schneebedeckten Berge der Schweiz hereinsahen und rings die reine Luft Wilhelm Tells und der Freiheit fächelte? Diesen Morgen traf ich einen Bekannten, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte und auf den ich mich gleichfalls nicht wieder entsinnen konnte. Ich bin in dieser Hinsicht sehr unglücklich und fürchte, daß ich dadurch sehr oft angestoßen habe, ohne es zu wollen. Mein Gesichtergedächtniß ist so unvollkommen, daß ich schon Abends mit einer Dame tanzte und sie

am andern Morgen nicht wieder kannte, weil sie einen Hut aufhatte und in einen Morgenanzug gekleidet war. Die Wendungen, die ich bei solchen Gelegenheiten bisweilen machen muß, sind höchst possierlich. Ich stelle alle mögliche Fragen und beantworte die, welche mir auf Gerathewohl vorgelegt werden, um einen Schlüssel zu finden, wer wohl der vertraute Freund seyn möge. Man sollte mir übrigens nicht zürnen, wenn ich Namen vergesse, denn ich habe mitunter schon auf einige Minuten meinen eigenen nicht mehr anzugeben gewußt. Freilich, wenn ich einmal einen Anhaltspunkt habe, erinnere ich mich plötzlich auf Alles wieder, was mit der betreffenden Person in Verbindung steht. So entsinne ich mich, daß eines Tages, als ich bei White-Hall spazieren ging, Jemand auf mich zukam, mit augenscheinlichem Entzücken meine Hand drückte und mir die Versicherung gab, daß er hocherfreut sey, mich zu sehen. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als das Gleiche zu sagen; aber wer er war und wo ich ihn früher getroffen hatte, war mir ein Geheimniß. „Seit wir uns trennten," fuhr er fort, „bin ich in den Ehestand getreten und habe einen schönen kleinen Knaben." Ich gratulirte ihm von ganzen Herzen. „Sie müssen mich besuchen, damit ich Sie meiner Mary vorstelle."

„Mit Freuden," lautete meine Antwort. Aber wenn er nur seine Gattin Mrs. So und So genannt hätte, so wäre mir doch ein Schlüssel an die Hand gegeben worden. „Warten Sie doch," sagte ich; „wo haben wir uns zum letztenmale gesehen?"

„Wissen Sie's nicht mehr?" entgegnete er. „Auf dem Kap der guten Hoffnung."

Aber dies verwirrte mich noch mehr, und nachdem ich einige leitende Fragen gestellt hatte, fand ich mich noch so schlimm im Dunkeln, als nur je. Endlich bat ich ihn um seine Karte, damit ich ihn besuchen könne. Er hatte keine in seiner Tasche. Ich zog meine Schreibtafel heraus, worauf er das Bleistift nahm und seine Wohnung niederschrieb — doch was nützte mich dieses ohne den Namen?

„Halt, mein lieber Freund — ich habe hier so viele Adressen und könnte mich leicht versehen. Setzen Sie Ihren Namen darüber.“

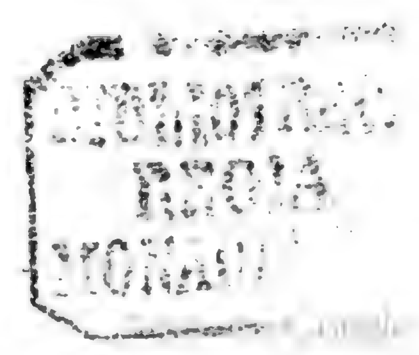
Er that es, und als ich den Namen las, kam plötzlich Alles wie ein Waldstrom in mein Gedächtniß. Wir waren sehr vertraut gewesen, und er hatte das volle Recht, so viel Wärme gegen mich zu zeigen. Jetzt konnte ich über alte Scenen und alte Bekanntschaften mit ihm sprechen. Ich nahm daher seinen Arm und ging unverweilt mit ihm, um mich seiner Mary vorstellen zu lassen. Dieser unglückliche Mangel macht mich sehr vorsichtig, und ich vermeide keine Person, welche mich zu kennen scheint. Da fand denn eines Tages eine sehr abgeschmackte Scene statt. Ich stand auf einer Thürtreppe in der Nähe der Admiralität, um auf einen Freund zu warten, und neben mir befand sich ein anderer Gentleman. Da kam denn eine dritte Person heran und streckte seine Hand aus, die ich augenblicklich faßte und mit Wärme drückte, obgleich ich, wie gewöhnlich, nicht ausfindig machen konnte, wer mein Freund war. Nun traf sich's aber, daß die Hand, welche ich ergriffen, dem neben mir stehenden Gentleman gegolten hatte. Die Person, welche ich in dieser Weise begrüßte, sah mir in's Gesicht und lachte. Ich that dasselbe, worauf er seine Hand dem rechten Manne reichte und dann abmarschirte. Da wir jedoch: „wie geht's Ihnen?“ gesagt hatten, so waren wir auch noch so höflich, uns mit einem „Gott behüt!“ zu verabschieden, wobei wir Beide mit breitem Grinsen die Hüte abnahmen.

Ich wollte sagen, daß ich in Lüttich mit einer Person zusammentraf, auf die ich mich gleichfalls nicht entsinnen konnte. Ich fuhr wie gewöhnlich fort, mit ihm zu reden, wegen des Schlüssels mich auf mein gutes Glück verlassend. Endlich wurde er mir gegeben. „Erinnern Sie sich noch des kleinen Doktors zu Bangalore und seiner Gattin?“ Jetzt erinnerte ich mich augenblicklich des Mannes. Da die Geschichte des Doktors und seiner Frau mich oft

lachen machte, so will ich sie auch meinen Lesern mittheilen. Man sagt mir vielleicht, sie sey nicht mehr neu — aber sey's drum.

Ein gewisser kleiner Armeewundarzt, der zu Bangalore stationirt war, hatte sich aus einer Ladung junger Damen, welche auf Heirathsspekulation ausgereist waren, ein sehr hübsches Mädchen ausgelesen. Sie war eine große Freundin von Belustigung und schien nach ihrer Vermählung die Nacht durch weit lieber auf einem Balle tanzen, als in den Armen ihres kleinen Doktors ruhen zu wollen. Ihre Tanzliebhaberei abgerechnet, benahm sie sich übrigens in jedem andern Betrachte sehr anständig. Der Doktor, ein ruhiger, nüchterner Mann, der sehr besorgt für seine Gesundheit war, zog es vor, frühe zu Bette zu gehen und vor der Sonne aufzustehen, um die erfrischende Morgenluft einzuathmen, und da die Dame selten vor Mitternacht nach Hause kam, so war es ihm sehr ärgerlich, durch ihre späten Stunden gestört zu werden. Endlich ging ihm die Geduld aus und er erklärte ihr unumwunden, wenn sie künftig länger, als bis zwölf Uhr ausbleibe, so werde er sie nicht mehr einlassen. Das junge Weibchen, welches, wie alle hübschen Frauen, glaubte, er werde sich nie zu etwas der Art erdreisten, lachte herzlich und kehrte von dem nächsten Balle, zu welchem sie eingeladen war, nicht vor Morgens halb drei Uhr zurück. Als sie anlangte, klopften die Palankinträger; aber der Doktor seines Wortes eingedenk, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und erklärte seiner Gattin sehr ungalant, sie solle jetzt nur die ganze Nacht fortbleiben. Die Dame schmeichelte, flehte, machte Vorstellungen und drohte, aber Alles vergeblich. Endlich kreischte sie, schien ganz außer sich zu gerathen und eeklärte, wenn sie nicht augenblicklich eingelassen werde, wolle sie sich in den Brunnen stürzen, welcher keine fünfzig Schritte von dem Bungalo entfernt lag. Der Doktor meinte, sie könne es immerhin thun, wenn es ihr Vergnügen mache, und zog sich vom Fenster zurück. Seine Gattin befahl nun den Trägern, den Palankin nach dem Brunnen zu schaffen. Sie stieg aus, gab ihre Anweisungen

und schlich dann nach dem Bungalo zurück, wo sie sich dicht neben der Thüre an der Mauer aufpflanzte. Dem Auftrage zufolge begannen nun die Träger zu schreien, als ob sie ihrer Gebieterin Vorstellungen machten, und lösten dann einen großen schweren Stein ab, den sie selbander in's Wasser plumpen ließen. Nun ging es an ein Heulen und Lamentiren. Dem kleinen Doktor war es, trotz seiner Festigkeit und Nonchalance, doch nicht ganz wohl zu Muth, als er seine Gattin ihren Entschluß ausdrücken hörte, denn er kannte sie als sehr entètée, und blieb daher auf der Wache. Er hörte das schwere Klatschen und das Geschrei der Palankinträger. „Guter Gott," rief er, „ist's möglich?" Und er stürzte im Hemd hinaus nach der Stelle, wo Alle um den Brunnen herum standen. Aber nun eilte seine Frau hurtig zur Thüre hinein, schob den Riegel vor und erschien bald nachher an dem Fenster, von dem aus ihr Gatte sie angeredet hatte. Der Doktor entdeckte die List erst, als es zu spät war. Jetzt kam die Reihe des Bittens an ihn, aber wie konnte er auf Gnade hoffen, da er selbst keine erzeigt hatte. Die Dame war lakonisch und entschieden. „So wirf mir wenigstens meine Kleider herunter," rief der Doktor. „Nicht einmal Deine Pantoffeln sollst Du haben, um Dich gegen die Skorpionen und Hundertfüße zu schützen," versetzte seine Gattin und schloß die Jalousieläden. Als mit Anbruch des Tages, die Offizieren ihre Araber hinausritten, sahen sie den armen kleinen Doktor in der kalten Morgenluft auf seiner Veranda hin- und hergehen, ohne sich einer weiteren Bedeckung als der seines Hemdes zu erfreuen. So hatten sich also die Tafeln umgedreht; aber ob diese Brunnenlist gut endigte — ob die Dame sich bekehrte oder der Doktor gefügiger wurde, habe ich nie erfahren können.



Sechszehntes Kapitel.

Lüttich, den 2. Juni.

Die Akademie oder das Kollege, welches im Jahr 1817 zu Lüttich errichtet wurde, macht den Lüttichern viele Ehre. In fünfzehn Jahren ist viel geschehen. Die physikalischen Apparate, wie auch die naturhistorischen Sammlungen sind vortrefflich für den Unterricht, obschon die Mineralien keinen großen Werth haben. Die in den Ardennen gefundenen fossilen Ueberreste sind sehr interessant und könnten für Lüttich ein reicher Schatz werden, da sie sich durch Austausch bald eine werthvolle Sammlung zu verschaffen vermöchten. Schade, daß die verschiedenen Museen Europas keine Katalogen drucken lassen, und darin auch die Duplikate aufzeichnen, um sie nicht nur öffentlichen Anstalten, sondern auch Privatsammlern mitzutheilen, da hiedurch eine große Vollkommenheit erzielt werden könnte. Man trägt sich allgemein mit dem Gerüchte, daß in den Kellern des britischen Museums mehr Duplikate zu Grunde gehen, als alle Naturalienkabinete Europas zu liefern vermögen. Man erwiedert vielleicht hierauf, daß andere Museen nichts zum Austausche bieten können; aber selbst wenn es der Fall wäre, so sollte man doch lieber ausländische Anstalten mit verfügbaren Exemplaren beschenken, als sie verderben lassen. Die Wissenschaft darf nicht auf ein Land oder Volk allein beschränkt werden, sondern ist ein Gemeingut.

Dem Kollege ist ein botanischer Garten angefügt. Nichts ist mir mehr zuwider, als botanische Gärten, obschon ich die Vortheile und sogar die Nothwendigkeit derartiger Anstalten einsehe; aber sie kommen mir stets nur wie ein wirres Gemenge vor. Was man darin Ordnung und Klassifikation nennt, erscheint mir als die lautere Unordnung. Es mag zwar gut seyn für das Studium,

Pflanzen und Bäume zu klassifiziren, aber zuverlässig wurde die Vereinigung der Familien, wie sie der Mensch vornimmt, nie von Gott beabsichtigt. In einer Abtheilung ein solches Gemenge von Bäumen, Sträuchern und kriechenden Pflanzen, von denen man allen Ernstes behauptet, daß sie einer einzigen Familie angehören — nein, das glaube ich nie — es ist Unnatur. Betrachten wir dagegen die Ordnung in den majestätischen Waldbäumen, die ihre wilden Zweige ausbreiten und den Winden des Himmels Trotz bieten, während sie dem Gesträuche unten Schutz verleihen, das seinerseits die duftigen Veilchen schirmt — das ist schön und natürlich — dies ist Harmonie; aber in einem botanischen Garten ist nichts an seinem Platze. Die Schrift sagt: „Was Gott vereint hat, soll der Mensch nicht trennen" — und wir können ebensogut beifügen, „was Gott gesondert hat, soll der Mensch nicht anmaßend vereinigen." Als ich den botanischen Garten betrachtete, kam mir dieses Unterfangen fast gottlos vor; und da ich eben an den Ufern der Maas war, setzte ich mich auf die Gartenmauer nieder, um mich an dem schönen Strome zu erholen, wobei ich mir Gedanken über Nützlichkeit und Eitelkeit machte. Da saß ich ungefähr eine Stunde, bis mich meine Betrachtungen an die Gebühr erinnerten, nach Hause zu gehen und mein Diner zu verzehren — ganz nach dem Beispiele der Mrs. Trollope, als sie in Belgien war.

Abends spazierte ich umher und bemerkte eine schmutzige kleine Gasse, die mit Wandlichtern und Wachskerzen erhellt war. Da muß ein Ball seyn oder eine sonstige Belustigung vorgehen, dachte ich. Will doch fragen. Nein, Sir, versetzte ein Mann, an den ich mich zu diesem Ende wendete; es ist kein Ball. Ein Monsieur hat dem Bilde der Jungfrau Maria, welche sich in jener Gasse oben befindet, ein Kleid geschenkt, das dem Vernehmen nach tausendfünfhundert Franken werth ist, und die Beleuchtung geschieht zu Ehren der Einkleidung. Die Race der Narren ist noch nicht erloschen, dachte ich. Ich möchte nur wissen, ob er es nicht, wie König Fer-

dinand, selbst verfertigt hat. Belgien ist gewiß bis auf diesen Augenblick noch die Veste des Aberglaubens.

Siebenzehntes Kapitel.

Den 3. Juni.

Ich habe Harquet's Waffenfabrik besucht und mich sehr gut unterhalten. Der Absatz nach der ganzen Welt und die Varietäten, welche für die verschiedenen Märkte angebracht werden, sind erstaunlich. Man war eben sehr beschäftigt, mehrere tausend Musketen für die belgischen Truppen fertig zu machen, die an den Schwanzschrauben geladen und ohne Schloß oder Zündkraut abgefeuert wurden. Man zeigte mir eine Vogelflinte, welche nach demselben Grundsatze konstruirt war und unterm Wasser abgefeuert werden konnte; aber die niedrigen Preise der Gewehre setzten mich am meisten in Erstaunen. Da befand sich eine große Menge sehr langer Vogelflinten mit dem Namen des Büchsenmachers zu Konstantinopel für die türkischen Gentlemen, das Stück zu dreißig Franken; eine gewöhnliche Muskete kostete vierzehn Franks. In einer Ecke bemerkte ich einen großen Haufen Musketen von schändlicher Arbeit und mit Schlössern versehen, welche an die ungeschickten Versuche vor zwei Jahrhunderten erinnerten. Ich fragte, für wen diese seyen. Für den südamerikanischen Markt und nach Auftrag also angefertigt, denn die Leute wollten dort keine anderen brauchen und nichts von einer Verbesserung wissen. Ich vermuthe, sie haben eine von den spanischen Musketen, welche Pizarro hinüberbrachte, als Modell geborgt. Wie dem übrigens seyn mag, die Gewehre waren jedenfalls sehr wohlfeil, da das Stück eben acht Franken kostete.

Gott steh' uns bei — wie wohlfeil können heutzutage die Menschen getödtet werden!

Es ist sehr selten, daß man auf einen Namen trifft, der mit einem X beginnt; aber als ich durch die hiesigen Straßen ging, traf ich auf das Schild eines „Urban Xhenemont, Negoziant." In Griechenland findet man das x hin und wieder, in England kenne ich aber nur den einzigen Sir Morris Ximenes, der, wie ich glaube, seinen Ursprung von dem berühmten Kardinal ableitet. Die Erwähnung dieses Namens erinnert mich an die Lieder des Improvisators Theodor Hooke und seine Gewandtheit im Auffinden eines Reims auf einen so unbequemen Namen, wie Ximenes ist. Nur Wenige besitzen das Talent des Improvisirens, und man findet es in Italien häufiger als irgendwo anders, weil die italienische Sprache den Reim mit großer Leichtigkeit handhaben läßt — obschon auch in diesem Lande ein guter Improvisatore zu den Seltenheiten gehört. Unter den Holländern gab es auch einmal einen tüchtigen Improvisator, einen armen Teufel, welcher umherging, um Wirthshausgesellschaften mit seinem Singen und seinem eigenthümlichen Talent zu unterhalten. Eines Tages ließ ein Gentleman einen goldenen Wilhelm in ein Glas Burgunder fallen und sagte zu ihm, wenn er ein gutes Impromptu mache, so solle Wein und Gold sein gehören. Ohne Zögern ergriff er das Glas und sang folgendermaßen, wobei er die Handlung den Worten folgen ließ:

„Twee Goden in een Glas,
Wat zal ik van maken?
K' steek Plutus in myn Tas,
K' slaak Bacchus in myn Kaken."

Derselbe Vers ist im Deutschen in folgender Gestalt bekannt.

„Zwei Götter können sich
Beisammen nicht vertragen;
Fort, Plutus, in den Sack!
Fort, Bacchus, in den Magen!"

Der Gentleman, dem ich vorstehendes Pröbchen verdankte, verschaffte mir auch ein Exemplar von französischen Versen, welche von einem Gentleman in Mastricht, der als Improvisatore in bedeutendem Rufe stand, extemporirt worden waren. Sie sind unstreitig sehr gut. Er befand sich bei einer großen Gesellschaft und willigte ein, über jedes Thema zu improvisiren, welches ihm fünf der Anwesenden für Souvenir gäben. Die erste Person wünschte ein Souvenir der ersten Jugend.

„Vous souvient-il, amis, de ma jeunesse,
Des beaux moments de nos fougueux exploits,
Quand la raison, sous le joug de l'ivresse,
Essaye en vain de soutenir ses droits?
Ce temps n'est plus, cet âge de folie,
Où tout en nous est pressé de jouir:
Mes bons amis du printemps de la vie.
Gardons toujours le joyeux souvenir."

Die zweite wünschte ein Souvenir an die Conscription, welche Viele der Anwesenden, den Dichter selbst nicht ausgenommen, in den Dienst der französischen Armee gezwungen hatte.

„Vous souvient-il que plus tard, sous les armes,
Plusieurs de nous, désignés par le sort,
Loin des parents, versant d'amères larmes,
Allaient trouver ou la gloire ou la mort?
Ces jours de deuil par milliers dans l'histoire
Ne viendront plus sur nous s'appesantir;
Amis, volons au temple de mémoire,
Effaçons-en le sanglant souvenir."

Die dritte Partie bat um ein Souvenir ihrer „ersten Liebe."

„Vous souvient-il de cet enfant de Gnide,
Fripon rusé, volage et seducteur,
Qui par les yeux d'une beauté timide
D'un trait de feu vint nous frapper au coeur?
Du sentiment que sa flèche fit naître,
Et que la mort peut seule anéantir,
Eternisons le ravissant bien-être.
En conservant un si beau souvenir."

Die vierte schlug als Thema den Morgen der Hochzeit vor.

„Vous souvient-il du jour où l'hyménée
Vint nous dicter ses éternelles lois,
En attachant à notre destinée
L'objet sacré de notre premier choix?
Solennité qui par des voeux nous lie,
De saints devoirs chargeant notre avenir,
Solennité que le vulgaire oublie
Nous te gardons en pieux souvenir."

Die letzte wünschte, er möchte zum Schlusse ein Souvenir der Freundschaft geben.

„Quel souvenir puis-je chanter encore
Après celui né de la volupté?
Il en est un que le temps corrobore,
C'est le premier élan de l'amitié.
Eh! qui de nous n'a pas dans sa jeunesse
Livré son coeur à ses charmes puissants,
Sainte amitié, jusque dans la vieillesse
Console-nous des ravages du temps."

Ich möchte glauben, daß der Gentleman nachdem er mit alledem zu Stande gekommen, recht hübsch außer Athem war.

Ungefähr vier Meilen von Lüttich, befindet sich die berühmte Manufaktur Seraing, welche den Herren Cockerill gehört. Sie hat eine schöne Lage an den Maasufern und war früher der Sommerpalast des Fürsten Erzbischof. Aber nicht nur hier bemerkt man diese Zeichen der Zeit, sondern auch durch ganz Frankreich, und der größte Theil der Fabriken hat die Wappen von Fürsten über der Hausthüre, während das Innere — vordem der Aufenthalt des Luxus und der Pracht — jetzt von Arbeitern bewohnt und nützlichen Zwecken geweiht ist. Das Utilitarsystem war jedoch vor der belgischen Revolution durch ein noch maßgebenderes Beispiel vertreten, denn Wilhelm von Nassau war in der That ein Associé des Herrn Cockerill. Herr Cockerill, der Vater, der jetzt todt ist, kam vor dem Frieden von England herüber und brachte entweder

die Maschinerie zum Spinnen der Baumwolle, oder wenigstens die erforderlichen Kenntnisse mit, um einen Mechanismus zu verfertigen, der von unseren Manufakturisten so eifrig gehütet wurde. Er ließ sich zu Lüttich nieder und gewann bald Gönner. Die Firma hat jetzt drei oder vier Fabriken zu Lüttich, ohne die vorgenannte in Seraing. So groß auch der bischöfliche Palast ursprünglich war, mußte er doch um dreimal soviel erweitert werden; die Gebäude erinnern mehr an Portsmouth = Yard, als an irgend einen andern Ort. Die Zahl der in dieser einzigen Fabrik beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf vierzehn bis fünfzehnhundert. Sie machen alle Arten von Dampfmaschinen, mit denen sie nicht nur Belgien, sondern auch Preußen, Oesterreich, Frankreich und sogar Rußland versehen. Die Leute sagen, Mr. Cockerill habe seinem Lande viel Schaden gethan, indem er Ausländer mit den Maschinen versah, welche uns in den Stand setzten, wohlfeiler als sie zu verkaufen. Daran zweifle ich nun sehr, denn ich bin der Ansicht: je früher andere Länder in die Lage kommen, bis zu einer gewissen Ausdehnung mit uns zu wetteifern, desto besser ist's für England. Vorderhand befinden wir uns in einem ungesunden Zustande, der hauptsächlich in der unbegränzten Anwendung von der Maschinerie seinen Grund hat. Mögen wir daher immerhin diesen Vortheil verlieren — wir sind dann, wenn auch nicht reicher, so doch jedenfalls viel glücklicher. Gegenwärtig leiden wir an einer Plethora von Capital und zu gleicher Zeit an einem ungeheuren Schuldendrucke. Was Mr. Cockerill betrifft, so kann man wohl seinen Patriotismus verschreien, aber die Frage ist: würde nicht jeder Andere ebenso gehandelt haben? Hatte er nicht das Recht, seine Talente auf den besten Markt zu bringen? Und ehe man ihn beschuldigt, er habe keine Rücksicht auf sein Vaterland genommen, sollte man doch wohl zuerst die Frage stellen, welche Rücksicht sein Vaterland ihm erwiesen habe.

Achtzehntes Kapitel.

Spaa, den 10. Juni.

Hier sind wir und für eine Weile in Ruhe. In Ruhe? Nein. Die Räder des Wagens mögen ruhen, selbst der Körper ruht vielleicht für eine Weile, aber beim Geiste ist es nicht der Fall. Wir nehmen unsere Rastlosigkeit mit uns, wohin wir gehen. Der Geist arbeitet, arbeitet und arbeitet, wie eine Dampfmaschine, bisweilen freilich mit nicht so großer Geschwindigkeit; aber doch geht's fort in unablässiger Arbeit — weder im Wachen noch im Schlafen Ruhe, bis der Körper, der mechanische Theil der Maschine, durch die beständige Reibung ausgenützt oder der Dampf des Geistes erschöpft ist. Die Leute sagen und glauben, im Grabe sey Ruhe. Wie kann dies seyn? Die Seele ist unsterblich und kann nicht ohne Bewußtseyn existiren: denn gebräche ihr das letztere, so wäre von einer Existenz keine Rede; hat sie aber Bewußtseyn, so muß sie fortarbeiten, selbst jenseits des Grabes und für immerdar. Wer im Grabe Ruhe finden will, läugnet die Unsterblichkeit des Geistes. Und welch' ein verächtlicher, erbärmlicher Sklave der Seele ist nicht der Leib! Ich wollte eben sagen, daß er die Seele nicht sein eigen nennen kann; aber das würde eine Catachresis seyn, und ich hasse und verabscheue Alles, was mit Cat anfängt. Es ist auffallend, daß sämmtliche also beginnende Worte entweder unangenehm oder unglücklich sind. Die Catakomben zum Beispiel erinnern an den Tod, an Leichenbegängnisse und an Mumien. Cataster steht in enger Verbindung mit Steuerzahlung. Cataplasmen werden nur bei Kranken in Anwendung gebracht. Der Catarakt ist eine schlimme Augenkrankheit, Catarrh macht einen dummen Kopf und eine laufende Nase, der Catechismus ist ebenso unangenehm für die Kinder als für die Eheleute, und ein categorischer Mensch ist unausteh-

lich. Was nun das Cat (Katze) als Thier betrifft, so kann ich nicht zuviel dagegen sagen, und auffallenderweise sind alle übrigen Bedeutungen des einzelnen Wortes ebenso unangenehm. To cat the anchor (den Anker verkatten) ist ein Zeichen, daß es in die See geht, und die Katze an der Laufplanke ist das Schlimmste von Allem.

Es ist Morgens fünf Uhr — die Sonne hat sich noch nicht über die Berge erhoben, obschon der Nebel allmälig in die Höhe steigt. Die Glocke der Kirche vor meinem Fenster läutet — sie hört auf und das Dröhnen der Orgel mit dem Gesange der Priester schlägt so deutlich und klar an mein Ohr, wie die Töne des Horns über dem stillen Wasser, welche auf irgend einer schmucken Fregatte in dem Sund der untergehenden Sonne Valet sagen. Wie schön und feierlich ist dieses Frühegebet! Die Sonne hebt sich, die Nebel der Nacht rollen von hinnen, und die Stimmen schallen zu gleicher Zeit unter Begleitung der Musik gen Himmel. Die Kirche ist voll, so daß Viele noch außen bleiben müssen, wo sie mit unbedecktem Haupte demüthig niederknieen. Doch, wer kömmt da? dachte ich, als sich ein Mann in schäbigem Rocke der Kirchthüre auf einige Schritte näherte und seine Last niederlegte, welche aus einer Trommel, einer Fidel, einer Rolle Leinwand, einem Stuhl und einer langen Stange bestand. Der treibt einen kuriosen Handel, dachte ich. Wie im Namen aller Heiligen magst Du Deinen Unterhalt gewinnen? Ich sollte bald darüber aufgeklärt werden. Einige Minuten, ehe die Messe vorüber war, steckte er seine Stange aufrecht in den Boden, hing seine Leinwand daran, entrollte sie und stellte ein Bild zur Schau, das in sechs Fächer abgetheilt war. Dann hängte er die Geige an seinen Knopf, nahm die Trommel, rückte den Stuhl dicht an die Stange, bestieg denselben und schlug einen langen, obschon nicht lauten Wirbel, den er in Zwischenräumen wiederholte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er hatte seine Stellung mit Umsicht gewählt, denn da die

Leute eben aus der Kirche kamen, so hatte er bald einen hübschen Haufen um sich. Er begann nun, sich zu bekreuzen, und fuhr dann fort, die Legende zu erklären, welche durch die Bilder auf seiner Leinwand dargestellt wurde. Ich konnte nicht Alles hören, verstand aber dennoch genug, um mir den Rest denken zu können. Es handelte sich um eine wunderbare Kur, die durch einen gewissen Heiligen verrichtet worden war, und während er seine Geschichte vortrug, deutete er mit seinem Fidelbogen auf die verschiedenen Felder, da die Trommel bei Seite gelegt worden war, sobald er sich ein Auditorium gesammelt hatte. Hin und wieder bekreuzte er sich andächtig und theilte dann zum Schlusse der Menge mit, daß er im Besitze desselben Gebetes und des nämlichen Heilmittels sey, welches der Heilige vorgeschrieben habe. Er spielte dann seine Geige und sang das Gebet in feierlichem Tone, worauf er aus seiner Tasche ein Paket kleiner Büchlein und einen Haufen kleiner Schächtelchen hervorzog. Sie kosteten Stück für Stück nur ein paar Pfennige, und um die nöthige Kraft zu erhalten, brauchte man damit nur die Figur des Heiligen auf der Leinwand zu berühren. Er setzte seine Waare rasch ab und bekreuzte sich jedesmal, so oft er eine derartige Berührung vornahm, wobei er verlangte, daß der Käufer das Gleiche thue. Dann nahm er seine Fidel wieder, sang die Geschichte des Heiligen ab und deutete im Verlaufe seines Liedes mit dem Geigenbogen auf die verschiedenen Fächer seiner Tafel. Dann zog er weitere kleine Büchlein und noch mehr Schächtelchen heraus, die er gleichfalls wieder schnell verkaufte. Die Waare, die er besitzt, ist zuverlässig von sehr geringem Werth; aber er hat eine fruchtbare Mine in dem Aberglauben Anderer aufgefunden. Ah, gut! aber ge'en ihm die im Innern der Kirche nicht ein Beispiel, indem sie die Religion mit Popanz vermischen?

Spaa hat eine schöne Lage zwischen steilen grünen Bergen. Die Spaziergänge, welche daselbst eingehauen sind, üben einen gar lieblichen Eindruck, und es muß viele Mühe gekostet haben, den Platz angenehm zu machen. Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie viele

gekrönte Häupter sich hier einzufinden pflegten. Aber die Sonne Spaa's ist untergegangen, um wahrscheinlich nie wieder aufzugehen, denn wie gut auch die Eigenschaften eines Wassers seyn mögen, so muß doch ein Kurort fashionabel seyn, wenn er besucht werden soll. Für die Verödung Spaa's lassen sich manche Gründe angeben, worunter namentlich auch die Folgen der belgischen Revolution gehören. Als Belgien noch mit Holland vereinigt war, kam der König mit dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien fast jedes Jahr hieher und zog natürlich eine große Anzahl des Adels nach; aber jetzt hat der Adel den Hof verlassen, und als Leopold kam, folgte ihm Niemand. Er ärgerte sich und blieb nur einige Tage. Die Preußen pflegten sonst Spaa viel zu besuchen; als jedoch der König von Preußen fand, daß so viele junge Leute an den Spieltischen zu Grunde gerichtet wurden, so verbot er in väterlichem Despotismus allen Offizieren den Besuch von Spaa, und die Aerzte durften das Wasser nicht mehr empfehlen. Auch die Russen hatten sich sonst in großer Anzahl zu Spaa eingefunden; aber obgleich ihr Kaiser sich nicht darum kümmert, ob sie ihr Geld verlieren, läßt er sich's doch ganz besonders angelegen seyn, zu verhindern, daß sie keine revolutionären Ideen einsaugen. Da nun Spaa in einem revolutionären Lande liegt, so ist es im Banne, und wer hieher gehen wollte, würde ebensogut um die Erlaubniß bitten, nach Sibirien gehen zu dürfen; denn dahin würde ihn sein Weg wahrscheinlich führen. Endlich ist noch eine weitere Ursache vorhanden, welche während der letzten zwei Saisons einen gewaltigen Einfluß geübt hat — sie besteht in nicht mehr und nicht weniger als in einem gewissen Buche „Brunnen-Seifenblasen" genannt. Ich sage während der letzten zwei Saisons, denn der Einfluß wird sich nicht auf eine dritte erstrecken, da Hunderte und Hunderte, welche nach den Bädern gereist sind, um ein paar Monate daselbst zuzubringen, bereits mit großem Unmuth wieder zurückgekehrt sind. Ein Wort hierüber.

Als Sir George Head seine „Seifenblasen" veröffentlichte, machte

er die Leute fast ebenso toll, als sie während der großen „Seifenblasenmanie“ waren, in welcher sich alle Minen- und andere Gesellschaften am Ende als bloßer Dunst auswiesen. Dem Vernehmen nach sind im letzten Jahrhundert fünfunddreißigtausend Pässe für Rheinreisen ausgestellt worden, weil die Leute zu sehen wünschten, wie die Schweine zu einem unirdischen Hornsolo ihre täglichen Manöver durchmachen und wie die Selterserwasserflaschen als verurtheilte Verräther geköpft werden. Ein so großer Zufluß von Menschen nach diesen deutschen Bädern konnte nur eine einzige Wirkung üben — nämlich eine glorreiche Erndte für die Wirthe und diejenigen, welche Wohnungen zu vermiethen hatten. Der Preis wurde so ungeheuer, daß man für ein einzelnes Bett über Nacht drei Gulden forderte, und alles Andere steigerte sich in demselben Maßstabe. Da begann nun die Reaktion einzutreten, und stündlich sehen wir Equipagen über Lüttich und andere Städte zurückkehren, während die Reisenden selbst die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und, ohne an Schweine oder Flaschen zu denken, bloß über die Erpressung und über Alles, was deutsch ist, schimpfen. Sie haben ihre Pfeife zu theuer bezahlt, wie Franklin zu sagen pflegte. Die Blase ist geborsten und sie sehen mit Bedauern auf ihre leere Beutel. Und doch ist Alles, was Head in seinem unterhaltlichen Buche sagt, wahr. Er wandelte durch einen grünen, unbesuchten Feldweg und schilderte, was er fühlte, als er Halt machte, um Brombeeren zu pflücken. Eine ungeheure Menge folgte ihm nach; der grüne Feldweg wurde zu einer Landstraße zusammengetreten, und was die Brombeeren betrifft, so sind sie nur um den Preis der Pfirsiche im Mai zu haben.

Und nun wollen wir in Betrachtung ziehen, ob die Seifenblase nicht auch bei den Deutschen bersten wird. Früher begnügten sie sich mit mäßigem Gewinn und nahmen ihre Gäste mit bescheidenem Dank auf. Nun sie plötzlich einen so großen Gewinn gemacht haben, sind sie unabhängig und rücksichtslos geworden; auch geht es ihnen wie den meisten Leuten, welche ein paar Jahre eine goldene

Erndte eingeheimst haben — sie meinen es werde so fortgehen. Der Werth des Eigenthums an den gedachten Plätzen hat sich gehoben; man spekulirte in großem Maßstabe und die Lebensbedürfnisse wurden theuer.

Man baut Häuser im Galopp und die Eigenthümer rauchen mit gebührender Gravität ihre Pfeifen zum Fenster hinaus, dabei ihren künftigen Gewinn berechnend. Aber die Gesellschaft mindert sich mit jedem nachfolgenden Jahre mehr und mehr, obgleich die Speculationen fortdauern, denn die Leute finden stets einen guten Grund für eine schlechte Saison und sehen mit der nächsten einer bessern entgegen. Endlich finden sie, daß sie wieder verlassen sind, und das Eigenthum wird auf fast Null heruntersinken. Die Reaktion hat vollständig stattgefunden und die Preise sinken tiefer, als sie sogar ursprünglich waren. Ehrlichkeit und Höflichkeit kommen wieder an's Ruder, obschon wahrscheinlich das Kapital verloren seyn wird. In dieser Weise platzt voraussichtlich die Seifenblase, wie es bereits dem verlassenen Spaa ergangen ist.

Aber wenn alle müßigen Leute die sprudelnden Brunnen Deutschlands besucht haben, wohin sollen sie zunächst gehen? Es gibt einige sehr hübsche Quellen in Island, um die sich noch Niemand angenommen hat; aber obgleich sie sehr heiß sind, läßt sich doch nicht das Gleiche von den Frühlingen behaupten, welche im Gegentheile um ihrer Kälte willen im Rufe stehen. Ich kann den Reisenden mittheilen, wo etwas Neues aufzufinden ist, und rathe ihnen, nach den kochenden Quellen auf Sankt Michael, einer der Azoren, zu gehen, denn man trifft dort Sehenswürdigkeiten, wie sie alle deutschen Brunnen nicht hervorzubringen im Stande sind. Ich will dabei den Wegweiser machen.

Wenn ihr zu St. Michael landet, kommt ihr zuerst in eine der schmutzigsten Städte der Welt und erhaltet Quartier in einem der schlechtesten Hotels, in welchem ihr übrigens ebenso theuer bezahlen müßt, als in dem Clarendon oder an der Tafel des Rocher de Can-

cale. Die Stadt hat viele Einwohner, aber noch mehr Schweine, mit denen die deutschen keine Vergleichung aushalten. Ihr müßt dann Esel miethen und das Gebirg hinansteigen. Nach einem heißen Ritte langt ihr in einem kleinen Thale, mitten im Gebirg gelegen, an. Es war vordem der Krater eines Vulkans, wird aber jetzt von der Natur als ein Kessel benützt, in welchem sie für diejenigen, welche dessen bedürfen, stets kochendes Wasser bereit hält. Das Wasser sprudelt und siedet in allen Richtungen, wirft ungeheure weiße Dampfwolken auf und sticht deshalb gewaltig ab gegen die dunkeln Seiten der Berge, welche rundherum ihre Häupter erheben. Der Grund zittert unter den Füßen; man fühlt, daß er nur aus einer dünnen Kruste besteht, und hat zu befahren, daß man jeden Augenblick in den ungeheuren Kessel hinuntersinkt und so unentgeldlich zu einem heißen Bade kommt. Wandert man im Thale fort, so findet man Seen von stillem, tödtlich kaltem Wasser, an deren Rändern sich heiße Quellen befinden. Letztere verbreiten einen Dampf über die Oberfläche, während sie ihre kochenden Strahlen in die Seen ergießen, als möchten sie gerne die Temperatur erhöhen. Dabei schlägt sich Schwefel in Kuchen und Crystallen nieder. An einer anderen Stelle befindet sich ein großes unergründliches Loch, das Teufelsmaul geheißen. Wenn man sich nähert, hört man ein dumpfes Stöhnen und Kollern, als ob die Natur Magenweh habe. Dann findet plötzlich eine Explosion statt, und mit Donnergetöse wird ein Schauer von Schlamm auf die Entfernung von mehreren Fußen geschleudert. Nach einer Weile hört man neues Stöhnen und Kollern, und in drei Minuten wiederholt sich die Explosion. Diese ewige Diarrhoe besteht schon, so weit das Gedächtniß oder die Ueberlieferung der Menschen reicht.

Dennoch sind auf diesem augenscheinlich unsicheren und gefährlichen Platze Häuser und Bäder errichtet worden, die von den Fashionablen St. Michaels besucht werden. Die Eigenschaften der Quellen sollen ihnen gewisse Hautkrankheiten abnehmen, denn die ganze

Luft ist mit schwefeligten Dünsten erfüllt, weil der ewige Topf ohne Unterlaß fortkocht.

Betrachten wir nun die Vortheile dieses Platzes. Man kann ein Bad haben so heiß oder so kalt als man nur will; auch bleibt es Jedem, der Lust zu einer Büffelbelustigung hat, unbenommen, sich der Schlammdouche zu bedienen. Es wäre entzückend, Zeichnungen darüber zu verbreiten. Auch findet man wenig oder nichts zu essen, eine Menge Schlafkameraden der verschiedensten Art, eine brennende Sonne, eine dichte Atmosphäre, und Jeder wird hoch entzückt seyn, wieder heimzukehren, was am Ende doch das summum bonum ist, welches durch Reisen erzielt werden kann.

Nicht weit von diesem Heißwasserthale gibt es ein anderes mit vier kleinen Seen, in denen man die schönsten Gold- und Silberfische, welche vielleicht die ganze Welt bietet, finden kann. Wie sie dahin kamen, weiß nur der Himmel; aber ich erwähne der Thatsache als eines merkwürdigen Zusammentreffens. Diese Seen sind unter dem Namen Quadre Cidade oder vier Städte bekannt. Nun wird sich der Leser aus Tausend und Einer Nacht der Geschichte von einem Thale mit vier Seen erinnern, welche vordem vier Städte waren. In diesen Seen befanden sich Fische von unterschiedlichen schönen Farben — die ehemaligen Einwohner. Wenn ich mich recht entsinne, so sprangen die Fische, wenn sie gefangen und in die Bratpfanne gelegt wurden, in die Höhe und hielten eine Rede (sie würden dies auch heutzutage thun, wenn sie nicht stumm wären). Dasselbe Mährchen spricht auch von einem Prinzen, dessen untere Extremitäten in schwarzen Marmor umgewandelt waren — gewiß sehr bequem für den Fall, daß er jeden Tag außer Haus speiste, weil er dann nur seine obere Toilette zu machen brauchte. Dieses Zusammentreffen erschien mir sehr seltsam, und hätte ich Zeit und Gelegenheit gehabt, so würde ich mir zuverlässig vier dieser unglücklichen Fische gebraten haben, um mich zu überzeugen, ob sie wirklich von derselben Zucht waren, die in Tausend und Eine Nacht gemeint

ist — denn an der Glaubwürdigkeit dieses Buches wird hoffentlich Niemand zu zweifeln wagen.

Neunzehntes Kapitel.

Spaa, den 15. Juli.

Welch eine merkwürdige Geschichte könnte nicht Spaa mit seinen Spieltischen liefern! Wie herrlich war seine Zeit, als gekrönte Häupter hier zusammentrafen, Herzoge aus Mangel an Platz in ihren Equipagen bleiben mußten und alles Großartige sich an dem Kurort zusammenfand; denn so war es vor der französischen Revolution, und die Spieltische boten eine Quelle ungeheuern Gewinns. Und wem gehörte wohl der Hauptantheil daran? Keiner geringeren Person, als dem hochwürdigen und durchlauchtigen Fürstbischof von Lüttich, der ein großes Einkommen von dem Ertrage der Spieltische zog. Es möchte übrigens scheinen, daß dieses seltsame weltliche Eigenthum ein Gericht Gottes traf; denn dieselben Spieltische waren der Grund, daß der Fürstbischof seine ganze Habe verlor und aus seinen Gebieten getrieben wurde. Spaa hatte zwei Spielhäuser — die Redoute in der Stadt und Vauxhall, etwa eine Viertelmeile von derselben abgelegen. Die Redoute ist ein schönes Gebäude mit prächtigen Ballsälen und einem Theater; aber man muß d u r ch die Spielzimmer gehen, um nach dem Ballsaal oder dem Theater zu gelangen. Vauxhall hat kein Theater, aber die Säle sind sogar noch geräumiger, und als Spaa auf seiner Glanzhöhe stand, reichten diese beiden ungeheuren Gebäude kaum zu, um die Gesellschaft zu fassen. Diese beiden Etablissements standen unter denselben Eigenthümern. Da

traf sich's denn, daß der englische Adel, welcher hier stets eine sehr starke Partei bildete, mit dem Benehmen der Pächter unzufrieden war, weshalb sie augenblicklich Fonds zusammenschoßen, um ein zweites Vauxhall zu errichten. Der Bischof befahl die Einstellung des Baus; aber den Privilegien zufolge, welche von früheren Bischöfen ertheilt worden, war dies eine Verletzung der bürgerlichen Rechte von Lüttich, weshalb auf das Verbot keine Rücksicht genommen und das neue Vauxhall, welches den Namen des eigentlichen Vauxhall erhielt, zu Ende gebracht wurde. Jetzt wollte der Bischof die Oeffnung desselben nicht gestatten, und da man seinem Befehle keine Folge gab, so kam er mit zweihundert Soldaten und zwei Kanonen herunter, um von dem neuen Gebäude Besitz zu nehmen. Dies hatte eine Revolution zur Folge, und der Bischof sah sich zuletzt genöthigt, aus seinem Gebiete zu fliehen und Beistand zu suchen. Die Preußen ließen eine Armee in die Stadt einrücken, und es kam zu einer scheinbaren Unterwerfung; sobald aber die Soldaten wieder abmarschirt waren, fand ein neuer Aufstand Statt, und der Bischof sah sich genöthigt, östreichische Hülfe nachzusuchen, da sich Preußen nicht mehr mit der Sache befassen wollte. Metternich war ein so großer Freund der Legitimität, daß er die Spieltische als eine gesetzliche Einkommensquelle für den apostolischen Herrn betrachtete, und ließ eine östreichische Armee marschiren, welche Hunderte hinschlachtete, damit der Bischof zu seinem Rechte komme. So war der Stand der Dinge, als die französische Revolution ausbrach und ganz Europa in Schrecken versetzte. Die Provinz Lüttich war unter den ersten, welche die rothe Mütze mit offenen Armen aufnahm und sich Frankreich anschloß. So ging für den Bischof die schöne Provinz für immer verloren. Für Lüttich selbst war die französische Revolution segensreich; aber zuverlässig hatte die kirchliche Gewalt, die, wie bereits erwähnt, früher die Avantgarde des Christenthums und der Freiheit bildete, ein schmähliches Ende genommen.

Es scheint übrigens, daß die Geistlichkeit ausdrücklich bestimmt ist,

sich bei diesen Spieltischen zu betheiligen, denn die Pfründe des englischen Geistlichen in Spaa wird sogar jetzt noch aus ihrem Ertrage bezahlt. Als Belgien an die Niederlande fiel, eignete sich König Wilhelm das frühere bischöfliche Recht an dem Gewinn aus den Spieltischen an und brachte natürlich möglichst viele Leute nach Spaa, damit sie ihr Geld verlieren und er sein Drittel einsacken konnte. Seit der Revolution ist Leopold in die Schuhe des Oraniers getreten, zieht aber nur geringen oder gar keinen Gewinn, da Spaa selbst verlassen und der Aufwand für die Spielhäuser sehr groß ist. Vielleicht gibt es keinen Ort in Europa, selbst Paris nicht ausgenommen, wo so viel Geld im Spiele verloren wurde, als in Spaa. Ich ging mit meinem Freunde spazieren, der mich auf einen kleinen Pavillon in einem Garten aufmerksam machte. „Hier," sagte er, „verlor der Prinz von Oranien, welcher sehr hoch spielte, an einen spanischen Edelmann alle jene Juwelen, welche für gestohlen ausgegeben wurden. Die Sache nahm sich in der letzteren Darstellungsweise wohl gut in den Zeitungen aus, aber was ich Ihnen sage, ist die wirkliche Wahrheit." Wie weit der Mann Recht hatte oder nicht, weiß ich natürlich nicht anzugeben; aber so viel ist gewiß, daß man in Spaa nicht einmal seine Zähne ausstochern kann, ohne daß die ganze Welt es erfährt. In Spaa glaubt Niemand an den Diebstahl jener kostbaren Juwelen der Prinzessin; auch sollen dieselben von dem spanischen Edelmann, der jetzt in dem Haag wohnt, wieder eingelöst worden seyn.

Man hat das Spiel stets als ein Laster verabscheut; indeß ist es doch eher eine der menschlichen Natur tief eingepflanzte Leidenschaft, die nur verabscheuungswürdig wird durch die schrecklichen Folgen, welche durch ihren überwältigenden Einfluß hervorgerufen worden, als ein Laster an sich. Das Leben selbst ist eine Lotterie, und der beste Theil unseres Daseyns wird im Spielen verbracht. Es ist schwer, eine Grenzlinie zwischen Spiel und Spekulation zu ziehen, denn jede Speculation ist ein Spielergeschäft. Ist nicht der Kauf-

mann oder überhaupt Jeder, der etwas wagt, ein Spieler? Die Stockbörse zum Beispiel bietet die allerschlimmste Art des Spiels. Wir können da weiter nichts sagen, als daß ein Spiel gesetzlich seyn kann oder nicht; das heißt, es gibt Arten desselben, durch die im glücklichen Falle ein Einzelner reich wird, während unter allen Verhältnissen die Gesellschaft im Allgemeinen Nutzen daraus zieht. Ein Kaufmann spekulirt und schickt Waaren aller Art aus; seine Berechnung schlägt nicht ein, und er ist zu Grunde gerichtet. Aber die Arbeiter haben eine Beschäftigung für ihren Gewerbsfleiß gefunden, und obgleich der Kaufmann fallirte, so hat doch die Allgemeinheit Nutzen gezogen. Dies ist ein gesetzliches Spiel; aber beschränkt sich das Geschäftsleben hierauf? Nein. Speculanten machen sich anheischig, so und so viele tausend Fässer Talg oder Tonnen Hanf in dieser und dieser Zeit für einen bestimmten Preis zu liefern, gleichviel, wie sich dann auch der Preis gestaltet haben mag. Sie können ihre Zusage nicht erfüllen und sind zu Grunde gerichtet; aber in diesem Beispiele, welches man gleichfalls nur Speculation nennt, haben wir ebenso gut ein Spiel, als wenn das Geld mit einemmale auf den Tisch gelegt und der Wechselfall in einer Stunde statt in einem Monate zur Entscheidung gebracht wird. Doch findet dabei der Unterschied Statt, daß der Kaufmann durch ein derartiges Geschäft seinen Ruf nicht beeinträchtigt, während dies der Fall wäre, wenn er sein Geld auf dem Spieltische liegen ließe. Die Engländer sind, mit Ausnahme der Amerikaner, die spielsüchtigste Nation unter dem Himmel, was natürlich aus dem kaufmännischen Charakter derselben hervorgeht. Der Spielgeist ist angeboren, und wenn man denselben in einen passenden Kanal leitet, wird er zur Unternehmung.

Eine Regierung begeht ohne Zweifel einen großen moralischen Fehler, wenn sie das Laster in der Absicht, die Einkünfte zu steigen, ermuthigt; aber zu gleicher Zeit ist keine Taxe so gut angelegt, als wenn man das Laster besteuert. Ferner gibt es gewisse Liebhabereien, die sich nicht überwältigen lassen und, wenn man sie durch

gesetzliche Akte ganz austilgen will, zu noch größeren Uebeln Anlaß geben. Eine verständige Regierung kann oder sollte wenigstens nicht weiter thun, als sie zweckmäßig beschränken, regeln und so viel möglich außer Sicht halten, damit das Gift nicht um sich fresse. Es ist bekannt, daß gewisse Häuser mit obrigkeitlichen Licenzen versehen sind, weil man das Laster unmöglich ausrotten kann und daher am zweckmäßigsten handelt, wenn man es abschließt, damit es nicht mit den gesunderen Theilen der Gesellschaft in Berührung komme. Demselben Grundsatze zufolge, welcher stets eine gesunde Gesetzgebung leiten sollte, habe ich mir oft Gedanken gemacht, daß es ein großer Irrthum in unserer Legislatur ist, wenn sie in England die öffentlichen Lotterieen ganz verbietet. Ich bin überzeugt, daß letztere Anstalten wohlthätig sind, indem sie als Sicherheitsventile gegen die Spielwuth der Nation dienen. Das Verbot derselben hat viel Verbrechen hervorgerufen. Der Geist des Spiels läßt sich nicht ausrotten und sollte daher blos gebührend im Zügel gehalten werden. Die englische Lotterie bot einen großen Vortheil darin, daß nur einmal des Jahres gezogen wurde, und wer sich Billets kaufte, mußte ruhig harren, bis der Erfolg bekannt wurde. Die wenn auch nur sehr geringe Aussicht auf einen hohen Gewinn stellte den Spielgeist zufrieden. Wer verlor, kaufte vielleicht wieder, und wartete geduldig ein weiteres Jahr, von demselben sich besseres Glück versprechend. Obgleich nun gespielt wurde, steigerte sich das Spiel doch nicht zur Gewohnheit. Welche Folgen haben wir von der Aufhebung der Lotterie gesehen? Daß sich in der Hauptstadt Höllen aller Art aufthaten, von denen an, welche den Einsatz eines Schilling zulassen, bis zu Crockford's prachtvollem Pandämonium. Diejenigen, welche sich früher mit einem Lotteriebillet begnügten, verbringen nun ihren Abend fern von ihren Familien und richten sich in sehr kurzer Zeit zu Grunde. Die Lotterie hat nie einen Spieler ruinirt. Die Einlage war vielleicht groß für die Umstände des Betreffenden, aber dennoch nur jährlich wiederkehrend und beeinträchtigte weder den

Gewerbsfleiß, noch das häusliche Glück des Jahres. Die Hälfte der Gewerbsleute, welche in den Gantlisten erscheinen, sind dadurch zu Grunde gerichtet worden, daß sie die gemeinen Höllen, von denen London wimmelt, besuchten. Aus den angeführten Rücksichten halte ich die Lotterieverbote nicht für zweckmäßig.

Ueber die nächste Frage getraue ich mich kaum eine Ansicht abzugeben; indeß ist es doch der Mühe werth zu betrachten, in wie weit es räthlich seyn dürfte, Spielhäuser zu patentisiren und mit Taxen zu belegen. Wäre es möglich, sie ganz und gar zu vertilgen, so bedürfte die Sache keiner weiteren Besprechung; aber dies geht nun einmal nicht an. Hat es je eine Behörde gewagt, dem Spiele bei Crockford Einhalt zu thun, wo bekanntermaßen jede Nacht am allerhöchsten gespielt wird? Darf man nicht zu jeder Stunde des Tages durch die Klubbzimmer gehen, und sieht nicht Jeder die Tische offen dastehen? Und doch macht sich die Polizei nichts daraus, obschon man alle Augenblicke hört, daß in eine der kleineren Höllen eingebrochen worden und die Spieler nach der Polizei gebracht worden seyen. Sind denn die Gesetze nicht für Alle vorhanden? Ist im Auge der Regierung dieselbe Sache für den Armen ein Verbrechen, welche bei dem Reichen nicht dafür angesehen wird? Freilich ist es so — aber warum? Weil sich der Reiche durch die Regierung das Spiel nicht legen läßt. Und hat nicht Jeder das Recht, mit seinem Gelde anzufangen, was er will? Man legalisirt die schlimmste Art von Spiel an der Stockbörse, weil man hier wagen kann, was man nicht zu bezahlen im Stande ist. Das Wetten bei Pferderennen kann nicht überwacht werden, und doch will man Einzelne hindern, nach ihrer eigenen Weise zu spielen? Man drückt ein Auge zu, wenn die höheren Klassen sich selbst zu Grunde richten, ohne den mittleren das gleiche Vorrecht zuzugestehen. Nun bestehen die Folgen nicht licensirter Spieltische darin, daß man sich der Aufsicht darüber begibt, und diejenigen, welche eben durchaus spielen wollen, werden die Opfer von Spitzbuben, welche an keinem Betruge

Anstand nehmen. Hätte man dagegen eine gewisse Anzahl berechtigter und beaufsichtigter Spieltische, so hätten die Spieler eine bessere Aussicht, und es läge in der Macht der patentisirten, die heimlichen zu unterdrücken. Die Gesetzgebung muß die Menschen nehmen, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten, und da es schon in andern Punkten nöthig gefunden wurde, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, so läßt sich wohl die Frage aufwerfen, ob wir nicht in dem berührten Falle besser thun würden, das Unwesen, welches unmöglich verhindert werden kann, in gebührenden Schranken zu halten.

Ich belustigte mich heute sehr an einer Anekdote. Ein Engländer und ein Franzose langten mit demselben Postwagen zu Spaa an. Beide bezogen das nämliche Hotel, schienen aber von Stunde an keinen weiteren Verkehr mit einander zu unterhalten. „Sehen Sie diesen Kerl?" konnte der Engländer sagen, indem er auf den Franzosen deutete. „Ich kenne ihn als einen verwünschten Schelm, und rathe Ihnen, sich vor ihm in Acht zu nehmen." „Voyez-vous cet Anglais?" sagte der Franzose, wenn der Engländer an ihm vorbeiging. „Gardez-vous-en bien; c'est un coquin supérieur." So fuhren sie fort, die Gesellschaft gegenseitig zu verwarnen, bis sie beide mit dem Schlusse der Saison an einem schönen Tage mit einander im Postwagen abreisten, ohne ihre Schulden zu bezahlen. Dem Wirthe ließen sie ihre Koffer und Mantelsäcke zurück, welche, als sie geöffnet wurden, nichts als Steine und Schutt enthielten. Dies war eine neue Art einer heiligen Alliance; aber der Kunstgriff war nicht übel. Wenn man einen Menschen den andern stets der Spitzbüberei beschuldigen hört, so schenkt man ihm gerne das Vertrauen, daß er selbst ehrlich sey. So galten sie unter denen, mit welchen sie verkehrten, als rechtliche Leute, und wurden dadurch in den Stand gesetzt, ihre Schelmereien durchzuführen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ostende.

Von Spaa nach Lüttich, von Lüttich nach Brüssel, von Brüssel nach Ostende — wie abscheulich, wenn man wieder und wieder dieselbe Strecke zurücklegt, um sich wieder und wieder betrügen zu lassen. Wie ist doch die Welt so langweilig und spitzbübisch, und wie angenehm wäre es, zur Abwechslung auf ein wenig Ehrlichkeit zu treffen! Von aller Schurkerei, die sich wie Butter über die Oberfläche des Erdballs breitet, liegt die Butter gewiß an den Grenzen eines jeden Gebiets am dichtesten. Welch' eine Concentration von Unehrlichkeit in den Ein- und Ausschiffungshäfen! Mag man von einem Dampfboot zu London oder zu Dover, zu Kalais oder Ostende an's Land gehen, überall trifft man dasselbe System der Erpressung oder des Betrugs. Und warum dies? Man hat's eilig, ist verwirrt, leidet an der Seekrankheit, oder weiß nicht, was Recht ist, weshalb jedes Unrecht ohne Gefährde geübt werden kann. Diese Spürhunde an den Grenzen erinnern an die Haifische in Indien, welche immer *in der Brandung* spielen, wo ihre Bewegungen nicht bemerkt werden können und die Unvorsichtigen ihnen unausbleiblich zur Beute werden. Ich habe bereits drei solcher Schufte niedergeschlagen, und man sollte glauben, sie würden augenblicklich vor die Gerichte eilen; aber dies lassen sie wohl bleiben, weil sie dadurch um einige Stunden kämen und ihnen inzwischen die Gelegenheit entginge, ihre Ernte zu machen. Sie stehen daher wieder auf und stecken den Schimpf ein, um für das Füllen ihrer Taschen ja keine Zeit zu verlieren. Weil wir aber von Spitzbüberei sprechen, will ich eines nicht uninteressanten Vorfalls erwähnen, der sich vor einiger Zeit zutrug und in welchem ein Schurke vollkommen überlistet wurde. Ein unverheiratheter Gentleman, der ein vortrefflicher

Karrikaturenzeichner war und die Gicht in beiden Beinen hatte, wurde nach seinem Zimmer gebracht. Er konnte sich nicht rühren, sondern saß in seinem Lehnstuhl und ließ sich durch den Bedienten aus dem Schlafgemach nach dem Wohnzimmer rädeln. Ein wohlbekannter Spitzbube kriegte davon Wind und legte sich auf die Lauer, bis der Bediente mit einem Auftrage fortgeschickt wurde. Letzterer kam zur Vorderthüre heraus, ließ aber die Hofthüre offen, welche nach der Küche führte. Der Landstreicher ging hinunter, trat in die Küche und spazierte die Treppe hinauf, wo er, wie er vorausgesetzt hatte, den Gentleman ganz allein und hülflos antraf. „Es thut mir leid, Sir, Sie in dieser Lage zu sehen," sagte der Schelm. „Sie können sich nicht rühren, und Ihr Diener ist ausgegangen." Der Gentleman macht große Augen. „Es ist eine große Unbedachtsamkeit von Ihnen, sich selbst in dieser Weise bloßzustellen; denn sehen Sie jetzt die Folgen. Ich nehme mir die Freiheit, diese Uhr und diese Petschaften auf dem Tische in meine eigene Tasche zu stecken; und da ich hier Ihre Schlüssel bemerke, so werde ich Ihre Schubladen öffnen und nachsehen, was ich für mich brauchen kann."

„Oh, ich bitte, bedienen Sie sich," versetzte der Gentleman, welcher wohl einsah, daß er ihn nicht hindern konnte.

Der Spitzbube ließ sich's nicht zweimal sagen. Er fand das Silberzeug in der Schublade eines Seitentisches und noch viele andere Gegenstände, die ihm anstunden. Nach zehn Minuten hatte er sich ein hübsches Bündel zusammengemacht, worauf er sich tief gegen den Gentleman verbeugte und abzog. Aber der Patient hatte noch den Gebrauch seiner Hände und war nicht müssig gewesen. Er hatte ein genaues Porträt des Diebs mit dem Bleistift aufgenommen, und als der Bediente bald nachher zurückkam, schickte er ihn augenblicklich mit der Zeichnung und mit einem Bericht über das Vorgefallene nach Bow-Street. Das Porträt war so gut, daß die Diebshäscher ihren Mann augenblicklich erkannten und festnehmen konnten, noch ehe er Zeit hatte, etwas von dem Gestohlenen zu

verkaufen. Zwei Stunden nachher wurde er dem Gentleman vorgeführt, seine Identität anerkannt, der Diebstahl eidlich erhärtet, und in sechs Wochen befand sich der Pfiffikus auf dem Wege nach Botanybay.

Einundzwanzigstes Kapitel.

London, im November.

Wir haben hier die Zeichen der Zeit. Ich blicke durch den Nebel und sehe hinreichend, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Wohlstand nur theilweise ist. Geld in Menge — aber es liegt in Haufen und cirkulirt nicht. Jeder umarmt seinen Beutel und erwartet, was wohl kommen werde. Einschränkung liest man so deutlich, wie die prophetischen Feuerworte an den Wänden des Palastes von Belsazar, in den Aushängschilden — zu vermiethen — zu vermiethen — zu vermiethen. Verlasse man London in jeder beliebigen Richtung, und man wird dieselben mystischen Charaktere alle hundert Schritte finden. Diese schöne Villa, jene Cottage orné, dieses herrliche Haus mit Lustgärten, jener Landsitz mit seinem Parke — Alles — Alles zu vermiethen. Man sagt, auf eine Entfernung von zwölf Meilen um die Hauptstadt seyen über siebentausend Landhäuser ledig. Sehen wir ferner nach den Wappen der Equipagen, welche durch die Straßen rollen, so bemerken wir, daß, wenn sich's nicht gerade um eine Krone oder Schildhalter handelt, neun oder zehn die Wittwenraute tragen. Und warum dies? Weil sie den Wittwen denjenigen gehören, welche in den Zeiten des Ueberflusses starben und ihren überlebenden Hälften große Leibgedinge auf ihre Güter anwiesen. Natürlich können diese Damen den Aufwand noch bestreiten, und zwar besser be-

streiten, als zuvor; aber die Güter werfen nur noch so viel ab, um das Leibgeding zu bezahlen, und die Belastung zehrt das Ganze auf. Wo sind übrigens die wirklichen Eigenthümer der Güter? Zu Paris, zu Neapel, zu Brüssel, wenn sie eine Hauptstadt erschwingen kann, andernfalls durch Belgien, die Schweiz und Italien zerstreut. Sie wollen im Auslande sparen oder von ihrem Einkommen gemächlicher leben. Wie viele Millionen — denn es handelt sich wirklich um Millionen — werden in dieser Weise auf dem Kontinent verbraucht, bereichern die Leute anderer Länder und müssen aller Wahrscheinlichkeit nach die Bogen zu einem neuen gegen England gerichteten Kriege spannen! Wie viel Elend und Hunger ist im Laufe der letzten paar Jahre in unserem eigenen Vaterlande erlitten worden — ein Nothstand, der nie so um sich gegriffen haben würde, wenn die Angehörigen unseres Volkes nicht die Fremde aufgesucht hätten! Wo ist die Elite unserer Aristokratie? Wo sind unsere Landedelleute, welche auf ihren Besitzungen offenes Haus zu halten pflegten und ihren Reichthum ausstreuten, um Glück zu verbreiten? Alles in's Ausland getrieben. Die Gesellschaft ist aus den Fugen — kein Tonangeber da, um mit einem Beispiele vorzuleuchten und zu üppigen Belustigungen Anlaß zu geben, deren Aufwand zuletzt doch wieder seinen Weg in die schmierigen Taschen der Arbeiter finden muß. Die Läden öffnen sich spät und werden früh wieder geschlossen. Branntweinpaläste sind, gleich der Hölle, stets für die Kunden offen. Der Puls von London schlägt kaum mehr — nichts ist thätig, als die Presse und der Druck von außen. Aber wer möchte auch im Monat November zehn Tage in London bleiben, wenn er weggehen kann? Schon der Gedanke riecht nach Selbstmord. Kerzen bis zum hohen Mittag, gelben Dunst, Fackeln bei Tage — nein, dies behagt mir nicht. Fort, fort, um eine reinere Atmosphäre zu suchen!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Spaa, den 30. Juni.

Gestern traf ich mit zwei alten Freunden zusammen, welche bloßer Hang zum Herumschwärmen und vielleicht auch eine kleine Zuneigung zu mir nach Spaa herübertrieb. Sobald ihre Ankunft bekannt wurde, suchte ich sie auf und nahm auf ihre Bitten an ihrer Dinertafel Theil. Nach unseren ersten Begrüßungen vermißte B., der im besten Sinne des Worts ein Mann der Mode ist, seine Schnupftabacksdose. Er hatte sie in seinem Schlafzimmer liegen lassen; aber dieses war von dem Bedienten abgeschlossen, und der Bediente selbst, der den Schlüssel bei sich führte, hatte einen Ausgang gemacht. Die Folge davon war, daß B. einige Zeit warten mußte, bis der Bediente zurückkam. Als unverheiratheter Mann trieb ich mich beständig auf dem Festlande herum und hatte stets eine große Abneigung gegen einen Bedienten. Zwar treibe ich's nicht mehr, wie ich als Midshipman zu thun pflegte, indem ich selbst meine Kleider ausbürste und meine Schuhe wichse; aber doch bin ich gerne in Allem unabhängig und verrichte weit lieber selbst eine Sache, als daß ich mir aufwarten lasse; denn in der Regel ist der Herr der Wartende, nicht aber der Diener.

„Es nimmt mich Wunder, daß Sie sich mit einem solchen Reiseanhängsel belästigen, B.," bemerkte ich, indem ich ihm eine Prise aus meiner eigenen Dose anbot, um seine Ungeduld zu beschwichtigen. „Ich bin in der letzten Zeit nie mit einem Bedienten gereist."

„Mein lieber Freund -- die Bequemlichkeit — Sie haben gar keinen Begriff davon. Es ist rein unmöglich, ohne Bedienten auszukommen."

„Ganz und gar unmöglich," pflichtete W., mein zweiter Bekannter, bei.

„Ich bin in einer Schule erzogen worden, in welcher man das Wort unmöglich nicht kennt."

„Wohl, aber die Bequemlichkeit. Man kommt schmutzig und staubig an — das Felleisen wird geöffnet und jeder Anzugsgegenstand bereit gelegt."

„Das kann ich Alles weit schneller thun, als er; und da ich doch warten muß, bis es geschehen ist, so geschieht's ebenso gut durch meine eigene Hand."

„Wohl wahr, aber die Sicherheit. Alles wird wieder eingeschlossen, was in einem fremden Gasthause doch unbedingt nöthig ist."

„Ich schließe mein Zimmer und weiß, wo ich den Schlüssel zu finden habe, wenn ich nach Hause komme."

„Ich lasse mir dies gefallen; aber dennoch ist es unmöglich, ohne einen Kammerdiener gemächlich zu reisen."

„Nein unmöglich," sagte W...

„Meinetwegen," versetzte ich; „ich sehe schon, daß unsere Ansichten nicht harmoniren. Indeß muß ich sagen, daß ein Kammerdiener zwar nöthig ist, wenn man an irgend einem Orte festsitzt; dagegen ist er um so lästiger, wenn man en garçon reist."

Wir brachen das Gespräch ab und setzten uns zum Diner nieder. Die Zeit entschwand wie gewöhnlich, wenn alte Freunde, die sich achten und lieben, nach einer Trennung von einigen Monaten wieder zusammentreffen. Nach dem Mahle rauchten wir Cigarren, und im Laufe des Abends ging das Schmauchmaterial zu Ende. B... klingelte seinem Bedienten, damit er neuen Vorrath beischaffe. Der Diener war ausgegangen und nirgends zu finden; auch hatte er zur Sicherheit die Schlafzimmerthüre abgeschlossen und den Schlüssel mit sich genommen. So tranken wir eben unsern Bordeaux und harrten seiner Rückkehr. Ich machte mir Gedanken, sagte aber nichts. Wir warteten bis nach zwölf Uhr; aber der

Gentlemans Gentleman ließ sich nirgends blicken. B . . . wurde zornig auf den Bedienten und W . . . hatte sich auf das Sopha geworfen. Nach der langen Reise des Tages wünschte er zu Bette zu gehen; aber der Schlüssel war gleichfalls Sicherheits halber in der Tasche desselben Kammerdieners, der nun überall vergeblich aufgesucht wurde. B . . . bat mich, ich solle mir doch ja keinen Zwang anthun; aber ich blieb nicht aus Höflichkeit, sondern aus Malice, wie es die Franzosen nennen. „Ich hatte mich zu sehr in ihrer Gesellschaft vergnügt, um schon an einen Aufbruch zu denken," und wir fuhren fort, Grog zu schlürfen. Endlich schlug es drei Uhr. Meinem Freunde B . . . war nun alle Geduld ausgegangen. W . . . schnarchte auf dem Sopha, und ich war ganz entzückt. Die Sonne hätte ihre Strahlen auf uns gießen müssen, ehe ich weggegangen wäre. B . . . klingelte, aber vergeblich; die Kellner wollten nicht mehr länger aufwarten. Es wurde nun der Vorschlag gemacht, nach einem Schlosser zu schicken, der das Schloß aufbräche; aber wie war der Mann, den man brauchte, Morgens um drei Uhr aufzufinden? Endlich taumelte der Kammerdiener betrunken und in seiner Morgenjacke herein.

„Die Schlüssel, die Schlüssel!" rief B . . . in Wuth.

„Den Schlüssel!" brüllte W . . ., der jetzt aufgewacht war.

„Ich habe sie," versetzte der Kammerdiener mit einem pfiffigen Schielen und einem possirlichen Lächeln. „Ich habe sie — Alles in Sicherheit — Alles recht, Gentlemen. Da sind sie," fuhr er fort, indem er sie herauszog und meinen Freunden hinreichte, als ob er etwas ungemein Gescheides gethan hätte. „Sie sehen, da sind sie."

Der Kerl war zu betrunken, als daß durch Verweise viel hätte ausgerichtet werden können. Die Gentlemen nahmen daher ihre Schlüssel stumm dahin.

„Und nun, Gentlemen," sagte ich, „wünsche ich Ihnen eine recht gute Nacht. Sie haben mir die außerordentliche Bequem=

lichkeit eines Kammerdieners und die Unmöglichkeit, ohne ein solches Möbel auszukommen, völlig erwiesen."

Es war ein glorreicher Sieg, obgleich ich, um aus dem Hause zu kommen, ein Fenster öffnen und hinausspringen mußte. Auch wurde es mir noch schwieriger, zu einer solchen Stunde in mein eigenes zu gelangen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ich habe Jesse's „Ehrenlese" gelesen. Sind seine Berichte wohl durchaus richtig? Ich trage meine Bedenken. In einem Punkte stimme ich jedenfalls nicht mit ihm überein — ich meine in seiner Lieblingsansicht über die Katzen. Indeß ist mir doch ein Beispiel bekannt, in welchem eine Katze ihre Zuneigung am unrechten Orte ausdrückte; und obgleich die Thatsache den moralischen Charakter der Race gerade nicht erhöht, so wird sie mir doch aus verschiedenen Gründen um so mehr interessant, da sie sich in meiner eigenen Familie zutrug, folglich ich für ihre Richtigkeit einstehen kann. Ein kleiner schwarzer Wachtelhund hatte fünf Junge geworfen, und wir hielten die Zahl für zu groß, als daß er sie aufziehen könne. Da jedoch die Zucht sehr gesucht war und meine Frau keines der kleinen Thierchen tödten lassen wollte, so fragte sie die Köchin, ob sie es nicht für möglich halte, einen Theil davon in der Nähe des Küchenfeuers künstlich aufzubringen. Die Köchin entgegnete, die Katze habe an demselben Tage gleichfalls geworfen, und man könne ihr vielleicht die Hündchen unterschieben. Das Experiment wurde gemacht und zwei ihrer Jungen durch ebenso viele Hündlein ersetzt. Die Katze machte keine Einwendungen, sondern ließ sich's gutwillig

gefallen. Allmählig nahm man ihr dann alle ihre Jungen weg, so daß sie nur noch die Hundezucht zu säugen hatte. Nun fand zuvörderst die seltsame Thatsache statt, daß die beiden von der Katze genährten Hündchen in vierzehn Tagen eben so rührig und tändelnd waren, als um diese Zeit Kätzchen zu seyn pflegen. Sie liefen umher, bellten und sprangen, während die andern drei, die unter der Obhut der Mutter standen, winselten und als fette Klumpen umherrollten. Die Katze gab ihnen ihren Schwanz zu spielen, und die Thierchen waren stets in Bewegung; auch fraßen sie bald selbst und gediehen so herrlich, daß sie lange vor ihren Geschwistern entfernt werden konnten. Nun wurde die Katze ganz untröstlich. Sie strich im Hause umher und traf am zweiten Tage nach ihrer Beraubung auf den Wachtelhund, der die übrigen drei Jungen säugte. „Oho!" sagt Mietzchen, den Rücken krümmend; „bist du der Schelm, der mir meine Kinder gestohlen hat?" „Nein," antwortet der Wachtelhund mit einem Knurren, „sie sind mein eigen Fleisch und Blut." „Komm mir nicht so," sagt die Katze. „Ich will vor jedem Friedensrichter einen Eid darauf ablegen, daß du meine zwei Jungen hast." Darauf kam es zum Spruche — das heißt zu einem verzweifelten Kampfe, welcher mit der Niederlage des Wachtelhundes endigte. Die Katze marschirte stolz mit einem der Jungen ab, das sie nach ihrem eigenen Bette brachte. Nachdem sie ihre Eroberung versorgt, kehrte sie zurück, erstand einen abermaligen Kampf und holte nach einem weitern Siege ein zweites Hündchen. Sehr auffallend war es, daß sie sich nur mit zweien begnügte und also nicht mehr haben wollte, als die Zahl, deren sie beraubt worden war. Deutet dies nicht auf ein Zahlenberechnungsvermögen bei dem Thiere hin, und läßt sich nicht aus der früheren Reife der durch die Katze gesäugten Jungen der Schluß ziehen, daß mit der Milch viel von der Natur und dem Charakter der Mutter eingesaugt wurde? Einige Versuche über diesen Punkt würden sehr interessant seyn und die Physiologie zugäblich

zu der Kraniologie mit einer neuen Wissenschaft, der Lacteologie bereichern.

Dies erinnert mich an ein merkwürdige und nur wenig bekannte Thatsache. Die Burmahs sind ebenso, wie die Einwohner von Pegu und Syriam, deren Land sie erobert haben, Schüler von Gaudma und beten den weißen Elephanten an, da sie ihn für einen Gott halten. Seit der Gründung der Burmahdynastie durch Alompraa hat es nur drei weiße Elephanten gegeben. Der erste davon ist todt, und ich bin im Besitze eines seiner Zähne, welcher der großen Dagon-Pagode geweiht und mit eingeschnitzten Figuren verziert worden war. Der zweite hat jetzt die Regierung, ist stets von Hunderten, die ihn bedienen, begleitet, und trägt ein Howdah oder ein mit kostbaren Steinen besäetes Tuch, das der Sage nach zwölf Millonen (Gulden) werth seyn soll. Seine Beine sind mit goldenen Spangen verziert, und jeden Tag hält er ein schwelgerisches Mahl. Weiße Elephanten sind sehr selten; diese Farbe ist die Wirkung einer Krankheit — einer Art von Aussatz. Jeder Elephantenjäger in jenen Ländern, der glücklich genug ist, einen weißen Elephanten zu fangen, wird augenblicklich in den Adelstand erhoben und kömmt zu hohen Ehren und Reichthümern. Der dritte weiße Elephant, von welchem ich vorzugsweise sprechen will, und der als der muthmaßliche Erbe betrachtet werden kann, wurde einige Monate vor unserer Kriegserklärung gegen die Burmahs gefangen. Er war sehr jung und bedurfte noch einer besonderen Pflege, da seine Mutter getödtet worden war. Zu Rangoon angelangt, wurde ihn eines der besten Häuser angewiesen und ein Edikt erlassen, welches vierundzwanzig der gesündesten verheiratheten jungen Weibern befahl, sich seinen Bedürfnissen zu weihen; war dann eine davon erschöpft, so mußte sie durch andere ersetzt werden. Dies wurde als eine hohe Ehre betrachtet; dann sollten sie nicht einen Gott nähren? Major Canning, der politische Agent, welcher das seltsame Schauspiel mitansah, schilderte es mir folgendermaßen:

„Das Thier war nicht über drei Fuß und einige Zoll hoch, und von Farbe eher schmutzig grau, als weiß; es war sehr gesund, neckisch und wohlgemuth. Als ich in das geräumige, von Tekaholz erbaute Gemach trat, saßen oder lagen die Ammen auf Matten umher, indem sie sich zum Theil mit Damenziehen und sonstigen Spielen, zum Theil mit Arbeiten beschäftigten. Der Elephant spazierte umher und sah ihrem Treiben zu, als verstünde er Alles aus dem Grunde. Nach einer kurzen Zeit fühlte die kleine Gottheit Durst und betastele mit seinem Rüssel einige der Weiber, die aber, um ihn zu ärgern, seinen Bitten nicht nachgeben wollten. Erst als der Elephant endlich unmuthig und grob wurde, fügten sie sich; er schlang dann seinen Rüssel auf's Zärtlichste um ihren Leib und bediente sich."

Ich habe das Thier nicht selbst gesehen, denn es wurde, sobald man von unserer Ankunft an der Mündung des Flusses hörte, unter starker Bedeckung nach einem sicheren Orte gebracht. Es wäre mir übrigens von Interesse, zu erfahren, ob es durch diese Erziehung zu einen vernünftigeren Wesen wurde, als Elephanten in der Regel sind.

Wie doch die Gedanken über Zeit und Raum dahinfliegen! Welch' eine Menge von Vorfällen drängt sich in mein Gedächtniß, bloß weil ich dieses Umstandes mit dem weißen Elephanten Erwähnung gethan habe. Ich beabsichtigte einmal, einen Bericht über unsern Aufenthalt in jenem Lande zu schreiben, weil ich mit den Eingebornen weit mehr in Berührung kam, als die meisten Leute; aber Andere sind mir zuvorgekommen, und jetzt ist es zu spät. Dennoch unterhält es vielleicht die Leser, wenn ich, ohne auf die militärischen Details einzugehen, einige von den Operationen und Scenen, welche damals vorfielen, schildere. Ja, sey es darum — wir wollen uns ein wenig von den Burmahs unterhalten.

Ein armenischer Kaufmann, welcher unter ihnen wohnte, erzählte mir eines Tags eine interessante Geschichte. Der König von

Pegu besaß, sowohl was Größe als Farbe betrifft, den prachtvollsten Rubin, der sich in der Welt finden läßt — eine bekannte Thatsache, da sich die Nation ungemein viel darauf zu Gute that. Als die Burmahs das Königreich Pegu unterjochten und der alte König sammt seiner ganzen Familie gefangen gemacht wurde, fiel auch der ungeheure Schatz in die Hände der Sieger, obschon der große Rubin, trotz der Foltern und Hinrichtungen, welche man über Tausende verhängte, nicht aufgefunden werden konnte. Mit der in jenen Ländern üblichen Barbarei zog man den alten König, ein unglückliches, halblahmes Männchen, nackt aus und sperrte denselben in ein eisernes Käfig, das ich noch sah, als ich in Rangoon war. In dieser Gefangenschaft lebte er zehn oder zwölf Jahre. An jedem Festtage wurde er herausgebracht und dem Gespötte der Bevölkerung preisgegeben. Endlich starb er. Seine Leiche warf man auf das Feld hinaus, damit sie von den Hunden und Raubvögeln verzehrt würde. Einer der Soldaten, welcher den Todten aus dem Käfig ziehen half, drehte ihn mit dem Fuße um und bemerkte, daß die rechte Hand einen Klumpen Damma (eine Art Pech) umfaßt hielt. Die Neugierde veranlaßte den Burmah, mit der Spitze seines Speeres die Kugel herauszuzwängen, die man zwar schon früher bemerkt, aber dem Unglücklichen gelassen hatte, weil die Burmahs, welche sehr abergläubisch sind und allerlei Amuletten an sich herum zu tragen pflegen, darin einen Zauber gegen die Lähmung des Gefangenen vermutheten. Das Gewicht überzeugte den Burmah bald, daß es nicht lauter Damma war; er untersuchte den Klumpen und fand, daß der große Rubin des Königreichs Pegu darin stack, welchen der alte, nackte und gefangene Mann so viele Jahre in seiner Linken getragen hatte. Ich fragte einen der Burmahhäuptlinge, ob jener Rubin, der jetzt im Besitze des Königs von Ava ist, wirklich so schön sey, als man sage; seine Antwort lautete in ächt morgenländischer Hyperbel: „Tauche ihn in den Irawaddy (ein ungeheurer Strom, der sieben-

hundert Meilen lang und an manchen Stellen mehrere Meilen breit ist) und all sein Wasser wird sich in Blut umwandeln."

Ich habe bemerkt, daß die Burmahs sehr abergläubisch sind. Sie führen allerlei Zauber am Leibe mit herum, aber einer ihrer Bräuche ist besonders auffallend. Sie poliren Rubine, ohne sie in Façetten zu schneiden, sondern reiben den Stein, wie auch seine ursprüngliche Gestalt seyn mag, auf jeder Seite, bis er vollkommen glatt ist. Dann machen sie einen Einschnitt in's Fleisch, in der Regel am Arme oder Fuß, stecken den Rubin hinein und lassen die Haut darüber zuheilen. Die Soldaten und Matrosen, die bei ihrem Spähen nach Beute Alles ausfinden, entdeckten bald diese Gewohnheit der Burmahs; man konnte sie daher nach dem Angriff und der Eroberung einer Stakete mit den Händen über die Leichen hinfahren sehen, und wenn sie irgend eine Geschwulst des Gliedes spürten, so griffen sie zu ihren Messern, um die Rubinen herauszuschneiden. In der That war diese Beute beträchtlicher, als man sich wohl denken mag, denn jeder Burmah führt seinen ganzen Reichthum am Leibe mit sich.

Aus dem Aberglauben, der unter diesen Leuten herrschte, entsprang ein anderer, sonderbarer Brauch. Der König hat ein Korps, welches den Namen der Unverwundbaren trägt, und in folgender Weise gebildet wird. Wenn ein Verbrecher wegen Raubs oder anderer Vergehungen zum Tode verurtheilt wird, so ist er berechtigt, die Aufnahme unter die Unverwundbaren nachzusuchen. Seine Befähigung beweist er dadurch, daß er aus einer gewissen Entfernung mehrere Leute mit Kugeln auf sich feuern läßt. Wird er nicht verwundet oder getödtet, so ist sein Anspruch auf die Einverleibung in das Korps hergestellt. In jeder Verschanzung, die wir angriffen, befanden sich stets einige von diesen Leuten, die auch wirklich an ihre eigene Unverletzlichkeit zu glauben schienen. Sie standen in der Regel über dem Gebälk der Stakete, sahen tanzend der Annäherung der Boote entgegen und ließen sich in ihren Sprüngen nicht stören,

indem sie furchtlos ihre Personen dem Kugelregen aussetzten. Unter diesen Unverwundbaren befand sich auch ein Bursche, der in eine kurze rothe Jacke gekleidet war und weiter nichts auf seinem Leibe trug, als das Tuch um seine Lenden. Unsere Leute, die ihn wohl kannten, nannten ihn wegen der Bocksprünge, die er zu machen pflegte, den „glücklichen Jack;" auch fügte es sein gutes Glück, daß er — wenigstens unseres Wissens — nie getroffen wurde. Wir mochten Staketen nehmen, soviel wir wollten, ließ sich der glückliche Jack bei jedem neuen Angriff wie gewöhnlich tanzend und jubelnd blicken, ohne je aufzuhören sich bloszustellen, bis die Truppen gelandet hatten und im Begriffe waren, das Fort mit Sturmleitern zu ersteigen. Es war belustigend unsere Soldaten unter Gelächter ausrufen zu hören: „Beim Himmel, da ist der glückliche Jack wieder!" Hoffentlich lebt er bis auf diesen Augenblick noch, da er es jedenfalls verdient.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Spaa.

Ja, jetzt ist Spaa angenehm. Wir haben keine offene Redoute, in welcher Thoren ihr Geld verlieren, keine durchziehenden Engländer, die sich nach Unterhaltung umsehen, keine Gesundheitsuchende, die ihre Püppchen trinken, keine Badbuden unter jedem Fenster. Der Kurort ist jetzt, wie er seyn sollte — ein Häuflein Häuser in einem engen Thale der Ardennen, die sich zu wechselseitigem Schutze gegen den Schnee und die Wölfe zusammendrängen. Man hat hierin etwas Neues. Die meisten Häuser sind geschlossen, die Ladenfenster leer, und der Schnee liegt zwei Fuß tief in den Straßen. Die Berge sind auf jeder Seite weiß; an den laublosen Zweigen hängen

Eiszäpfchen, und der Strom der Bäche ist gefesselt. Alles erscheint wie eine einzige traurige Leere — nichts kömmt an, als die zweispännige Diligence, welche drei oder vier Stunden nach ihrer Zeit sichtbar wird, und die Post, die jetzt um neun Uhr statt um Mittag ihre Briefschaften abliefert. Die Knaben rutschen auf ihren kleinen Schlitten die Berge herunter — das Vieh wird nach Hause getrieben — die Kirchthurmuhren schlagen — und wenn nicht ein Landmann mit einem Wolfe, den er zu erlegen so glücklich war, Leben unter den Einwohnern verbreitet, so erfreuen wir Alle uns eines ruhigen, eintönigen Friedens. In der That, seit Spaa verlassen dasteht, ist es — wenigstens mir — angenehm geworden.

Der harte Winter soll viele Wölfe versprechen. Wenn dies der Fall ist, so empfehle ich allen Freunden von Aufregung, hieher zu kommen. In der That wird auch der Aufenthalt für rührige Jäger einträglich seyn, denn sie können ihren Aufwand bestreiten. Ein todtes Pferd kostet wenig, und da man in Spaa Sommers den Rossen sehr wenig, Winters aber gar nichts zu fressen gibt, so sterben sie in Menge dahin. Man braucht daher das Aas nur nach einem Außengebäude in nicht großer Entfernung von der Stadt zu schleppen und während der Nacht mit der Büchse zu wachen. Die Wölfe kommen herunter, um sich daran zu laben, und es müßte schlimm hergehen, wenn man in der Nacht nicht ein paar tödtete, für welche die Gemeinde Schußgeld zahlt. Ich weiß nicht, wie hoch sich gegenwärtig die Prämie belauft; aber so lange noch der König von Holland im Besitze von Belgien war, betrug sie hundert Franks für einen männlichen und dreihundert Franks für einen weiblichen Wolf. Ein einziges Pärchen in einer Nacht zu vierhundert Franken oder sechszehn Pfunden wäre kein übler Verdienst und könnte zu Spaa einen Halbsoldoffizier drei Monate erhalten. Man trägt sich hier mit einer interessanten Geschichte, welche die Schlauheit des Wolfs bekundet. Ein derartiges Thier kam in der Dunkelheit in die Stadt und führte ein zweijähriges Kind in dem Rachen mit sich

fort. Die Einwohnerschaft erhob ein Geschrei und setzte der Bestie augenblicklich nach. Nachdem man ihre Spur viele Meilen verfolgt hatte, war es dunkel geworden, und die Leute kehrten, über das Geschick des armen Kindes wehklagend, nach Hause zurück. Auf dem halben Wege hörten sie jedoch das Gewinsel eines Kindes. Hiedurch geleitet, kamen sie an ein dichtes Gebüsch, wo sie das vermißte Wesen lebend und unverletzt antrafen. Der Wolf hatte, als er sich verfolgt sah, seine Beute hier niedergelegt, um später wieder zurückzukehren und bei einer günstigeren Gelegenheit sein Mahl zu halten.

Während der letzten paar Tage unterbrach nichts die Einförmigkeit des Ortes, als der Tod und die Beerdigung eines alten Geistlichen. Er starb vor drei Tagen im Geruche der Heiligkeit und wurde gestern begraben. Er war nicht sehr beliebt, denn es fehlte ihm die größte aller Gaben — die Wohlthätigkeit. Sein Posten trug ihm, ohne die Opfer, sechstausend Franken jährlich ein — eine große Summe in diesem Lande; aber er gab den Armen nichts, sondern forderte sogar noch von ihnen, weshalb denn Niemand ein Schwein oder sonst ein Thier schlachtete, ohne in religiösem Gehorsam einen Theil davon dem Pfarrer zum Geschenke zu machen. Selbst als man dem alten Manne sagte, daß er sterben müsse, wich die herrschende Leidenschaft nicht von ihm. Er schickte zuerst nach einer Person, welche die Schweinefleischgaben verkaufen mußte, ließ sich dann die letzte Oelung geben und starb. Sein Testament ist nicht bekannt, aber er gilt für sehr reich, und die Einwohner interessiren sich sehr für die Frage, ob er wohl seine Habe einigen Neffen hinterlassen hat, oder ob er ein hiesiges armes Hospital damit bedenken wird. Er wurde mit großem Prunke zur Erde bestattet, und Hunderte von Kerzenträgern folgten seiner Leiche. Er hatte seine beste Kleidung an und Jedermann sagte, er habe in seinem ganzen Leben nie so reinlich und so gut ausgesehen. Man trug ihn auf einer offenen Bahre. Er hatte seine kanonische Mütze auf und der Schnee fiel ihm auf Kleider und Gesicht nieder; aber er fühlte es

nicht. Die Bestattung war so kalt, wie seine christliche Liebe, denn das Thermometer stand genau dreizehn Grade unter dem Gefrierpunkte. Außer der Leichenprozession des todten Pfarrers und der todten Wölfe hatten wir in den letzten zehn Tagen nichts Interessantes erlebt.

Doch ich habe versprochen, von den Burmahs zu reden. Wir besitzen zwei oder drei Berichte über die militärischen Bewegungen, ohne daß jedoch des Volkscharakters Erwähnung gethan worden wäre, dessen Erkundung meiner Ansicht nach weit wichtiger ist, als man im Allgemeinen glaubt; denn obschon sich die ostindische Kompagnie vielleicht einbildete, sie sey mit den Burmahs fertig, so bin ich doch überzeugt, daß die Burmahs nicht mit ihr fertig sind, und ich glaube, daß ich die Wahrheit meiner Behauptung noch erleben werde.

Es wäre zuverläßig nicht ohne Interesse, zu erfahren, woher die Burmahs eigentlich stammen; denn daß sie keine Aboriginer sind, halte ich für ausgemacht. Ihre Nachbarn sind die Cochinchinesen, die Chinesen und die Hindus, lauter Racen von kleinerem weichlicherem Charakter und wenig oder gar keinem Bart. Die Burmas dagegen sind ein sehr kräftiger Menschenschlag von muskulösem Körperbau und im Allgemeinen sogar größer, als die Europäer. Sie haben die hohen Backenknochen der mongolischen Race ohne die kleinen Augen, sind stark behaart und bebartet, und ihr Aeußeres konnte an eine Kreuzung zwischen den Juden und Tartaren erinnern. Dies ist auffallend und ich theilte einigen Forschern die Idee mit, sie könnten vielleicht Ueberreste jenes Theiles der Juden seyn, welcher, als sie Babylon verlassen durften, nicht mit den andern gegen Osten, sondern nach Westen zog und sich von dieser Zeit an aus der Geschichte verlor. Freilich liegen die einzigen Begründungen dieser Annahme in dem Aussehen der Leute und in dem Umstande, daß sie das Silber nach Tekeln oder Schekeln wiegen, ferner in dem Namen Dagon, welchen ihre großen Pagode führt.

Wenigstens sind mir weitere Anhaltspunkte nicht zu Ohren gekommen, und diese drei können kaum als zureichend erkannt werden, obschon das Zusammentreffen der beiden Worte auffallend ist.

Die Burmahs sind Halbbarbaren im günstigeren Sinne des Wortes, denn obschon sie auf allen Seiten Nationen zu Nachbarn haben, welche in ihren Gebräuchen erstarrt sind, zeigen sie ein merkwürdiges Verlangen, sich zu veredeln. Ich habe nie einen Burmah getroffen, der nicht schon als Knabe lesen und schreiben gelernt hätte; auch gestatten sie jede Religionsform und lassen durch Fremde Kirchen aller Art bauen, obschon sie es nicht lieben, daß die Missionäre unter ihrem eigenen Volke Bekehrungsversuche machen; denn da der König das Haupt der Religion ist, so erscheint Abfall als Treubruch. Einer der Missionäre hatte bei dem Könige Audienz und erbat sich die Erlaubniß, Proselyten zu werben, erhielt aber zur Antwort, der Missionär könne so Viele bekehren, als er wolle, aber der König werde allen Abtrünnigen die Köpfe abschlagen lassen. Als dieser Bescheid ruchbar wurde, machte es dem Missionär nicht viele Mühe, die Köpfe seiner Konvertiten zu zählen. In Betreff ihrer eigenen Religion, dem Budhismus, sind die Burmahnen augenscheinlich sehr flau, da sie für ihren kräftigen Geist zu ungereimt ist. Diejenigen, welche in den Priesterstand treten, tragen gelbe Kleidung; hat aber mit der Zeit Einer Lust, diesen Beruf wieder aufzugeben, so steht es ihm frei. Er braucht dann nur sein gelbes Gewand abzulegen, darf es aber nie wieder aufnehmen. Die Burmahs sind sehr abergläubisch, sofern Zauber in Frage kommen, nicht so aber in Betreff der Dogmen ihrer Religion, aus der sie sich überhaupt sehr wenig machen. Wären wir am Schlusse des Krieges, statt so und so viel Lak Rupien zu fordern, darauf bestanden, daß das ganze Volk das Christenthum annehme, so würde der König Befehl dazu ertheilt haben und Alles dem Namen nach in Christen umgewandelt worden seyn. Ich fragte einmal einen Burmahkrieger, welche Vorstellung

er von seinem künftigen Zustande habe. Seine Begriffe von Glück waren auffallend. „Ich werde in einen Büffel umgewandelt werden und im Grase liegen, das mir über den Kopf geht. Dann esse ich den ganzen Tag lang, und nicht ein einziger Musquito wird mich belästigen.“ Hinsichtlich der Religion muß ich hier bemerken, daß ich nach der Einnahme von Rangoon in einen chinesischen Tempel trat, dessen Altarstück, wie ich es nennen möchte, die Ganesa der Hindus war, aber nicht auf dem Lothosblatt, sondern auf der chinesischen Matte sitzend. Zu jeder Seite standen zwei kleine Armleuchter, aus den ägyptischen Ibisen gebildet, welche die Oellampen in ihren Schnäbeln trugen. Ich fand auch den Hounyman oder den Affengott der Hindus, nebst andern budhistischen Figuren. Eines Tages sah ich etliche Sepoys lachend mit einem Broncebild spielen, das sie in der Pagode von Syriam aufgelesen hatten. Als ich es untersuchte, fand ich zu meinem großen Erstaunen die Figur der ägyptischen Isis mit erhobenen Händen, die Stellung ganz so, wie sie als Weltsegnerin beschrieben wird.

Die Kunst des Einbalsamirens ist den Burmahs augenscheinlich bekannt und wird hin und wieder von den Priestern in Anwendung gebracht. Bei Wegnahme des alten portugiesischen Forts zu Syriam fand ich in der Nähe eine Art Baldachinschuppen, mit Schnitzwerk, ausgeschnittenem Papier und Flitterwerk verziert; die Decke wurde durch einen Pfosten unterstützt, wie an einer Bettstatt. Unten lag die einbalsamirte und vergoldete Leiche eines Priesters. Ich beabsichtigte, die Mumie mit nach Hause zu nehmen; aber ehe ich dies in Ausführung bringen konnte, fand ich, daß einer von meinen Marinern, ein Kerl ohne Religion oder andere gute Eigenschaften, die Merkwürdigkeit mit dem Schafte seiner Muskete in Stücke zertrümmert hatte. Ich traf ihn über seiner Arbeit und befahl ihm zornig, davon abzustehen. Zu seiner Entschuldigung versetzte er, es sey ein abscheuliches, gegossenes Bild, und als guter Christ habe er die

Pflicht, es zu zerstören — der einzige Beweis von Christenthum, welchen ich den Burschen je an den Tag legen sah.

Bei näherer Untersuchung fand ich, daß der Leib in verschiedene Kleider gehüllt und wie Noahs Arche innen und außen verpicht war. Die Umhüllungen hatten einen Ueberzug von Damma, einen zweiten von Chunam und waren endlich vergoldet. Der Kopf der Mumie war aus einer Kokosnuß nachgemacht, während der eigentliche Schädel an der Stelle der Brust oder des Leibes stack. Das Ganze hatte keinen sonderlichen Geruch, war aber innen voll kleiner Käfer und überhaupt durch den Eifer des Mariners so verstümmelt, daß ich die Mumie nicht mitnehmen mochte. Die Burmahs sind sehr reinlich, und ihre Häuser stehen gewöhnlich einige Fuß über dem Boden erhaben, damit die Schweine, welche die Stadtreiniger sind, darunter umherspazieren können. Gewöhnlich bestehen die Wohnungen aus dicken Tekaplanken; indeß sind auch Ziegel- und Mörtelgebäude vorhanden, wie zum Beispiel das Zollhaus zu Rangoon und einige andere Bauten. Die kleineren Häuser und Hütten sind aus Bambusrohr konstruirt, die Fußböden und Wände aber wie Weidengeflecht gewoben. Es ist merkwürdig, wie schnell diese Häuser gebaut werden und wie reinlich und schön sie sich ausnehmen, solange sie noch neu sind. Ein Offizier ließ sich ein Haus mit drei Zimmern bauen, deren jedes mit Thüren und Fenstern versehen war. Der Umfang war sehr geräumig und drei oder vier Burmahs kamen mit dem Ganzen, das Dach nicht ausgenommen, in einem einzigen Tage zu Stande. In einem andern Punkte zeigen die Burmahs einen Grad von Civilisation, der einem nördlichen Athen als Muster dienen dürfte, denn jedes Haus ist mit einem sehr netten und reinlichen Abtritt versehen.

Die Regierung ist, wie durch ganz Asien, im höchsten Grade despotisch, und die Bevölkerung hat die Fehler, welche eine derartige Staatsform nothwendig mit sich führt — indeß doch nicht in der Ausdehnung, wie man erwarten sollte. Es besteht daselbst ein

Erbadel, dessen Orden sehr genau bestimmt sind. Die Abzeichen derselben sind goldene Halsketten, an vier Stellen mit getriebenen Platten abgetheilt. Der niedrigste Orden bringt die Platten durch drei Ketten miteinander in Verbindung, der nächste hat sechs, der dritte neun, und der höchste zwölf. Nur der König trägt vierundzwanzig Ketten. Der Gebrauch des Goldes und Silbers zu Trinkbechern und dergleichen ist nur dem Adel gestattet. Die Burmahs sind sehr geschickt im Treiben des Metalls und fertigen in einer ihnen ganz eigenthümlichen Weise eine Art Glas und Email, womit sie die Tempel der Priester und die Truhen mit den heiligen Büchern verzieren. Ihre Ornamentalschriften in der Paii-Sprache — einer Abart des Sanscrit, welche nur den Priestern bekannt ist — sind gleichfalls sehr schön, namentlich diejenigen, welche sich auf langen Elfenbeinblättern befinden. Was ihre Manufakturen betrifft, so sind sie allen ihren Nachbarn, die Chinesen vielleicht ausgenommen, weit überlegen.

Die Weiber sind in Vergleichung mit den Männern klein und zart gebaut. Sie werden nicht abgeschlossen, sondern gehen nach Belieben umher. Ihre Kleidung ist anständig; sie flechten Blumen in die Haare und sind von weit hellerer Farbe, als man wohl glauben sollte. Diejenigen, welche sich viel im Hause aufhalten, ähneln an Weiß den Europäern. Es ist eine eigenthümliche Gewohnheit unter ihnen, ein Pflaster von weißem Chunam auf die Backenknochen zu kleben — ein Gegensatz zu den schwarzen Schönpfläſterchen, welche vordem unsere Damen zu tragen pflegten. Sie wollen dadurch zeigen, wie sehr sich ihre Haut dem wirklichen Weiß nähert. Wenn Männer von den niederen Klassen, welche den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt sind, ihre Kleider ablegen, so findet man, wie auffallend heller die bedeckten Theile ihres Körpers sind. Die Männer haben gewöhnlich nur ein Weib, obschon sie hin und wieder auch mit überzähligen versehen sind. Die Gesetze der Burmahs scheinen gut zu seyn, werden aber wie in allen despotischen Ländern

nicht beobachtet, wenn der Herrscher nicht darauf besteht. Die Sklaverei ist in einer gewissen Weise zulässig. Hat Jemand Schulden gegen einen Anderen, so wird er vor den Häuptling gerufen. Erklärt er sich für zahlungsunfähig, so fragt man ihn, wie viele Kinder er habe, worauf diese nach Maßgabe der Schuld zu zeitlicher Sklaverei an den Gläubiger übergeben werden müssen. Letzterer hat sodann jedes Jahr an seinem Guthaben eine Summe abzuschreiben, bis zuletzt die Kinder des Schuldners wieder frei sind. Wo es an Nachkommenschaft fehlt, ist entweder das Weib oder vielleicht der Schuldner selbst der Knechtschaft verfallen, die jedoch wieder aufgehoben wird, sobald dem Herrn üble Behandlung nachgewiesen werden kann. Ferner ist es gestattet, daß jede der gedachten Dienstbarkeit verfallene Person an einen andern Gebieter übergehen kann, welcher den Schuldenrest auf sich nimmt — eine Maßregel, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, daß die Sklaven ihre Zeit unter einem Herrn ausdienen, der ihnen besser zusagt. Derartige Abfindungen müssen zur Legitimation schriftlich ausgefertigt werden. Einige unserer Offiziere befreiten mehrere junge Frauen aus ihrer Sklaverei.

Unter den Burmanen gilt das Niedersitzen in Gegenwart eines Gastes für einen Beweis von Achtung. Jeder Arme, nach dem man schickt, kauert sich augenblicklich in eine Ecke des Zimmers oder unter der Thüre auf seine Beine nieder. Der Gebrauch der Betelnuß ist unter den Männern allgemein, weniger aber bei den Weibern, so lange sie noch nicht alt sind. Als Folge davon haben die Männer ganz schwarze und schlechte Zähne, während die der jungen Frauen sehr gut sind.

Der merkwürdigste Zug in dem Charakter der Burmahs ist ihr Frohsinn; sie sind wohl das gemüthlichste Völkchen, mit dem ich je zusammentraf — stets heiter und unter allen Entbehrungen zufrieden. Wie man später sehen wird, hatte ich mehr Gelegenheit, den Charakter des Volkes kennen zu lernen, als Andere, da ich einige Wochen in Freundschaft mit demselben verkehrte. Die Burmahs sind große

Freunde von Marionetten= und Puppenspielen, zugleich auch sehr belustigende Mimiker und gute, unverdrossene Arbeiter. Sie haben große Achtung vor den Engländern oder Weißgeschichtern, wie sie uns nennen, und bewundern namentlich unsere Kriegsinstrumente und unsere Schiffe, die sie zum Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchung machten. Sie wissen wohl, daß sie weit hinter uns stehen, und tragen ein großes Verlangen darnach, sich zu verbessern. Aus diesen und andern Gründen ist es Schade, daß wir je mit den Burmanen Krieg anfingen. Sie hatten ihre Nachbarn leicht unterworfen und waren zufrieden mit ihrer vermeintlichen Ueberlegenheit. Jetzt ist dies nicht mehr der Fall, denn sie sind thätig, unternehmend, kriegerisch und werden sich nicht begnügen, bis sie ihr System verbessert haben. Nach zwanzig Jahren werden die Burmahs eine weit furchtbarere Nation seyn, als gegenwärtig, denn sie besitzen alle Eigenschaften, um das erste Volk des Ostens zu werden. Ueberhaupt gereicht es ihnen sehr zur Ehre, daß sie beinahe drei Jahre gegen die Macht von Großbritannien Stand hielten, wenn man ihre Vertheidigungswaffen und die Natur jenes Krieges in's Auge faßt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Februar 1836.

Die Burmahs sind entschieden eine tapfere Nation, und obschon bei ihrer despotischen Regierung die Herrscher grausam sind, so kann doch das Volk dieser Vorwurf nicht treffen. Ich bemerke dies, da Feigheit und Grausamkeit gewöhnlich Hand in Hand gehen. Edelsinn und Gemüthlichkeit sind ihre hervorstechendsten Charakterzüge — ein edles Material, wenn es in umsichtige Hände fällt. In der

ersten Zeit des Krieges, ehe sie noch ausgefunden hatten, wie unmöglich es war, gegen unsere überlegenen Waffen Stand zu halten, war ich Zeuge von Handlungen des Muthes, die im höchsten Grade Bewunderung erregten. Sie sind vorzugsweise eine kriegerische Nation und lieben das Getümmel der Schlacht. Jeder Mann ist Soldat, und wenn der Befehl an ihn ergeht, sich in Reih und Glied zu stellen, gehorcht er, ohne Sold zu beziehen, wobei er noch obendrein seine eigenen Waffen mitbringt. Letztere bestehen in der Regel aus einem zweihändigen Schwert, das er mit großem Nachdruck zu schwingen weiß, und in einem sehr langen Speere; indeß versieht sich Jeder, der in der Lage ist, außerdem noch mit einer Muskete, die er, wenn sie kein Schloß hat, mit der Lunte abfeuert. In Betreff der Feuerwaffen sind die Burmanen sehr mangelhaft ausgerüstet, denn ihre Musketen waren von so schlechter Beschaffenheit, daß viel Muth dazu gehörte, sie nur abzufeuern. Dazu kommt noch, um das Ganze zu krönen, daß jeder Mann s e i n e i g e n e s S c h i e ß p u l v e r m a c h t. Man kann sich nun leicht denken, aus welchem Stoffe dieses bestehen mag, denn unmittelbar vor einem erwarteten Kampfe sitzt jeder Burmah nieder und fertigt sich nach seinem besten Wissen und Glauben Munition an. Die Folge davon ist, daß die Musketen zehnmal für einmal nicht losgehen, und wenn es dann je geschieht, so trägt das schlechte Pulver die Kugel nur auf kurze Entfernung. Ein weiterer auffallender Umstand beweist, daß sie erst seit ganz kurzer Zeit an den Gebrauch der Muskete gewöhnt sind; sie haben nämlich weder Kugelformen noch Bleikugeln. Ihre Kugeln sind von Eisen und so rund gehämmert, als dies durch den Hammer in der Esse geschehen kann; natürlich gibt der durch diese unvollkommene Form hervorgebrachte Windraum Anlaß, daß die Kugel weit von ihrer beabsichtigten Richtung abweicht.

Die Kanonen auf ihren Staketen und Kriegsbooten waren wegen des schlechten Pulvers und der gehämmerten eisernen Kugeln ebenso mangelhaft; auch läßt sich schwer sagen, wie sie ihre wunderlichen

Geschützstücke zusammenbrachten. Bisweilen traf man auch ein kleines Messingfeldstück von vortrefflicher spanischer Arbeit, dann aber wieder auf die allerseltsamsten Formen, die man sich nur denken konnte. Vermuthlich kauften sie diese Waffen oder nahmen dieselben als einen Theil des Zolls von Schiffen, welche nach Rangoon handelten. Ich erinnere mich, daß wir nach Stürmung der ersten Stakete die Schildzapfen einer alten eisernen Kanone abschlugen und letztere nutzlos liegen ließen. Die Burmahs besetzten die Stakete wieder, und als wir dieselbe zum zweitenmal nehmen mußten, fanden wir, daß sie den Mangel der Schildzapfen auf's Sinnreichste mittelst eisernen Reifen und Nägeln ersetzt, folglich das Geschütz in einen Zustand gebracht hatten, daß es wieder auf uns abgefeuert werden konnte. Als wir zu einer anderen Zeit abermals eine Stakete nahmen, welche einige Minuten ein lebhaftes Feuer gegen uns unterhalten hatte, fanden wir zu unserer Ueberraschung, daß sie sich hölzerne Kanonen angefertigt und dieselben gut mit eisernen Reifen gebunden hatten. Natürlich konnten diese Artilleriestücke nicht mehr als zwei oder drei Schüsse thun, da die Zündlöcher in Brand geriethen und bald so groß wurden, daß sie keine Dienste mehr leisten konnten; ich erwähne jedoch diese Punkte, um zu beweisen, mit welchem ausdauernden Eifer dieses Volk seine Vertheidigung führte. Allerdings nahmen die Burmahs nach dem ersten Feldzuge Reißaus und mußten mit Gewalt ausgehoben werden; der Grund lag jedoch, wie ich auf Nachfrage erfuhr, nicht darin, daß sie nicht fechten wollten, sondern in dem Umstande, daß sie, weil sie keinen Sold erhielten, nach Hause gehen und die Saat in den Boden legen wollten, damit nicht ihre Weiber und Kinder Hungers stürben.

Die burmahnischen Kriegsboote waren sehr schöne Fahrzeuge mit achtzig bis hundert Rudern und wurden sehr geschickt behandelt, so daß sie sieben bis acht Meilen in der Stunde zurücklegten. Die Burmahs haben ein der Gottheit geweihtes Kriegsboot, welches eine Kunde, welche zur Zeit des Kriegs mit dem Reiche Pegu die

Nation rettete, in so kurzer Zeit überbrachte, daß es fast unglaublich scheint.

Wie bereits bemerkt, thun die Bootsgeschütze nur wenig Wirkung; dagegen sind aber die Speere eine wahrhaft furchtbare Waffe. Bei einem nächtlichen Angriff auf eines unserer Schiffe, welches vor einer Stakete lag, die sie wieder zu nehmen wünschten, war ich Zeuge von der Gewalt, mit welcher sie geworfen werden. Die Seiten des Schiffes waren wie die Haut eines Stachelschweines damit besäet und die Waffen mit solcher Gewalt in die Planken eingedrungen, daß es eines sehr starken Arms bedurfte, um sie wieder herauszuziehen. Wir verloren bei jener Gelegenheit einige Leute, und die Wirkung von hundert durch die Luft sausenden Speeren war für die Unsrigen, welche namentlich bei Nacht nicht an einen derartigen Ton gewöhnt waren, eigentlich befremdlich. Ich hörte nachher mehrere Matrosen sagen, daß ihnen dies durchaus nicht gefallen wolle, und ich bin überzeugt, sie würden es weit vorgezogen haben, vor Feuerwaffen Stand zu halten. Einige dieser Speere waren sechszehn Fuß lang, mit scharfen zweischneidigen Spitzen versehen, und wogen zwölf bis vierzehn Pfund. Ich habe gesehen, daß die Burmahs auch im Besitz von Bogen und Pfeilen sind, obschon ich nie bemerkte, daß sie in ihrem Kampf mit uns davon Gebrauch machten, sondern eine derartige Wehr zu verachten schienen. Das Kriegs- und Vertheidigungssystem, das sie befolgen, ist ohne Zweifel für die Eigenthümlichkeit des Landes vortrefflich. Ihre Staketen bestehen gewöhnlich aus dickem Teka-Gebälke, das zu stark ist, um durch anderes Geschütz als durch schmetternde Kanonen durchdrungen zu werden, folglich durch Erklettern genommen werden muß. Einige sind von Bambusrohr gebaut und haben die Dicke von einem bis zu zwei Fußen. Diese sind ebenso stark, nur mit dem Unterschiede, daß das Bambusrohr einer Kanonenkugel nachgibt, den Schuß durchläßt, und sich dann wieder schließt. Wenn sich diese Staketen nicht dicht an dem Flusse befinden, so wird gewöhnlich ein Graben darum ge-

zogen und denselben dadurch ein weiterer Schutz verliehen, daß man gespitzte Bambusstäbe schräg in den Boden schlägt — eine Maßregel, die dem Angreifenden gefährlicher wird, als das Erklettern der Staketen, da die leichten Wunden, welche durch die Bambusspitzen hervorgebracht werden, gerne einen Trismus zur Folge haben, welcher nur zu oft tödtlich endet. Als sie uns bei Rangoon angriffen, näherten sie sich mit einiger militärischer Geschicklichkeit, indem sie beim Vorrücken Laufgräben aufwarfen. Ihre Feuerflöße sind auf einem so rasch strömenden Flusse gleichfalls furchtbar. Sie haben im Lande Brunnen von Bergöl, und auf ihren sehr großen Flößen befanden sich da und dort alte Kähne, welche mit dieser leicht entzündlichen Materie angefüllt waren. In Brand gesteckt, schlug die Lohe bis zur Höhe unseres großen Marses hinauf und verbreitete hinreichend Flammen, Hitze und Gestank, um Alles zu vertreiben.

Ich habe die Art der burmahnischen Kriegsführung sammt ihren Mängeln geschildert, um zu beweisen, daß dieses Land, wenn es mit gutem europäischem Geschütz versehen gewesen wäre, nicht sobald hätte unterworfen werden können. Das Vertheidigungssystem war gut, die Tapferkeit der Krieger unbezweifelt, und es gebrach ihnen nur an wirksamen Waffen. Ich vermuthe, daß die Burmahs, nachdem sie ihre Schwäche kennen gelernt haben, allen Mitteln aufbieten werden, um sich besser zu rüsten und so sich zu einer wirklich furchtbaren Nation zu gestalten. Als eines einzigen Beweises von ihrem Muthe will ich nur erwähnen, daß bei jeder Stakete, ungefähr zehn Fuß über dem ganzen Gerüste, ein Ausluger auf einer Stange sitzt, der jeder Kugel völlig preisgegeben ist. Ich habe diese Männer oft gesehen und die Bemerkung gemacht, daß sie erst herunterkamen, nachdem auf beiden Seiten die Kanonade schon begonnen hatte; auch geschah es dann ohne Hast und in der gemächlichsten, gleichgültigsten Weise. Von den Unverwundbaren und ihren Sprüngen habe ich bereits gesprochen.

In despotisch regierten Ländern wird das Leben nicht so hoch angeschlagen, wie in andern. Das Bewußtseyn, daß es jeden Augenblick der Willkühr verfallen seyn kann, macht sogar die Feigen beziehungsweise gleichgültig. Wenn wir uns von frühester Jugend stets auf ein Ereigniß gefaßt halten, so können wir demselben, sobald es einmal eintrifft, mit Fassung und Ruhe entgegengehen. Der englische Knabe, der zum Stehlen auferzogen und von seinen Eltern unaufhörlich daran erinnert wird, daß noch vor seinem zwanzigsten Lebensjahre der Galgen sein Loos sey, geht, wenn die Reihe an ihn kommt, kaltblütig zu Hinrichtung. Ein Gleiches ist der Fall in einem despotischen Lande, wo die Leute mitansehen müssen, wie die Köpfe ihrer Gefährten in den Sand rollen, und nicht wissen können, wie bald auch sie das nämliche Schicksal trifft. Während meines Aufenthalts erlebte ich mehrere Proben davon. In einem Falle wünschte ich von einem Gefangenen Auskunft zu erhalten, ohne jedoch etwas von ihm erfahren zu können. Er hatte ungefähr vierundzwanzig Stunden zwischen den Karronaden auf dem Deck gesessen und war von den Matrosen oder Offizieren mit einem Napfe Grog nebst einigen Cigarren versehen worden, mit denen er sich eben emsig beschäftigte, als ich meine Fragen an ihn stellte. Er that, als wisse er nichts, worauf ich ihm erklärte, wenn er mir nicht die gewünschte Auskunft ertheile, werde ich ihm den Kopf abschlagen lassen. Zugleich schickte ich nach dem Sergeanten der Mariner, welcher im Gefolge zweier seiner Leute mit gezogenen Säbeln erschien. Wir riefen den Gefangenen aus den Kanonen heraus, aber er bat durch den Dolmetscher um die Erlaubniß, zuvor seinen Grog beendigen zu dürfen. Nachdem er damit fertig war, befahl ich ihm auf's Neue, hervorzukommen, worauf er mich bitten ließ, den Cigarrenrest ausrauchen zu dürfen. Ich gestattete auch dies, da ich in einer Sache nicht besonders eilen wollte, die ich nie in Ausführung zu bringen gedachte. Während dieser ganzen Zeit war der Mann vollkommen gefaßt und zeigte nicht die mindeste Unruhe über sein her-

annahendes Schicksal. Sobald er seine Cigarre ausgeraucht hatte, band er sein langes Haar auf und machte seine Vorbereitungen. Ich fragte ihn abermals, ob er die gewünschten Nachweisungen geben wolle; aber er entschuldigte sich mit Unwissenheit, trat vor, ließ sich auf die Kniee nieder, nahm das Tuch von seinen Lenden, um es für die Aufnahme seines Kopfes auf das Deck zu breiten, stützte sich auf seine Hände und streckte seinen Hals zum Hiebe aus. Ich beobachtete den Mann sorgfältig und bemerkte, daß nicht eine Muskel an ihm zuckte. Natürlich hieß ich ihn wieder zurückgehen, und die Matrosen hatten eine so große Freude an ihm, daß er mit mehr Grog und Taback, als er wahrscheinlich je in seinem Leben gesehen hatte, wieder an's Land ging. Die Burmahs kennen indeß ein Mittel, den Spionen und dergleichen Leuten Nachrichten zu entlocken, welches wir ihnen abborgten, obgleich ich es durch sie nie in Anwendung bringen sah. Ich war Zeuge, wie in dem Büreau unseres eigenen Generalquartiermeisters diese Art von Tortur geübt wurde, welche so einfach und augenscheinlich so furchtbar in ihren Wirkungen ist. Sie besteht in Ertheilung eines einzigen Schlags auf die Herzgegend, so daß für einige Sekunden der ganze Blutumlauf stille steht. Der Mann, der in der Regel bis auf die Hüfte nackt ist, muß auf den Boden niedersitzen; ein Anderer tritt hinter ihn, beugt sich über seine Schultern und nimmt mit dem spitzigen Ellenbogen sein Ziel nach der Stelle über dem Herzen, durch seine Lage unterstützt einen gewaltigen Stoß führend.

Die Wirkung ist furchtbar. Die dunkle Gesichtsfarbe des Leidenden wandelt sich in ein Leichenblaß um, der Schweiß bricht von seiner Stirne, und er zittert an allen Gliedern. Nie war ich Zeuge einer ähnlichen Schmerzäußerung. Diese Stöße, wenn sie drei- oder viermal wiederholt werden, sind im Stande, dem Entschlossensten den Muth zu benehmen, und sie erflehen sich den Tod als eine Gunst.

Unsere indische Regierung muß ein besonderes Augenmerk auf

einen Punkt haben, der in Verbindung mit dem bereits Erwähnten die Burmanen zu einer furchtbaren Nation machen muß — ich meine die große Verachtung, welche sie gegen die Sepoys hegen, und die Furcht, welche letztere vor den Burmahs unterhalten. Die Burmanen fürchten sich bloß vor den Weißgesichtern, wie ich bald darthun will, verachten aber die Sepoys trotz ihrer guten Bewaffnung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sepoys gute Truppen sind, denn sie haben es oft bewiesen, können aber dennoch nicht, wie einige indianische Offiziere in meiner Gegenwart behauptet haben, die besten Streiter in der Welt, welche sogar die Europäer überböten, genannt werden. Ich gebe zu, daß sie weit besser zu lenken sind und sich namentlich durch ihre Mannszucht auszeichnen, weil sie sich nie betrinken; aber dennoch fehlt es ihnen an einem kräftigen Körperbau, da sie im Allgemeinen klein und schwächlich sind. Allerdings haben sie gut — sehr gut gekämpft, nur nicht gegen die Burmahs, und zwar letzteres aus dem einfachen Grunde, weil der Aberglaube kräftiger ist als der Muth. Die Sepoys sind sehr abergläubisch und tragen sich mit der nicht zu vertilgenden Vorstellung, daß die Burmahs gefeiete Menschen seyen; sie ziehen daher nie gutwillig gegen dieselben aus, selbst wenn englische Truppen an ihrer Spitze stehen. Die Verachtung der Burmahs gegen sie war allbekannnt. Ich habe selbst einmal mit angesehen, wie einer der zu Rangoon gefangenen Burmanen einen Balken aufhob, den sechs Sepoys kaum von der Stelle gebracht hätten, und ihn niederwarf, so daß er nach der Sepoywache, die ihn hütete, hinrollte. Die Wächter wichen einige Schritte zurück, und wurden von dem Gefangenen ausgelacht. Wir haben jedoch noch weitere, maßgebendere Proben. Die Burmahs hatten sich ungefähr sieben Meilen von Rangoon hinter Staketen verschanzt und sollten verdrängt werden. Obrist S.., der eine große Vorliebe für die eingebornen Truppen hatte, wurde mit diesem Dienste beauftragt, erbat sich's übrigens ausdrücklich, keine anderen Truppen als Sepoys mit sich nehmen zu dürfen. Sir A. Campbell ging nur ungerne

darauf ein; da aber die Staketen nicht höher als Brustbollwerke und die Burmanen nicht sehr stark waren, so gab er endlich den Vorstellungen des Obristen nach. Demgemäß mußten fünfzehnhundert Sepoys anrücken, und der Obrist trat an die Spitze des Zugs. Die Burmanen hatten Kunde, daß sie durch keine europäischen Truppen angegriffen würden, und als die Sepoys sich näherten, warteten sie nicht auf den Sturm, sondern machten einen Ausfall, in welchem sie die Sepoys bis zur Vernichtung schlugen. Die Hälfte blieb auf dem Platze, die andere kam in Abtheilungen von zehn oder zwölfen nach Rangoon zurück — Alle in höchster Bestürzung und Verwirrung. Sir A. Campbell war darüber natürlich sehr ungehalten, und am andern Tage wurde eine europäische Streitmacht gegen die Burmanen ausgeschickt. Bei ihrer Ankunft war sie Zeuge einer furchtbaren und abscheulichen Scene. Die Burmanen hatten eine Gasse in's Gehölz gehauen, und zu jeder Seite waren in gleichen Entfernungen die verstümmelten nackten Leichen von siebenhundertfünfzig Sepoys an den Fersen aufgehangen. Unsere Gegner versuchten jedoch nicht, den europäichen Soldaten Widerstand zu leisten, sondern traten schon nach einigen Schüssen den Rückzug an. Dies ist gewiß eine sehr wichtige Thatsache, die nicht in Abrede gezogen werden kann, obschon sie nicht bekannt gemacht wurde. In Indien gibt es eine Nominalmacht von dreimalhunderttausend Mann, die jedoch über ein so weites Gebiet vertheilt ist, daß man nicht über sie verfügen kann, weil man zum Sammeln viele Monate brauchen würde. Wenn nun die Sepoys von den Burmahs verachtet und letztere von den Sepoys gefürchtet sind, so ist es natürlich, daß die Burmanen nur durch europäische Truppen im Zaum gehalten werden können, deren uns übrigens im äußersten Falle keine zehntausend Mann zu Gebote stehen. Auch wissen wir aus dem Beginne des Burmahkriegs, wie schwer es war, sie zusammenzubringen. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Angriff Anderer auf ihren eigenen Gebieten und der Selbstvertheidigung. Wenn aber die Burmanen mit ihrer schlechten Bewaff-

nung fast drei Jahre gegen uns Stand halten konnten, was steht zu erwarten, wenn sie von einer andern Nation mit tüchtigem Gewehr und guten Offizieren versehen werden? Wir haben allerdings jetzt in dem Lande Fuß gefaßt und müssen darauf Bedacht nehmen, das Zuströmen von Fremden zu verhindern, und die Burmanen möglichst ruhig zu erhalten; aber sogar der Verkehr mit uns wird sie allmählig aufklären, und wir haben mehr von dieser Seite zu fürchten, als von den russischen Horden, von Runschid Sing oder von dem Grolle des ganzen übrigen Indiens.

Da ich über die Burmahs noch Manches zu berichtigen habe, so will ich in meinem nächsten Kapitel eine kurze Schilderung des Feldzugs nach Bassein geben, der zwar blutlos, aber doch sehr wichtig in seinen Resultaten war. Auch fanden dabei Umstände Statt, welche viel Licht über den Charakter der Nation verbreiten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Erst viele Monate nach dem Beginne des Krieges befand sich Sir Archibald Campbell in einer Lage, in das Herz des Burmahgebietes zu dringen und einen Versuch auf die Hauptstadt zu machen. Es gebrach ihm fast an Allem, namentlich an Mannschaftsverstärkung, da die Regenzeit seine Leute zu Tausenden dahingerafft hatte. Nachdem er sich endlich für den Versuch entschieden, setzte er ihn mit sehr untergeordneten Streitkräften in's Werk, so daß er sich ohne Schuß hätte zurückziehen müssen, wenn die Burmahs auf den Gedanken gekommen wären, Laufgräben zu ziehen und die Wege je von einer halben Meile zur anderen mit Barrikaden zu versehen. Zum Glück hatte er einen Zuwachs von

Kriegsschiffen erhalten, und sein Flußdetachement war stärker, als er hatte hoffen können. Ich beabsichtige nicht, die ganze Streitmacht zu verzeichnen, welche zu Wasser und zu Lande in möglichst ununterbrochener Verbindung vorwärts zog, weil der größere Theil der Mundvorräthe auf dem Flusse weiter transportirt wurde. Die vereinigte Strommacht stand unter dem Kommando des Brigadier Cotton, des Kapitän Alexander und des Kapitän Chads; die Landtruppen wurden natürlich von Sir Archibald Campbell befehligt, welcher vortreffliche Offiziere bei sich hatte, obschon sie ihre Taktik in den Morästen, in dem Schlamm und in den Dschungeln nichts nützen konnte.

Es wird passend seyn, zu erklären, warum man es für nöthig hielt, einen Theil der Streitkräfte nach Bassein zu schicken. Der Rangoonarm verbindet sich von der linken Seite aus etwa hundertundsiebenzig Meilen oberhalb der Ausmündung in's Meer mit dem Hauptflusse. Auf der rechten Seite ist der Arm Bassein, dessen Ausmündung ungefähr hundertundfünfzig Meilen von der des Irrawaddy liegt: er läuft unter einem Winkel landeinwärts, bis er ungefähr vierhundert Meilen weiter oben sich mit dem Hauptstamme des großen Stromes vereinigt. Diese beiden Arme schließen ein großes Deltaland ein — das fruchtbarste und bevölkertste der Burmahprovinzen, von wo aus Bundula, der Burmahgeneral, alle Vorräthe für seine Mannschaft zog. Bundula befand sich in der starken Veste Donabue auf der Basseinseite des Flusses, ungefähr in der Mitte des Strichs, der links durch den Rangoonarm begrenzt wird, während durch den Basseinfluß weiter oben nach der rechten Seite hin die Kommunikation hergestellt war. Sir A. Campbells Landtruppen marschirten links von dem Flusse, so daß Bundula mit dem Basseingebiet frei verkehren konnte, und da die Flußtruppen Donabue auf ihrem Wege angreifen sollten, so hatten die Streitkräfte, welche nach Bassein geschickt wurden, den feindlichen General im Rücken zu fassen und dessen Zufuhren abzuschneiden. Dies war

ein sehr umsichtiger Plan, wie die Folge zeigen wird. Der Major S., welchem vier oder fünfhundert Mann sammt den drei Transportschiffen Larne, Merkur und einer Brigg der Kompagnie zugewiesen waren, sollte diese Expedition führen; er segelte gleichzeitig mit dem Aufbruche der Land- und Flußtruppen ab. Als wir an der Mündung des Flusses anlangten, trafen wir scheinbar auf einen furchtbaren Empfang, nämlich auf ein Dutzend oder mehr ausgedehnte Staketen, von denen jedoch nur zwei bemannt waren. Die Kanonen der übrigen waren sammt der Mannschaft nach Donadue berufen worden, denn die Burmahs ließen sich nicht träumen, daß wir hier einen Versuch machen würden, weil wir diesen Theil ihres Gebietes so lange unbetästigt gelassen hatten. Unsere Fahrt war daher leicht. Nach einigen vollen Lagen landeten wir, vernagelten die Kanonen und liefen bei günstigem Wetter ungefähr sechzig Meilen in einem der malerichsten und schönsten Ströme, die ich je gesehen hatte, aufwärts. Hin und wieder erblickten wir die geraden Linien von Staketen, die jedoch leer waren, so daß wir friedlich vorbeiziehen konnten. Der Fluß wurde jedoch verwickelter und die Lootsen waren, wie gewöhnlich, unwissend, was übrigens von geringem Belange war, denn der Strom hatte sogar an seinen Ufern, über welche die Waldbäume in wilder Ueppigkeit ihre Schleifen niedersenkten, hinreichende Tiefe. Der Wind kam jetzt gegen uns, und es stund zwei oder drei Tage an, ehe wir Bassein erreichten, während welcher Zeit wir möglichst die Fluth benützten und warpten, der Major S... aber brummte. Wenn der Leser zu wissen wünscht, warum letzteres geschah, so will ich ihm die betreffende Mittheilung geben — weil es zu keinem Kampfe kam. Er brummte, als wir an den Staketen des Flußeinganges vorbeikamen, weil sie nicht bemannt waren, und wiederholte sein Brummen bei jeder weiteren, die wir verlassen fanden. Ueberhaupt wollte unserm Major gar nichts gefallen. Gab es einen harten Kampf, in welchen er nicht verwundet wurde, so brummte er. Erhielt er eine leichte Beschädi-

digung, so brummte er wieder, weil sie nicht schwer war, und hatte er eine bedeutende Verletzung erlitten, so brummte er, weil er am andern Tage nicht fechten konnte. In den vielen Kämpfen war er fast in Stücke gehauen worden, und dennoch gab er sich nie zufrieden. Er war ebenso wenig zu beschwichtigen, wie Einer, der Spießruthen lauft, durch das leichte oder gedämpfte Trommeln des Tambours, und wenn er noch am Leben ist, so wird ihn nichts zufrieden stellen, als der coup de grâce. Aber trotz dieser Manie für's Zerstückeltwerden war er ein vortrefflicher und umsichtiger Offizier. Ich habe seitdem gehört, daß er todt sey; wenn dies der Fall ist, so hat Se. Majestät einen der eifrigsten und ritterlichsten Offiziere ihres Dienstes verloren — einen Mann, auf den sich passend die Worte Heißsporn's anwenden ließen:

„Doch, wenn es Sünd' ist, Ehre zu begehren,
Bin ich der größte Sünder von der Welt.“ *)

Wie vorhin bemerkt, hingen die Baumzweige in das Wasser nieder — ein Umstand, welcher Anlaß zu vieler Belustigung gab. Wir hatten nämlich schon seit einiger Zeit einen kleinen Affen an Bord, der wie gewöhnlich der Liebling unserer Schiffsmannschaft war. Die neckischen Winde warfen uns oft gegen die Ufer des Flusses, wo wir immerhin noch genug Wasser hatten, und so oft dies der Fall war, verfingen sich die Baumzweige in dem Takelwerk des Schiffes. Diese ungewöhnliche Umarmung zwischen Natur und Kunst führte Jocko die Erinnerung alter Zeiten, als er noch in den Wäldern sich erging, in's Gedächtniß, und da er der Gewalt früherer Erinnerungen nicht zu widerstehen vermochte, so stieg er von der Topsegelraa auf den Zweig eines großen Baumes hinüber. Sobald das Schiff klar umgeholt hatte, fanden wir, daß Jocko uns desertirt war. Wir bedauerten dies sehr, dachten aber schon zehn Minuten nachher nicht

---

*) Er lebt noch in guter Gesundheit und hat seitdem große Auszeichnung und Ehre gewonnen.

mehr daran, sondern setzten unseren Kurs stromaufwärts fort. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher wir ungefähr eine Meile zurückgelegt hatten, näherten wir uns wieder auf derselben Seite dem Ufer und hörten nun mit einemmale ein lautes Klappern und Schreien. „Das ist Jocko, Sir," sagte einer von den Matrosen; und Andere drückten dieselbe Ansicht aus. Wir bemannten das Jollenboot und schickten es an der Stelle, wo der Lärm gehört wurde, an's Land. Der Affe wartete jedoch nicht, bis der Bootsbug das Ufer berührte, sondern hüpfte, als er noch einige Fuße entfernt stand, herein, um ganz bedächtig auf dem Sterne Platz zu nehmen. Er ward dann an Bord gerudert, und sprang augenblicklich an der Seite hinauf, Jeden liebkosend, der ihm in den Weg kam. Jocko hatte nämlich in den Wäldern mehrere von seiner eigenen Race gefunden; sie aber achteten nicht der Verwandtschaft, sondern griffen ihn nach dem Beispiele aller wilden Thiere als eine Schmach für die Familie an, weil er die Ketten der Knechtschaft getragen hatte, so daß der arme Jocko sein Leben nur durch die Flucht retten konnte. Unser Takelwerk kam nachher noch oft mit den Zweigen in Berührung, aber der Affe blieb ruhig auf den Spieren und zeigte nicht die mindeste Lust, seine Streifzüge wieder aufzunehmen.

Ich glaube, es war am dritten Tage, als wir unter der Stadt Naputa anlangten, die durch eine furchtbare Stakete, welche die ganze Krümmung des Flusses beherrschte, vertheidigt war. Die Stakete war bemannt, und wir rechneten auf Vertheidigung; indeß lief es beiderseits ohne Feuern ab, und wir wären ganz ruhig vorbeigekommen, wenn nicht S... so viel über sein schlaues Glück gebrummt hätte. Am andern Tage langten wir zu Bassein, einer Hauptstadt des burmanischen Reiches an. Die Erwartungen des Major wurden hier abermals getäuscht, denn als die Bevölkerung von der Annäherung einer Truppenabtheilung gehört, hatte sie sich in zwei Partien getheilt, von welchen die eine Widerstand, die an=

dere Unterwerfung beantragte. Diese Meinungsverschiedenheit endete damit, daß die Stadt mit ihren ungeheuren Getreidemagazinen in Brand gesteckt und die Staketen verlassen wurden, der größere Theil der Einwohner aber sich in's Land flüchtete. Die Folge davon war, daß wir ohne Einrede von den rauchenden Trümmern Besitz nehmen konnten.

Wir bemerkten bald, daß die Leute des langen Krieges und der dadurch herbeigeführten Verödung müde waren. Sie wollten zu ihren Weibern und Familien, welche dem Hungertode preisgegeben waren, zurückkehren. Bisher waren jedoch die Häuptlinge ihrem General Bundula noch immer treu geblieben. Letzterer hatte ungeheuere Vorräthe zu Bassein gesammelt, weil er, im Falle wir aus dem Fort Donabue vertrieben würden, hieher seinen Rückzug anzutreten gedachte, während ihm die Stadt, so lange er sich halten konnte, Ergänzung an Streitern und Mundvorrath zuführen konnte. Die Burmanen hatten so wenig Lust, länger zu fechten, daß sie durch bewaffnete Banden gesammelt und durch die Häuptlinge zu Gefangenen gemacht werden mußten. Diese schickten die erforderliche Zahl nach dem Fort und ließen noch viele hundert Andere zwischen den Staketen mehrerer Uferstädte durch gewaffnete Haufen bewachen. Zuerst wurde eine Expedition stromaufwärts bis zur Einmündung in den Irrwaddy geschickt, denn dort befand sich das Dock Yard der Burmanen, wo alle ihre Kriegsboote und Kähne der verschiedensten Art gebaut wurden. Unsere Leute kamen ohne Schwierigkeit vorwärts, nahmen nach einem kleinen Gefechte von dem Platze Besitz, verbrannten sämmtliche Boote und kehrten dann nach Bassein zurück.

Natürlich hatten wir damals nichts zu thun. Die Befehle des Major S . . . lauteten, sich wo möglich Sir A. Campbell anzuschließen, was er zuletzt mit vieler Mühe bewerkstelligte.

Wir müssen nun zu der Irrawaddy-Expedition zurückkehren, welche gleichzeitig mit uns und dem Aufbruche der Landtruppen strom-

aufwärts gesegelt war. Diese Streitmacht hatte Donabue erreicht, ehe wir zu Bassein anlangten. Sie fand eine furchtbare Festung oder vielmehr drei Forts in einem mit einer großen Anzahl von Kanonen; sie war, wie bereits bemerkt, durch den General Bundula besetzt, in welchen die Burmahtruppen das größte Vertrauen setzten. Ich spreche nur vom Hörensagen und aus dem Gedächtniß, glaube aber nicht zu irren, wenn ich angebe, daß sich in Donabue außer den Kriegselephanten und dem sonstigem Bedarf nicht weniger als zehntausend Mann befanden. Nun betrug unsere streitbare Strommacht nicht ganz tausend Mann, war also nicht kräftig genug, einen derartigen Platz anzugreifen, mit dessen Verstärkung man sich so lange Zeit abgemüht hatte. Indeß wurde doch ein Sturm versucht und die kleinere von der drei Staketen genommen, obschon jetzt unsere Leute bemerken mußten, daß sie der Gnade der zweiten preisgegeben waren und sich in einer Art Falle befanden. Die Folge davon war eine Niederlage — die einzige, welche die weißen Truppen während des ganzen Krieges erlitten. Die Mannschaft wurde wieder eingeschifft, und die Boote mußten aus dem Feuer des Fortgeschützes fahren. Ich glaube, zweihundertundfünfzig Engländer blieben todt in der Stakete, und am andern Tage ließ der triumphirende Bundula ihre Leichen auf Flöße nageln, welche gegen unsere Boote herunterschwammen. Mittlerweile war eine Depesche an Sir A. Campbell abgeschickt worden, der an dem Ufer des Flusses heranzog. Man meldete ihm, daß die Flußmacht nicht im Stande sey, das Fort zu nehmen, von dessen wirklicher Stärke Niemand eine Vorstellung gehabt hatte. Die Folge davon war, daß Sir A. Campbell eine rückgängige Bewegung machte, über den Fluß setzte und in Vereinigung mit der Flotille, welche die Nachhut bildete, den Angriff begann. Nach einem schweren Kampfe, in welchem die Elephanten ihre Rollen spielten, eroberten unsere Truppen das Fort, und die Burmanen flüchteten sich, da Bundula durch eine Bombe getödtet worden war. Nun war es ein großes Glück, daß die Expedition nach Bassein geschickt worden

war, da sich sonst die Burmanen nach diesem Orte, der alle ihre Vorräthe barg, hätten zurückwerfen und Sir A. Campbell, welcher stromaufwärts ging, in den Rücken fallen können. Sie hatten jedoch von der Zerstörung und Wegnahme Basseins gehört, weshalb sie nach der Hauptstadt flüchteten. Wir erfuhren alles dies kurz nach unserer Wegnahme von Bassein. Der Tod Bundulas und die Eroberung von Donabue hatte die Burmanen sehr entmuthigt; aber dennoch hielten noch viele Häuptlinge Stand und hätten, wenn sie mit ihren Truppen der Irrawaddy kreuzten, sowohl unsere Zufuhren als die Verwundeten und Kranken, welche wir hinunterschickten, aufgreifen können. Es war daher unsere Pflicht, derartigen Bewegungen so viel möglich vorzubeugen. Nachdem wir uns in Betreff der versprengten Abtheilungen auf Kundschaft gelegt hatten, schickten wir an die schwächste die Botschaft, wenn sie sich nicht ergäbe und zu uns käme, so würden wir sie angreifen und ihre Stadt niederbrennen.

Der Häuptling hielt es für räthlich, unserer Aufforderung Folge zu leisten, und ließ uns melden, daß er am folgenden Tage kommen wolle. Er hielt Wort. Wir saßen gegen Mittag in der Veranda eines großen Sammy-Hauses (eine Art Kloster), welches wir in Besitz genommen hatten, als wir Nachricht von seiner Ankunft erhielten. Das Zeichen der Unterwerfung von Seiten der Burmanen besteht darin, daß sie dem Sieger Wachskerzen zum Geschenke machen; auch nähert sich ein armer Mann, der ein Gesuch vorzubringen hat, oder sich von einem Vornehmen eine Gunst erflehen will, nie, ohne demselben eine kleine Wachskerze zu Füßen zulegen. In derselben Weise muß man auch dem Rayhun und Mayhun seine Aufmerksamkeit bezeugen.

Einige Zeit nachher nahm einer der unterworfenen Häuptlinge sein Quartier zu Bassein, und sein acht oder neunjähriges Töchterlein pflegte mich gerne zu besuchen, da ich ihr in der Regel kleine Geschenke machte. Sie war mir sehr zugethan, erschien aber

nie ohne eine kleine Wachskerze, die sie zu meinen Füßen niederlegte, ehe sie sich in meinen Schooß warf.

In dem vorerwähnten Falle erschien der Häuptling zuerst und setzte sich, als er noch ein paar Fuß entfernt war, zum Zeichen der Achtung nieder. Ihm folgten sechs Andere mit ungefähr zwei Pfund Wachskerzen, welche geschmackvoll mit einer Art Filigranarbeit aus farbigem Papier verziert waren. Nach diesen kamen ungefähr fünfzig Mann mit großen Körben voll Pflanzen und Früchten, welche sie auf dem Boden vor uns ausschütteten. Sobald dies geschehen war, zogen sie sich zurück und kauerten in der Entfernung nieder. Nun wurden einige Worte der Höflichkeit gewechselt und die Freundschaft durch eine Flasche Branntwein und etwas Wein bekräftigt. Es widerstreitet zwar ihrer Religion und den Verboten der Regierung, geistige Getränke zu kosten, aber dennoch ließen sie sich unsere Bewirthung wohl gefallen. Ehe der Häuptling sich entfernte, machte ich ihm ein Gegengeschenk, und er ging hocherfreut mit seiner Gabe hinweg. Nachher kamen mehrere untergeordnete Häuptlinge herein, mit denen einige Förmlichkeiten durchgemacht wurden; drei der bedeutsamsten wollten aber nicht erscheinen. Einer davon war der Häuptling von Naputa, welcher nicht auf uns feuern ließ, als wir an seinen Staketen vorbeikamen, und die beiden andern, welche viele Burmanen für den Dienst der Armee gefangen hielt und uns noch offenen Trotz boten, befanden sich weiter unten an einem großen Arme des Flusses. Alle diese drei waren Gold-Chatta-Häuptlinge; das heißt, sie durften einen goldenen Sonnenschirm über den Kopf tragen, wenn sie sich öffentlich zeigten.

Nachdem wir eine gewisse Zeit auf die Unterwerfung dieser Leute gewartet hatten, ließen wir dem Häuptling von Naputa sagen, wir würden ihn am nächsten Tage besuchen, indem wir ihm zugleich mit den schlimmsten Folgen drohten, falls er unserem Ansinnen nicht entspreche. Demgemäß brachten wir die Larne unter Segel und fuhren stromaufwärts, bis wir ungefähr dreißig Meilen

unter Bassein der Stadt mit ihrer Stakete gegenüber lagen. Wir hielten unsere Breitseite bereit und wollten eben Feuer geben, als wir bemerkten, daß Boote bemannt wurden. Nach ungefähr fünf Minuten trat der Häuptling von Naputa, von zwölf Andern begleitet, in sein eigenes Kriegsboot, ruderte mit vielen großen Kähnen vom Ufer ab und kam an unsere Seite. Er unterwarf sich unter den gewöhnlichen Formalitäten, und wir waren bald sehr gute Freunde. Er erhielt von uns ein schönes, kleines Messinggeschütz, das unsere Hütte zierte, zum Geschenk, und entfernte sich sehr vergnügt. Wir hatten hiebei Gelegenheit, uns von der Gewandtheit zu überzeugen, mit welcher sie ihre Boote handhabten. Die Fahrzeuge stürzten so rasch durch das Wasser, als wären sie mit Leben begabt. Viele von den Burmahs blieben an Bord und untersuchten jeden Theil des Schiffes sammt der ganzen Ausstattung. Sie standen bald auf dem besten Fuße mit den Matrosen und den wenigen Soldaten, welche ich zur Beihülfe an Bord genommen hatte; denn wir waren sehr spärlich bemannt. Da wir Nachricht erhielten, ungefähr drei Meilen von Bassein seyen in einem Strome etliche Kanonen versenkt, so schickten wir ein Boot aus, um danach zu sehen, denn ein Häuptling, der sich zu Bassein aufhielt, hatte uns die Versicherung gegeben, daß die umwohnenden Leute friedlich und nicht feindselig gesinnt seyen. Aus Versehen gerieth das Boot in den falschen Strom und ruderte viele Meilen landeinwärts, ohne den Ort zu finden, dessen Kennzeichen angegeben worden waren. Abends sahen sich unsere Leute der Gnade des Burmahs preisgegeben, welche herankamen, um zu fragen, was sie wollten. Es stellte sich nun heraus, daß sie den Fluß verfehlt hatten; aber die Eingebornen erwiesen sich sehr freundlich, reichten der Bootsmannschaft ein gutes Nachtessen und verbrachten den Abend an Bord, indem sie ihre Marionettenkunststücke zeigten. Am andern Tage wiesen sie den Unsrigen noch den Weg, und als sie zu den Kanonen kamen, tauchten die Burmahs unter, um die Seile

festzumachen. Nachdem sie das Geschütz heraufgeholt hatten, ließen sie dem großen Wasserhund (sie meinten damit mich) einen Gruß vermelden und versprachen, am anderen Tage zu ihm zu kommen.

Wir blieben zwei Tage bei der Stadt Naputa vor Anker und erwarteten unser Boot, denn wir wollten stromabwärts gehen und die beiden andern Gold-Chattahhäuptlinge angreifen, wenn sie sich nicht unterwürfen. Am zweiten Tage kam der Navutahäuptling an Bord und fragte uns, ob wir ihn nicht zu einem Nautch begleiten wollten, das er Abends uns zu Ehren geben wolle; nur bitte er, daß ich nicht alle meine Leute mitbringe, weil seine eigenen dadurch eingeschüchtert werden dürften. Obgleich es nicht angenehm war, sich inmitten einer so großen Macht und noch obendrein bei nächtlicher Weile an's Land zu wagen, wünschten wir doch zu sehr, uns mit ihm zu befreunden, weshalb wir es für räthlich hielten, die Einladung in der vorgeschlagenen Weise anzunehmen. Ich entgegnete, daß ich nur einige Offiziere und mein gewöhnliches Gefolge, aus sechs unbewaffneten Marinern bestehend, mitbringen wolle. Um acht Uhr kamen einige Burmahoffiziere, und ich ging mit ihnen an's Ufer. Es war ganz dunkel, aber wir fanden den Häuptling an dem Landungsplatze zu unserem Empfang bereit. Die Mariner hatten für den Fall eines Verraths ihre Bajonette bei sich, wie denn auch die Offiziere mit Pistolen versehen waren, die sie an ihrem Leibe verborgen trugen. Der erste Lieutenant hielt guten Lugaus und die Breitseite des Schiffes der Stadt zugekehrt, um bei dem ersten Pistolenblitze donnern zu lassen; aber diese Vorsichtsmaßregeln waren unnöthig. Der Häuptling nahm mich bei der Hand und führte mich nach seinem Hause, vor dem eine Art bedeckter Cirkus errichtet war. Ringsum brannten Oellichter in Kokosnußschaalen, während im Kreise mehrere Burmanen saßen. Er nahm uns Alle nach der erhöhten Veranda des Hauses, welche gut für die Ceremonie paßte.

Wir fanden daselbst seine Gattin und sein ganzes Gefolge; nur seine Tochter fehlte, welche dem Vernehmen nach sehr schön war. Sobald wir unsere Plätze eingenommen hatten, begann das Nautch. Ungefähr zwanzig Männer stimmten eine ganz barbarische Art von Musik an, in welcher Glocken und Trommeln das meiste Getös machten. Nach wenigen Minuten mißtönigen Lärms begann das Schauspiel; die Akteure trugen eine Art von Kostüm und schienen in ihren Rollen ganz zu Hause zu seyn. Der Inhalt des Stücks bestand in dem Versuche eines jungen Prinzen, die Hand einer jungen Prinzessin zu gewinnen, und der Dialog wurde unaufhörlich durch einen Schauspieler unterbrochen, welcher nur ein Zuschauer zu seyn schien, aber über Alles seine Bemerkungen machte, so daß er dem Auditorium unaufhörliches Gelächter entlockte. Er war der Hanswurst des Stückes, und mehrere seiner Späße gehörten nicht eben zu den zarten. Das Spiel nahm einen possierlichen Ausgang. Nachdem der Prinz die Prinzessin gewonnen hatte, hielten sie eine Prozession, in welcher uns zu Ehren die Nachahmung eines Schiffes vorkam. Dann bauten sie mit wunderbarer Geschwindigkeit auf der Bühne ein kleines Haus; der Zug führte das jugendliche Paar nach der Thüre, schloß sie ab und das Stück war vorüber. Während des Spiels wurde gesalzter Thee (ein großes, aber auch ungemein garstiges Kompliment) herumgeboten, von dem wir Alle uns mit den Fingern bedienen mußten; da wir aber das Kraut nicht schlucken konnten, so blieb es wie ein Tabackspflock in unseren Backen, bis wir Gelegenheit fanden, uns desselben zu entledigen.

Der Zahlmeister war vorsichtig genug gewesen, den Marinern einige Flaschen Wein und eine ditto mit Branntwein in die Tasche zu stecken. Wir griffen jetzt darnach, während die Musikbande zu spielen fortfuhr und ein Ringkampf vorbereitet wurde. Wir forderten den Häuptling auf, sich uns anzuschließen, ohne daß er jedoch darauf einging. Er holte eine Art Bild herunter, welches den weißen Elephanten, Pagoden und so weiter darstellte, und sagte uns, daß

er nicht bloß der Kriegshäuptling, sondern auch das Oberhaupt der Religion zu Naputa sey; es wäre daher nicht recht von ihm, wenn er seinen Leuten öffentlich durch Uebertretung des Gesetzes ein böses Beispiel gäbe. Inzwischen war seine Tochter, welche nicht zu uns herauskam, sehr neugierig, zu erfahren, was für ein Leuteschlag wir wären, und ließ sich einen von uns vorstellen. Die Wahl fiel auf meinen Schreiber, den sie sehr sorgfältig untersuchte; sie zerrte an seinen Kleidern herum, ließ ihn seine Beine entblößen, um zu sehen, wie weiß sie seyen und entließ ihn sodann. Der Schreiber erklärte sie für sehr schön; sie sey ebenso weiß, wie er selbst, prächtig gekleidet und habe eine gebieterische Haltung, welche zeige, daß sie ihrer Bedeutsamkeit bewußt sey.

Wir blieben noch etwa zwei Stunden und standen dann auf, um uns zu entfernen. Der Häuptling begleitete uns nach dem Boote hinunter, und wir bedauerten nicht, uns wieder an Bord zu befinden, denn die Bevölkerung war weit zahlreicher, als wir geglaubt hatten. Bei jedem Versuche eines Verrathes hätten wir als Opfer fallen müssen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Expedition nach Bassein.

Mai 1836.

Obgleich wir mit dem Häuptling von Naputa auf freundlichem Fuße standen, war er doch in diesem Theile des Landes eine zu wichtige Person, als daß wir es nicht hätten für räthlich halten sollen, ihn ganz und gar für uns zu gewinnen und jeden Abfall

von seiner Seite unmöglich zu machen, wenn etwa unser Kriegsglück auf dem Irrawaddy umschlagen sollte. Am andern Tage schickten wir nach ihm unter dem Vorwande, ihm für die Höflichkeit des gestrigen Abends ein Geschenk zu machen, bedeuteten ihm aber, ehe wir ihm dasselbe einhändigten, daß wir Willens wären, stromabwärts zu gehen, um die beiden Gold-Chattahhäuptlinge, welche sich noch nicht unterworfen hatten, zu Paaren zu treiben; wir wüßten jedoch nicht genau, wo ihre Städte lägen, und wünschten deshalb, daß einige seiner Leute mit uns gingen. Nach einigem Zögern ließen sich darauf ein. Dann machten wir ihn darauf aufmerksam, daß unsere Leute oft krank und nicht gewohnt seyen, in der Sonne zu arbeiten; da wir jetzt Freunde wären, so wünschten wir, daß er einigen seiner Boote erlaube, uns in der Fahrt auf dem Flusse Beistand zu leisten. Auch dies ließ er sich gefallen. Endlich kamen wir an unsern letzten Vorschlag, welcher darauf hinauslief, daß er uns sechs oder acht bemannte Kriegsboote mitgebe. Wir versprachen, Offiziere und Soldaten so gut wie unsere eigenen Leute zu bezahlen, machten die Summe namhaft und erklärten, wenn er es mit seiner Freundschaft wirklich aufrichtig meine, so könne er uns unmöglich unser Gesuch abschlagen. Nun hatten die Burmanen seiner Umgebung unter denjenigen, welche für die Armee zurückgehalten wurden, viele Verwandte; es erfolgte eine Berathung, und der Häuptling gab endlich, da seine eigenen Leute in ihn drangen, seine Zustimmung. Wir machten ihm dann ein Stück Silbergeräthe, auf dem seine Augen unaufhörlich gehaftet hatten, zum Geschenke, und er entfernte sich mit dem Versprechen, daß die Soldaten sammt den Booten am andern Tage mit Sonnenaufgang sich einfinden sollten.

Er hielt sein Versprechen, und wir lichteten am andern Tage den Anker, um mit den Kriegsbooten aufzubrechen. Zugleich folgten uns drei oder vier Depeschenkähne, welche von vier bis fünf Mann gerudert wurden. Diese kleine Kanoes stürzten, wenn sie in voller

Eile waren, mit solcher Geschwindigkeit durch das Wasser, daß sie von jedem der Buge einen fortgesetzten, fächerartigen, kleinen jet d'eau aufwarfen — ein herrlicher Anblick, da die Sonnenstrahlen darin Regenbogen bildeten. Was unsere Burmanenstreiter betraf, so ruderten sie das einemal gegen den Segelstrich des Schiffs oder schlenderte ein andermal umher. Die Leute kletterten in's Takelwerk hinauf und erstiegen den Stengenkopf; aber bald sammelten sich Alle um den Musketenstand, der für sie die größte Anziehungskraft besaß. Am Nachmittag nahmen wir ein Manöver mit den kleinen Gewehren vor und gestatteten den entzückten Burmahs, selbst auch Feuer zu geben. Es war überraschend, wie genau sie in Anbetracht ihrer geringen Uebung zielten. So schlecht im Durchschnitt die Musketen sind, welche auf den Kriegsschiffen ausgetheilt werden, so glaube ich wahrhaftig, jeder Burmah würde mit Freuden seine ganze Habe für den Besitz einer derartigen Waffe hingegeben haben. Einer derselben blickte, als man ihn eine Muskete aufnehmen ließ, stolz umher und sagte mit einem Lächeln der Freude: „Jetzt bin ich ein Mann."

Am andern Tage erreichten wir den Arm des Flusses, wo einer der ununterworfenen Häuptlinge stand. Mit Tagesanbruch bemannten wir unsere Boote, stellten sie mit denen der Burmanen in eine Reihe und boten so eine imponirende Front, was sehr nöthig war, denn unsere Mannschaft musterte damals so wenig Köpfe, daß wir nicht mehr als vierzig abschicken konnten — ein kleines Häuflein, so daß die feindlichen Burmahs aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Kraft mit uns gemessen haben würden, wenn sie es so schwach hätten anrücken sehen. So aber ruderten wir in einer Zeile gegen die mit Staketen versehene Stadt, während die Depeschenboote vorn und hinten hin- und herschoßen, wie die Meerschweine vor einem Schiffe in den Wendekreisen — natürlich nur eine Schaustellung ihrer Behendigkeit, da sie keine Aufträge zu überbringen hatten. Sobald wir uns auf eine Viertelmeile genähert

hatten, kam ein Boot heraus und ließ uns durch eines unserer Depeschenfahrzeuge sagen, daß die Burmahs nicht fechten würden, wenn wir sie nicht angriffen; auch seyen sie bereit, die zurückgehaltenen Streiter sammt ihrem Häuptlinge als gefangen auszuliefern. Wir genehmigten diese Bedingungen, gingen an's Land, übernahmen den Gold-Chattahäuptling sammt seiner Korrespondenz mit Bundula und so weiter und brachten ihn an Bord. Bei dieser Gelegenheit mochten wir unseren Burmahs keine Musketen anvertrauen, da es noch zu bald war; wir ließen ihnen nur ihre Schwerter und Speere.

Der Häuptling war ein schöner, großer Mann mit einem langen Barte. Wie alle Burmanen, nahm er den Verlust seiner Freiheit sehr gefaßt dahin, setzte sich mit seinem Gefolge zwischen den Kanonen nieder und drückte nur seine Entrüstung über den Verrath seiner eigenen Landsleute aus. Wir waren sehr begierig zu erfahren, was aus den Kanonen der entwaffneten Stakete geworden sey, welche sich dem Vernehmen nach in seinem Besitze befanden; er zog jedoch letzteres mit Entschiedenheit in Abrede und behauptete, sie seyen in Booten über den Irrawaddy geschickt worden. Ob dies seine Richtigkeit hatte, konnten wir nicht sagen; aber jedenfalls war es nöthig, einige weitere Versuche zu machen, um das Geschütz zu gewinnen. Wir sagten ihm daher, wenn er uns nicht mittheile, wo die Kanonen seyen, werde ihm der Kopf abgeschlagen werden. Auf diese angenehme Kunde öffnete er seinen Betelbeutel und erneuerte seinen Kaupflock. Am andern Tage wurde er abermals vorgefordert, um über das besagte Geschütz Rechenschaft zu geben; er betheuerte jedoch auf's Neue, er habe sie nach Donabue geschickt, was zuverlässig falsch war, denn man hatte sie aus der Stakete genommen, nachdem Donabue schon im Besitze von Sir A. Campbell war. Wir hielten es daher für passend, zum Aeußersten zu schreiten, und trafen zu diesem Ende unsere Anstalten mit mehr Förmlichkeit. Eine Abtheilung von Marinern mußte mit ihren Musketen auf dem Hinter-

schiffe aufziehen, und der Sergeant erschien mit gezogenem Säbel. Vor den Marinern war das Deck mit Sand bestreut; man führte den Gefangenen danach hin und hieß ihn niederknieen, so daß sein Kopf, wenn er abgehauen wurde, auf die Sandschichte fallen mußte. Er wurde abermals gefragt, ob er nicht sagen wolle, wo er die Kanonen verborgen habe, und behauptete wieder, daß sie zu Donabue seyen. Nun forderte man ihn auf, sich zum Tode vorzubereiten. Er rief einem seiner Diener, gab ihm seine silberne Beteldose und sagte: „Bring' dies meinem Weibe — wenn sie es sieht, wird sie Alles wissen." Ich beobachtete ihn genau; sein Gesicht blieb ruhig, aber als er sich nach dem Sande vorwärts beugte, zitterten die Muskeln seiner Arme und Schultern. Da es jedoch nicht Brauch ist, auf dem Halbdecke von Seiner Majestät Schiffen den Leuten die Köpfe abzuhauen, so ertheilten wir ihm sehr großmüthig Pardon. Er wurde nachher als Gefangener nach Kalkutta geschickt. Wir erfuhren später, daß er die Kanonen selbst verborgen hatte, eine Kunde, die uns sein Benehmen nur um so verdienstvoller erscheinen ließ.

Nachdem uns dieser Versuch gelungen war, segelten wir nach der Stakete des andern Häuptlings, wo wir gegen Abend anlangten. Wir vermutheten, daß seine Streitmacht größer war, als die des Andern, weshalb wir uns für einen Angriff in der Dunkelheit entschieden, um in dieser Weise die Art unserer Zusammensetzung zu maskiren. Diesmal versahen wir unsere Burmahkameraden mit Musketen. Der Angriff war erfolgreich. Wir eroberten den festen Platz, und der Häuptling flüchtete sich; aber unsere Burmahs verfolgten ihn fast zwei Meilen weit, nahmen ihn gefangen und brachten ihn an Bord. Da er sich unmittelbar darauf ergab — ein Schritt, zu welchem sich der Andere nicht verstehen wollte — so wurde er am andern Tage wieder in Freiheit gesetzt.

Unser Werk war jetzt vollendet. Wir beschäftigten die Burmanen noch einige Tage mit Zerstörung der Staketen am Eingange

des Flusses, bezahlten sie und entließen sie aus Seiner Majestät Dienst. Sie wollten uns jedoch nicht verlassen, sondern umlungerten, so lange wir in dem Flusse blieben, ohne Unterlaß das Schiff; auch entdeckten sie drei versenkte Kanonen, welche sie heraufholten und an Bord brachten.

Ich habe diese kurze Erzählung gegeben, um dem Leser ein Bild von dem Charakter dieses Volks zu entwerfen. Die Regierung ist despotisch, grausam und verrätherisch; aber letztere üble Eigenschaften können dem Volke selbst nicht zur Last gelegt werden, da ich im Gegentheil glaube, man könnte aus demselben eine ganz vortreffliche Soldateska bilden. Es ist auffallend, unter einer Umgebung von Eingebornen, welche nicht die mindeste Energie des Körpers oder Geistes besitzt, eine so thätige, arbeitsame und unternehmende Nation zu finden, wie die der Burmahs. Die englischen Matrosen hatten eine ganz besondere Vorliebe für sie und erklärten, „sie seyen die besten Kunden, mit denen sie je zusammengetroffen.“ Sie luden die Burmahs zu ihren Mahlzeiten ein und waren ihre geschworenen Freunde. Ich vergaß zu sagen, daß die Häuptlinge, als sie sich unterwarfen, anfangs unter anderen Geschenken auch weibliche Sklaven schickten, was etwas lästig war. Wir wünschten sie jedoch nicht zu beleidigen und baten sie daher, sie möchten uns statt der erwachsenen Mädchen Kinder senden, da wir letztere eher unterzubringen wüßten. Die Folge davon war, daß ich den Fluß mit einer jungen Familie verlassen mußte, die ich nachher zu Rangoon und in den Präsidentschaften vertheilte. Sie waren vermuthlich ablösbare Sklaven, und in diesem Falle konnte man den Kleinen keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man für sie sorgte und ihnen eine Erziehung gab. Wir verloren ein kleines Bürschlein von ungefähr drei Jahren, das englisch sprechen konnte und bei den Matrosen sehr beliebt war. Letztere hatten ihn Billy Bamboo getauft, und er benahm sich ganz so possierlich, wie ein Affe, starb aber zum Bedauern Aller an Bord eines plötzlichen Todes.

Ich lebe der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß wir mit der Zeit in den Burmahs die gewaltigsten Feinde finden werden, die wir in Indien zu bekämpfen haben; zu gleicher Zeit kann ich mir's übrigens nicht versagen, meine Ansicht über die lächerliche Furcht abzugeben, die wir hinsichtlich einer russischen Einmengung in diesen Gegenden unterhalten. Es ist allerdings wahr, daß viele Dynastieen die Ausdehnung des russischen Reichs zu ihrem Lieblingsziele gemacht haben; aber jetzt ist dies nicht mehr der Fall. Rußland hat entdeckt, daß sein Gebiet bereits zu ausgedehnt ist, denn es vergeht kaum ein Jahr, ohne daß es Aufstände in entfernten Landestheilen zu dämpfen hätte, von denen man hier kaum hört. Ich gebe zu, daß die Russen vielleicht eine Armee durch unsere indischen Besitzungen führen könnten, bin aber fest überzeugt, daß sie sich in diesem Falle nie zu halten vermöchten. Die Eroberung würde sie ein ungeheures Opfer kosten, ohne ihnen einen Nutzen zu bringen. Ueberhaupt ist es Thatsache, daß in Rußland nur der Kaiser Paul je eine derartige Absicht hegte, und fortan wird man sogar den Versuch vermeiden. Freilich haben die Russen entdeckt, welch' ein scharfes Auge wir schon für die Möglichkeit haben und wie eifersüchtig wir in diesem Punkte sind, weshalb sie vielleicht in dieser Richtung eine oder die andere Demonstration machten, um uns zu beunruhigen; aber ich für meine Person glaube, daß Rußland keinen andern Zweck hat, als sich einen Kanal für seinen Handel zu bilden, da es durch seine gegenwärtige Stellung im Süden seines ausgedehnten Reiches fast ganz abgeschlossen ist. Trotz des Geschreis, daß man so oft gegen Rußland erhebt, bin ich doch immer der Ansicht gewesen, daß es am Ende doch unser natürlicher Bundesgenosse ist. Eine Alliance mit Frankreich ist eine moralische Unmöglichkeit, denn wie könnten zwei wetteifernde Nationen auf die Dauer friedlich auskommen? Unsere Interessen sind getrennt und kreuzen sich gegenseitig, während unsere Eifersucht nur für den Augenblick schlummert. Wir leben schon

so viele Jahre mit Frankreich in Frieden, und doch ist es uns noch nicht gelungen, mit denselben einen befriedigenden Handelsvertrag abzuschließen. Ebensowenig wird eine andere Kontinentalmacht unseren Manufakturen Eingang gestatten — Rußland ausgenommen, welches dieselben nicht nur aufnimmt, sondern auch mit Produkten erwiedert, die für unsere Marine sehr werthvoll sind. Warum also dieses ewige Schreien und Deklamiren gegen den Ehrgeiz Rußlands? Zeigt Frankreich keinen Ehrgeiz? Ist Amerika nicht ehrgeizig? Können wir uns selbst von Ehrgeiz freisprechen? Warum dieser beharrliche Argwohn, diese Zweifel gegen eine Macht, deren Interessen so eng mit den unsrigen verbündet sind, und die uns stets im Falle der Gefahr einen werthvollen Beistand leisten kann? — Einfach, weil Rußland einen Zugang zu seinem schwarzen Meere haben will. Und dies ist auch ganz natürlich; denn seine nördlichen Häfen sind neun Monate im Jahr geschlossen, folglich ihre Flotte und Handelsmarine fast nutzlos. Es hat keinen Ausgang und auch keine Mittel, sich zu heben. Verlangt es daher zu viel? Soll ein großes Reich, wie Rußland, abgeschlossen und seine Schifffahrt verkrüppelt seyn, bloß weil es ihm an einem Durchgang fehlt? Es verlangt weiter nichts, als die Oeffnung des schwarzen Meeres, und wird nicht ruhen, bis dieses Ziel endlich erreicht ist, was früher oder später nothwendig eintreffen muß; auch ist es meiner Ansicht nach mit seinen Versuchen im vollen Rechte. Was würden die Folgen des Gelingens seyn? Wenn wir weise genug sind, die Freundschaft mit Rußland, das uns stets geneigt die Hand bot und, wie ich glaube, nie seine Verträge brach, zu unterhalten, so hätten wir eine Ausgleichung von Macht, die für uns sehr wichtig würde. Gegen welche Flotten hätten wir in Zukunft zu streiten? Gegen die von Frankreich und Amerika, denn es ist gewiß, daß in jedem Kriege mit Frankreich Amerika das letztere unterstützen und seine Flotte mitoperiren lassen wird. Zur Zeit ist allerdings die amerikanische Seemacht nicht sehr groß, kann aber

bald gewaltig dastehen, und es dürfte uns nicht leid seyn, die russische Flotte auf unserer Seite zu haben, wenn wir mit unseren beiden ewigen Gegnern streiten. Es liegt daher in unserem Interesse, Rußland in dem Ziele, das es vor Augen hat, sogar Vorschub zu leisten und ein festes Bündniß mit demselben einzugehen. Dagegen ist es für Frankreich vortheilhaft, die Eifersucht zwischen uns und Rußland rege zu erhalten. Seine Emissäre sind nur zu glücklich gewesen, und in derselben Zeit, als die Franzosen gegen russischen Ehrgeiz schrieen, bemächtigten sie sich, allen Verträgen zum Trotze, Algiers, wo sie nun ihr Spiel treiben, um sich soviel möglich die Herrschaft über das mittelländische Meer zu sichern. Gerade die Schritte, welche Frankreich in dieser Richtung gethan hat, sollten uns zeigen, wie passend es sey, das schwarze Meer für die Russen zu öffnen und so für den Fall künftiger Zwiste ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen. Ich wiederhole, daß wir blind gegen unsere eigenen Interessen sind, wenn wir nicht ein inniges Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland eingehen. Wir kommen dadurch sehr in Vortheil, während wir andererseits von Frankreich nichts als einen hohlen Waffenstillstand erwarten können, unter dem es zur Zeit seine Eifersucht und seinen Durst nach Rache verbirgt — einen Waffenstillstand, den es dazu benützt, um so unermüdlich als nur je im Geheim uns zu untergraben. Die augenblickliche Ruhe ist als eine bloße Finte zu betrachten. Frankreich will wieder zu Athem kommen, ehe es seine wüthenden Anstrengungen, England zu demüthigen und eine Allgemeinherrschaft zu erreichen, wieder aufnimmt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

London, im Juni 1837.

Wie weit substanzieller erscheint dem gereisten Manne Alles, was er in England trifft, von dem Spielzeuge des Kindes an bis zur Säule des Herzogs von York! Rede man immerhin von dem Palais royal, der Rue Richelieu und der Pracht in den Pariser Läden — zweihundert Schritte von Regent-Street, wenn man von Howell und James anfängt, würden das Ganze auskaufen und noch einen zureichenden Ueberschuß für den Rest der französischen Expositionen geben. Aber wenn wir substanzieller und massenhafter sind, so versteht sich's von selbst, daß wir zu gleicher Zeit auch an Schwere zunehmen. Wir könnten in London mehr Raum und mehr Luft brauchen, denn wir sind zu dicht auf einander gepackt. Es fehlt uns an Gärten mit Bäumen, um die mephitische Luft aufzusaugen, denn was unsere Lungen zurückweisen, ist eben zuträglich für die Vegetation. Indeß können wir in dieser Welt nicht Alles haben und müssen uns deshalb behelfen.

Welch' ein Reichthum fließt nicht jetzt in das Land, und Gott sey Dank, er wird nunmehr besser angewendet, als zur Zeit der Seifenblasenmanie, welche allerdings auf unsere Pletora wirkte, aber uns doch zu reichlich und zwecklos bluten ließ. Die Eisenbahnspekulanten haben viele Millionen weggenommen, und das Geld ist gut angewendet worden; denn selbst zugegeben, daß die Erwartung der Spekulanten theilweise getäuscht wurde, so blieb doch das Geld im Lande und bot nicht nur Tausenden Beschäftigung und Unterhalt, sondern brachte auch die Stapelprodukte Englands zur Konsumtion. In solchen Unternehmungen, welche Millionen in schnellen Umsatz bringen, kann man Englands Ueberlegenheit sehen. Das

Zusammentreten einiger Individuen bewirkt Dinge, vor denen sogar fremde Regierungen entsetzt zurückfahren würden.

Und nun an meine Aufträge. Welch' eine Liste! Der erste Posten betrifft die Beischaffung von zwei Kanarienvögeln, weil die letzten an einem schönen Morgen — ohne daß Jemand weiß, wie es zuging — todt gefunden wurden. Sie hatten genug Hanfsaamen und Wasser, was natürlich bewies, daß sie nicht aus Mangel an Nahrung gestorben waren — ein Beweis, durch das Dienstmädchen hergestellt, welches erst die Tröglchen füllte, nachdem es die Thierchen zum Verhungern vernachlässigt hatte. Ich kann die sogenannten Lieblinge nicht leiden — sie machen Einem viel Aerger weil sie sterben und dadurch gewaltiges Lamentiren veranlassen. In den „Feueranbetern" läßt Moore seine Hinda sagen:

Wenn je ich die Gazell' mir pflegte,
Daß mich ihr sanftes Aug' erfreu',
War's auch, wie sie mich lieben lernte,
Mit ihrem Leben schnell vorbei.

Hinda hat da vollkommen Recht, nur nicht, wenn sie glaubt, daß sie hierin ein besonderes Unglück verfolge; denn Jedermann, der sich Lieblinge hält, kann dasselbe Liedchen' singen. Ich erinnere mich, daß einmal mein junges Völkchen über den Tod eines Kanarienvogels in große Noth gerieth. Um die Kleinen zu unterhalten, machten wir einen Pappendeckelsarg, legten das verschiedene Thierchen hinein, nähten einen Deckel auf, gruben im Garten ein Grab und hielten eine Leichenprozession, für welche sich die Kinder mit allen schwarzen Fetzen, die sie auffinden konnten, herausputzten. Diese kleine Zerstreuung nahm sie ganz und gar in Anspruch. Am andern Tage kam eines der jüngsten Mädchen zu mir und sagte: „O Papa, wann wirst du sterben?" — Eine seltsame Frage, dachte ich, denn ich hatte die Prozession des vorigen Tages bereits vergessen. — „Warum fragst du so, mein Kind?" — „Oh, weil es ein so gar

arger Spaß wäre, dich zu begraben." „Schönen Dank, meine Liebe."

Die Vögel haben weit mehr Verstand, als man gewöhnlich glaubt. Ein Beispiel davon zeigte sich kürzlich in dem Schieferbruche eines meiner Freunde, von dem ich die Erzählung habe. Eine Drossel, welche die weitgreifende Gewalt des Schießpulvers nicht kannte, hielt es für passend, ihr Nest an den Rand des Steinbruchs zu bauen, in dessen Mitte der Fels unaufhörlich mit Pulver gesprengt wurde. Anfangs wurde der Vogel durch die Trümmer, die in alle Richtungen flogen, sehr aus der Fassung gebracht, mochte aber doch seine gewählte Lokalität nicht verlassen; er machte übrigens bald die Bemerkung, daß vor jedem Schuß eine Klingel geläutet wurde — ein Warnungszeichen, auf welches die Arbeiter eine sichere Stellung aufsuchten. Einige Tage später verließ er, als er die Klingel hörte, seinen bloßgestellten Posten und flog nach dem Orte hinunter, wo sich die Arbeiter schützten, ohne Bedenken sich zu den Füßen derselben niederlassend. Da blieb er nun, bis die Explosion stattgefunden hatte, und kehrte dann nach seinem Neste zurück. Die Arbeiter, welche dies bemerkten, gaben ihrem Dienstherrn davon Nachricht und erzählten die Geschichte Allen, welche den Schieferbruch besuchten.

Natürlich wünschte man nun auch Zeuge von diesem auffallenden Pröbchen thierischer Beurtheilungskraft zu seyn; da man jedoch den Besuchen zu Gefallen nicht immer sprengen konnte, so läutete man statt dessen bloß die Klingel, was auch einigemale dem beabsichtigten Zwecke entsprach. Die Drossel flog zu den Leuten nieder, bemerkte aber bald, daß man nur ein Spiel mit ihr trieb, das sich mit ihrem Brüten nicht vertragen wollte. Die Folge davon war, daß sie nachher beim Rühren der Klingel über den Rand herunterschaute, um sich zu überzeugen, ob die Arbeiter den Rückzug anträten; geschah dies nicht, so blieb sie, wo sie war, indem sie

vielleicht zu sich selbst sagte: „Nein, nein, ihr Herrn, ich lasse mich nicht bloß zu eurer Belustigung von meinen Eiern wegbetrügen."

Einige Vögel sind mit viel Humor begabt, namentlich die Raben. Ich hatte selbst ein derartiges Thier — das boshafteste und unterhaltlichste Geschöpf, das ich je zu Gesichte bekam. Er pflegte häufig den Garten zu besuchen, wo der Gärtner unterschiedliche Saamen gesäet und kleine Stäbchen mit Zetteln in den Boden gesteckt hatte. Der Rabe unterhielt sich nun damit, daß er die Stäbchen herauszog und in Haufen zu zehn oder zwölf auf den Weg legte. Dies ärgerte den alten Gärtner sehr, und er wollte den lästigen Schwarzrock vertreiben; aber auch der Rabe wußte, daß er Unrecht that, da er es sonst wohl unterlassen haben würde. Wenn ihm nun der Gärtner, der nicht sehr schnell gehen konnte, mit dem Rechen oder der Hacke nachsetzte, so pflegte er rücklings vor ihm herzutanzen und mit allen Arten nachahmender Geberdungen so deutlich, wie es nur ein Mensch kann, sein „toll de roll de roll; toll de roll de roll" zu singen. Der Vogel lebt noch und setzt dieselbe verdienstliche Praktik fort, so oft er dazu Gelegenheit finden kann.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Juni. Dampfboot Prinzessin Victoria.

Es ist augenscheinlich, daß die Bewegung eines Dampfbootes größere Uebligkeit hervorbringt, als die eines Segelschiffes, und der Ekel steigert sich in dem gleichen Verhältnisse der Maschinenkraft. Der Grund muß in der größeren Vibration liegen.

Wir befinden uns jetzt auf einem Schiffe mit der Kraft von

zweihundertundfünfzig Pferden, und die Folge davon ist, daß die Passagiere so krank sind wie zweihundertundfünfzig Pferde. Die Wirkung der Vibration auf den hintern Theil des Schiffes ist wahrhaft lächerlich.

Als das Diner auf den Tisch gesetzt war, bedurfte es keiner Klingel, um die Thatsache anzukündigen, denn jedes Glas auf dem Tische bewegte sich zu seiner eigenen klimpernden Musik; und als die Deckel abgenommen wurden, gestaltete sich der Anblick noch weit possierlicher, denn Alles iin den Schüsseln schien vom Veitstanze behaftet zu seyn. Der gekochte Hammelsschlegel schüttelte sein Fett nach ein paar Hühnern, welche in ihrer Platte eine Sarabanda aufführten — das Roastbeef hüpfte in langsamer, stattlicher Bewegung umher — ein Schinken machte glissé croisée von einer Seite zur andern — die Zungen wackelten, als seyen sie wieder lebendig — Flaschen taumelten und fielen über einander wie Betrunkene, und unsere Brodschnitten liefen beharrlich wieder fort, so oft man sie auch nach der gebührenden Stelle holen mochte. Es war eine regelmäßige Pousette, in der Mitte hinunter, und rechts und links.

Die Mittheilung der Bewegung war sonderbar; die ganze Gesellschaft, welche auf langen Bänken saß, hüpfte auf und nieder — Messer und Gabeln thaten das Gleiche — und selbst der Bissen, den man zum Munde führen wollte, machte noch einen Sprung, ehe er sich fassen ließ. Das Hüpfen führte jedoch zu etwas, denn in nicht ganz neunzehn Stunden hatten wir von London aus Antwerpen erreicht.

Die Engländer sind von Natur aus große Voyageurs — eine Thatsache, die in unserer Insellage ihren Grund hat. Ich suche mich zu erinnern, ob ich mich mein ganzes Leben über je drei Monate an einem Platze aufhielt, glaube aber nicht, daß es der Fall war — nicht einmal als ich zur Schule geschickt wurde; denn ich pflegte alle Vierteljahre fortzulaufen, nur um zu sehen, was meine Familie machte — eine liebenswürdige Schwäche, welche

nicht einmal die Ruthe auszutilgen vermochte. Und dann ging ich zur See. Hier eilten meine Wünsche, wie Shakspeare sagt, „mit den unsichtbaren Winden und wurden in rastlosem Ungestüm über die fliegende Welt getragen“ — nach Norden, Süden, Osten und Westen; den einen Monat frierend, den anderen glühend; Nationen von allen Farben — weiß, kupferroth, braun und schwarz; jede Scenerie von der blitzversengten Tanne an, die sich über Reif und Schnee thürmt, bis zu dem Kokusbaum, der seine Blätter im Seewinde wehen läßt. „Hausbackene Jünglinge haben hausbackenen Verstand,“ sagt derselbe Autor, und Niemand hat je ein wahreres Wort gesprochen. Allerdings habe ich auch von einem jungen Manne gehört, der vom Reisen nicht viel Vortheil zog; er war der Buchhalter eines Bankiers und erhielt drei Monate Urlaub, um nach dem Kontinent zu gehen. Er landete zu Ostende und setzte sich am andern Tag auf die Träck-Shuyte, die durch Pferde von Brügge nach Gent getaut wird. Die Kajüten waren prächtig, nichts als Gold und Sammet — üppig schwellende Polster, herrliches Frühstück und Mittagessen, trefflicher Wein, gemächliche Schlafstätten und sehr mäßiger Preis. Außerdem spürte man gar nichts von der Bewegung. Was konnte ein Mensch mehr wünschen? Der Buchhalter langte zu Gent an und konnte es nicht über sich gewinnen, die Barke zu verlassen; er kehrte daher nach Brügge und von dort aus wieder nach Gent zurück. So fuhr er zwischen den gedachten beiden Städten hin und her, bis sein dreimonatlicher Urlaub abgelaufen war und er wieder zum Schreibpulte zurückkehren mußte. Ich habe nie darüber in's Reine kommen können, ob diese Person ein Weiser oder ein Narr war.

Bis zum Aufschlusse des Kontinents waren übrigens die Engländer bloß Voyageurs, keine Reisenden; auch ist es ebenso natürlich als löblich, daß sie nach langer Abgeschiedenheit die verschiedenen Theile Europas zu besuchen wünschen. Wie sie aber den Kontinent zu ihrem Wohnsitze machen und das Vaterland ganz

mit dem Rücken ansehen mögen, ist — wenigstens mir — eine Quelle des Erstaunens sowohl als des Bedauerns.

Man kömmt mit der Einwendung der größeren Wohlfeilheit; ich kann jedoch diese Entschuldigung nicht gelten lassen, da ich die Thatsache völlig in Abrede ziehen muß. Ich habe mit und ohne Familie die meisten Plätze besucht und kann — nicht gerade zum Besten derer, welche sich bereits expatriirt haben, sondern als Warnung für diejenigen, welche ihrem Beispiele zu folgen geneigt sind — mit Bestimmtheit behaupten, daß sie nur zu bald entdecken werden, wie weit weniger kostspielig es ist, sich in England ein gutes Leben und substanzielle Bequemlichkeiten zu verschaffen, als auf was immer für einem Theile des Continents, den sie zu ihrem Wohnsitz wählen mögen.

Beleuchten wir den Gegenstand ein wenig näher, und werfen wir zuerst unser Augenmerk auf die Hauptstädte — Paris, Brüssel u. s. w.

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in England nicht länger die Kriegspreise haben, da im Gegentheil fast alle marktbaren Güter um fünfunddreißig bis zu fünfzig Prozent gefallen sind. Allerdings halten noch viele Gewerbsleute, die als fashionabel gelten, ihre Preise hoch; indeß ist es ja nicht absolut nothwendig, sie zu beschäftigen, denn es gibt noch Viele, die ebenso geschickt und weit billiger sind. Aber auch die fashionabelsten Handwerker haben einigermaßen mit ihren Anrechnungen heruntergehen müssen, und ihre gegenwärtigen Preise werden zuverlässig mit ihnen aussterben.

Alles findet mit der Zeit seine Ausgleichung, die jedoch nicht mit einemmal, sondern eben gradweise geschieht. Wenn der Frieden noch weitere zehn Jahre anhält, so werden wir nicht nur in den nöthigen Bedürfnissen, sondern auch in den Luxusartikeln eine große Veränderung finden, und dann wird England der wohlfeilste Aufenthalt auf der Welt werden, nachdem es zuvor der theuerste gewesen. In den Hauptstädten des Festlands ist die Hausmiethe

ebenso kostspielig, wo nicht noch kostspieliger, als in England: sie haben ihre mehr oder minder fashionablen Lagen, und je nachdem man wohnen will, muß man bezahlen. Freilich hält man sich einigermaßen dadurch schadlos, daß man nur einen Theil des Hauses — einen ersten, zweiten oder dritten Stock mit einer gemeinschaftlichen, schmutzbeladenen Treppe miethet; aber bietet dies auch die Bequemlichkeit eines reinlichen englischen Hauses, in welchem man nur seine Diener hat und von keinem Nachbar belästigt wird? Wenn man in England die Wohnungen stockweise vermiethen wollte, wie es in Paris und anderswo der Fall ist, so könnte man bei uns mit einer noch geringeren Summe ausreichen. In London hat man ein schönes, gut möblirtes Haus in einer fashionablen Gegend für jährliche dreihundert Pfund. Gehe man dagegen nach dem place Vendôme oder nach den sogenannten englischen Quartieren von Paris, die keineswegs die fashionabelsten Wohnungen bieten, und man wird finden, daß man für einen einzigen schönen, nach vorn herausgehenden Stock monatlich siebenhundert Franken zahlen muß, so daß in Paris ein einziger Boden jährlich dreihundertsechsunddreißig Pfund einbringt, während man in London das ganze Haus für dreihundert Pfund hat. Der Eigenthümer des Pariser Hauses zieht deshalb aus der einzelnen Vermiethung seiner Stockwerke weit mehr, als der Engländer. Die nöthigsten Lebensbedürfnisse sind im Auslande ebenso theuer, wo nicht theurer, da das Oktroi, welches an den Barrieren entrichtet werden muß, den Preis ungeheuer erhöht. In Paris oder Brüssel ist das Fleisch ebenso theuer wie in London und nicht einmal so gut, denn es muß — ohne Unterschied der Stücke, der Qualität und des betrüglichen Ausschnitts — zu ungefähr fünf Pencen per Pfund bezahlt werden. Unsere Schlächter metzgen nur das Thier, die ausländischen aber das Fleisch. Nicht minder theuer ist das Geflügel, noch theurer aber das Wildpret und die Fische, welch' letztere noch obendrein selten und schlecht sind. Pferde und Wagen verursachen in den Hauptstädten des Kontinents den

nämlichen Aufwand wie in London. Die Kleider sind theilweise wohlfeiler, theilweise theurer, namentlich die Gegenstände von englischer Manufaktur, welche gesuchter sind als alle anderen.

Es heißt, man amüsire sich mit geringeren Kosten; dagegen besucht man aber auch die Belustigungsorte öfter, und verbraucht deshalb ebenso viel Geld wie in England. Es ist wahr, daß es in Paris eine ungeheure Anzahl von Theatern gibt, in denen meist nur eine sehr mäßige Entrée bezahlt wird; indeß gelten doch nur etwa drei davon als fashionabel oder überhaupt nur als achtbar, und der Zutritt zu denselben ist theuer genug. Will man nach Sadlers-Wells, nach Koburg, nach Viktoria, nach dem Queen'stheater zu Ashley oder in ein anderes von den untergeordneten Theatern, Londons gehen, wie etwa nach dem Theater St. Martin, Gymnase und Variétés zu Paris, so wird man keinen großen Unterschied im Preise finden.

Was ist denn also auf dem Festland wohlfeiler? Der Wein. Ich gebe das zu; auch sagt man das Gleiche von der Erziehung der Kinder. Wir wollen diese beiden letzten Punkte vorderhand übergehen und untersuchen, ob man auf dem Continent nicht vielleicht wohlfeiler lebt, wenn man nicht gerade die Hauptstädte aufsucht.

Ich räume ein, daß man in Tours und an andern Plätzen des südlichen Frankreichs, zu Genua, in Brügge u. s. w. weniger Geld braucht als in London, muß aber entschieden in Abrede ziehen, daß man wohlfeiler auskömmt, als in den Landstädten Englands. Die Leute gehen in's Ausland und wählen sich die wohlfeilsten Orte des Kontinents zu ihrem Aufenthalte. Wenn sie dasselbe in England thun, so werden sie finden, daß sie's bei mäßigeren Preisen zum Beispiel in Devonshire, Cornwall, Wales oder überhaupt fast in jeder Grafschaft des Landes weit angenehmer haben. Zuverlässig verlockt nicht die wohlfeile Lebensweise so viele Leute, im Auslande zu wohnen, sondern es walten dabei viele Gründe ob, von denen ich aus christlicher Liebe nur die vortheilhaftesten beleuchten will.

Die Engländer sind ein gelderzeugendes Volk, und wir haben ebenso gut eine Aristokratie des Reichthums, als eine Aristokratie des Rangs. Es ist seit lange üblich, im Verbrauche das Einkommen zu überschreiten, um eine Außenseite zu behaupten, welche durch die verfügbaren Mittel nicht gerechtfertigt sind. Viele, namentlich die Grundbesitzer sind durch die Schmälerung ihrer Renten, welche in verschiedenen Ursachen ihren Grund haben mag, zur Einschränkung gezwungen worden. Sie waren zu stolz, ihre Equipagen vor den Augen ihrer früheren Neider, deren Spott oder Jubel sie fürchteten, abzuschaffen, und ihr Hauswesen sparsamer einzurichten. Dies veranlaßte sie, nach dem Kontinent zu ziehen, wo man nicht gerade einen Wagen braucht, um zu beweisen, daß man ein Gentleman ist. Sollten nun derartige Auswanderer wieder zurückkehren, so würden sie finden, daß dieses Trachten nach Prunk kaum mehr in England bemerklich ist, denn die Zurückgebliebenen hatten entweder Verstand genug, oder wurden durch die Umstände gezwungen, ihren Aufwand zu beschränken.

Ein anderer Grund ist wohl darin zu suchen, daß man auf dem Continent leicht Zutritt findet zu der sogenannten guten Gesellschaft, die aber in Wirklichkeit eine sehr schlechte Gesellschaft ist. Allerdings kann man mit einer Menge von Grafen, Viscounts und Marquis verkehren; aber in Frankreich wird hohe Geburt nicht durch Titel erwiesen, die von geringem oder gar keinem Werth sind und nicht einmal nothwendig Gentilität in sich fassen. In solch' eine Gesellschaft kann man mit weit geringeren Kosten kommen, als dies namentlich in London der Fall seyn würde; indeß darf man darauf zählen, daß sie für jeden Preis zu theuer ist.

Was die Kindererziehung betrifft, so gebe ich zu, daß die Knaben von den Schulen des Festlandes Vortheil ziehen können, aber wehe den Müttern, welche ihre Töchter dem Verderben einer französischen Pension anvertrauen! In England gibt es viele

vortreffliche Landschulen, die so wohlfeil und noch wohlfeiler sind, als auf dem Festlande. In der Nähe von London richten sich jedoch in der Regel die Schulmeister selbst zu Grunde, indem sie übermäßige Bedingungen stellen und ihr altes System nicht aufgeben wollen. Das Erziehungssystem des Kontinents ist entschieden dem von England überlegen, und die Zöglinge haben sich einer größeren Aufmerksamkeit zu erfreuen, obschon man auf dem Festlande ebenso gut auch schlechte Schulen hat, wie bei uns; aber immerhin bietet sich dort der Vortheil, daß man seine Kinder fast um das halbe Geld erziehen lassen kann. Der moderne Unterricht hat eine große Aenderung erlitten, indem man den lebenden Sprachen und den mathematischen Wissenschaften den Vorzug gibt, während die englischen Schulen noch immer an den Klassikern hängen.

Ich bin stets der Ansicht gewesen und habe allen Grund, auf meiner Meinung zu beharren, daß das Fundament aller Erziehung die Mathematik ist. Alles Andere kann gedankenlos dem Gedächtniß eingebläut werden, aber von den Elementen der Arithmetik an bis zu den höhern Zweigen der Mathematik hinauf, ist kein Knabe im Stande, ohne Nachdenken etwas zu leisten. Ich habe nie einen guten Mathematiker gekannt, der nicht in fast allen anderen Punkten gut unterrichtet war. Der Grund liegt nahe: die Mathematik hat seinen Geist darauf vorbereitet, die Gegenstände des Wissens aufzunehmen und zu behalten. In allen fremden Schulen wird diesem wichtigen Unterrichtszweig weit mehr Aufmerksamkeit geweiht, als in England, und dieser Grund allein würde für mich schon zureichen, ihnen den Vorzug zu geben. Im Punkte der Moral findet wohl kein Unterschied statt, obgleich ich in so ferne dem Festlande die Palme zuweisen möchte, als es ein Kind nicht durch körperliche Züchtigungen herabwürdigt.

So weit hätte ich meine Ansicht ausgesprochen, daß die Knaben im Ausland weit besser erzogen werden als zu Hause, da sie namentlich die lebenden Sprachen viel richtiger lernen, was für sie

von größerem Nutzen ist, als die alten Klassiker. Ich muß dies dem Festlande zum Lobe nachsagen, obgleich ich in jeder anderen Betracht den Vortheil für England in Anspruch nehme. Junge Frauenzimmer, die auswärts erzogen wurden, passen in der Regel nicht zu englischen Weibern — eine Ansicht, die Viele mit mir theilen, wie ich aus Gesprächen mit jungen Männern in den Klubs und anderswo recht wohl weiß. Mütter, die ihre Töchter mit französischen Moden und französischen Ideen überladen ließen, mögen wohl, wenn dieselben nach England zurückkehren, glauben, es könne ihren Dämchen an guten Partien nicht fehlen; aber sie würden sich nicht wenig überrascht und gekränkt fühlen, wenn sie mit anhören könnten, wie Jünglinge, wenn sie die Verdienste des andern Geschlechtes unter sich besprechen, die Erklärung abgeben, daß „Miß So und So wohl recht schön und sehr verständig seyn möge, aber ihre Kontinentalerziehung habe sie für eine englische Ehefrau ganz und gar verdorben.“ Viele Mütter halten ihre Töchter für bewundert, weil sie durch die Keckheit und Freiheit ihres Benehmens, durch ihr vieles Schwatzen und lautes Lachen junge Männer um sich sammeln, während das bescheidene Mädchen, das sich fern hält, augenscheinlich vernachlässigt wird; aber sie sind in großem Irrthum. Die Männer lieben jene Dreistigkeit und Kokettterie um der augenblicklichen Unterhaltung willen; aber obschon sie den Damen wegen dieser Eigenschaften Aufmerksamkeit zollen, so ist doch Heirathen etwas ganz Anderes. Nein, das bescheidene, zurückgezogene Mädchen, an dem man vorüberzugehen scheint, wird die Gattin, während man den Andern in's Gesicht schmeichelt und sie hinter ihrem Rücken auslacht. Unser Geschlecht benimmt sich allerdings unmännlich, wenn es die Thorheiten den Mädchen ermuthigt und die armen Geschöpfe pour passer le temps zu Grunde richtet — wie Shakspeare sagt:

„Schande dem, der grausam straft,
Fehler, die er selber schafft.“

Aber es ist so und wird nicht anders werden, so lange die Welt steht und die Menschheit nicht besser ist als gegenwärtig.

Wenn nun meinen Nachweisungen zufolge so wenig durch das Verlassen einer komfortabeln Heimath gewonnen wird, was veranlaßt wohl so viele Leute, im Auslande ihren Wohnsitz zu wählen? Ich fürchte, daß die Schriftstellerin, dessen Worte ich hier anführen will, den wahren Grund namhaft gemacht hat. Sie sagt in Betreff der französischen Hauptstadt —

„Ich habe in der letzten Zeit versucht, dem Zauber auf die Spur zu kommen, welcher Paris zu einem Lieblingsaufenthalt der Engländer macht.

„Im Punkte der Fröhlichkeit (statt Fröhlichkeit lies Ausschweifung), bietet Paris nichts, was mit der von London eine Vergleichung aushielte. Einige Ministerfêten jeden Winter mögen vielleicht an Pracht die Bälle übertreffen, wie sie bei uns im gewöhnlichen Lauf der Dinge vorkommen; dagegen fallen bei uns wenigstens dreißig auf eine einzige derartige Belustigung in Paris. Die Gesellschaft steht in London auf einer viel weiteren und prunkvolleren Stufe. Die wöchentlichen Soiréen, welche gebührend die Gesellschaft von Paris repräsentiren, sind langweilig, mager und im höchsten Grade förmlich. Man hat keinen so herrlichen Vereinigungspunkt, wie Almacks — kein Theater, das, wie unsere italienische Oper, den Zauber der besten Gesellschaft, nebst der besten Musik und dem besten Tanze bietet. Von den tausend Theatern, deren sich die Pariser rühmen, sind nur drei Leuten von Stand zugänglich, indem die übrigen ebenso wenig in Frage kommen können, als das Pavillon oder der Garrick. Es gibt weder Dinergesellschaften, noch Wasserpartien, und Dejeuners werden nur hin und wieder von der Gattin eines fremden Gesandten gegeben. In London haben wir tausend Zugaben

zu unseren Vergnügungen, die hier fehlen. Zwar sollen im Mai die öffentlichen Gärten und die **bois de Boulogne** entzückend werden, aber was wäre nicht in diesem Monat bezaubernd? Paris vielleicht am allerwenigsten, denn mit dem Beginne des Mais verläßt jede Familie von Stand die Hauptstadt, um nach ihrem Landsitze, nach der Küste, oder nach einem Kurorte zu ziehen. Fremde, Kaufleute und die Ministerialbeamten bleiben allein zurück. Was mag wohl das eigenthümliche Verdienst bilden, das Personen, welche doch nicht durch die Beweggründe der Oekonomie geleitet werden können, veranlaßt, in der unbehaglichen, schmutzigen Stadt ihren Sitz zu nehmen und sie ein Paradies zu nennen? Leider ist die Lösung des Problems durchaus nicht ehrenvoll für den Geschmack unserer Absentirten. In Paris ist man dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung weniger ausgesetzt, als in London — oder wie kürzlich eine Dame sehr aufrichtig gegen mich bemerkte: „man schafft sich seine Freunde und Verwandte vom Halse.“

In der That führt ein auswärtiger Aufenthalt so viele kleinliche Verdrießlichkeiten mit sich, daß man wohl gewichtige Beweggründe für die Fortsetzung desselben haben muß. Wo immer sich Engländer niederlassen, steigern sie die Preise aller Gegenstände — sehr zum Verdrusse der Rentiers und der achtbaren Leute des Platzes, obschon sich die Allgemeinheit wohl dabei befindet. Der hohe Adel verkehrt nicht mit den Engländern und ist denselben durchaus nicht geneigt. In Betreff der Dienstboten ist man in der Regel übel berathen, obschon man sie zwei- oder dreimal so gut bezahlt, als die übrigen Einwohner, welche sich's meistens zur Regel machen, nie einen Domestiken in ihr Haus aufzunehmen, der einmal in einer englischen Familie gedient hat. Die Folge davon ist, daß unsere Landsleute die allerschlechteste Waare — die Parias der

Gemeinde kriegen, welche ihre Dienstherrschaft schonungslos betrügen. Sieht man ihnen auf die Finger, so kündigen sie auf der Stelle den Dienst, und wo man auf eine derartige englische Kolonie im Auslande trifft, darf man darauf zählen, daß man sehr begründete Tiraden über die Heillosigkeit des Gesindes zu hören bekommt. Demselben Grundsatze zufolge gibt es im Ausland nur einige Orte, wo die Gewerbsleute nicht zwei Preise haben, einen für die Engländer, den andern für die Einheimischen.

Ich war einmal bei einer englischen Dame von Rang, welche mir ein sehr possierliches Pröbchen von der Unverschämheit belgischer Dienstboten erzählte. Sie hatte von einem beschränkten Einkommen eine große Familie zu erziehen und deshalb ihren Aufenthalt zu Brüssel genommen. Es muß hier bemerkt werden, daß die Belgier ihre Dienstboten wie Hunde behandeln, und doch mögen letztere nur bei Belgiern gut thun. Als die vorgedachte Dame nach einem kurzen Aufenthalt zu Brüssel fand, daß ihr Aufwand die zu ihrer Verfügung stehenden Mittel bei Weitem überstieg, beschloß sie, es anders einzuleiten. Sie zog bei einigen belgischen Familien, mit welchen sie bekannt war, Erkundigungen ein, wie sie es mit ihrem eigenen Gesinde hielten, und versuchte, allmählig das gleiche System einzuführen. Der erste Artikel war der unmäßige Verbrauch des Brodes, weshalb sie ihr Gesinde auf gewisse Portionen anwies. Am andern Morgen erwachte sie über einem lauten Gehämmer im Salon unten, dessen Grund sie sich nicht denken konnte; aber als sie beim Frühstück erschien, fand sie, daß einer von dem langen Laiben, wie sie in Brüssel gebacken werden, mit Zehnpennynägeln über dem Kaminstück angenagelt war. Sie fragte nach, wer dies gethan habe, und eine der Mägde entgegnete augenblicklich, sie habe sich die Freiheit genommen, um der gnädigen Frau zu zeigen, daß das Brod nicht zu schnell ausgehe.

Es gibt noch einen andern Punkt, über welchen sich die Engländer im Ausland längst mit Recht beschweren — daß nämlich in

jedem Streite, mag er nun vor dem Friedensrichter oder dem Kassationshof abgeurtheilt werden, das Verdikt stets gegen sie lautet. Ich habe auch nicht ein einziges Beispiel vom Gegentheil gehört, obschon ich nicht in Abrede ziehen will, daß hin und wieder auch der Spruch zu Gunsten unserer Landsleute ausgefallen seyn mag. Nicht leicht kann ein Engländer Gerechtigkeit erhalten. Er muß sich die Beschlagnahme seines Eigenthums ohne gerechte Ursache gefallen lassen, und Alles, was er in seinem eigenen Lande als gesetzlich und rechtlich erkannt hat, findet er hier umgestoßen. Er sieht sich den größten Unbilden und dem schändlichsten Betruge ausgesetzt. Namentlich bemerkt man dies zu Paris und Brüssel — an diesen Orten ist es fast ein jour de fête für einen großen Theil der Einwohnerschaft, wenn sie hört, daß man einen Engländer in's Gefängniß geworfen habe. Man muß jedoch zugeben, daß diese Stimmung ihren Grund vornehmlich einmal in dem Umstande hat, daß die Engländer nicht gerne gesehen sind, weil durch ihre Anwesenheit Alles für die Unbemittelteren vertheuert wurde — ferner, daß eine große Zahl schlechter Personen, die in England ihre Stellung in der Gesellschaft nicht länger zu behaupten vermochten, in's Ausland zogen und durch ihr Betragen den ungünstigsten Eindruck übten. Der Ruf des Engländers, so lange er nur reiste, stand hoch; seit sich aber unsere Landsleute im Auslande aufhalten, um zu ökonomisiren, ist er bis auf die tiefste Ebbe herabgesunken. Der einzige Reiz, den der Engländer in den Augen der armen Fremden hatte, bestand darin, daß er auf dem Durchzuge durch ihr Land sein Geld verschwenderisch ausgab und einen Theil der Staatsbürger bereicherte, ohne die Konsumtionspreise im Ganzen zu erhöhen.

Als einen Beweis der Unverschämtheit, welcher die Engländer ausgesetzt sind, will ich dem Leser die wortgetreue Abschrift eines Briefes mittheilen, den mir vor nicht ganz einem Jahre ein Freund zugehen ließ. Ich habe wohl schon von einem ähnlichen Vorfalle in

Frankreich gehört, in welchem ein Ritter der Ehrenlegion betheiligt war — aber der gegenwärtige ist sogar noch merkwürdiger. Die Herren Reisenden werden wohl auf manchen Monsieur Disch treffen, ehe sie ihre Tour beendigt haben. Für die buchstäbliche Wahrheit nachstehender Mittheilung kann ich einstehen.

Wiesbaden, den 3. Juli 1836.

„Mein Lieber — —

Da Sie so gütig waren, mich zu versichern, daß Sie sich freuen würden, etwas von dem Fortgange unserer Reise zu hören, wenn sich eine Gelegenheit zu einem Briefchen finden dürfte, so benütze ich die Rückkehr einiger Freunde, welche durch Brüssel kommen, um Sie wissen zu lassen, daß wir uns bisher des besten Wohlseyns erfreut haben. Freilich scheint die Ausführung unseres Planes, in Italien zu überwintern, immer zweifelhafter zu werden, da, wie ich glaube, in einigen Staaten, die wir zu besuchen gedachten, die Cholera schlimme Geschäfte macht. Ein Gentleman, der erst kürzlich Italien verließ, theilte mir gestern mit, der Papst freue sich so sehr über einen Vorwand, die Ketzer aus seinen Besitzungen fern halten zu können, daß er die Quarantäne nie aufgehoben habe; wir müßten daher unter allen Umständen vierzehn Tage in einem Grenzloche kampiren, ehe man uns den Zutritt gestatte. Sie werden zugeben, daß dies an sich schon eine hinreichend abschreckende Aussicht ist. Außerdem bieten das verwirrte Münzwesen und die unaufhörlichen Versuche, uns zu plündern, die sich dem Vernehmen nach auf der andern Seite der Alpen noch vervierfachen sollen, ein so widerliches Gegengewicht gegen alle Reisefreuden, daß ich des ewigen Krieges, dem ich mich ausgesetzt sehe, herzlich satt bin. Ja wohl, Krieg — wie ich zu Köln ausrief. Die Geschichte ist übrigens zu gut, um verloren zu gehen, weshalb

ich Sie Ihnen zu Ihrer und unserer Freunde Belustigung in Brüssel mittheilen will. Sie kann Ihnen zugleich als Warnung vor einem gewissen Monsieur Disch vom ‚kaiserlichen Hofe' dienen. Wir hatten mit Madame Disch wegen den Zimmern akkordirt und waren endlich auf unsere Bedingungen mit ihr einig geworden; als aber die Rechnung kam, machte sie die ihrige zur Richtschnur. Auf unsere Vorstellungen wurde die Rechnung geändert; ehe ich jedoch bezahlen konnte, erschien Monsieur Disch, bestand auf der größeren Summe und erklärte, seine Frau sey nicht befugt, in seinem Namen einen Handel abzuschließen. Vergeblich suchte ich ihn zurechtzuweisen, und Mrs. — — begann, sehr beredt, ihm den Fall auseinanderzusetzen; er blieb jedoch taub gegen Vernunft, Beweis, Beredsamkeit und Schönheit. Endlich sagte ich: ‚Verschwenden wir kein weiteres Wort über die Sache — ich will den Kerl bezahlen, damit ich mit ihm fertig werde, aber auch dafür Sorge tragen, daß keiner meiner Freunde je wieder sein Haus besucht.' Damit riß ich ihm die Rechnung aus der Hand. Er fragte nun in großer Wuth, was das heißen solle, und rief: ‚Ich bin ein deutscher Gentleman — Sie ein englischer Gentleman; ich fordere Sie heraus — ich fordere Sie heraus.' Trotz meines früheren Zornes belustigte mich diese Anrede so sehr, daß ich dem Spitzbuben in's Gesicht lachte. Dies verdoppelte seine Wuth, und er wiederholte seine Herausforderung, indem er beifügte: ‚Ich bin im letzten Jahr in London gewesen; man hat mir im Kaffeehause zwölf — vierzehn Schillinge für mein Diner abgenommen — aber ich bin zu viel Gentleman, als daß ich nur einen Farthing davon hätte abbrechen wollen. Ich fordere Sie heraus — ich fordere Sie heraus.' Ich entgegnete hierauf: ‚Halten Sie Ihr Maul, Sir; da ist Ihr Geld, und packen Sie sich.' ‚Ich Geld nehmen?' versetzte er;

‚ich Geld nehmen? Nein, mein Kellner nimmt das Geld; ich bin zu sehr Gentleman, um Geld einzuziehen.‘ Der Kellner strich hierauf das Geld von dem Tische und händigte es seinem Gebieter ein, welcher augenblicklich damit in die Tasche fuhr und abmarschirte.“

Aus alledem geht nun zuverlässig hervor, daß es eine sehr irrige Ansicht ist, wenn man durch den Aufenthalt im Auslande Geld zu ersparen vermeint. Wie zuvor bemerkt, hat man mit Ausnahme der Erziehung nur den Wein wohlfeiler, und wenn ich die durstige Eigenschaft meiner Landsleute in's Auge fasse, so fürchte ich, daß dieser Umstand einen sehr kräftigen Anziehungspunkt für das edlere Geschlecht bieten wird. Läge auf dem Bordeaux oder allen übrigen französischen Weinen nur ein geringer Zoll, so würde man sie in England fast ebenso wohlfeil trinken können, wie in den fremden Hauptstädten, und da die vermehrte Konsumtion die Regierung mehr als schadlos halten müßte, so ist es zu beklagen, daß sie nicht diese Maßregel getroffen hat. Früher schlossen wir die französischen Weine aus und gestatteten denen unseres alten Verbündeten Portugal die Einfuhr; aber der alte Verbündete hat sich uns in letzter Zeit nichts weniger als geneigt erwiesen, weshalb wir keinesfalls verpflichtet sind, seine Interessen länger zu unterstützen. Gestatte man den französischen Weinen in Flaschen die Einfuhr unter sehr niedriger Verzollung, und England wird in jeder Hinsicht so wohlfeil als Aufenthaltsort, aber unendlich gemächlicher seyn, als irgend ein Theil des Kontinents. Die Abwesenden, die wir gerne unter uns sähen, würden zurückkehren, denn diejenigen, welche es dann noch vorziehen, auf dem Festlande zu bleiben, bleiben besser aus, als daß sie ihren Landsleuten durch ihre Anwesenheit Schande machen. Wie wahr ist nachstehende Bemerkung, welche die obenerwähnte Schriftstellerin nach ihrer Heimkehr schrieb: —

„Die Heimath — endlich die Heimath! Wie reinlich, wie heiter, wie gemächlich. Dagegen die schäbigen, schmutzig aussehenden Wohnungen zu Marthieu, wo die N..s ökonomisiren — zur Buße für die Wonne eines einzigen kleinen Jahres, das sie in diesem bezaubernden Hause verbrachten. Die armen Leute! Wie sie sich nach England sehnen müssen! Wie schwer wird es ihnen werden, die tausend kleinen, aber doch wesentlichen Bequemlichkeiten zu entbehren, welche hier der Civilisation und dem Leben geboten sind! Welcher Anstand, welche Achtung unter den Bedienten! Welches Gefühl von Heimlichkeit in einem Hause, das ausschließlich uns gehört! Die Lebensweise auf dem Kontinent mag leichter seyn — aber es ist die Leichtigkeit eines zerrissenen Bettlerrockes, der schon zwanzig Herren gedient hat und nun so abgenützt ist, daß kaum noch die Fäden zusammenhalten. Nein, ich lobe mir den anständigen, gutpassenden Anzug, der den Gentleman charakterisirt."

Dreißigstes Kapitel.

Brüssel.

Autoren sind, wie die Aerzte, gerne uneins.

Letzthin las ich ein sehr unterhaltliches Werk, das den Titel führte: „Tagebuch einer Désennuyée." Einige Stellen daraus veranlaßten mich, auf Henry Bulwers Werk über Frankreich zurückzukommen. Unter seinen Bemerkungen über den literarischen Einfluß in jenem Land sagt er Folgendes:

„Ein französischer Literat, den ich ohnlängst in Paris traf,

sagte mir, ein junger englischer Edelmann, den ich nicht nennen will, habe ihm mitgetheilt, daß Tänzerinnen und Sängerinnen in der englischen Gesellschaft die beste Aufnahme fänden, was übrigens bei Schriftstellern nicht der Fall sey.

„,Est-il possible qu'on soit si barbare chez vous?'“

Er fügt später bei: „,Von dem Umstande, daß man als Autor bekannt ist, gewinnt man nur Vorurtheile; denn die Leute nehmen an, man sey kein Gentleman in ihrem Sinne, und der Großvater eines solchen Anrüchigen wird gegen ihn aus dem Grabe heraufbeschworen, während man ihn ganz ruhig hätte liegen lassen, wenn der Herr Literat, statt seines unnützen Gewerbes, zu dem eines Bankiers, eines Metzgers oder eines sonstigen Gewerbsmannes gegriffen hätte.“ Mr. Bulwer fährt dann fort, durch unterschiedliche Beweise darzuthun, daß Literaten weder bei der Regierung, noch bei dem hohen Adel von Großbritannien Mäcene finden, und deutet nachdrücklich auf die Vortheile hin, welche die französischen Schriftsteller aus ihrer Akademie, aus dem Geadeltwerden, aus den Dekorationen und Pensionen ziehen.

Die Verfasserin des „Tagebuchs“ möchte gerne Mr. Bulwers Behauptungen in Abrede ziehen, gibt aber gleichwohl alle seine Punkte zu, bis auf einen — daß nämlich Schriftsteller unter dem hohen Adel Englands keine so gute Aufnahme finden, wie in Frankreich.

Sie sagt:

> „Was beabsichtigt Henry Bulwer mit der Behauptung, daß Schriftsteller in den Gesellschaften Frankreichs mit weit mehr Wärme bewillkommt werden, als in denen von England?
>
> „Sie nehmen vielleicht eine unabhängigere, ehrenvollere Stellung ein, sind weniger der Verbindung mit patronisirenden Wittwen ausgesetzt und werden allerdings mehr öffentlich vorgezogen, aber mit Ausnahme Mignet's und Merimée's, die mehr um ihrer persönlichen Verdienste und

ihrer amtlichen Stellung willen, als wegen ihrer literarischen Auszeichnung gefeiert sind, bin ich kaum mit Einem derselben zusammengekommen. Zu den Gesellschaften der Minister, des grand Référendaire und anderer öffentlichen Würdenträger werden aus Politik Künstler und Schriftsteller zugelassen; aber man findet sie nicht — wie Moore, Rogers, Chantrey, Newton und Andere — in den Boudoirs der élite, oder bei den gewählten Fêten von Devonshire House.

„Die Stellung eines „homme de lettres" trägt jedoch ihren Lohn und Gewinn in sich selber und bildet eine gesonderte, unabhängige Klasse. In Gemeinschaft mit den Künstlern trachten sie nach dem Adel ihrer Akademie und sind unter der bestehenden Ordnung der Dinge reich mit Stellen und Pensionen begabt."

Es scheint also, daß die Schriftsteller bei den Gesellschaften der Minister und dergleichen wenigstens um politischer Gründe willen Zutritt erhalten; ferner, daß ihnen die Regierung Aufmerksamkeit erweist, indem sie dieselben adelt und reich mit Stellen und Pensionen begabt. Die Touristin gibt also, trotz ihrer Einsprache, selbst zu, daß Henry Bulwer seine Behauptung bewiesen hat. In einem anderen Theile desselben Werks finde ich folgende unterhaltliche Stelle — den Rath einer Modedame an ihre Protégée beim Eintritt in die Londoner Gesellschaft.

„‚Lesen Sie die Bücher der Schriftsteller, soviel Ihnen beliebt, aber vermeiden Sie die Berührung mit den Herren selbst,' sagte sie, als ich sie bat, mich einem der beliebtesten Autoren des Tages vorzustellen. ‚Diese Leute gießen ihren Geist in ihren Werken aus — derjenige Theil, welcher sich in der Gesellschaft zeigt, ist nur ein bloßer Thonklumpen, gleich den Träbern in der Kelter, nachdem

der Wein herausgepreßt ist. Im Gespräche mit einem geistreichen Schriftsteller sehen Sie vielleicht hin und wieder eine neue Idee in seinem Auge glänzen oder um seine Lippen zucken, aber er gibt sie nicht in Worten preis. Sie gehört zu seinem nächsten Werke und wird augenblicklich in das Hauptbuch seiner täglichen Gedanken, werth drei Schillinge, sechs Pence, eingetragen. Der Geist des Mannes ist sein Eigenthum; er kann nicht umsonst arbeiten oder die Produkte desselben verschenken."'

Wenn wir aus diesen Stellen einen Schluß ziehen wollen, so finden wir, daß vielleicht einige Adeliche den Literaten Schutz verleihen, daß aber doch jedenfalls die allgemeine Stimmung gegen die Schriftsteller ist. Ich muß sagen, daß mich das Lesen des eben angeführten Sarkasmus höchlich belustigte. Er hat viel Wahres in sich, obschon er nicht ganz richtig ist. Wenn ich übrigens künftig in Gesellschaft gute Dinge sage, wie man's nennt, so weiß ich jetzt doch den Werth meiner Ausgaben während eines Diners oder einer Abendgesellschaft zu berechnen, soferne ich nach drei Schillingen und sechs Pencen zähle. Soviel ist klar, daß ein Autor durch ein halb Dutzend guter Einfälle sein Mahl voll bezahlt hat.

In dem „Studenten" macht Edward Bulwer einige Bemerkungen, welche wir der Verfasserin obgedachten Tagebuchs an die Seite stellen wollen. In Betreff des Umstandes, daß man die meisten Autoren aus ihren Werken kennen kann, sagt er —

„Die Autoren sind die einzigen Menschen, die wir wirklich kennen; die übrigen sterben, ohne daß je weiter, als die Oberfläche ihres Charakters begriffen würde."

Daraus geht hervor, daß die Leute keinen Grund haben, sich bei ihrem Zusammentreffen mit Schriftstellern über Täuschung zu beklagen; denn man braucht nur ihre Werke zu lesen, und wenn man an diesen Gefallen findet, muß man auch ihre Urheber lieben. Ehe ich fortfahre, möge es mir gestattet seyn, hier eine Bemer-

kung zu machen. Die Ansicht eines Autors, die er als seine eigene gibt, erlaubt dem Publikum, von seinem Charakter und seinen Gefühlen Einsicht zu nehmen; auf ihre Grundlage hin darf es sich daher seine Meinung über einen Schriftsteller bilden. Indeß trifft es sich nur zu oft, daß die Lesewelt ihre Ansicht über einen Autor nach den Meinungen modelt, die er — in einem Romane zum Beispiel — den Charakteren seines Werkes in den Mund legt. Man vergißt dabei, daß hier nicht der Schriftsteller spricht, sondern die Individuen sich vernehmen lassen, welche seine Einbildungskraft heraufbeschworen hat. Das wahre Verdienst eines poetischen Werkes liegt in der Gewalt des Autors, beim Schreiben sich des eigenen Ich's zu entkleiden und sich mit der Rolle, die er zeichnen will, zu identifiziren. Es ist daher ein großes Unrecht, wenn man ihn des Unglaubens beschuldigt, weil er das Portrait eines Ungläubigen entwarf, namentlich, da er nie so glücklich ist, wenn er einen vollkommenen Charakter schildert, von seinen Lesern für diese vollkommene Individualität gehalten zu werden — Letzteres ist ja etwas ganz Anderes. Edward Bulwer sagt ferner:

> „Der Mann, der nicht unendlich über seinen Werken steht, behauptet, wie ich vermuthe, nur eine untergeordnete Stelle — denn welches wirkliche Genie fühlt nicht in sich einen unerschöpflichen Zufluß von Gedanken und Gefühlen, die er nie im Drucke festzuhalten die Muße hat? Ein solcher Autor stirbt und hinterläßt der Nachwelt, welche seine Erbin ist, nur den tausendsten Theil seines inneren Reichthums."

Ich liebe es, Alles nebeneinander zu stellen, denn es liegt Aufregung in boshaften Vergleichungen, und eben deßhalb lassen sich die Leute so gerne darauf ein. Dennoch sollte die Frage zu einer Entscheidung gebracht werden, und da im Falle eines gutächtlichen Streites gewöhnlich in Folge wechselseitiger Uebereinstimmung eine dritte Person beigezogen wird, so wage ich es, das Amt

des Schiedsrichters über mich zu nehmen. Ich will den Punkt ehrlich beleuchten, da davon mehr abhängt, als man auf den ersten Blick wohl glauben mag.

In welcher Stellung finden wir die Schriftsteller, wenn wir das letzte Jahrhundert in's Auge fassen? Sie suchen ihre Beschützer unter dem hohen Adel und dediciren ihm ihre Werke mit Lobeserhebungen, die, um ihrer kriechenden Schmeichelei willen, ekelhaft werden. In jener Periode bestand zwischen der Aristokratie und dem Volke eine viel weitere Kluft, als gegenwärtig.

Mittlerweile hatte das Volk allmählige Fortschritte gemacht und in demselben Maaße warfen auch die Schriftsteller die Fesseln der Knechtschaft ab; sie griffen ebensogut die Laster und Thorheiten, als die Privilegien derjenigen an, vor denen sie früher die Kniee beugten.

Die Fortschritte des Volkes und das Sinken des Adels — beides wurde durch die Vermittelung der Presse bewerkstelligt. Die Lage der Schriftsteller hat sich sehr geändert. Betrachten wir, wie sich vordem ein Dryden, ein Otway und viele andere Giganten ihrer Zeit um des lieben Brodes willen demüthigen mußten. In unseren Tagen treffen wir nur selten auf Dedicationen und in den wenigen, welche noch bisweilen vorkommen, ist die Schmeichelei mit Zartheit gespendet. Die Schriftsteller sehen in dem Publikum überhaupt ihren Beschützer, und der Adel gilt nur als ein Theil desselben. Diese Bemerkungen gelten ebensogut der Regierung. Die Autoren lassen sich nicht mehr so leicht erkaufen, wie früher, und ziehen es vor, im Einklange mit der öffentlichen Meinung, nicht aber für die Regierung zu schreiben, weil sie für derartige Arbeiten besser belohnt werden. Man wird sich erinnern, daß in dem raschen Fortschreiten des Volkes, in der Behauptung seiner Souveränitätsrechte, in Aufdeckung und Verbesserung von Mißbräuchen, wie auch im allmähligen Niederreißen vieler Privilegiumsschranken die Schriftsteller sammt der Presse den Zug anführten.

Hiebei war die Aristokratie der Zielpunkt des Angriffs, und es ist deshalb kein Wunder, daß sich in ihr, vielleicht ohne daß sie darum wußte, eine Abneigung gegen Presse und Autoren im Allgemeinen festgesetzt hat. Die Presse ist der Feind des Adels gewesen und wird es wahrscheinlich noch lange seyn; man darf daher kaum vernünftigerweise erwarten, daß die Aristokratie dem Gegner ihr Lager öffne. Denn mag nun ein Autor eine politische Flugschrift oder einen Roman schreiben, so wird er doch immerhin die Gelegenheit benützen, seine Gefühle auszusprechen, oder dem Publikum durch Eingehen auf dessen Ansichten zu schmeicheln. Auch übt der Novellenschreiber vielleicht einen größeren Eindruck, als der Verfasser von Flugschriften, denn im letzteren Falle ist man auf den politischen Parteigänger gefaßt, während man im ersteren zur Unterhaltung liest und unwillkürlich die Ansichten des Autors einsaugt. Für Einen, der eine politische Schrift liest, (und sie werden in der Regel nur von Solchen gelesen, welche die Ansicht des Verfassers theilen) trifft man auf Hunderte, welche nach Romanen greifen, so daß die Grundsätze, welche in derartigen Schriften niedergelegt sind, unendlich weiter verbreitet werden. Da nun die meisten Werke ebensogut um des Gewinns, als um des Rufes willen geschrieben sind, so muß natürlich ihre Haltung so seyn, daß sie die Gunst der Mehrheit gewinnt, weil sie sonst nicht viel gekauft werden. Die Mehrzahl aber ist entschieden liberal und deßhalb jede neu erscheinende Schrift mehr oder weniger ein Angriff auf die höheren Klassen. Wenn daher ein Gentleman, der in den besten Gesellschaften gute Aufnahme gefunden hat, ein Buch zu schreiben wagte, so ist der Titel Autor — man braucht sein Werk gar nicht zu lesen — hinreichend, um ihn bis zu einem gewissen Grade aus seiner „Kaste" auszustoßen. Die Schriftsteller sind die Feinde der höheren Klassen — Du bist ein Schriftsteller geworden, folglich unter die Schaaren unserer Feinde eingetreten. Henry

Bulwer hat daher ganz Recht, wenn er behauptet, daß der Autortitel unter den höheren Klassen beeinträchtigend wirkt.

Nachdem wir nun nachgewiesen haben, daß die Presse mit der Aristokratie im Widerstreite steht, so wollen wir nun auch untersuchen, wie es um die Vermischung der Schriftsteller mit der Gesellschaft steht. Ich hoffe dabei zu beweisen, daß es mehr ihr Unglück als ihre Schuld ist, wenn man sie mit Vorurtheilen behandelt. Ehe man sie gesehen hat, überschätzt man sie, und nachher schlägt man sie unter ihrem Werthe an. Man liest die Werke eines Autors, hat Gefallen daran und wünscht mit dem Manne selbst bekannt zu werden. Man verspricht sich großen Genuß, erwartet von seinen Lippen aus dem Stegreife dieselben geistreichen Bemerkungen, dieselbe Kette des Raisonnements und dieselbe Kraft, die ihn so viele Stunden der Anstrengung und des Nachdenkens gekostet haben, wenn sie nicht vielleicht die schnellen Ergüsse seiner glücklichsten Stimmung waren. Ja, dies erwartet man und zwar von einer Person, die vielleicht wildfremd in eine große Gesellschaft kömmt. Ist dies billig oder gerecht? Habt ihr je einen von euren übrigen Freunden gefunden, der beim ersten Eintreten in eine Gesellschaft von Freunden seine Virtuosität auf der Violine preisgibt? Sind Schriftsteller nicht eben so schüchtern und zurückhaltend als andere Leute — vielleicht sogar noch mehr? Und doch verlangt man von ihnen, daß sie gleich Gauklern die Gesellschaft amüsiren. Schon der Umstand, daß er sich dessen bewußt ist, macht den Schriftsteller verstummen, und sogar sein Eifer, den Erwartungen zu entsprechen, benimmt ihm die Kraft.

Die Folge davon ist, daß sich die Gesellschaft oft getäuscht findet, welcher man die Anwesenheit des „Mr. So und So“ angekündigt hat. Wäre man näher mit ihm bekannt, so würde sich die Sache ganz anders verhalten. Gleichwohl enthalten die Bemerkungen der Désennuyée einiges Wahre — „einige Schriftsteller geben ihre neuen Ideen nicht preis, weil sie dieselben für ihre Bücher brauchen.“

Freilich sind diese, wie Bulwer bemerkt, nur untergeordneten Ranges, eine Reihe, in welche die Mehrzahl der Autoren gehört.

Oft sind dieselben weiter nichts, als Wortspieler, was ihnen übrigens kein Anrecht auf Autorschaft gibt, oder sie bilden eine andere untergeordnete Klasse, in deren Gesellschaft man weiß, daß man sich nur unter literarischen Taschendieben befindet.

Um zu beweisen, daß jene Bemerkung des Désennuyée nur auf den Schriftstellertroß Anwendung finden kann, wollen wir die konversationellen Kräfte der Autoren ersten Ranges untersuchen. Ich kann natürlich nur von Solchen sprechen, die ich kennen gelernt habe, obschon es noch viele andere geben mag. Wo findet man Konversationisten, wie Coleridge, Charles Lamb, Sir John Malcolm und viele Andere, die jetzt nicht mehr sind? Unter den noch lebenden muß ich Croker, Theodore Hooke, Professor Wilson, Bulwer, Lockhart, die Smiths — und aus dem anderen Geschlechte Lady Blessington, Lady Morgan und die Damen Somerville, Austin und Jameson anführen.

Diese sind nun in ihren verschiedenen Weisen Schriftsteller und Schriftstellerinnen ersten Rangs, und ich fordere Jeden auf, mir aus der ganzen Masse der Gesellschaft eine gleiche Anzahl so angenehmer Gäste namhaft zu machen. Es läßt sich übrigens noch viel mehr zu Gunsten der Autoren sagen. Ich kenne Viele, deren Unterhaltung ihren Schriften sogar überlegen ist, und mache sie nur deshalb nicht namhaft, weil sie es vielleicht für kein Kompliment halten dürften; aber jedenfalls entkräftet dies vollkommen die Bemerkungen der „Désennuyée," daß die Autoren von Talent ihre Gedanken für ihre Bücher aufbewahren, da im Gegentheil sie es sind, welche, sobald sie in Gesellschaft erscheinen, in der Regel den Ton angeben. Dennoch gibt es Unterschiede, welche in der Verschiedenheit des Temperaments ihren Grund haben. Einige, die sich stets in der Gesellschaft bewegen, machen sich nichts daraus, ob sie mit den Anwesenden bekannt sind, oder nicht; Andere sind

schüchterner und müssen sich, wenn sie glänzen sollen, behaglich fühlen. Diese entfalten ihr Licht nur in kleinen Gesellschaften und unter Freunden, die ihren wahren Werth zu würdigen verstehen. Unter die Ersteren gehört zum Beispiel Theodor Hooke, unter die Letzteren Charles Lamb. Einige thun sich am meisten hervor, wenn sie keine Mitbewerber haben, Andere dagegen entwickeln die Kräfte ihres Geistes erst, wenn sie mit andern Männern von Talent in Berührung kommen; bei ihnen ist das Zusammentreffen von Stahl und Stein nöthig, wenn Funken zum Vorschein kommen sollen.

Wenn es mir gestattet ist, eine Ansicht über die Sache abzugeben, so möchte ich mich dahin aussprechen, daß es gut wäre, wenn Schriftsteller nicht mit der Gesellschaft im Allgemeinen verkehrten, sondern sich auf ihre Freunde beschränkten, sie würden dadurch weit höher in der Achtung bleiben. Vor Allem aber sollten sie jene „Kürschnerlöwenmahle“ vermeiden, wie es die Désennuyée nennt, welche von Personen gegeben werden, die kein Talent zu würdigen wissen und, um ihre Menagerie zu füllen, den verdienstvollen Mann mit ausländischen Betrügern und inländischen Schuften zusammenwerfen. Dies ist sehr demüthigend und hat zuverlässig der ehrenwerthen Sippschaft in der allgemeinen Achtung sehr geschadet.

Ich habe nur noch eine Bemerkung zu machen. — Die Schriftsteller in England haben von der Regierung und dem hohen Adel wenig zu erwarten. Allerdings gibt es auch Pensionen und Ehrenstellen; sie wurden aber, bis erstmals Sir Robert Peel ein würdigeres Beispiel gab, stets nur für Aufrechthaltung politischer Ansichten, nicht aber als Belohnung des Talents verliehen. Daß die Aristokratie mit wenigen Ausnahmen kein Genie genährt hat, ist sehr wahr; aber sie empfinden jetzt auch die Folgen dieses Mangels an Urtheil. Sie haben den Schriftstellern ihre Thüren geschlossen und diese dafür allmählig ihre Macht untergraben. Wie weit es noch gehen mag, ist unmöglich zu ermessen; soviel ist übrigens gewiß, daß die Presse mehr Gewalt übt, als je ein König sammt

seinem Adel, und wenn der Kampf fortdauert, müssen letztere sich dem Einflusse der ersteren fügen, die dann reichliche Genugthuung hat für die Vernachlässigung, welche ihr zu Theil geworden.

Wie überlegen ist jedoch nicht England und jede andere Nation in Betreff der periodischen und namentlich der Tagespresse! Nehmen wir den „Constitutionnel," oder das „Journal des Debats" von Paris auf und vergleichen damit die großen Doppelbogen der „Times" oder anderer Morgenblätter mit den belehrenden Originalartikeln, welche vorgedachte französische Journale enthalten. Der schlechte Druck auf schlechtem Papier und die spärliche Belehrung welche die Kontinentaltagespresse liefert, können sich gar nicht messen mit den klaren Typen, welche durch rasche Dampfkraft in's Leben gerufen werden und unter ungeheurem Aufwand über alle Theile des Werks vermittelst unserer leitenden Journale schnelle Belehrung verbreiten. Mit Erstaunen und Bewunderung sah ich dem Arbeiten der schönen Dampfmaschine zu, auf welcher die „Times" gedruckt wird — es ist der interessanteste Anblick, den man nur schauen kann.

Allerdings war auch nur der Beistand des Dampfes im Stande, die großen Tagesblätter ihr gegenwärtiges Werk vollenden zu lassen. Wenn der Leser bedenkt, daß die Parlamentsdebatten hin und wieder bis zwei oder drei Uhr Morgens zurückgehalten werden, daß die Schnellschreiber, welche sich alle zwanzig Minuten ablösen, alle ihre Aufzeichnungen nach dem Büreau tragen müssen, daß der Stoff zuvor geordnet werden muß, ehe er gesetzt und gedruckt werden kann, und daß dennoch am andern Morgen um neun Uhr der Doppelbogen in tausend und tausend Exemplaren fertig ist, so muß man sich in der That wundern, wie es nur möglich war, Alles dies zu Stande zu bringen. Der Sonnabend bietet jahraus jahrein die einzige Nacht, von welcher man sagen kann, daß sie dem ungeheuren Unternehmen eine kurze Ruhe biete. Welch' ein mühsames, unnatürliches Leben haben nicht diejenigen, welche also in den Stun-

den der Dunkelheit Stoff der Belehrung und Unterhaltung für die große Masse sammeln, die im Laufe der Nacht gesund geschlafen hat und aufsteht, um sich durch die Früchte jener Nachtwachen unterrichten zu lassen. Dies ist in keinem andern Lande der Welt möglich. Es bildet ein neues Glied in der großen Kette von Wundern, welche einen Beweis abgeben für Englands Größe.

Die Herausgeber solcher Zeitungen müssen die allerlästigste Aufgabe haben, nicht wegen Abfassung der leitenden Artikel allein, sondern um deswillen, weil sie dieselben jeden Tag schreiben müssen, gleichviel, ob sie dazu gestimmt sind, oder nicht. Krankheit, Kummer, Geistesbedrücktheit, Winter oder Sommer kommen nicht in Anschlag; sie sind jahraus jahrein an dasselbe Geschäft gebunden und dürfen nicht von der Stelle. Ich habe Mitgefühl mit ihnen, denn ich weiß, wie schon eine monatliche Zeitschrift Einem das Daseyn verbittern kann. An sich selbst scheint sie zwar nichts zu seyn — die Arbeit ist nicht augenfällig; doch kömmt diese nicht so sehr in Betracht, als die unaufhörliche Aufmerksamkeit, welche die Aufgabe fordert. Das Leben identifizirt sich mit dem Magazine, und kaum ist eine Monatsnummer korrigirt und gedruckt, so kömmt schon wieder die andere. Man hat es mit dem Steine des Sysiphus zu thun — mit einer endlosen Wiederholung der Arbeit. Eine ewige Last liegt auf dem Geiste, der sich fortwährend abmühen und alle seine Thatkraft aufbieten muß, während er zu gleicher Zeit der schwersten Plackerei ausgesetzt ist. Für ein Magazin zu schreiben ist wohl gut; wenn man aber ein derartiges Journal herausgibt, verdammt man sich zur Sklaverei.

Ein Magazin schreiben, wie man es gewöhnlich nennt, ist die schwierigste von allen Aufgaben, welche nur Wenigen gelingt. Der Grund davon ist augenfällig — man muß immer geladen haben.

Veröffentlicht Jemand ein Werk in einem, in zwei oder drei Bänden, so mag er wohl ein paar langweilige Kapitel miteinfließen lassen, ohne daß Jemand darauf achtet, da sie im Gegentheil den

Geist des Lesers für eine Weile ausruhen lassen und, so seltsam es auch klingen mag, für den Schriftsteller vortheilhaft wirken. Beim Magazinschreiben jedoch geht dies nicht an. Der Leser verlangt Aufregung, und ob nun der Gegenstand in's Bereich der Politik oder der Poesie fallen mag, so muß man ihn um des Raumes willen in einem Grade verdichten, daß man seine liebe Noth damit hat. Selbst bei den Fortsetzungen gilt die gleiche Regel, denn da man nur von Monat zu Monat zum Lesen kommt, so muß sich jeder gesonderte Theil als ein unabhängiges Ganzes betrachten lassen, so daß man also keine Minute erschlaffen darf. Einen Beleg hievon gibt die ausgezeichnete Arbeit in Blackwoods Magazin, welche den Titel „Tom Crimgle's Log" trägt. Jeder gesonderte Theil wurde von dem Publikum verschlungen — die Leser warteten ungeduldig auf den ersten des Monats, um die Fortsetzung zu erhalten, und Jeder war entzückt bis zum Schlusse, weil die Aufregung so gar gewaltig war. Einige Zeit nachher erschien das Werk in zwei Bänden, und was war die Folge davon? Die Leute klagten wegen Ueberladung — es sey zu voll von Aufregung und gebe gar keine Ruhepunkte. Dies war allerdings richtig, denn es hatte bei der Zusammenstellung diesen Fehler — ein Fehler übrigens, der sehr ungewöhnlich ist, und wohl dem Autor zum Lobe gereicht; doch bemerkte man ihn erst als Alles mit einander erschien. Die Popularität, welche das erste Erscheinen zur Folge hatte, beweist übrigens jedenfalls, wie sehr man einen Stoff zusammendrängen muß, wenn er für eine periodische Zeitschrift berechnet ist.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ich bin heute ernst — es ist der Geburtstag einer meiner Kinder: ein Tag der Freude in der Jugend, im vorgerückten Leben aber so reich an Nachdenken und feierlichen Betrachtungen. Wie glücklich sich das Kind fühlt — und eben dieses Glück ist's, was mich ernst macht.

Wie sehr verändern sich unsere Gefühle mit dem Fortschreiten des Lebens! Unsere Verantwortlichkeit steigert sich mit jedem entfliehenden Jahre. In der Jugend leben wir nur für uns, und das Ich herrscht in Allem vor. Haben wir übrigens im reiferen Alter die Pflichten unserer Stellung erfüllt, so fühlen wir, daß wir für unsere Kinder leben müssen. Zum Glücke gewöhnen wir uns mit dem zunehmenden Alter die selbstsüchtigen und leichtfertigen Ausgaben ab, welche die Jugend heischt, und finden nur ein kleines oder gar kein Opfer darin, wenn wir unsern Kindern die Mittel weihen, welche wir früher zu Befriedigung unseres Stolzes und Ehrgeizes für so wichtig hielten. Nicht daß Stolz und Ehrgeiz entschwunden wären; aber sie nehmen sich Gegenstände zum Ziel, die uns theurer sind als das eigene Ich — das nachkommende Geschlecht, welchem wir unsere Namen und unsere zeitlichen Besitzungen hinterlassen, wenn unsere eigene Laufbahn geschlossen ist.

Müde nach dem Haschen nach eiteln Dingen, halten wir in einem gewissen Alter inne und kommen zu dem Schlusse, daß wir in diesem Leben nur wenig Anderes brauchen, als zu essen, zu trinken, sich auf ein künftiges Daseyn vorzubereiten und zu sterben.

Welch' ein unglückliches Wesen muß ein alter Hagestolz seyn! Er vegetirt bloß, denn Leben kann man sein Daseyn nicht nennen, ergeht sich in einer langen Laufbahn von Selbstsucht und stirbt. Seltsam, daß Kinder und die an ihr Wohl geknüpfte Verantwort-

lichkeit den Menschen weit mehr auf den rechten Pfad führt, als alle Winke der heiligen Schrift oder frommer Männer! Wie Viele wären vielleich verloren gegangen, die, wie wir hoffen, durch das Gefühl gerettet wurden, daß sie ihren Kindern einen guten Namen hinterlassen und für das Fortkommen derselben in der Welt sorgen müssen! Ja, und wie viele Weiber sind nicht nach einem leichtfertigen oder wohl lasterhaften Leben durch die Liebe zu den Sprößlingen ihres Leibes bewogen worden, in die versöhnende Stellung sorgfältiger, nachdenksamer Mütter einzutreten!

Derartige Betrachtungen, an die sich noch viele Hoffnungen und Besorgnisse knüpfen, sind die Ergebnisse eines Geburtstages. Wie lange werden wohl diese Blumen, die jetzt so schön blühen, unter uns bleiben dürfen? Fallen sie vielleicht unter der Sense des Schnitters, ehe ein weiterer Geburtstag kommt, oder wird es ihnen gestattet seyn, die Ordalien dieses Lebens voll Versuchung durchzumachen? Wie mögen sie wohl den Kampf bestehen? Werden sie fallen und ihren Eltern Schande machen oder denselben zum Stolz und Segen erblühen? Wird sie der Himmel vor allzugroßer Versuchung, vor Krankheit oder herben Züchtigungen bewahren? Die Keime der Tugend sprossen auf neben dem Schwindelhaber, der sich unter das Korn mischt — wird die Frucht sich als gute Saat erweisen und das Unkraut sich durch Lehre und Beispiel ausrottten lassen? Wie viel ist nicht zu ermuthigen, wie oft nicht ein Zügel anzulegen! Auch die Tugenden werden in ihrem Uebermaße zum Laster — die Freigebigkeit zur Verschwendung — die Klugheit zum Geize — der Muth zur Tollkühnheit — die Liebe zur Schwäche — sogar die Religion zum Fanatismus — und der überlegene Verstand in seiner Dreistigkeit vielleicht zu einer Verhöhnung der Macht, welche ihn verliehen hat. Ach! welche Summe von Verantwortlichkeiten! Der Mensch kann sich freuen oder leiden, wenn er für sich allein lebt; aber er ist doppelt gesegnet oder doppelt verflucht in seinen Kindern. Wie gut ist's, daß wir nichts von der Zukunft wissen! Denn wie

stünde es mit allem Erdenglück, wenn uns bekannt wäre, was uns die nächsten Tage bringen? So haben wir nur unsere Pflicht zu thun und dürfen auf das Beste hoffen, indem wir zugleich anerkennen, daß uns immer nur ein gerechtes Geschick trifft, welcher Art es auch seyn mag.

Wie seltsam, daß Sterbliche in der Mitte des Lebens sich anmaßen den Tod einer spitzfindigen Berechnung zu unterwerfen und darauf zu spekuliren! Ich kann jetzt mein Leben für zwanzig oder mehr Jahre bei einer Versicherungsgesellschaft kaufen, und die Aktionäre theilen die Dividende. Nun, wenn ich je mein Leben versichere, so hoffe ich, daß sie an mir Geld verlieren, denn wie jeder Andere in dieser Welt habe ich noch große Dinge zu thun, bevor ich sterbe. Ich habe nur von einem einzigen Manne je gehört, der mit den Worten zum Tode niederliegen konnte: „Jetzt, Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren." Ich habe noch keine Warnung verspürt, denn in dem verwickelten Mechanismus meines Leibes ist noch keine Schraube los; und doch kann heute noch ein Schornstein auf meinen Kopf niederfallen, und allen meinen Berechnungen ein Ende machen.

Es ist recht, daß wir das Zweifelhafte unseres Daseyns nicht ganz vergessen, obschon die ewige Weisheit wohl nie beabsichtigt hat, daß wir diesen Gedanken stets mit uns herumtragen. Wenn wir uns stets vergegenwärtigten, daß wir vielleicht in dieser Stunde noch sterben, wie stände es dann mit aller Thatkraft, mit allem Unternehmungsgeist und mit allem Gewerbsfleiß? Wer würde auf die Früchte eines künftigen Tages spekuliren, wenn er nicht zugleich auch darauf zählte, sie einheimsen zu können? Wir würden überall Halt machen, um uns zu fragen: cui bono? Wenn uns nicht die Hoffnung auch in unseren unvernünftigen Berechnungen aufrecht erhielte, so würde die Welt ewig stille stehen. Nein, nein! wir haben unsere Pflicht gegen Gott zu erfüllen, sind aber eben so sehr darauf angewiesen, die gegen unsern Nächsten nicht zu verabsäumen. Die Un-

sicherheit des Lebens soll uns in unsern weltlichen Leidenschaften zügeln, darf uns aber nicht auf unserer irdischen Laufbahn als Hemmkette begleiten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

En route, August 1837.

Das Verpacken seiner Habe ist eine große Kunst, in welche unser Beruf glücklicherweise recht gut eingeweiht ist. Ein Midshipman zum Beispiel weiß Alles in seiner Truhe unterzubringen. Nicht so leicht ist es, einen Wagen voll Kinder, zwei Vögel und einen jungen Schooßhund — im Ganzen zwölf lebende Wesen sammt ihren Anhängseln — gehörig aufzupacken. Bei dem Hunde ist es rein unmöglich, und die beste Art besteht darin, daß man ihn sich packen heißt. Kanarienvögel reisen zur Sommerszeit recht gut in den Wagenlaternen, wenn sie nicht mit angezündeten Lichtern versehen sind — ich erwähne dies bloß als einen Wink für diejenigen, welche mit derartigen unerläßlichen Zugaben eine Wanderung antreten müssen. Abgesehen davon, daß man sie in dieser Weise aus dem Wege geräumt hat, geben ihre Bewegungen hinter dem Glase viel Anlaß zur Belustigung für diejenigen, welche beim Pferdewechsel um den Wagen stehen.

Ich machte zu Saint Frond Halt und fragte, was es zu sehen gebe. Nichts als Kirchen und Mönche. Mein dreijähriges Mädchen blickte sehnsüchtig nach einer dreifußhohen Jungfrau Maria in Goldbrokat hinauf. Der alte Pförtner, welcher dies bemerkte und ihre Bewunderung wahrscheinlich der Frömmigkeit zuschrieb, führte sie näher hinan; aber nun rief sie zu seinem Entsetzen aus: „Quelle jolie poupée!“ Salomon sagt: „Aus dem Munde der Kinder sollt

ihr Weisheit lernen." Der alte Mann ließ ihre Hand los und machte ein Gesicht, als könnte er den Scheiterhaufen unter ihr anzünden, den sie seiner Meinung nach verdiente.

Die Beharrlichkeit der belgischen Bettler ist ebenso merkwürdig als lästig. Man thut daher am besten, wenn man seine Börse herauszieht und sich anstellt, als werfe man etwas über ihre Köpfe. Sie wenden sich dann ab, um danach zu sehen, und wenn man weiter zurückdeutet, bringt man sie in noch größere Entfernung. Ich bin der Ansicht, daß es weit räthlicher ist, Bettlern gar nichts zu geben, denn der Bettel demoralisirt und sollte in jedem Lande ausgerottet werden. Wenn Kinder, wie in Belgien, zum Winseln, Weinen und Sichdemüthigen aufgezogen werden, so geht schon in früher Jugend jenes Gefühl stolzer Unabhängigkeit verloren, welches im späteren Leben zum Gewerbsfleiß führt. Dennoch dürfte das gebrechliche Alter als ein passender Gegenstand der Mildthätigkeit erscheinen. In vielen Fällen ist dies allerdings richtig, aber um zu beweisen, wie sehr man dennoch getäuscht werden kann, will ich einen Umstand anführen, der mir vor einigen Jahren begegnete.

Ich fuhr mit einem Freunde auf einer Straße. Er war einer der angenehmsten und wackersten Männer, welche die Natur je geschaffen hat und erlitt einen höchst außerordentlichen Tod. Von nervösem Temperamente endigte seine leidende Gesundheit in Geistesverwirrung. Als Lord Castlereagh sein Leben voll Ueberaufregung durch Selbstmord beschloß, erschienen die Einzelnheiten dieser schrecklichen That in der Zeitung, und mein Freund, der den Bericht las, bildete sich nun ein, daß er selbst Lord Castlereagh sey. Er machte den ganzen Vorgang, wie ihn die Zeitungen gaben, durch und schnitt sich, wie jener unglückliche Pair, mit dem Federmesser die Carotis ab. Friede sey mit ihm! Um übrigens fortzufahren — wir saßen etwa vierzig Meilen von London auf dem Nordwege in einem Gig, als wir an dem Abhange eines steilen Berges auf eine Gruppe trafen, welche hinanstieg. Sie bestand aus einem ehrwürdig

aussehenden alten Manne mit über die Schulter niederfallenden grauen Locken, der wie ein Landmann gekleidet war und an einem Stock ein Bündel über den Schultern trug. Er war von einem jungen Paare, das schwere Lasten trug, und fünf Kindern verschiedenen Alters begleitet. Das Aussehen des alten Mannes war in der That patriarchalisch und auf seinem Gesichte lagerte eine angenehme Ruhe, welche den günstigsten Eindruck machte. Eine Weile stiegen sie auf dem Fußwege bergan; dann aber kam der alte Mann zu uns herüber, nahm seinen Hut ab und sagte: „Gentlemen, wenn es keine zu große Freiheit ist, so möcht' ich fragen, wie weit ich noch bis — — zu gehen habe.“ Wir nannten ihm die Entfernung nach der etwa zwölf Meilen entlegenen Stadt, worauf er erwiederte:

„Das ist ein langer Weg für meine alten Beine und für die jungen Füßchen müder Kinder.“ Er theilte uns dann mit, sie hätten auf dem Lande ihre Beschäftigung verloren, weshalb er mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter sammt ihren Kindern nach London gegangen sey, um nach Arbeit zu sehen; sie hätten jedoch ihren Zweck nicht erreicht und seyen nun auf dem Rückwege begriffen. „Gottes Wille geschehe!“ fuhr er fort, „und wir dürfen dankbar seyn, „daß wir doch unsere Hütten wieder aufsuchen können, obschon zwölf Meilen eine ermüdende Wegstrecke ist und ich nur noch ein paar Halbpence übrig habe. Sie reichen übrigens zu, um ein Stückchen Brod für die armen Kinder zu kaufen, und wir Alle müssen uns eben behelfen. Guten Morgen — ich danke für die freundliche Auskunft, Gentlemen.“

Von einem eigentlichen Betteln war nun keine Rede, obschon er mit seiner Erzählung keine andere Absicht hatte, als unseren Taschen eine Krone zu entlocken, die er denn auch mit einem Schauer von Segenswünschen dahinnahm. Wir fuhren weiter und bemerkten, wie schwierig es sey, würdige Gegenstände für Mildthätigkeit auf-

zufinden, indem wir uns schmeichelten, diesmal unser Almosen recht gut angelegt zu haben. Ohne Zweifel werden auch meine Leser mit mir übereinstimmen.

Etwa zehn Tage später traf sich's, daß ich mit demselben Herrn und in demselben Gig auf dem Doverweg fuhr; aber als wir an dem Fuße des Shooter's Hill anlangten, begegnete uns das nämliche Häuflein wieder — der ehrwürdige Alte, die jungen Leute und die Kinder, welche auf dem Fußwege weiter trabten. Da wurde nun derselbe Operationsplan wieder eingeschlagen, denn obschon wir sie augenblicklich wieder erkannten, schienen sie doch uns nicht wieder zu erkennen. Wir ließen den alten Kerl sein Mährlein vorbringen, das ganz wie früher lautete. Er nahm zuerst seinen Hut ab und fragte nach der Entfernung von — —. Dann ging es an die Geschichte, in welcher nur die Orte wechselten, und schloß zuletzt mit den paar Halbpencen, um Brod für die Kinder zu kaufen. Ich ließ ihn ausreden, gab ihm aber nicht wie früher eine Krone, sondern einen so tüchtigen Peitschenhieb über das Gesicht, daß er sein Bündel fallen ließ und die Hände vorhielt. So fuhren wir weiter und bemerkten dabei, daß er in der Mitte des Weges vor Schmerz stampfte, bis wir ihn aus dem Gesichte verloren. Einem jungen Schelme kann ich leicht verzeihen, aber wenn ein alter Mann, der am Rande des Grabes steht, einen derartigen Betrug übt, so gibt er einen Beweis von verhärteter Schuftigkeit, die sich durch nichts entschuldigen läßt. Nachdem ich ihn auf diese Weise direkt abgefertigt hatte, traf ich später nie wieder mit ihm zusammen.

Kehren wir nach Saint Frond zurück. — In der letzten Kirche, die wir besuchten, erlebten wir einen Auftritt. Eine Frau knieete in dem Beichtstuhle. Der Priester, welcher mit einem weißen Schnupftuche sein Gesicht verbarg, um zu verhindern, daß seine Worte nicht gehört würden, fesselte die Aufmerksamkeit der Kinder, welche von mir eine Erklärung verlangten. Kinder stellen

so viele Fragen. „Glaubst Du, daß sie sehr böse gewesen ist? Wird er ihr vergeben?“ Ehe ich über diesen wichtigen Punkt ein Gutachten abgeben konnte, stieß die Frau einen lauten Schrei aus und sank vor dem Beichtstuhle in Ohnmacht. Der Priester stand auf; das Tuch verhüllte nicht länger sein Gesicht, das von Entrüstung zu glühen schien. Die Frau mußte aus der Kirche getragen werden und der Priester eilte durch das Kirchenschiff hinauf nach der Sakristei. Was hatte sie gethan? Jedenfalls etwas, wofür es keine Absolution zu geben schien.

Leider Aachen! was kümmerten wir uns um das Grab Karls des Großen, um seine ausgedehnten Besitzungen, um seinen Prunk und seine Gewalt? Wir hatten etwas verloren, was für uns weit wichtiger war — einen Mantelsack: allerdings kein großer Werth, denn er war alt und sein Inhalt weder neu, noch werthvoll; aber wir verloren in diesem Mantelsacke eine unschätzbare Summe von Bequemlichkeit, weil er viele kleine absolute Nothdürftigkeiten enthielt, deren Verlust wir erst in Köln wieder ersetzen konnten, wohin wir unsere Koffer vorausgeschickt hatten. Die Kinder konnten nicht gebürstet und gekämmt werden, denn Kämme und Bürsten waren in dem Mantelsack — sie mußten sich ohne Nachtmütze schlafen legen, denn auch diese befanden sich in dem Mantelsack — sie mußten in ihren kleinen Chemisen, die bis in die Gegend der fünften Rippe reichten, schlafen gelegt werden, denn ihre Nachtkleider waren in dem Mantelsack. Aber nicht nur die Kinder, sondern wir Alle litten unter dem Umstande, daß sich besagter Mantelsack ohne Urlaub absentirt hatte. Meine Stiefeln hatten Risse bekommen, und meine anderen waren in dem Sacke; meine Schnupftabackdose war leer und die Bleibüchse befand sich in dem Sacke; das Gesinde brummte, denn es hatte einiges von seiner Habe in den Mantelack geschmuggelt.

Es hatte fast das Ansehen, als ob gar Alles in dieses unglückselige Felleisen gestopft worden wäre. Hätten wir ein Etuis

mit Schmucksachen oder einen Beutel voll Geld verloren, so wäre dies nur ein unbedeutendes Unglück gewesen in Vergleichung mit dem Elende, das durch dieses Ausreißen einiger Alltagsbequemlichkeiten von geringem Werthe veranlaßt wurde. Wir sehen darin den Beweis, wie weit mehr Comfort man aus den Nothdürftigkeiten, als aus den Luxusartikeln des Lebens erzielt. Nun ich lese, was ich geschrieben habe, kann ich noch beifügen, daß dieser Mantelsack sich die nächsten paar Wochen zu einem ganz außerordentlichen Umfange vergrößerte; denn wenn etwas vermißt wurde, so erklärten die Dienstboten, es sey in dem Mantelsack gewesen, der nun wie der jüdische Sündenbock, welcher in die Wüste wanderte, alle Sünden der Kindermädchen und jedes andern Domestiken in der Familie auf sich nehmen mußte.

Auf unserem Wege übergab mir der Wirth eines Gasthauses folgendes Dokument, das ich zum Besten derjenigen, welche Jagdfreunde ohne Landbesitz sind, veröffentliche: —

„Comfortables Gasthaus. Der Eigenthümer des rothen Hauses zu Burgheim, auf dem Wege von Aachen nach Köln, angenehm in Mitte der Stadt und dem Posthause gegenüber gelegen, hat die Ehre, sich den Reisenden zu empfehlen. Man findet bei ihm ‚Galignanis Messenger' und andere Zeitungen. Im Hause wird englisch, deutsch und französisch gesprochen. Da in der Nähe vortreffliche Wildparke sind, so freut er sich, den Reisenden mittheilen zu können, daß er in der Lage ist, ihnen das Vergnügen von Wildschwein-, Hirsch-, Hasen-, Enten- und Rebhühnerjagden zu verschaffen. Auch sind Pferde und Equipagen aller Art für Ausflüge in die Umgegend vorhanden.

A. J. Hons."

Preußen. — Ich fürchte, daß unsere Nationalökonomie einem Schatten nachjagen und ihr System von Wechselseitigkeit nie Ge-

hör finden wird. Es ist merkwürdig, daß diese Macht nebst anderen, nachdem sie sich herangelassen, das Napoleonische Kontinentalsystem zum Nachtheile der englischen Manufakturen aufzuheben, nun dasselbe System des Ausschlusses, welches wir zu verhindern bemüht sind, in Friedenszeiten aufrecht erhalten, obschon wir ihnen durch unsere Anstrengungen und durch unser Geld das Joch der Knechtschaft abgenommen haben. Uebrigens wird ein kurzes Nachdenken zureichen, um den Beweis zu führen, daß sie im Rechte sind. Die Regierung eines jeden Landes sollte wo möglich nie zugeben, daß sich ihr Gebiet in Beziehung auf Hülfsquellen, die es durch seinen eigenen Fleiß schaffen kann, von anderen abhängig macht. Wir handelten nach dem gleichen Grundsatze, als wir die Seidemanufakturen in Spital-Fields gründeten, und jede Regierung hat die Pflicht, ebenso zu handeln.

Die einheimischen Produkte des Bodens lassen allerdings ein System der Wechselseitigkeit und des Tausches zu, nicht aber Manufakturartikel, deren Rohmaterial von Allen gewonnen werden kann. So bieten zum Beispiel das Blei, das Eisen und das Zinn Großbritanniens und die Weine fremder Länder Gegenstände, welche von solchen umgetauscht oder erkauft werden können, die keine Minen oder keine Weinberge besitzen. Weiter kann übrigens die Wechselseitigkeit nicht gehen, ohne daß der einen, wo nicht gar beiden Partieen Nachtheil erwüchse.

Drei von unseren Wagenrädern sind schadhaft! Fügen wir hiezu noch den Verlust des Mantelsacks, so wird man in der abgedroschenen Bemerkung mit uns übereinstimmen, daß das Unglück nie allein kommt. Freilich ist das Sprüchlein nicht wahr, denn es kommt sehr oft einzeln, und wenn dies geschieht, so ist es meist weit ärgerlicher, als wenn es in Schaaren anzöge. Man brummt über einen einzelnen Unfall; aber wenn wir finden, daß Fortuna uns feindlich nachjagt und uns zu überladen sucht, so treten wir entrüstet gegen sie auf, schnippen die Finger und lachen über sie. Das letztere

Mißgeschick tröstete für alle übrigen; denn wenn wir die Gebrechen der Räder nicht glücklicherweise aufgefunden haben würden, so hätten wir am anderen Tage die Hälse brechen können, namentlich, da sich ein Liebhaber eingestellt hatte, der einem unserer Rosse von ein paar Hufeisen half. Ich wünschte nur, daß er für den Rest seiner Tage damit beschuht würde.

Es ist merkwürdig, wie der unwissende Naturmensch andere Personen, welchen Rang sie auch haben mögen, im Gespräche ganz auf seine eigene Höhe setzt. Ich hörte zu, wie ein kleines Mädchen einem anderen eine Geschichte erzählte, in welcher Könige, Königinnen und Prinzessinnen die Helden spielten. „Und so sagt die Königin zu der Prinzessin: ‚was hast du doch da für eine schöne Puppe!' ‚Ja, Euer Majestät; Papa kaufte sie mir in dem Bazar und zahlte fünf Schillinge, sechs Pence dafür,'" und so weiter. Dies erinnerte mich an die Matrosen, welche, wenn sie sich an Bord eines Kriegsschiffs Geschichten erzählen, ihren Königen eine ganz eigene Sprache in den Mund legen.

„Gut," sagt der König; „hole mich Dieser und Jener, wenn ich mir dies gefallen lasse. Seyd so gut, nur in aller Bälde einzuziehen, Frau Königin." „Lieber will ich Euch gehangen und Euren Kopf dazu rasirt sehen," antwortet Ihre Majestät erzürnt, und so weiter, und so weiter. Was Königinnen in ihrem Zorne sagen mögen, ist nicht gut anzugeben; aber den Matrosen dünkte diese Sprache vollkommen königlich und ganz richtig.

Einige Leute bilden sich wunderliche Begriffe von Gentilität. Ein Kabricletführer nahm ein wohlgekleidetes Frauenzimmer ein, welches sich in Ausdrücken erging, die ihm befremdlich vorkamen; er bemerkte daher gegen einen seiner Freunde, einen Miethkutscher, er hätte sich nicht gedacht, daß die vornehmen Leute eine solche Sprache führten. „Pah! pah!" versetzte der Kutscher, „sie war eben nicht vornehm." „Da muß ich um Verzeihung bitten," erwiederte der Kabrioletmann; „eine leibhaftige Lady — Hut und Federn!"

Köln. — Man hat hier ein eigentliches Golgatha — die Schädel der heiligen drei Könige par excellence und dann die Schädel der heiligen Ursula und ihrer eilftausend Jungfrauen. Ich möchte wissen, wo so viele zusammengebracht wurden! Die heilige Ursula führte jedenfalls eine große Macht in's Feld und kommandirt vermuthlich den rechten Flügel der ganzen Märtyrerarmee. Ich ging in die Goldkammer, wo es einige recht hübsche Dinge gibt. Der alte Bursche zeigte uns die Gegenstände der Reihe nach vor; als ich jedoch bemerkte, daß viele Gegenstände, die ich früher gesehen, nicht zur Schau gestellt wurden, so blickte ich in den Schrank und fand sie daselbst. Sie bestehen aus Krystallvasen, die mit Gold und kostbaren Steinen verziert sind. Eine enthält das Schenkelbein des heiligen Sebastian, die andere einen Theil von dem Ellenbogenbeine des heiligen Laurentius und eine dritte ein Stück von dem Kleide der Jungfrau Maria. Ich holte sie für die Damen heraus und fragte den Mann, warum sie nicht wie früher vorgezeigt würden. Der Alte lächelte und zog die Mundwinkel nieder, als wollte er sagen: „'s ist lauter Firlefanz!" Die Reliquien schlagen also auch unter den Katholiken ab.

Es fragt sich, ob die Schiffbrücke bei Köln sich nicht besser rentirt, als irgend eine andere in der Welt, obschon sie keineswegs die schönste ist; der Menschenstrom, der den ganzen Tag über darauf hin und herwogt, ist so stark und weit, als der Rhein selbst.

Was Köln betrifft, so könnte ihm kein größeres Glück begegnen, als wenn es niedergebrannt werde. Enge, schlecht gelüftete und schlecht unterhaltene Straßen. Die Nase wird mit tausend Geruchsvarietäten heimgesucht, und das kölnische Wasser in den Gassen riecht ganz anders, als das, welches man in Flaschen kauft.

Von Köln nach Koblenz und von da nach Mainz hatten wir eine recht angenehme Fahrt, weil wir in angenehmer Gesellschaft reisten. Es ist auffallend, aber dennoch Thatsache, daß man an Bord eines Dampfbootes geht, um Ermüdung zu vermeiden, wäh-

rend man doch jeden Abend weit abgematteter ist, als wenn man zu Land gereist wäre. Man will Staub und Hitze vermeiden, tauscht aber ersteren gegen den Ruß des Rauchfangs um, durch den man weit schmutziger wird, als wenn man eine zweimal soweite Landreise gemacht hätte, während die Hitze ganz dieselbe ist — ein paar Punkte also, in denen gewiß nichts gewonnen wird. Der Aufwand auf diesen Rheindampfbooten ist sehr groß. Ich habe berechnet, daß fünf Personen, die von Köln nach Straßburg die Post benützen, um zweihundert und etliche Franken wohlfeiler wegkommen, als wenn sie die Dampfschifffahrt benützen. Jedenfalls verliert man noch obendrein bei letzterer an Zeit, da man fünfthalb Tage nach Straßburg braucht, während man zu Land nur die halbe Entfernung, etwa fünfundvierzig Posten hat.

Auch mit Ungelegenheiten bleibt man nicht verschont, denn die Dampfboote wechseln jeden Abend, und man muß sein Gepäcke an's Land schaffen, um es zu einer Zeit auf das andere bringen zu lassen, in welcher man am wenigsten geneigt ist, überhaupt etwas zu thun. Der großen Kosten, zu denen man zwar nicht verpflichtet ist, die man aber kaum umgehen kann, will ich gar nicht gedenken.

Da also in Betracht der genannten Punkte kein Vortheil erzielt werden kann, so sollte man wenigstens glauben, daß die malerische Landschaft den Reisenden schadlos halte. Dies ist übrigens nicht der Fall und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß diejenigen, welche den Rhein hinaufreisen, sich im Durchschnitte getäuscht finden, obgleich sie es nicht einräumen mögen. Sie erwarten zuviel. Die lebhaften Schilderungen und die Stahlstiche haben ihre Hoffnungen zu hoch gesteigert, und sie finden, daß die Wirklichkeit den Anstrengungen der Feder und des Grabstichels nicht gleichkömmt. Mehrere Reisende gaben zu, daß sie sich mehr versprochen hätten, und ich muß bekennen, daß ich den Rhein kaum wieder erkannte. Als ich den Weg zu Lande machte, kam er mir schön, im Dampfboote aber gar zahm vor.

Auch Andere, welche sowohl auf dem Dampfschiffe als auf der Straße, die dicht an den Ufern hinläuft, die Reise machten, haben schon ähnliche Bemerkungen ausgedrückt — und der Grund ist einfach. Wenn man zu Lande reist, hat man die ganze Breite des Rheins zum Vordergrunde für die Landschaft des jenseitigen Ufers, und dies geht zu Wasser verloren. Das Ufer, an dem man hinfährt, wird durch sein Ansteigen und durch die scharfen Winkel, welche so plötzlich die Scenerie wechseln, viel großartiger. Ein plötzliches Auftauchen erhebt das Malerische sehr, und der Rhein verliert die Hälfte seiner Schönheit, wenn man ihn von einem Dampfboote aus betrachtet. Ich habe die Reise in beiderlei Weise gemacht, und möchte Jedem rathen, dem Landwege den Vorzug zu geben. Das Dampfboot bietet viele Unbequemlichkeiten. Man kommt spät an, findet ein überfülltes Hotel und muß am andern Morgen sehr früh (zu Mainz um drei Uhr) aufstehen, was mit einer Familie keine Kleinigkeit ist. Der einzige sehenswerthe Theil des Rheins liegt zwischen Köln und Mainz, da sich über und unter diesen Städten nichts Interessantes mehr bietet. Auf der gedachten Strecke sind auch die Dampfboote gut bedient, aber oberhalb Mainz ist Alles sehr ungemächlich, während man sich noch obendrein jeder Art von Erpressung ausgesetzt sieht.

Wenn ich meinen Freunden die Route für eine Rheinreise vorzeichnen müßte, so würde ich ihnen rathen, nicht in Rotterdam auf ein Dampfboot zu gehen. Der Weg ist lang, ohne Interesse, und hat viele Unbequemlichkeiten. Man fahre nach Antwerpen, und von hier mit der Eisenbahn nach Brüssel; dann über das Waterlooofeld nach Namur und Lüttich. Vermuthlich dürften viele die Maasufer denen des Rheins vorziehen, denn ich kenne nichts Schöneres, als den Weg von Namur bis Chaude Fontaine, obschon die Landschaft in Vergleichung mit der des Rheines einen Miniatür-Maßstab hat. Von Lüttich nach Aachen, und von da nach Köln. Bis Mainz ist jetzt die Landreise empfehlenswerth, und dann kann

man thun, was man will. Für den Rückweg ist der Gebrauch der Dampfboote räthlich, weil es mit der Strömung sehr schnell geht und man an den Städten, wo Halt gemacht wird, zu guter Zeit anlangt. In dieser Weise hat man den Rhein zu Wasser und zu Land gesehen.

Gegenwärtig hat die Seifenblase ihren größten Umfang erreicht, wird aber wohl bald zum Bersten kommen. Die Engländer besäen die Ufer des Rheins mit Gold und erhalten dafür Schimpf und Mißhandlung. Ich belustigte mich sehr über einen jungen Landsmann, der mit mir auf dem Dampfboote reist. Er versteht kein Wort Französisch oder Deutsch und wird daher zu jeder Stunde des Tages geplündert. Aber wenn er auch sprechen könnte, so hat er doch keinen Begriff von dem Werthe seines Geldes. Er zieht seine Börse heraus und läßt die Kellner selbst nehmen — was sie denn natürlich auch *sehr reichlich* thun. Warum er die Reise macht, ist schwer zu sagen. Gewiß nicht wegen der schönen Landschaft, denn er schlief auf der ganzen Strecke zwischen Köln und Mainz — das heißt, die ganze Zeit über, welche er nicht auf Essen und Trinken verwendet. Sein einziger Zweck scheint das Kosten der Rheinweine zu seyn. So rief er einmal nach einer Flasche von dem besten; man gab ihm welchen, der nicht auf der Karte stand, und berechnete ihm die Flasche genau zu einem Pfund Sterling. Er ist ein freigebiger Bursche, denn wenn er vor seiner Flasche sitzt, lädt er Jedermann ein, daran Theil zu nehmen. Natürlich findet er Viele, welche ihm diesen Gefallen erweisen.

„Ein kapitaler Wein, nicht wahr?“ sagte er zu einem Franzosen, der sein Glas vor sich hatte, aber kein Wort Englisch verstand.

„A votre santé, Monsieur,“ versetzte der Franzose.

„Ich meine, wie man diesen Wein nennt?“

„C'est exquis, Monsieur,“ erwiederte der Franzose.

„Ah, Exki also? he, Kellner — bringen Sie noch eine Flasche Exki!“

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Fahren wir fort. — Hält es der Reisende für räthlich, bis Mainz zu Wasser rheinaufwärts zu fahren, so sehe er sich wohl vor, ob er es wagen soll, weiter zu gehen. Ich setzte meine Fahrt fort, weil ich neugierig war, zu erfahren, wie der Rhein aussehe, nachdem er den Charakter der Großartigkeit verloren, und will nun den Verlauf meiner Reise berichten. Zu Mainz kommt man in ein kleineres Dampfschiff mit geringerer Kraft, weil es nur wenige Passagiere gibt und ihre Bequemlichkeit nicht viele Aufmerksamkeit fordert, obschon eigentlich die Dampfkraft vergrößert werden sollte, weil der Rhein mit dem Engerwerden immer reißender wird. Ich muß meine Leser warnen, nicht zu glauben, was ihnen von der Dampfboot-Kompagnie gesagt wird.

Man hat vordem die Barbiere für Lügner par excellence gehalten, aber ich bin geneigt, diesen neuen Gesellschaften den Vorzug zu geben. Die Züge des Rheines wechseln gleich unter Mainz; die Ufer werden flach, und der Fluß ist mit zahlreichen Inseln besäet, welche gleich einem großen Theil der Stromseiten mit Landweiden bewachsen sind. Doch bietet sogar hier noch der Rhein eine große Schönheit. Das Wehen der Weiden im starken Winde, die schnelle Strömung, die Windungen des Flusses, die malerischen Thürme der Dorfkirchen oder der Wechsel der Landschaft, wenn der Fluß sich durch Wälder zieht — Alles dies ist keineswegs uninteressant. Natürlich erreichten wir Leopoldshafen nicht um die Stunde, welche uns auf dem Dampfschifffahrts-Bureau namhaft gemacht wurde, denn wir langten erst spät in der Nacht an und nahmen unser Quartier in einem kleinen Wirthshause der gedachten Stadt, welche nicht auf den Karten verzeichnet ist, aber doch Postpferde

und Diligencen bietet, mit denen man nach Karlsruhe fahren kann. Ungeachtet der Versicherung des Schifffahrtsbureaus, daß wir in einem Tag zu Leopoldshafen und am zweiten in Straßburg anlangen würden, mußten wir doch an ersterem Orte einen Tag auf die Ankunft des Dampfschiffes warten, wenn wir es nicht etwa vorzogen, nach Karlsruhe zu gehen. Die Frauenzimmer waren ermüdet, weßhalb wir lieber blieben, wo wir waren. Wir schlenderten umher und belustigten uns in aller Ruhe. Am anderen Tage langte das Dampfschiff an; aber nun erfuhren wir, daß es zur Fahrt nach Straßburg anderthalb Tage brauchen werde und wir die Nacht ohne die mindeste Bequemlichkeit an Bord zubringen müßten — keine sehr angenehme Aussicht, mit einem Wagen voll kleiner Kinder. Nun, wir gingen an Bord; das Boot war jedoch erbärmlich klein und die sehr unkräftige Maschine von ganz schlechter Konstruktion. In einem solchen Fahrzeuge sollten wir also dem reißendsten Theile des Rheins entgegensteuern. Das Boot war in jedem anderen Betrachte gleich schlecht; es hatte nur wenig Mundvorrath, schlechten Wein und gar nichts von jenen Bequemlichkeiten, mit denen andere Schiffe zum Besten der Passagiere ausgestattet sind. Um das Ganze zu krönen, fuhr eine andere Familie mit Kindern, von der ich nachher mehr sprechen werde, in demselben Fahrzeuge. Der Restaurateur sagte uns, er habe nicht so viele Leute nach Straßburg erwartet und sey daher völlig unvorbereitet — und so stellte sich's auch in der That heraus. Wir brachen auf und fanden bald, daß die Maschinenkraft in gar keinem Verhältnisse zu dem beabsichtigten Zwecke stand. Der Rhein nahm nun einen verödeten Charakter an. Meilen um Meilen war keine Stadt oder auch nur ein einzelnes Dorf zu sehen. Der Schwarzwald bildete in der Ferne eine tiefblaue Masse, die Strömung schoß rasch durch schmale, tiefe Kanäle, während die eine Hälfte des Flußbettes trocken lag. Zuweilen kamen wir durch sehr gefährliche Engen, wo das Wasser über Felsriffen kochte und wirbelte;

auch waren wir oft genöthigt, uns auf Fußweite dem steilen, schlammigen Ufer zu nähern, wo die losgerissenen und nur noch an den Wurzeln festgehaltenen Bäume bewiesen, wie gewaltig die Strömung seyn mußte, wenn der Fluß durch den schmelzenden Gebirgsschnee angeschwellt wird.

Man kann sich denken, daß wir eine sehr langweilige Fahrt hatten, da wir in der Stunde nicht über anderthalb (englische) Meilen zurücklegten. Bisweilen kamen wir in dieser Zeit keine hundert Ellen vorwärts und wurden hin und wieder durch die Strömung wieder zurückgerissen. Um dann nicht noch mehr Grund zu verlieren, steigerte man die Kraft der Maschine auf die Gefahr einer Explosion hin. Die Folge davon war, daß der Kondukteur Abends erklärte, wir würden Straßburg nicht gegen eilf oder zwölf Uhr des anderen Tages, sondern erst um vier oder fünf Uhr erreichen. Wir ankerten in der Entfernung einer Elle von dem Ufer und schickten uns an, die Nacht zu verbringen, wie es eben gehen mochte.

Unsere Gesellschaft bestand aus sieben Familienmitgliedern nebst zwei Kindsmädchen, die andere aus vier erwachsenen Frauenzimmern, einem Manne, vier Knaben, einem ostafrikanischen Neger und einer Kuhhaut, welche während unserer Fahrt eine sehr wichtige Rolle spielte und viel Lärm machte. Der Gentleman war augenscheinlich einer von denen, welche sich selbst Eklektiker nennen. Er achtete sehr wenig auf das, was vorging, und war ein friedlicher Mann, dessen Physiognomie ausdrückte: „Alles für ein ruhiges Leben!“ Eine von den Damen war seine Gattin und zwei andere, welche in die Klasse der alten Jungfern gehörten, augenscheinlich seine Schwestern. Die vierte Dame war eine gallicht aussehende Person und fühlte sich glücklich in dem Loose, Mutter von vier schönen Knaben zu seyn. Letztere hielt sie unter dem Beistande des Negers und der Kuhhaut in Ordnung. Die Anwendung des gedachten Instrumentes er-

regte unter unseren Kleinen Zeichen des Erstaunens und Entsetzens, welche die fragliche Dame durchaus nicht zu genehmigen schien, da sie im Gegentheil nur gar zu gerne geneigt gewesen wäre, unserem jungen Volke ein Pröbchen davon zu geben, wenn sie es hätte wagen dürfen. Die beiden jüngsten Knaben mußten am meisten leiden, da sie jede halbe Stunde ihr regelmäßiges Dutzend aufgezählt erhielten. Die zwei ältesten standen unter der besonderen Obhut des Negers, welcher sich seiner Fäuste bediente — vermuthlich weil sie dichte Hosen trugen und sich, wie Hood sagt, nichts um einen Hieb von hinten kümmerten. Wir waren noch keine zwei Minuten im Schiff gewesen, als es schon auf einen Sturm losging. Ich hörte den Neger folgendermaßen Vorstellungen machen: „Du sehr thörichter Knabe, was Du damit meinen? Wer hat je davon gehört, daß man eine neue Tuchkappe in's Wasser taucht, um Fische zu fangen?" Dies war das erste Vergehen. Ich muß sagen, daß der geübte Zwang durchaus nicht aus einem Gefühl von Liebe zu den Kindern hervorzugehen schien, denn man ließ sie klettern, sich herumzerren, über die Maschine oder über die Hochlichter hinlaufen, und ich erwartete jeden Augenblick, daß einer der Buben entweder durch die Räder oder durch den Rheinstrom versorgt würde. Wir ersahen bald, nicht bloß aus obigen Zugaben, sondern auch aus den chinesischen Koffern, welche das Gepäck enthielten, daß unsere Reisegesellschaft indianische Einfuhr war. Auch erhob ihr späteres Benehmen dies über allen Zweifel, selbst wenn sie es nicht persönlich bekannt gemacht hätten — freilich nicht dadurch, daß sie mit uns, sondern eben vor uns sprachen; denn sie betrachteten uns augenscheinlich nicht für hinreichend respektabel, um uns sogar für den kurzen Verkehr unserer Reise Zutritt zu ihrer Gesellschaft zu gestatten.

Ich kann hier nicht umhin, eine Bemerkung über die Leute zu machen, welche aus Indien kommen. Sie sind in der Regel stets unzufrieden und würden gerne wieder zurückkehren. Der

Grund ist augenfällig; sie verlieren mit einemmale ihren Rang und ihre Bedeutsamkeit, indem sie auf die Stufe heruntersinken, zu welcher sie in der englischen Gesellschaft berechtigt sind. In Indien hat der Rang der Kompagnie-Beamten den Vorzug; aber wie groß auch ihr Einkommen in Indien seyn mag, so sind sie doch nur die Diener einer Gesellschaft von Kaufleuten und haben demgemäß in England ihre Stellung. Sie sind daran gewöhnt, über eine Schaar schmeichelnder Sklaven despotisch den Scepter zu schwingen; die Frauenzimmer erhalten alle jene Aufmerksamkeit, deren sie sich gewöhnlich zu erfreuen haben, wo ihre Anzahl sehr gering ist; sie pflegen die neuen Ankömmlinge zu patronisiren, welche natürlich sehr dankbar für eine so gut angelegte Höflichkeit und Gastfreundschaft sind — kurz, sie waren im Besitz von Rang, Glanz, Reichthum und Macht, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß sie verdrießlich und unzufrieden werden, wenn sie sich nach ihrer Rückkehr aller dieser Vortheile beraubt sehen und finden müssen, daß ihre Stellung in der Gesellschaft weit von der höchsten Stufe absteht. Natürlich gibt es Viele, die in Indien gewohnt haben und nach ihrer Rückkehr alle Vortheile ihrer Familienverbindungen wieder finden; indeß muß man nicht vergessen, daß doch bei Weitem der größere Theil aus Leuten von niederer Abkunft besteht, welche ihre Anstellung zum Danke für die Bemühungen ihrer Eltern bei den Wahlen ihrer Beschützer in's Parlament erhalten haben, während die Frauen sich in der Regel auf Heirathsspekulation nach Indien einschifften, ohne eine andere Morgengabe mitzubringen, als ihre Gesicht. Wie hoch sie demnach durch vieljährige Dienstzeit in Indien auch gestiegen seyn mögen, sind sie doch zu Hause nichts, und wenn sie nicht einen Reichthum mit sich bringen, der sie unter die Nabobs einreiht, so haben sie in der That nur sehr geringe Aussicht in der besseren Gesellschaft Zutritt zu erhalten.

Ich habe gesagt, sie hätten vor uns, nicht aber zu uns gesprochen. Der Gentleman war höflich und würde sich gerne mit

mir unterhalten haben, wurde aber augenblicklich unterbrochen und in einem Auftrage weggeschickt; so gab er denn um des lieben Friedens willen seine Absicht auf. Das System, vor den Leuten zu sprechen, erinnert mich immer an das Lustspiel: „Der Kritiker," in welchem gefragt wird, „warum es nöthig sey, ihm Alles wieder zu sagen, wenn er es schon wisse." Einfach deshalb, weil das Publikum noch nicht davon unterrichtet ist. So waren nun die fraglichen Personen die Schauspieler und wir die zu belehrenden Zuhörer. Das Gespräch zwischen den Erwachsenen lautete folgendermaßen: „Erinnerst Du Dich auch; wie höflich Lord C.. in A.. gegen uns war?" — „Natürlich." — „Lady D.. sagte mir so und so." — „Ja, ich entsinne mich recht gut." — „Was doch der ehrenwerthe Mr. E.. für ein artiger Mann ist!" — „Ja, das ist er." „Wir waren zu M.. mit Lady G.. sehr vertraut." — „Hat ganz seine Richtigkeit." — Und so ging es den ganzen Tag zu unserer Erbauung fort. Wie verächtlich und erbärmlich ist eine solche Eitelkeit. Unter derartigen Gesprächen zu unserem Besten, unter fleißiger Anwendung der Kuhhaut und bei einem spärlichen Diner verbrachten wir den ersten Tag, in dessen Verlauf uns gelegentlich ein paar patronisirende Fragen oder Bemerkungen an die Köpfe geworfen wurden; dann aber kehrten sie wieder zu ihrer gezierten Abgeschlossenheit zurück. Wie man sich denken kann, war die Nacht für die Kajütenpassagiere durchaus nicht gemächlich; ich will übrigens nicht bei einem Gegenstande verweilen, der in einem treuen Berichte eine recht artige Skizze der Menschennatur geben würde.

Wir sollten am anderen Abend um fünf Uhr zu Straßburg anlangen; aber wir mühten uns fort, und die Sonne ging endlich unter, ohne daß man nur entfernt etwas von dem Münsterthurme sah. Wir ankerten wieder und mußten abermals die Nacht in dem erbärmlichen Schiffe und in der entzückenden Gesellschaft verbringen. Die Zögerung machte natürlich unsere Reisegefährten noch

mißmuthiger, und wenn ich an die Kuhhaut hätte gelangen können, so würde ich sie zuverlässig über Bord geworfen haben. Der Kapitän schickte einen Mann an's Land, um Etwas zu essen holen zu lassen, denn der Restaurateur erklärte sich für bankerut. Am nächsten Vormittag erreichten wir die Schiffsbrücke zwischen Kehl und Straßburg.

So endete denn unsere langweilige und unangenehme Fahrt, die ich allen künftigen Reisenden zur Warnung geschildert habe. Unsere Reisegefährten ließen sich noch einmal herab, uns anzureden und uns mitzutheilen, daß sie (eine Partie von zehn Personen) England nur verlassen hätten, um einige Freunde in der Schweiz zu besuchen — ein kostspieliger Ausflug, der sich nicht ganz mit der Thatsache zusammenzureimen schien, daß sie ohne Equipage oder weibliche Bedienung reisten. Wie dem übrigens seyn mag, wir trennten uns, ohne uns nur mit einem Lebewohl zu bemühen.

Viel von dem Malerischen des Rheins wird durch die Weinberge zerstört, welche wahrhaftig das Allerunpoetischste in einer Landschaft sind, denn die Rebstöcke sind an den Bergen wie Infanteriebataillone aufgepflanzt. Es ist merkwürdig, in welchen seichten und armen Boden der Wein gedeiht. Auf St. Michael gräbt man viereckige Löcher in das vulkanische Gestein, und die Rebstöcke finden ihr Fortkommen. Auf dem Kap der guten Hoffnung gedeiht der Constantia-Wein in wenig mehr, als Sand. Ich grub ziemlich tief hinunter und konnte nichts Anderes finden. In Burgund wachsen die schönsten Trauben auf einer Fuß hohen Bodenschichte über Schieferbrüchen, und die Erde selbst besteht hauptsächlich aus den Trümmern dieses weichen Gesteins.

Wir wissen, daß die vegetabilische Schöpfung so gut, wie die thierische, eine Art Instinkt besitzt, und es scheint mir, als ob dieser Theil der Natur, gleich dem anderen, verschiedene Grade desselben hat. Den Weinstock zum Beispiel halte ich für eine sehr gescheidte

Pflanze, während mir die Aepfel- und Birnbäume wie große Thoren vorkommen. Die Rebe sucht immer ihre eigene Nahrung und jagt ihr mit ihren Wurzeln durch den Boden nach; kann sie dieselbe an der Stelle, wo sie gepflanzt ist, nicht finden, so kriecht sie weiter in allen Richtungen und in großer Entfernung, um ihren Zweck zu erreichen. Man behauptet, der berühmte Wein zu Hambden-Court breite seine Wurzeln unter dem Flußbeete fort und hole seine Nahrung von dem Boden der anderen Seite; aber ein Apfel- oder Birnbaum gibt sich keine solche Mühe und mag nicht einmal vermeiden, was ihm schädlich ist. Pflanze man einen dieser Bäume in eine Schichte guten Bodens, die etwa in drei oder vier Fuß Höhe über Mergel oder Thon liegt, so gedeiht er, bis die Herzwurzel auf den Mergel oder Thon hinuntergebohrt hat; dann aber siecht er hin und stirbt. Um dieß zu verhindern, ist es Gewohnheit, auf den Mergel hinunterzugraben und eine Ziegelschichte aufzulegen, welche den Wurzeln eine horizontale Richtung anweist, und dadurch wird der Baum gerettet; aber lasse man ihn ohne Beistand, so begeht der dumme Tropf einen Selbstmord und stürzt sich blindlings in sein eigenes Verderben, während die Rebe dies nicht nur vermeidet, sondern sich auch alle Mühe gibt, das, was zu ihrer Gesundheit und Kraft nöthig ist, beizuschaffen. Zuverlässig ist daher sie die verständigere Pflanze.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Straßburg.

Es ist unstreitig ein unserer Natur eingepflanzter Trieb, daß wir etwas lieben müssen. Es liegt nicht in der Absicht des Schö-

pfers, daß unsere Zuneigungen schlummern, und wenn man sie nicht dem anderen Geschlechte oder den eigenen Kindern zuwenden kann, so sucht man sich ein anderes Ziel. Dies erklärt die Vorliebe alter Hagestolze für ihre Neffen und Nichten, denn die Blutsverwandtschaft hat nichts damit zu schaffen; auch werden aus demselben Grunde alte Damen, welche sich nicht heiratheten, den Hunden, Katzen und Papagaien zugethan. Bisweilen nimmt dieser Trieb allerdings einen weit wilderen Flug, um sein Ziel zu erreichen, und es gibt Beispiele von seltsamen Idiosynkrasien; aber dennoch bleibt damit immer erwiesen, daß wir etwas lieben müssen. Ich habe Betrachtungen darüber angestellt, in wie weit man annehmen könne, daß dieser Grundsatz das ganze Universum durchdringe, und ob wir ihn nicht auch durch die unteren Klassen der thierischen Schöpfung verfolgen können; die Untersuchung führt vielleicht auf einen kleinen Ueberrest des Paradieses in den Thieren, welche sich desselben mit dem Menschen erfreut haben. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß die Thiere oft sehr starke und sonderbare Zuneigung gegen andere fassen. Man sieht dies vielleicht am augenfälligsten bei den Hausthieren; aber liegt da wohl nicht der Grund in dem Umstande, daß sie in näherer Berührung und mehr unter unseren Augen sind? In manchen Beispielen, namentlich wenn das mütterliche Gefühl geweckt ist, werden sogar die kräftigsten Antipathien und die Gewalt der Gewohnheit überwunden. Eine Katze, die ihre Jungen verloren, säugt eine Brut junger Ratten, obschon ich glaube, daß in diesem Falle der Instinkt der mächtigste Hebel ist. Wilde Thiere, die in Käfigte eingesperrt sind, zeigen denselben Hang. Man weiß, wie innig schon der Löwe dem Hund zugethan wurde, den man ihm zum Fressen hineinwarf, obschon man kein Beispiel kennt, daß ein wildes Thier, welches ein Weibchen oder nur einen Kameraden seiner eigenen Species in demselben Käfigte bei sich hatte, das Leben eines anderen ihm vorgeworfenen Geschöpfes schonte. Dieses Gefühl veranlaßt auch die Erzeugung von Bastar-

den, welche im wilden Zustand nie stattfinden würde. Wahrscheinlich gibt es kein wilderes oder bösartigeres Thier, als einen erwachsenen Bären; er läßt sich zwar durch Furcht bändigen, zeigt aber nie Zuneigung zu seinem Wärter. Und doch hörte ich letzthin eine merkwürdige Erzählung, welche beweist, daß das vorgenannte Gefühl sogar in diesem Thiere wirkt. Einen Beleg von der bösen Gemüthsart des Bären finden wir in der Thatsache, daß Martin (so heißt nämlich der alte Bär im Jardin de plantes zu Paris), welcher nun schon fast zwanzig Jahre in seiner Grube eingesperrt ist und täglich von den Leuten, die sich in den Gärten ergehen, gut gefüttert wird, jeden Menschen, der zu ihm in sein Loch hinunterfällt, augenblicklich umbringt. Es scheint jedoch, daß nicht alle Bären so grausam sind, wie Monsieur Martin. Leopold, der Herzog von Lothringen hatte in der Nähe der Pallisaden unter dem Glacis einen Bären an einer langen Kette liegen. Einige arme Savoyardenknaben, welche, wie es noch immer geschieht, in der Hoffnung ausgewandert waren, sich einiges Geld zusammenzuraffen und es nach Hause zu bringen, hatten während eines heftigen Schneegestöbers in einem Außengebäude Schutz gesucht. Einer davon, der von Kälte ganz erstarrt war, versuchte, ob er kein wärmeres Lager finden könne, und gelangte endlich, während der Schnee noch immer in Massen niederstürzte, in das Loch des Bären. Statt aber den Jungen in Stücke zu reißen, nahm ihn das Thier zwischen seine Vordertatzen und drückte ihn an seinen zottigen warmen Rock, bis sich der Savoyarde ganz erholt hatte. Ein Bär empfängt Einen gewöhnlich mit offenen Armen, gleichviel, was auch das Endresultat seyn mag, aber in dem gegenwärtigen Beispiel fiel es günstig aus. Der arme kleine Knabe, der sich in so gutem Quartier fand, schlief ein und zog am andern Morgen aus, um wo möglich einige Lebensmittel zu erhalten, ohne übrigens seinen Zweck zu erreichen. Kälte und Hunger trieben ihn wieder zu der Hütte des Bären, der nicht nur hoch erfreut war, ihn wieder zu

sehen, sondern auch wirklich einen Theil seines Nachtessens für den Jungen bei Seite gelegt hatte. Dieses freundliche Einvernehmen wurde einige Tage fortgesetzt, und der Bär wollte zuletzt von seiner Kost nichts mehr anrühren, bis der Knabe zurückgekehrt war. Diese eigenthümliche Freundschaft wurde endlich entdeckt und kam vor die Ohren des Herzogs, welcher den Savoyarden rufen ließ, für ihn sorgte und unter seine eigene Dienerschaft aufnahm. Der Erzähler bemerkt, daß der Knabe ein paar Jahre nach diesem ungewöhnlichen Vorfalle starb. Ich zweifle nicht, daß sich noch von vielen anderen Thieren Beispiele beibringen ließen, um meine Annahme zu begründen. Alle wilden Thiere derselben Species scheinen uns nur deshalb den gleichen Charakter zu haben, weil es uns an Gelegenheit gebricht, sie sorgfältig zu beobachten. Ich möchte übrigens fast glauben, daß dieselbe Verschiedenheit, welche wir so augenfällig unter Pferden, Hunden und anderen Hausthieren bemerken, auch bei der wilden Species stattfindet, folglich auch Schatten von Tugend und Laster bei Löwen, Tigern, Bären und sonstigen wilden Bestien nachzuweisen seyn dürften. Ich zweifle nicht, daß in den Thieren sowohl, als in den Menschen, je nach ihren natürlichen Charakteren, mehr oder weniger Ueberreste jenes Anschmiegens an einander vorhanden sind, welche in dem Garten unserer Eltern so kräftig eingepflanzt waren, daß der Löwe neben dem Lamme ausruhte. „Gott ist die Liebe," sagt die heilige Schrift, und ehe der Teufel seinen Weg nach der Erde fand, war Alles Liebe, weil nur Gott da war. Nun kämpft der Mensch zwischen den beiden Prinzipien des Guten und Bösen. Mit seiner Natur wurde auch die der Thiere umgewandelt; da aber das Prinzip im Menschen nicht erloschen ist, warum sollte nicht auch ein Theil davon in der übrigen Schöpfung fortleben? Durfte sie ja auch mit ihm den Garten Eden bewohnen, und ihre wilde Natur wurde erst geweckt, nachdem der Mensch aus diesem Aufenthalte des Friedens verjagt war.

Das anhänglichste Thier, das ich kenne, ist der gewöhnliche,

braune Mongus, ein Geschöpf, das zwischen dem Eichhörnchen und dem Affen mitten inne steht und alle Lebhaftigkeit, ohne die Bosheit des letztern besitzt. Unglücklicherweise stirbt er in unserem Lande, da er sonst gewiß die Katze ganz verdrängen würde. Er ist sehr reinlich und in einem Grade anhänglich, daß man es nicht glauben kann, wenn man sich nicht selbst davon überzeugt hat. Er springt auf die Schultern seines Gebieters, kommt zu ihm in's Bett, wickelt ihm seinen langen buschigen Schwanz wie eine Boa um den Hals, und bleibt stundenlange so liegen, wenn es ihm gestattet wird. Ich erinnere mich eines armen kleinen Thierleins, das, sehr zum Bedauern seines Herrn, sterbend in seinem Körbchen lag. Unmittelbar vor seinem Verscheiden kroch es aus seinem Stroh heraus und begab sich nach der Hängematte seines Gebieters, wo es eben noch hinreichend Kraft hatte, seinen Platz auf dessen Brust einzunehmen und ihm den Schwanz um den Hals zu ringeln, um dann zu sterben.

Hasen und Kaninchen werden gleichfalls sehr anhänglich. Eines meiner Mädchen hatte ein Kaninchen, das sie im Hause aufzog. Es wurde sehr groß, fühlte sich wie ein Hündlein heimisch und folgte den Leuten überall hin, in das Besuchzimmer sowohl, als in das Schlafgemach hinauf. Winters legte es sich auf den Fries vor dem Kamine, streckte seine vier Beine so unbekümmert als möglich aus und weigerte sich zu gehen, selbst wenn man es wegschieben wollte. Die Katze durfte ihm nicht in die Nähe kommen, ohne unbarmherzig zerdroschen zu werden, denn es war sehr stark. Die Folge davon war, daß sie sich nach der Küche zurückzog, wohin das Kaninchen gleichfalls oft kam und sie vertrieb, wenn sie ihm in den Weg kam. Hasen, Kaninchen und die Hirscharten vertheidigen sich durch Schläge mit ihren Vorderläufen und können damit weit kräftigere Hiebe versetzen, als man wohl glauben sollte. Eines Tages befand ich mich in einem Verhau und lehnte, das Gewehr in meiner Hand, an einem Baume. Ich mußte mich wohl für eine Weile in tiefe Gedanken verloren haben; aber mit einemmale hörte ich ein Rauschen

und dann ein Quiekſen von der andern Seite des Baumes her. Ich blickte hinter den Stamm und bemerkte einen intereſſanten Kampf zwiſchen zwei Haſen und einem Hermelin. Die Haſen beſtanden aus Mann und Frau, und hatten ihr Kind zwiſchen ſich, welches nicht über ſechs Wochen alt war. Das Hermelin — ein kleiner Teufel, trotz ſeines weißen Haares, das von der Naſenſpitze an bis zum Schwanzende geſträubt war — ſtand ungefähr zwei Schritte entfernt und machte allerlei Bewegungen, um ſeine Gelegenheit abzupaſſen und auf das Häschen loszuſpringen, welches der Gegenſtand ſeines Angriffs war. Die Haſen faßten das Hermelin ſtets ſcharf in's Auge und drehten ſich ohne Unterlaß wie auf Stiften, während ſie das Junge fortwährend in der Mitte behielten. Endlich that das Hermelin einen Sprung nach dem Häslein. Der Feind wurde von den Haſen empfangen, und ſie verſetzten ihm mit ihren Vorderläufen Schläge, wie ich ſie nimmer für möglich gehalten hatte; ſie klapsten laut und der Gegner überkugelte ſich, bis er in ſichere Entfernung gekommen war; dann ſchüttelte er ſein Fell und erneuerte ſeine Angriffe. So ging es ungefähr zehn Minuten fort, und das Hermelin wurde jedesmal abgeſchlagen, obſchon es bei jedem Sprunge ſeine Zähne in das arme Häschen ſchlug. Endlich gab dieſes ſeinen letzten Schrei von ſich, legte ſich auf die Seite und ſtarb, während die Eltern noch immer ihre beziehungsweiſen Lagen beibehielten und dem Feind die Spitze boten. Das Hermelin zeigte ebenſo viel Klugheit, als Muth, denn ſobald es bemerkte, daß das Häslein todt war, marſchirte es gleichfalls ab. Die alten Haſen drehten das Junge herum, berochen es, ſtießen es mit den Naſen hin und her, und hüpften endlich, als ſie bemerkten, daß es keines Schutzes mehr bedurfte, langſam weiter. Kaum hatten ſie ſich in's Gebüſch verloren, als das Hermelin zurückkam, das zweimal ſo große Häslein über ſeine Schultern warf und mit einer ſolchen Behendigkeit ſeine Beute davon trug, daß ich mich bei dieſem Miniaturbilde einer Erinnerung an den bengaliſchen Tiger, der mit einem Stier davon läuft, —

nicht erwehren konnte. Sobald sich sämmtliche Schauspieler des Dramas entfernt hatten, zog ich gleichfalls ab; und damit endet meine Geschichte.

Wenn ein Elephant kein so schwerfälliges Thier und zu gleicher Zeit von so gar unsicherem Charakter wäre, so dürfte man bei ihm hinreichende Anhänglichkeit und Einsicht finden, um ihn zu einem Liebling zu machen. Freilich würde er sich in einem Besuchszimmer etwas unbequem ausnehmen, und obgleich man ein Bischen Zorn einem drei Pfund schweren Schoßhündchen zu Gute halten kann, so ist der eines Elephanten, wie sehr er ihn auch hintendrein bereuen mag, doch mit ernstlicheren Folgen verbunden. Es liegt etwas Eigenthümliches in dem Unwillen dieses massenhaften Thieres. Bisweilen trifft sich's, daß ein wilder Elephant zu einer gewissen Jahreszeit seine Heerde verläßt und allein in den Wäldern bleibt. Man vermuthet — und ich glaube, nicht mit Unrecht, daß diese die schwächeren Männchen sind, welche von der stärkeren fortgetrieben worden — also Elephanten, die in der Liebe Unglück haben. In dieser leidigen Klemme sind sie sehr boshaft und spielen mehr phantastische Possen, als man je von den Rittern der Tafelrunde bei ähnlichen Anläßen gehört hat.

Als ich auf Trinkomalee war, hatte ein Elephant in dieser Lage auf ein paar Stunden Entfernung von der Landstraße Besitz genommen und wollte aus Gründen, die ihm wohl selbst am besten bekannt waren, keine Seele passiren lassen. Er blieb in den Dschungeln verborgen, bis er Jemand kommen sah, und brach dann hervor, um die Leute anzugreifen. Wie durch ganz Indien ist es auch hier Brauch, von einem Theil der Insel zum andern in Palankins zu reisen. Wenn nun ein Offizier oder überhaupt ein Gentleman nach Colombo oder anders wohin mußte, kam der Elephant, sobald er des Palankins ansichtig wurde, hervor. Die eingeborenen Träger, welche wohl wußten, daß man hier mit dem Argumentiren nichts ausrichtete, ließen dann den Palankin fallen und flüchteten sich; der darin Sitzende konnte nun nichts Weiteres thun, als herausspringen

und ihrem Beispiel folgen, da er sonst wenig Aussicht für sein Leben hatte; denn der Elephant setzte augenblicklich seine Kniee auf den Palankin und zerschmetterte ihn zu Atomen. War dies geschehen, so pflegte er die Trümmer nach allen Richtungen durch die Luft zu schleudern, gleichwohl aber alle Gegenstände, welche sich zur Benützung des Reisenden in dem Palankin befanden, zum Beispiel, Hemden, Beinkleider, Stiefel, Flaschen und Bücher auf's Sorgfältigste zu untersuchen, dann aber in Stücke zu zerreißen. Wenn der Cooley, der den Briefbeutel besorgte, erschien, so wurde er augenblicklich verfolgt, bis er die ganze amtliche und Privatkorrespondenz preisgab. Der Beutel wurde dann geöffnet, und jeder Brief der Reihe nach aufgemacht, dann aber in Fetzen zerrissen und in die Winde gestreut. In dieser Weise spielte er den Wegelagerer und hob für mehrere Wochen alle Kommunikation auf, bis er endlich geruhete, Briefe und Leute wieder wie vorhin ungestört durch's Land ziehen zu lassen. Welch' ein unerklärlicher Einfall war nicht dies, und wie ganz glich das Benehmen dem Wahnsinn eines vernünftigen Wesens? Wenn ich mich recht erinnere, so geschah es bei Gelegenheit der Landung des Kapitän Owen an der Ostküste von Afrika, daß einige seiner Leute von Elephanten angegriffen wurden. Die Bestien schlugen die Menschen zu Boden, ohne sie jedoch zu tödten, was ihnen keine Mühe gemacht haben würde; dagegen sogen sie eine Masse von Schlamm in ihre Rüssel und gossen denselben den Unterliegenden in's Gesicht, so daß sie fast erstickten; dann zogen sie wieder weiter. Bei einer anderen Gelegenheit setzten sie ihre Vorderfüße auf die Glieder der Angegriffenen und zerquetschen sie allenthalben, vermieden es aber sorgfältig, ihnen die Knochen zu zerbrechen. Augenscheinlich sind dies zwei Arten von Tortur, die von Elephanten im wilden Zustande erfunden wurden. Es ist wahrhaftig etwas höchst Unbegreifliches an diesen Thieren. Man nennt den Löwen den König des Thierreichs; ich halte ihn jedoch bloß für einen Usurpator, den die öffentliche Meinung nur wegen seines majestätischen Aussehens

den Thron behaupten läßt, denn in jedem anderen Punkte hat er keine Ansprüche. Er steht bei der Katzenspecies an der Spitze und besitzt alle jene Tücke, jene Grausamkeit und jenen Blutdurst, die man bei der gedachten Thierklasse im Uebermaße trifft. Der Löwe kömmt, wie der Tiger und die Katze, nicht kühn auf seinen Raub los, sondern springt aus seinem Verstecke auf denselben nieder. Allerdings hält er, wenn er verwundet ist gegen seine Angreifer wacker Stand, aber das Gleiche ist, auch bei dem Tiger der Fall.

Meiner Ansicht nach ist das Pferd das edelste von allen Thieren, obschon ich mit Bedauern sagen muß, daß es, wenigstens in England, auch am meisten mißhandelt wird. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, auf dem Kontinent auch nur ein einziges Beispiel von Mißhandlung des Pferdes gesehen zu haben. Auf dem Festlande sind diese Thiere fast immer in gutem arbeitsfähigem Zustande, und man sieht nie die erbärmlichen, lahmen, blinden und ausgemergelten Gäule, welche in England, mit ihren Lasten hinter sich, fortstolpern müssen, bis sie in's Grab sinken. Wenn sich Jemand Mühe geben wollte, sich mit den Pferden zu befreunden, so würde er staunen über den Verstand und die Anhänglichkeit dieser edlen Thiere; wir überlassen sie aber unsern Reitknechten, welche es vorziehen, Gewalt statt der Güte zu gebrauchen. Gleichwohl habe ich sogar schon bei den Fohlen ganz verschiedene Charaktere beobachtet, indem die einen liebevoller und gutmüthiger sind, als die anderen. Wie sie übrigens auch als Fohlen seyn mögen, so werden sie doch bald verderbt durch die Grausamkeit und den Unverstand derjenigen, welche sie in den Ställen bedienen. Die Sympathie zwischen dem Araber und seinem Pferde ist wohlbekannt. Es legt sich in dem Zelte nieder, und die Kinder haben keinen Schlag zu befürchten, da sie im Gegentheil auf und mit dem Thiere herumrollen. Dies ist das Ergebniß einer wohlwollenden Behandlung. Ich kann nun auch ein Pröbchen von den Wirkungen des Gegentheils geben. Die westindischen Pferde kommen von dem spanischen Festlande

und sind ursprünglich von andalusischer Zucht, halb Araber, halb Berber. Diese Pferde werden auf den Prärien mit dem Lasso gefangen und folgendermaßen gezähmt. Man führt sie an die Seeküste herunter, sattelt und zügelt sie zum erstenmal und besteigt sie mit ein paar Sporen mit großen Rädchen. Sobald das Thier ausschlägt und seinen Reiter abzuwerfen versucht, wird es in die See gezwungen und muß daselbst schwimmen, bis es ganz erschöpft ist. Dies wird ein paarmal wiederholt, bis sie geschmeidig sind, und dann schickt man sie als gezähmte Pferde nach den westindischen Inseln. Einer meiner Freunde hatte von einem Schiffe ein sehr schönes Thier gekauft, war aber noch keine acht Tage im Besitz, als es in die Stangen biß und mit dem schwarzen Knaben, der es einüben wollte, Reißaus nahm. Der Knabe verlor seinen Sitz und fiel, worauf das Pferd sein Rennen noch etwa hundert Schritte fortsetzte; dann machte es Halt, kehrte um, galoppirte auf den noch immer am Boden liegenden Knaben zu und hörte nicht auf, ihn mit seinen Hufen zu bearbeiten, bis das Gehirn des armen Teufels auf dem Wege herumgespritzt war. Augenscheinlich hatte dieses Roß ein sehr rachsüchtiges Temperament.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Straßburg ist voll von dem Pompe des Krieges. Als einer von den Schlüsseln zu Frankreich hat es eine Garnison von zehntausend Mann, und die Trommeln und Musikkorps spielen vom Morgen bis zum Abend — jedenfalls sehr zum Entzücken der Kinder. Es ist eine gutgebaute Stadt, die Häuser sind aber meistens sehr alt und haben über ihren drei Stöcken noch Mansarden in den

hochgiebeligen Dächern. Ich habe eine große Vorliebe für den Charakter der Elsäßer; er ist ein Gemisch von Französisch, Schweizerisch und Deutsch, das sich recht gut macht. Da ich eben keine besondere Eile hatte, so blieb ich zehn Tage, und ich kann Straßburg nachsagen, daß es viel Empfehlenswerthes hat. Es ist lebhaft und rührig; man lebt dort sehr billig und hat außerhalb der Wälle schöne Spaziergänge. Indeß steht Straßburg in dem Rufe eines sehr ungesunden Platzes und, ich fürchte, nicht mit Unrecht. Es ist auffallend, daß das schöne Münster noch nicht mit einem Blitzableiter versehen wurde, obschon es bereits so viel durch Blitze gelitten hat. Vor einigen Jahren traten die städtischen Behörden zusammen, um die Zweckmäßigkeit einer derartigen Maßregel zu besprechen; aber man brachte Gründe für und gegen vor, keine Partei ließ sich überreden, und so geschah nichts. Ich traf einen Engländer hier, den ich mit Fug hätte fragen können: „Was zum Henker treiben denn Sie hier?“ Er war ein würdiger, fast siebenzigjähriger Mann, der wahrhaftig, nachdem er sein langes Leben glücklich in der Heimath verbracht hat, noch den Rhein heraufkommen mußte, ohne ein Wort Französisch oder überhaupt eine andere Sprache, als seine eigene zu verstehen. Er sagte mir sehr aufrichtig, er habe eben angefangen, sich die Welt in einer Zeit zu betrachten, in welchem er daran denken sollte, dieselbe zu verlassen. Während seines Aufenthaltes beehrte er mich mit dem Amte seines Dolmetschers, und ich bedauerte es nicht, als ich vernahm, daß er sich auf dem Dampfschifffahrtsbureau bis nach den Zollhaustreppen von London hatte einschreiben lassen.

Eine Merkwürdigkeit der Stadt Straßburg ist, daß die Katholiken und Protestanten daselbst stets auf einem so freundlichen Fuße mit einander gelebt haben, daß sich wohl Andere ein Beispiel daran nehmen könnten. Wenn ich die Geschichte der Stadt durchlaufe, so finde ich nicht, daß sie einander je verfolgt hätten, obschon ich mit Schmerz sagen muß, daß sie nicht so schonungsvoll gegen die Juden verfahren. Zur Zeit der Pest beschuldigten sie die Letzteren der Brun-

nenvergiftung und verbrannten ihrer nur zweitausend auf einmal lebendig! Es nimmt mich Wunder, daß sie, als der Blitz in das Münster schlug, nicht weitere zweitausend im Rhein ertränkten. Seltsames Christenthum, die Hand Gottes an seinen Mitmenschen heimzusuchen!

Ich hatte wegen einer Geschäftssache einen hiesigen Professor zu besuchen, der mich sehr amüsirte. Er meinte, er könne englisch sprechen, und konnte es auch vielleicht einmal; wenn übrigens dies der Fall war, so hatte er es wieder vergessen, obschon er es selbst nicht zu glauben schien. Ich redete ihn Französisch an und brachte ihm mein Anliegen vor. „Sir, you speak English.“ „Yes,“ versetzte ich. „Then I tell you that — —“ er machte dann Halt und dachte verwirrt einige Minuten nach, ohne eine Sylbe hervorzubringen. „Speak French, Sir,“ sagte ich, „I perceive that you have forgotten a word in our language.“ Dann legte ich ihm eine andere Frage vor, auf welche er erwiederte: „Yes, I recollect that very well, and I — —“ dann abermals ein Brüten über dem Worte. Ich wartete ruhig eine Minute; aber sein Gedächtniß war eben so treulos, als er hartnäckig darauf versessen war, Englisch zu sprechen. Ich redete ihn wieder an und er antwortete: „That is true, that you must — —“ Abermalige Pause, und ich brach das Gespräch ab, da ich wahrhaftig nicht warten konnte, bis er seine englischen Worte gefunden hatte; denn er war augenscheinlich entschlossen, in keiner anderen Sprache zu reden. Zum Glücke war ich nicht wegen eines eigenen Anliegens, sondern aus Kommission eines Andern gekommen, die mit einer Omission endete, was vielleicht ebenso gut war.

Diesen Morgen ging ich in einen kleinen Debit de tabac, um meine Dose zu füllen. Da es sehr warm war, so setzte ich mich nieder und ließ mich auf ein Gespräch mit dem jungen Frauenzimmer ein, welches die Kunden bediente. Ich fragte sie unter Anderem, ob der Laden ihr gehöre, worauf sie antwortete, „sie habe die Li=

cenz gemiethet.“ Ich stutzte darüber und fragte sie, ob sie nicht eine Licenz für sich selbst erhalten könne. Sie erwiederte lachend: Nein, wenn ich nicht einen im Dienst ausgenützten alten Estropié heirathen will.“ Sie theilte mir dann mit, was ich nicht wußte, — daß man nämlich den alten Invaliden statt einer Pension die Erlaubniß gibt, Tabak zu verkaufen — eine Licenz, die blos ihnen ertheilt wird. Sie können dann das Gewerbe selbst führen oder ihre Licenzen für so viel, als man ihnen jährlich darum geben will, an Andere vermiethen.

Ich bemerkte, daß jetzt statt des napoleonischen Adlers der gallische Hahn über den Regimentsfahnen stolzirt. Die Franzosen haben allerdings den Hahn zu einem sehr bedeutsamen Vogel gemacht, aber doch ist er kein Adler. Die Couplets, welche auf diesen von Louis Philipp herbeigeführten Wechsel geschrieben wurden, lauten etwas sarkastisch:

„Le vaillant coq gaulois,
Grattant sur le fumier,
A fait sortir le roi
Louis Philippe premier,
Qui, par juste reconnaissance,
Le mit dans les armes de France.“

Ich habe in der letzten Nacht nicht sehr gut geschlafen. Es sind unserer zu Viele im Bette, und wir Alle sind ein Bischen von einem Philosophen, obschon die Flöhe zuverlässig als ein ganz kleines Bischen betrachtet werden müssen. Daß sie übrigens entschieden zum Fach gehören, ist durch einen englischen Witzling zur Genüge dargethan; er meint, sie fallen der Secte d'Epikure (des piquers) zu.

Die Engländer, welche rheinaufwärts nach der Schweiz gehen, bedienen sich dabei in der Regel der deutschen Seite. Nur Wenige reisen durch das Elsaß oder das deutsche Frankreich, und Diejenigen, welche es thun, wählen die kürzere Route, auf welcher sie Colmar vermeiden. Da ich der längsten den Vorzug gab, so will ich in wenig Worten den Charakter des Landes zeichnen. Man

kömmt durch das flache, höchst fruchtbare Rheinthal, dessen Einförmigkeit nur durch die Vogesenkette unterbrochen wird, die ungefähr acht Meilen rechts liegt. Hin und wieder trifft man auch auf das trockene Beete eines Stromes, das sich im Winter nur durch den schmelzenden Schnee des Gebirges füllt. Die Kirche von Colmar ist sehenswerth. Sie hat zwar keine sonderlich merkwürdige Architektur, aber eben so schöne gemalte Fenster, wie das Münster von Straßburg. In einem Betrachte übertrifft sie alle Kirchen, die ich je gesehen habe; sie hat nämlich einen schönen, in Eichenholz geschnitzten Chor, in dessen Getäfel gute Gemälde eingelassen sind. Sie ist geschmackvoller, solider und weniger buhlerisch in ihren Verzierungen, als irgend ein mir bekanntes Gotteshaus. Auch hat sie eine sehr schöne Kanzel, ganz aus feinem Marmor konstruirt. Zu Colmar trifft das Auge bei manchen alten Gebäuden auf eine eigenthümliche Bauart, die oft rein maurisch ist. Die Wege sind vortrefflich; wir langten zu guter Zeit in Basel an.

Wieder in der Schweiz! — Es macht mir jetzt weit mehr Vergnügen, ein Land zu besuchen, das die angenehmsten Erinnerungen in meinem Geiste zurückgelassen hat, als wenn ich eine Gegend durchstreifen soll, die mir ganz neu ist, da ich im letzteren Falle meist meine Erwartungen getäuscht finde. Wie unabänderlich finden wir, wenn wir die Orte besuchen, wo wir unsere Kindheit verbrachten, daß das Gedächtniß genau die Eindrücke bewahrt hat, welche der Ort auf den kindlichen Geist übte, so daß wir ihn kaum mehr erkennen, nachdem sich unsere Ideen und Geisteskräfte im Verhältniß des Leibes entfaltet und vergrößert haben. „Ist es möglich?“ dachte ich, als ich nach dem Verlaufe von fünfzehn Jahren aus bloßer Neugierde nach meinem Geburtsorte zurückkehrte, denn meine Familie hatte ihn längst verlassen. „Ist dieß der Teich, der mir so ungeheuer vorkam — und dieß das Haus, welches mir die Erinnerung so groß malte? Es ist ja eine wahre Nußschale!“ Vermuthlich würdigen wir den Umfang der Gegenstände

nach unserer Statur, und da wir als Kinder nur halbe Mannsgröße haben, so erscheint den Kindern Alles zweimal so groß, als es wirklich ist. Dieß ist aber nicht blos bei Außendingen, sondern auch in Betrachtung der moralischen Welt der Fall. Unsere Freude ist zweimal so groß und unser Schmerz für den Augenblick zweimal so tief — Schmerz und Freude aber nur über Kleinigkeiten. Unser Coder von Recht und Unrecht ist gleichfalls vergrößert. Unbedeutende Dinge erscheinen als Verbrechen ersten Rangs, und selbst die kleinste Züchtigung reicht zu, uns in einen Strom von Thränen zu versetzen, bis wir Verzeihung erlangt haben. Ach, das ist Alles vorbei, wie Byron sagt:

„O möge nie, o möge nimmermehr
Des Herzens Frische fallen, gleich dem Thau."

Die Kathedrale zu Basel ist fast tausend Jahre alt, was sogar für eine Kathedrale ein reifes Alter ist. Ich glaube, daß man nur in der Schweiz, in England und in Holland die Protestanten im Besitze solcher Gebäude findet, die zur Feier des katholischen Glaubens errichtet wurden.

Ich traf hier einen sehr einsichtsvollen Franzosen, der schon viele Jahre in der Stadt lebt. Eine von den ersten Fragen, die ich ihm vorlegte, lautete folgendermaßen:

„Seit mehr als zwanzig Jahren wird die Schweiz von Engländern und andern Gästen überlaufen, die ungeheure Summen in dem Lande liegen lassen. Was ist denn aus all diesem Gelde geworden?"

Er antwortete, daß man wohl so fragen könne.

„Man hat in der Schweiz keine Banken, und obgleich das Land seine Eigenthümer wechselt, bleibt doch das Geld zurück. Wir haben hier," fuhr er fort, „einige Millionäre, welche ihr Geld in Frankreich auf gute Sicherheit anlegen; aber mit Ausnahme dieser Wenigen wissen sie gar nichts damit anzufangen. Der Zinsfuß steht so niedrig, daß einer oder der andere Reiche sein Geld

sogar zu dritthalb Procent ausborgt; im Allgemeinen aber mögen die Schweizer ihr Eigenthum nicht an eine so kleine Prämie riskiren und lassen es lieber in ihren Truhen liegen. Die Schweiz hat gegenwärtig mehr edles Metall als irgend ein Land in Europa oder vielleicht alle zusammengenommen. Der Schweizer liebt sein Geld und macht keinen Gebrauch davon. Die Millionäre, welche wir hier haben, ändern nichts in ihrer ruhigen, einfachen Lebensweise. Diejenigen, welche es erschwingen können, ihr Geld in Basel zu verbrauchen, schränken sich gegenwärtig ein, nicht so fest aus Sparsamkeit, sondern mehr aus Groll. Die reichen Bürger haben ihre Landsitze, auf welchen sie den Sommer zuzubringen pflegten, verlassen, und wer sich in dem Kanton ansiedeln will, könnte sie um den halben Werth ankaufen. Der Grund davon ist die Mißhelligkeit zwischen den Städtern und dem Landvolk. Der Kanton verlangte ein Reformgesetz, ohne jedoch seine Absicht zu erreichen. Er wollte eine gleichförmigere Repräsentation. — Das Land hat ungefähr vierzig tausend, die Stadt Basel kaum den dritten Theil dieser Einwohner; und dennoch, ernennt letztere zwei Drittheile des Raths, welcher den Kanton beherrscht. Gegen diesen Zustand nun hat das Landvolk Einwendungen erhoben, und die Städter wollen dadurch Rache üben, daß sie ihr Geld unter sich verbrauchen und ihre Landhäuser verlassen.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß um die Zeit der drei Tage in Paris auch in der Schweiz eine Emeute stattfand, in welcher die Aristokratie völlig unterlag. In Bern und in einigen anderen Kantonen mußten auch die Bürgerfamilien, welche unter dem Vorwande, daß sie die Aristokraten hindern wollten, das Land in Sklavenbanden zu halten, die Zügel der Macht so lange geführt hatten — ihre Gewalt an Diejenigen abtreten, welche so lang von der Theilnahme an denselben ausgeschlossen gewesen waren. Dieß war nur die natürliche Folge des sich vergrößernden Reichthums.

Diejenigen, welche sich früher ruhig verhalten hatten, bestanden in dem Gefühle ihrer sich hebenden Bedeutsamkeit auf ihren Rechten, und es kam zu dem gewöhnlichen Resultat, daß die Administration in andere Hände überging. Aber, obgleich man dieß vielleicht als einen Vortheil betrachtet, war es doch weiter nichts, als ein Wechsel oder vielmehr die Zulassung der reich Gewordenen zu den Vortheilen, die mit der ausübenden Gewalt in Verbindung stehen, so daß nur für einzelne Wenige eine Wohlthat erzielt wurde, ohne daß die Masse etwas dadurch gewonnen hätte. Die Stellung eines Regierungsmitglieds zu Bern wird als eine sichere Quelle des Reichthums betrachtet — ein überzeugender Beweis, daß die Interessen derer, welche am Ruder sitzen, nicht vernachlässigt werden, und daß es in einer Republik eben so schwer ist, als unter jeder anderen Regierungsform, dem Volke seine legitimen Rechte zu sichern. Und so wird es seyn, so lange die Welt steht. Der Mensch ist allenthalben dasselbe erpressende, eigennützige, beutegierige Geschöpf — da ist nichts zu ändern.

Die helvetische Republik ist in Wahrheit nichts, als die Anhäufung eines kleinlichen Despotismus, der allerdings nur mild wirken kann, aber dennoch Despotismus ist. Diejenigen, welche Gewalt besitzen oder mit den Gewalthabern in verwandtschaftlichen Verbindungen stehen, sind die einzigen in der Gemeinschaft, welche große Summe anhäufen können; auch wird das Ansehen innerhalb gewisser Grenzen, welche nur selten überschritten werden und an den Corporationsgeist in England erinnern, von dem Einen auf den Andern übertragen.

In der Schweiz ist der Arbeiter fast mit der gleichen Bestimmtheit auf ewige Arbeit angewiesen, wie der Bewohner Indiens auf seine Kaste. Der Adel ist zwar erdrückt, aber der stolze Bürger herrscht mit dem ganzen Hochmuthe eines alt hergebrachten Rechtes.

Ich habe stets eine „Republik“ für eine Sache gehalten, die nur in der Theorie oder dem Namen nach besteht. Die Geschichte

hat bewiesen, daß sie unmöglich ihre Reinheit länger als ein halbes Jahrhundert bewahren kann. Was die amerikanische Republik ist, läßt sich unmöglich sagen, bis Jemand das Land besucht und entdeckt hat, was ihre Verfechter sorgfältig verheimlichten. In Herstellung ihres Regierungssystems hatten die Amerikaner einen großen Vortheil, weil sie nichts über den Haufen werfen und mit nichts kämpfen mußten. Sie haben schön angefangen und ihr halbes Jahrhundert ist nun nahezu vollendet. Die Zeit wird beweisen, ob es in dieser Welt möglich ist, für die Dauer auf einer solchen Grundlage zu regieren. Cooper äußert in seinem Werke über die Schweiz augenscheinlich, daß ihn die Untersuchung des Zustandes in der helvetischen Republik nicht befriedigt habe, und räumt es ein, ohne es gerade zu wollen.

Zu Solothurn sah ich nichts sehr Merkwürdiges, einen Hund mit einem sehr großen Kropf am Halse ausgenommen. Während meiner ganzen übrigen Schweizerreise habe ich nichts Aehnliches mehr beobachtet.

Um unsere Tagreisen gleichförmiger abzutheilen, machten wir auf unserem Wege nach Bern in einem kleinen Dorfe Halt, wo die Wanderer nicht selten abzusteigen pflegen. Ich traf daselbst ein Bischen Romantik im wirklichen Leben, die Sterne gut verarbeitet haben würde. Schade, daß ich nicht eben so sentimental bin. Das Haus, an welchem das Schild hing, erschien mir schon bei dem ersten Eintritte, als sey es nicht für einen Gasthof gebaut worden. Die Zimmer waren niedrig, aber groß, die Böden parkettirt, und da und dort ließen sich Ueberreste früheren Reichthums in den eingelegten Möbeln und in den Ormulu-Wanduhren blicken. An den Wänden hingen auch einige alte Kupferstiche, die weit besser waren, als man sie gewöhnlich in den Wirthshäusern des Kontinents, namentlich in Dorfherbergen findet. Als das Nachtessen aufgetragen wurde, bemerkte ich, daß auf den silbernen Gabeln und Löffeln ein doppeltes Wappen mit einer Marquisenkrone eingegraben war. Ich

fragte die Frauensperson, welche die Suppe auftrug, woher sie dieselben erhalten hätten, worauf sie etwas barsch antwortete, sie werden wohl von dem Silberarbeiter gekauft worden seyn; dann verließ sie das Zimmer, als wolle sie sich keinen weiteren Fragen aussetzen. Der Wirth brachte uns den Wein. Er war ein großer, schöner, aristokratisch aussehender Mann von ungefähr sechszig Jahren. Ich stellte dieselbe Frage an ihn und erhielt die Antwort, daß das Geräthe der Familie angehöre, welche das Wirthshaus halte. „Aber dann," versetzte ich, „ist sie wohl beiderseits von adelicher Abkunft." Ja," erwiederte er gleichgültig, „aber man macht sich hier nichts daraus." Nach einigen weiteren Fragen räumte er ein, daß jene Wappen seinem Vater und seiner Mutter angehörten; seine Familie sey übrigens unglücklich gewesen, und da in dem Lande keine Titel gelten, so thue er sein Bestes, um die Familie zu ernähren. Nach dieser Auskunft ließen wir uns auf ein langes Gespräch über die helvetische Republik ein, mit welchem ich meine Leser nicht behelligen will. Ehe ich mich entfernte, fragte ich einen der Diener nach dem Namen des Wirths, und es fiel mir dann augenblicklich ein, daß ich ihn auf der Liste der sechs und zwanzig gelesen hatte, welche in der Schlacht bei Moorgarten die Schweizer zum Siege gegen die Burgundier führten. Zwei Kupferstiche des Monuments, welches zum Gedächtniß jener Schlacht in den Felsen gehauen worden, hingen in den Zimmern, und ich hatte mich mit Lesen der Namen unterhalten. Weiß der Himmel, ich bin kein Aristokrat, und wenn einem Lande durch den Umsturz der Aristokratie ein Vortheil zugehen kann, so thut es gut, damit nicht zu zögern; aber wenn wir wie in der Schweiz sehen, daß der Adel Dorfwirthshäuser halten muß, während Leute, die in jedem Betracht unter ihm stehen, denselben Despotismus ausüben, den das Volk durch seinen Kampf abstreifen wollte, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, wenn einmal geherrscht seyn müsse, so sollte es jedenfalls durch diejenigen geschehen, welche durch die Verdienste ihrer Vor-

fahren und durch ihren lang erhaltenen Besitz den meisten Anspruch darauf haben. Diejenigen, welche zur Macht geboren sind, lassen sich durch den Besitz derselben nicht so sehr die Köpfe verdrehen, wie Leute, welche unerwartet dazu kommen; und wer über das Haschen nach Geld erhaben ist, läßt sich muthmaßlicherweise nicht so leicht bestechen, als derjenige, der nach diesem Idole jagt. Je niedriger die herrschende Klasse steht, desto schlimmer wird die Regierung und desto größer der Despotismus seyn. Die Schweiz ist nicht länger ein patriarchalisches Land. Es ist reich geworden, und es wird eine Zeit kommen, in welcher auch die Republik durch Revolutionen zerwühlt wird. Nichts kann dieß hindern, wenn die Kantone nicht ihre viele ärmlichen Oligarchieen, welche die Geduld des Volkes ermüdend, aufgeben und sich zu einer Centralregierung vereinigen.

Ich schied von meinem edlen Wirthe und muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Rechnung in Vergleichung mit dem, was wir an anderen Orten der Schweiz zahlen mußten, sehr mäßig war. Ich wollte, alle Gasthäuser der Kantone wären in den Händen des Adels, vorausgesetzt, daß er sich dieses Beispiel zum Muster nähme. Der Wein, den wir erhielten, war vortrefflich und hatte vielleicht lange Zeit, ehe das Schild über der Thüre aufgehangen wurde, in den Kellern gelegen.

Von Solothurn bis Bern war der ganze Weg mit Truppenabtheilungen besät, die in dieser Richtung ausgeschickt worden: aber die Mannschaft war sammt und sonders betrunken — sie jubelten, jauchzten und schrieen, als wir vorbeifuhren. Ich bedauerte nur die Bauernmädchen, welche ihnen in den Weg kamen. Endlich langten wir zu Bern an. Die Berner haben sehr passend für ihre Wappen einen Bären gewählt; auch halten sie vier derartige Thiere in einem Graben außerhalb der Stadt, als ob sie nicht mit einer hinreichenden Menge im Innern versehen wären.

Welch' ein Unterschied zwischen den tables d'hote in Deutsch-

land und in der Schweiz! Ich gebe stets einer achtbaren table d'hote den Vorzug, denn nichts ist unangenehmer, als sich in einem Gasthause auf sein Zimmer zu bannen. Letzteres mag zwar würdevoller und aristokratischer seyn, ist aber nicht die Weise, die Welt zu sehen — man könnte da eben so gut oder noch viel besser in England bleiben. Eine table d'hote ist ein Mikrokosmus. Man trifft hier alle Nationen und Leute von jederlei Beruf — einige müßig, andere in wichtigen Geschäften und wieder andere zum Vergnügen reisend. Man muß sehr unglücklich seyn, wenn man nicht wenigstens mit einem einzigen offenen Kopfe zusammentrifft; und jedenfalls stößt man auf einen Thoren, was fast eben so unterhaltlich ist. Wenn ich eine table d'hote überblicke, denke ich stets an die Kalender, welche das Ramadhan zu Bagdad verbrachten und daselbst ihre Geschichten erzählten. Grattan hätte eine gute Reihe von Landstraßen und Nebenwegen zusammenbringen können, wenn er in der Lage gewesen wäre, die Erzählungen der Personen, welche sich an diesem allgemeinen Sammelplatze zusammenfanden, aufzuzeichnen. Die Gasthaustafeln in Deutschland sind vortrefflich besetzt und im Preise sehr mäßig gehalten. Von der Schweiz läßt sich nicht dasselbe sagen. Die Liebe der Schweizer zum Geld verräth sich in allem und statt Liberalität an der table d'hote haben wir Gemeinheit. Die Mittagsmahlzeiten sind theurer als in Deutschland und nicht halb so gut; aber das Heillofeste besteht darin, daß unser Wirth seine Gäste fast so bedient, wie Sancho auf der Insel Baratoria bedient wurde. Wie es gewöhnlich der Fall ist, wird z. B. Fleisch auf den Tisch gelegt und dann zum Zerlegen fortgenommen. An dem einen Ende erscheinen zwei Hühner, an dem anderen zwei Enten. Man nimmt sie weg, trenchirt nur je ein Stück und bietet die Platten herum, während die anderen ganz fortgenommen werden, um sie für irgend einen großen Mann zuzurichten, der auf seinem Zimmer speist. Ich habe dieß stets in der Schweiz so gefunden. Man fragt vielleicht, warum wir keine Vorstellungen mach-

ten? Erstlich ziehe ich es vor, die Manöver meiner Wirthe zu beobachten, und dann komme ich vielleicht durch Schelten zu einem Stückchen Ente, habe aber zu gewärtigen, daß mir mein Wirth das ganze Thier auf die Rechnung setzt.

Der französische Gesandte konnte nichts Besseres thun, um die Schweizer zur Besinnung zu bringen, als daß er ihnen mit einer Blokade drohte. Dieß wäre ihr Verderben gewesen. Mit den goldenen Erndten hätte es ein Ende gehabt, ihr Land wäre verlassen geblieben, und an ihrem Kuhreigen hätten sich die Kühe erbauen können. Wie der französische Minister erwartet hatte, dampften und dunsteten die großen und kleinen Räthe; die Offiziere zogen schwenkend ihre Degen — und steckten dann ganz ruhig den Schimpf in die Tasche, damit ja der Beutel nicht Noth leide. Wie Schade, daß ein so tapferes Volk mit seinen vielen gediegenen Eigenschaften so eingefleischt fröhnerisch ist! Es hat nie ein wahreres Sprüchlein gegeben, als: „point d'argent, point de Suisse."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Genf.

Zwanzig Jahre haben eine wunderbare Veränderung in der guten, nüchternen, puritanischen Stadt Genf hervorgebracht. Es ist durch die neuen Gebäude so verschönert, daß ich das alte Genf in seinem neuen Putze kaum mehr erkannte. Es war ein alter Freund mit einem neuen Gesichte, denn gleich bei dem Eintritte in die Stadt trifft das Auge auf die neuen Häuser und Straßen. Die Bauten sind noch lange nicht beendigt; indeß ist doch der neue Theil schöner als irgend ein Theil von Paris und liegt auf gleich ebenem Grunde.

Was mich aber noch mehr überraschte, waren die angeklebten Komödienzettel. Ein Theater in Genf! Als ich zum letztenmale hier war, hätten die guten Leute etwas der Art für eine Todsünde gehalten. Ich fragte, wo das Theater zu finden sey — es hatte ganz seine Richtigkeit; es war wirklich ein Theater da. Dann stellte ich weitere Nachforschungen an. Es scheint, daß der Mammon die calvinistischen Eiferer Genfs verführt hat. Die Fremden wollten in der Stadt nicht überwintern, weil es langweilig war und an Unterhaltung fehlte; sobald daher im Chamounythal der Schnee knietief lag, bestellte Alles Pferde und flog von hinnen nach Paris oder Italien. Dies hieß die guten Bürger an dem Beutel anrühren, und sie benahmen sich unter einander. Aber Niemand von dem Rath mochte ein Theater vorschlagen, bis zuletzt auf dem Wege der Privatmittheilung entdeckt wurde, daß Alle über den Punkt einstimmig waren. Nun erst wurde der Antrag gestellt und durchgeführt. Ein Theater führt aber Mancherlei mit sich, und es werden noch viele andere Neuerungen nachfolgen, so daß in einigen Jahren ohne Zweifel Genf nicht besser seyn wird, als Paris. Als ich das letztemal hier war, stand die Wissenschaftlichkeit auf der Tagesordnung. Es wohnten damals viele gefeierte Männer in der Stadt; sie sind aber mittlerweile zu ihren Vätern versammelt worden. Jeder Zweig der Naturgeschichte hatte seine Gelehrten, namentlich aber die Mineralogie, die übrigens in der letzten Zeit durch ihre älteste Schwester, die Geologie überboten wurde; denn obgleich letztere nicht so schön ist, erklärt man sie doch für interessanter und gründlicher. Dennoch ist die Mineralogie wissenschaftlicher, die Geologie aber spekulativer. In der Erziehung der Kinder kenne ich kein Studium, welches den Geist in so hohem Grade erweitert oder ihn an eigene Untersuchung und Anwendung der Resultate gewöhnt, als die Naturgeschichte, da sie mit der Belehrung die Unterhaltung in nicht ermüdender Weise verbindet. Vielleicht hilft hier auch die Habsucht der Menschennatur mit, weil die Kenntniß eines jeden neuen Exemplars häufig von dem

Besitz desselben und einer Erweiterung der Sammlung begleitet ist. Außerdem ist sie ein greifbares Studium und keine Nomenclatur von Dingen, da man die Substanzen zur Untersuchung bei der Hand hat. Das Ordnen und Klassificiren gewöhnt an Reinlichkeit und Ordnung; auch lernen Kinder dabei, nichts wegzuwerfen, bis sie dessen Werth erkannt haben. Man sollte die Kinder, wo es durch den Raum gestattet ist, mit Entschiedenheit auf das Sammeln hinweisen; denn die Kenntniß der Mineralien, Pflanzen und Muscheln ist an sich schon unterhaltlich und spornt allmählig zu anderen abstrakteren Studien, da jeder Zweig der Naturphilosophie in enger Beziehung zu derartigen Vorarbeiten steht. Der Geist will stets thätig seyn, und wenn ihn die bloß logischen Deduktionen nicht interessiren, wird er sich in das Gebiet der Anschauung flüchten.

In vielen Knabenschulen der Schweiz ist es üblich, daß die Lehrer mit allen ihren Schülern eine Fußwanderung von etlichen Wochen antreten. Man kann da auf dreißig oder vierzig in Blousen gekleidete und mit Ranzen versehene Knirpse treffen, die von Stadt zu Stadt, von Berg zu Berg wandern, um die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des Landes in Person kennen zu lernen.

Dies ist eine ganz vortreffliche Methode, um vom Studiren auszuruhen, da sie zu gleicher Zeit dem Geiste neues Leben gibt. Auch ist ein derartiges Reisen nicht so kostspielig, als die Leute wohl glauben würden. Ein einziges Zimmer hat Raum für viele Schulknaben, und man breitet die Matrazen oder Strohbündel auf dem Boden herum. Ich war selbst Zeuge, wie sich ungefähr vierzig Jungen bei Brod, Käse und drei Flaschen Wein zum Frühstücke gütlich thaten. Warum sollten nicht die Londoner Knaben in derselben Weise eine Wanderung nach den Seen oder nach andern Orten hin antreten, und dabei jedes Jahr die Route wechseln? Sie werden dann doch etwas von ihrem eigenen Lande sehen, was bei Wenigen der Fall ist, ehe sie in's bürgerliche Leben eintreten, und später haben sie keine Zeit mehr. Ich habe die Seen nie besucht, und

kenne überhaupt nichts von meinem Vaterlande aus Anschauung, obgleich ich so lange in der ganzen Welt herumstreifte. Ich erinnere mich, daß mein Vater, der den Tower von London nie gesehen hatte, sich jedes Jahr vornahm, demselben einen Besuch abzustatten; er mußte jedoch nie Zeit dafür gefunden haben, denn er starb, ohne sein Vorhaben in Ausführung zu bringen.

Wenn nun auch Genf einen so gewaltigen Rückschritt gemacht hatte, ein Theater zu gestatten, so machte ich doch die Bemerkung, wie sich ein Gefühl geltend gemacht hat, daß dieser Neuerung sorgfältiger Widerstand entgegengesetzt werden müsse. Als ich in früherer Zeit das theaterlose Genf besuchte, gab es keine Läden, welche ausschließlich mit religiösen Traktaten und Missionsschriften handelten; bei meiner zweiten Ankunft aber fand ich eine Menge derartiger Anstalten, welche der steigenden Immoralität des Zeitalters Abbruch thun sollten.

Ich habe der Veränderungen, welche im Laufe von zwanzig Jahren stattgefunden, erwähnt, aber welcher Wechsel ist nicht in demselben Lande seit ungefähr drei Jahrhunderten vorgegangen? Man lese nur, wie sich's zu jenen Zeiten in den Kantonen verhielt. Ich habe mich in den Chroniken umgesehen und gefunden, welche Gewalt sich die Bischöfe jener Periode anmaßten. Sie machten nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere zu Gegenständen ihrer Gerichtsbarkeit, und es muß zugegeben werden, daß es wenigstens mit einem Scheine von Gerechtigkeit geschah, da den stummen Verbrechern Rechtsgelehrte zugewiesen wurden, welche das Wort für sie führen mußten.

Wie die Advokaten bezahlt wurden, ist nicht auf uns gekommen. Auch scheint es, daß der Richterspruch weit leichter publicirt wurde, als er in Ausführung zu bringen war. Im Jahre 1474 wurde ein Hahn des ungeheuren Verbrechens beschuldigt, daß er ein Ei gelegt habe. Man brachte ihn vor den Richterstuhl und verurtheilte ihn, lebendig verbrannt zu werden — zum warnenden Beispiel für alle Hähne, die sich's einfallen lassen könnten, Eier zu legen; denn es

ist männiglich bekannt, daß aus derartigen Geburten nur Basilisken hervorgehen können.

Im Jahre 1481 richteten die Maikäfer in Graubündten große Verheerungen an. Der Bischof von Chur verurtheilte sie sammt und sonders zur Deportation und wies ihnen ein ödes Thal zu ihrem künftigen Aufenthalte an. Ob die Maikäfer dem Befehle des hochwürdigen Herrn Folge leisteten, ist nicht auf die Nachwelt gekommen.

Einige Jahre später wimmelte es dermaßen von Egeln in der Aar, daß alle Forellen zu Schanden gingen. Der Bischof von Lausanne belegte in einer feierlichen Prozession nach dem Flusse die ganze Egelzunft mit dem Banne, und es ist schrecklich, wenn man daran denkt, daß diese Exkommunikation noch bis auf den heutigen Tag auf ihren Häuptern ruht. In dem benachbarten Frankreich beging im Jahre 1386 ein Schwein das Verbrechen, ein kleines Kind zu fressen; das Thier wurde verurtheilt, gehangen zu werden, vor der Exekution aber in Mannskleider gesteckt, um die Schmach der Strafe zu erhöhen.

Um dieselbe Zeit zeigten sich die Ratten außerordentlich boshaft und wurden deshalb aufgefordert, vor dem Bischof zu erscheinen. Die Ratten hatten jedoch einen guten Rechtsgelehrten, welcher zuvörderst die Einrede vorbrachte, weil die Ratten in allen benachbarten Dörfern zerstreut wären, hätten sie keine Zeit, sich zu sammeln und vor dem Tribunal zu erscheinen; sie könnten es daher als einen Akt der Gerechtigkeit verlangen, daß ein zweites und ein drittes Aufgebot an sie ergehe. Sie wurden daher abermals Sonntags nach der Messe in allen Pfarrkirchen zu erscheinen aufgefordert. Aber ungeachtet der drei Proklamationen wollten sich die Ratten dennoch nicht stellen. Der Vertheidiger behauptete nun, weil die Sache durch die drei Aufgebote so sehr veröffentlich worden, seyen alle Katzen auf dem Lugaus, weshalb es seine Klienten nicht wagten, zu erscheinen, wenn nicht zuvor diese ihre Feinde todtgeschlagen würden. Das war

nun ein schwieriger Punkt, welcher zur Folge hatte, daß die Ratten nicht wegen Verachtung des Gerichtshofs gestraft wurden.

Ich habe oft gedacht, es sey recht Schade, daß die englischen Ackerbauvereine nicht ein Comité nach dem Festland schicken, um die Grundsätze zu untersuchen, nach welchen man dort Wagen baut und die Lasten lädt; denn dies ist ein Punkt, der in England nicht sehr einsichtsvoll behandelt wird. Es ist ungeheuer, wie viel Holz an den Fuhrwerken verschwendet wird, und wie die Pferde sammt dem Geschirr abgenützt werden. Wir haben in England noch Vieles zu lernen und sollten uns nicht schämen, von andern Leuten Vortheil zu ziehen. Auf dem Festlande, namentlich in Frankreich und in der Schweiz, leistet in Folge der wissenschaftlichen Grundsätze, nach welchen ihre Wagen gebaut und die Lasten geladen werden, ein einziges Pferd mehr, als in England drei. Die Nachforschungen des Komités könnten sehr ausgedehnt werden, wenn sich die Mitglieder mit dem Ackerbauverein zu Bern benähmen, denn sie würden da viele Dinge entdecken, welche ihrer Theorie bisher noch fremd sind. Ich zweifle sehr, ob der Betrieb des Feldbaus zu Norfolk, wo er die größte Vollkommenheit haben soll, nicht kostspieliger und für das Land erschöpfender ist, als die Systeme, nach welchen man auf dem Kontinent wirthschaftet — das heißt, mit möglichst geringen Kosten den größtmöglichen Ertrag erzielt. Ich habe bereits früher bemerkt, wie gar selten man auf dem Kontinent ein schlechtes, arbeitsuntüchtiges Pferd findet, und der Grund muß wohl darin liegen, daß diese Thiere nicht in Folge der Ueberladung zu Schanden gehen; demungeachtet aber haben sie dort weit schwerere Lasten zu ziehen, als in England. Ich bin Zeuge gewesen, wie eine Last von vielen Tonnen auf den beiden Rädern so genau im Gleichgewicht lag, daß das Deichselpferd weder seinen Sattel, noch seinen Bauchgurt spürte.

Die üble Behandlung der Pferde in England hat eine Hauptursache in der schmählichen Vernachlässigung der öffentlichen Fuhrwerke aller Art. Wenn in den Regulativen der Miethkutschen und

Cabriolete eine Aenderung vorgenommen werden wollte, so würden wahrscheinlich auch unsere Gefühle nicht länger durch den Anblick von Pferdeelend gequält, dem wir mit jedem Tage begegnen. Es gibt eine Menge von Miethkutschenaufsehern, und es ist Schade, daß sie für das Geld, das sie erhalten, nichts zu thun haben; so wie die Sachen stehen, könnte man sie wohl abdanken und ihre Obliegenheiten den Händen der Polizei übergeben. Die Bemerkung erscheint vielleicht auffallend, aber dennoch kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß eine Verbesserung der Miethkutschen eine gute moralische Wirkung üben müßte. Es gibt eine Klasse von Leuten in London, denen diese Fuhrwerke zur Zeit keinen Nutzen bieten — ich meine diejenigen, welche wohl unabhängig genug sind, aber keine Equipagen halten können und durch das gegenwärtige System des socialen Verkehrs fast ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen sind, wenn sie nicht mehr Geld ausgeben wollen, als die Klugheit erlaubt. In allen andern Hauptstädten sind die Miethkutschen reinlich und achtbar, bisweilen selbst so gut wie Privatequipagen; auch sind außerdem schönere Wagen für Abendgesellschaften vorhanden, welche den Aufwand für ein eigenes Gespann unnöthig machen. Gewiß kann man's denen nicht übelnehmen, welche keine Miethkutschen vor ihren Thüren sehen mögen, wenn man die abschreckenden Gefährte auf den Londoner Ständen ansieht, namentlich wenn man bedenkt, daß sie das einemmal mit betrunkenen Männern und Weibern angefüllt sind, das anderemal zum Transport kranker Personen nach dem Hospital oder der Leichen nach Surgeons-Hall verwendet werden. Eine englische Miethkutsche ist in Anbetracht ihrer Pferde ein treues Abbild des Elends und von innen eine Kloake; wenn man eintritt, weiß man nicht, ob man nicht Krankheit und Tod mit herausnimmt. Man hält mir entgegen, daß es ja auch sogenannte Glaskutschen gebe; aber diese werden nur tagweise ausgemiethet und sind sehr kostspielig. Die Ueberwachung derartiger Fuhrwerke sollte unter der Polizei stehen, welche die Verpflichtung hätte, mit dem Beginn eines

jeden Jahrs sowohl das Aeußere der Kutschen, als die Reinlichkeit im Innern zu untersuchen. Auch die Pferde müßten beaugenscheinigt werden, und man könnte die Licenz zurücknehmen, wenn sie nicht eine gewisse Höhe hätten und in arbeitsfähigem Zustande wären. Den besseren Wagen, die gesonderte Stände haben müßten, dürfte man erlauben, einen höheren Fuhrlohn zu fordern. Dies wäre nicht nur eine Wohlthat für das Publikum, sondern eine noch viel größere für die armen Pferde, die dann nicht gezwungen seyn würden, ihr Elend so lange fortzuschleppen. Wenn nun ein armes Thier, dem der Tod zur Erleichterung würde, nicht länger verkauft werden könnte, so wäre seiner Noth mit einemmale ein Ende gemacht. Eine weitere große Verbesserung läge in dem Umstande, daß die Nummern innen und nicht außen aufgehängt würden — desgleichen, daß jede Art von Fuhrwerk, vorausgesetzt, daß es sich in einem guten Stande befindet, eine Licenz erhielte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Das Hotel des Bergues ist zuverlässig ein prachtvolles Etablissement. Viele Leute überwintern hier weit lieber als in einer Pension, da derartige Anstalten selbst unter der besten Einrichtung stets unangenehm sind. Man muß sich hier in die Gewohnheiten fügen und, mag man nun hungrig seyn oder nicht, seine Mahlzeiten zu bestimmten Stunden einnehmen, als sey die Pension für Schüler und Schülerinnen, nicht aber für erwachsene Leute berechnet. Der Preis in dem Hotel ist derselbe, wie in der Pension, nämlich zweihundert Franken oder acht Louisd'or monatlich, in welchen Alles, mit Ausnahme des Weines und des Brennstoffes, miteingeschlossen ist.

Das Etablissement wird sehr gut geleitet. Man hat neben dem Speisezimmer einen Salon, der für zweihundert Personen hinreichenden Raum bietet; er ist gut geheizt und beleuchtet, mit schönen Teppichen versehen, und hat außer einem Piano eine Bibliothek, Zeitungen, Spieltische u. s. w. Kurz es findet sich Alles, was man nur wünschen kann, und Niemand ist von dem Andern abhängig. Ich verweilte hier zwei oder drei Tage und fühlte mich recht behaglich. Dabei fiel ein Umstand vor, der mich sehr ergötzte. Einer aus der Gesellschaft, ein Russe, setzte sich an's Piano und sang zur Klavierbegleitung. Jedermann wünschte zu wissen, wer er war, und als man sich nach ihm erkundigte, stellte sich heraus, daß wir einen russischen Fürsten vor uns hatten. Nun ist ein Fürst in England, wo Fürsten so selten sind, eine sehr große Person, obgleich in Rußland, wo es deren so viele wie Brombeeren gibt, ein solcher Herr etwa mit einem englischen Baronet auf gleicher Höhe steht.

Er war ein schlichter Mann, der sich augenscheinlich auf seine Geburt und auf seinen Rang nichts zu gut that. Dennoch ließen die englischen Damen, welche ihn gar zu gerne wieder singen hörten, eine Art Deputation an ihn ergehen und ihn unter verschiedenen Höflichkeitsbezeugungen und Knixen um die hohe Gnade bitten, sie mit einem weiteren Liede zu begünstigen.

„Oh, ohne Anstand," versetzte Se. Hoheit, welche sich wieder niederließ und eine ganze Stunde fortspielte. Man dankte ihm auf's Höflichste, machte ihm viele Komplimente über seine Herablassung u. s. w., und die Damen waren augenscheinlich ganz entzückt, wenn er sie anredete. Am andern Tage aber stellte sich heraus, daß ein kleines Versehen stattgefunden hatte und der gefällige Künstler kein wirklicher Fürst, sondern nur mit einem russischen Fürsten nach Genf gekommen war, welch' letzterer ganz ruhig auf seinem Zimmer oben saß. Hierauf fiel nun der Mann nicht nur wenigstens um zweihundert Procent, sondern auch, was doch gar zu schlimm war, sein Gesang mußte das gleiche Loos theilen. Viele, welche sich am lautesten in

seinem Lobe hatten vernehmen lassen, begannen jetzt sogar einen schlechten Musiker in ihm zu entdecken, was doch gewiß nicht der Fall war.

Während der gedachte Gentleman sang, beobachteten wir ein hübsches Pröbchen von der Unabhängigkeit und Vertraulichkeit der Schweizer Dienstboten. Sie kamen in den Salon, mischten sich in die Gesellschaft, um zuzuhören, und würden aller Wahrscheinlichkeit nach Widerstand geleistet haben, wenn man sie hinausgewiesen hätte. Ein Amerikaner, mit dem ich mich unterhielt, bemerkte, in seinem Lande würde ein derartiges Benehmen von Seite des Gesindes nicht geduldet werden, und die englischen Reisenden hätten völlig Unrecht, wenn sie das Gegentheil behaupteten.

Ich hatte während meines hiesigen Aufenthalts Gelegenheit, manche seltsame Personen kennen zu lernen.

Zuerst will ich eines Menschen Erwähnung thun, der in England gewiß als eine Merkwürdigkeit erscheinen würde — nämlich eines Geistlichen der englischen Kirche mit einem Schnurrbart! Was würde wohl der Bischof von London dazu sagen? Und doch sehe ich nicht ein, wie man einem Geistlichen verbieten mag, einen Bart zu tragen, wenn er Gefallen daran findet. Kann er doch gute Autoritäten für sich anführen — zum Beispiel Calvin und Melanchton.

Eine zweite Person zeigte eine sehr interessante Eigenthümlichkeit, wenn sie zu viel getrunken hatte. Der Mann pflegte nämlich in diesem Zustande stets die Ehre seiner Gattin, einer sehr liebenswürdigen, ruhigen Dame, anzugreifen. Sobald Mr. A. seine Gläser spürte, stellte er sich augenblicklich vor, daß nicht er selbst, sondern seine Frau unter der Einwirkung geistiger Flüssigkeiten stehe, und theilte Jedermann sein wichtiges Geheimniß in lautem Flüstern mit. „Betrachte man nur jetzt meine Gattin, sie ist zwar sonst eine der besten Frauen von der Welt, vortrefflich als Eheweib und als Mutter; auch weiß sie sich meistentheils so anständig zu benehmen, wie man es nur wünschen kann — aber betrachte man sie jetzt — Sie

sehen, daß das arme Ding schrecklich betrunken ist. Wie Schade, daß sie ihren unglücklichen Hang nicht zu überwinden vermag. Ich habe ihr zwar schon alle erdenklichen Vorstellungen gemacht, fürchte aber, daß an ihr Hopfen und Malz verloren ist. Wie Schade! Wenn dies nicht wäre, könnte ich mich recht glücklich fühlen. Doch zum Henker mit der Sorge — sie hat die Katze umgebracht. Achten Sie nicht auf das, was ich Ihnen gesagt habe, und geben Sie mir die Flasche herum."

Ich glaube, daß die Engländer weit besser mit der Geographie bekannt sind, als andere Nationen. Es ist erstaunlich, welche Unwissenheit in diesem Punkte man bei sonst gut unterrichteten Fremden findet. Als nach der Restauration der Bourbonen der Marquis de Clermont Tonnère Minister der Marine und der Kolonieen wurde, hatte einer meiner Freunde bei ihm Audienz, und es bedurfte einer langen eifrigen Diskussion, bei welcher die Charte zu Rath gezogen werden mußte, bis es ihm gelang, dem Minister zu beweisen, daß Martinique eine Insel sey. Indeß bietet unser Kolonialdepartement ein Pröbchen von einem fast ebenso großen Irrthume, indem es meinte, die holländische Ansiedelung von Demerara an der Küste von Südamerika, welche in unsere Hände gefallen war, sey eine Insel — ein Versehen, das sich sogar in die amtlichen Zeitungsberichte einschlich. Kurz vor der französischen Revolution wollte eine Fürstin, die in der Normandie lebte, ihre Verwandten in Paris besuchen; eine ihrer Schwestern war jedoch an einen polnischen Edelmann verheirathet, weshalb sie beschloß, den Umweg über Polen zu machen. Aber man denke sich ihr Erstaunen, als sie zu ihrer Reise statt einiger Tage mehr als vier Monate brauchte.

Ich habe oft behaupten hören, man solle sein Haus nicht mit einer schönen Aussicht durch die Fenster, sondern eher so bauen, daß man sich durch einen kurzen Spaziergang den Anblick einer schönen Landschaft sichern könne. Dies mag bei den schönen Aussichten anderer Länder seine Richtigkeit haben, kann aber auf die Schweiz

keine Anwendung finden, wo das Auge eines Anblickes nie müde wird, weil sich die Landschaft stets in andere Tinten kleidet. Der Genfersee und die Gebirge von Savoyen wechseln zwar ihre Lage nicht, aber das einemal scheinen letztere um zehn Meilen näher zu stehen, als ein andermal. Der Wechsel, welcher durch Refraction und Reflection hervorgebracht wird, ist in der That wunderbar. Nie habe ich etwas Schöneres gesehen, als das Schauspiel, welches der Genfersee gestern im Sonnenuntergang bot. Das Wasser war so glatt, wie ein Spiegel, und reflektirte in breiten Streifen jede Farbe des Regenbogens gleich eben so vielen darüber hingestreuten Inseln. Ich will keine Schilderung versuchen; der Eindruck war himmlisch, und ich konnte nur mit dem Muselmann ausrufen: „Gott ist groß!“

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wir sind in dieser Welt so eifersüchtig über jede gemachte Entdeckung, daß wir alles Neue augenblicklich durch die Bezeichnung Marktschreierei brandmarken. Ich sage alles Neue, denn Verbesserung ist nicht der passende Ausdruck. Unter Neuerung verstehe ich den Versuch, unter Verbesserung den günstigen Erfolg desselben. Und doch, wie können wir zum Bessern gelangen ohne Experimente? Wir haben in Allem Marktschreierei, obschon sie nicht ganz so strenge heimgesucht wird, wie vor Zeiten durch die Inquisition, die Jeden lebendig verbrennen wollte, welcher behaupte, die Sonne gehe nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne. In der Heilkunst hören wir den Ausdruck Marktschreierei am häufigsten; und dennoch wissen wir nur wenig von der Empfänglichkeit des menschlichen Körpers für Arzneieindrücke, noch weniger aber von den Eigenschaften

der verschiedenen Stoffe, welche eine Kur bewi.ken. Einige sind uns zwar bekannt; aber es gibt noch hundert andere von gleicher Kraft, deren Wirkungssphäre in Dunkel gehüllt ist. Könnten wir die Arzneiwissenschaft der afrikanischen Neger und der Indianer, welche so sorgfältig geheim gehalten wird, der unsrigen beifügen, so würde sich unsere Pharmakopoe sehr ausdehnen. Als einer meiner Vorfahren zuerst die Metallmittel allgemein in Gebrauch zog und die wunderbaren Wirkungen derselben durch Kuren bekräftigte, trat die ganze Brüderschaft gegen ihn auf und verschrie ihn als einen Quacksalber; dennoch haben seine Werke fünfundzwanzig Auflagen erlebt, und die Dosen, welche er vorschrieb, sind dieselben, wie sie heutzutage von den Praktikern angewendet werden.

Der Grund liegt darin, daß trotz der hohen Vervollkommnung des chirurgischen Wissens die Arzneikunst doch noch ganz in ihrer Kindheit liegt. Man sollte sogar die mangelhaften Versuche nicht verachten, denn sie haben wenigstens etwas bewiesen, obgleich sie nicht zur Vollkommenheit gebracht worden sind. Der thierische Magnetismus zum Beispiel hat sein Ziel verfehlt, aber dennoch einige merkwürdige Eigenschaften, manche Sympathieen des menschlichen Körpers enthüllt, welche seiner Zeit den Schlüssel zu wichtigen Resultaten geben können. Der Hauptbeweis von der Unvollkommenheit des medicinischen Wissens ist der beständige Wechsel, dem es unterliegt. Ein Arzneimittel kommt in Gunst und wird allenthalben gut aufgenommen, bis die Herrren von der Fakultät genug daran haben und es in Ungnade fallen lassen. Selbst in meiner Zeit habe ich viele derartige Veränderungen gesehen, nicht bloß im Arzneigebrauch, sondern auch in der Diät und so weiter.

Welcher Arzt hätte vor zwanzig Jahren daran gedacht, für einen schwachen Magen fetten Schinken zu verordnen? Jetzt ist dies allenthalben üblich. In London verkauft man überall Schinken zum Frühstück. Entweder ist dies Marktschreierei oder war man vor zwanzig Jahren sehr unwissend, denn die Aerzte schärften ihren

Patienten auf's Entschiedenste ein, alle fetten Substanzen zu vermeiden.

So tappen die Praktiker im Nebel herum, und der Unterschied liegt bloß darin, daß alle Veränderungen, welche durch die Fakultät gemacht werden, orthodox sind, während die Vorschläge eines einzelnen D. M. als Neuerung und Quacksalberei verschrieen werden.

Ich gebe zu, daß sich überall unwissende Leute finden, die de facto Quacksalber sind; aber dennoch ist man allzufreigebig mit diesem Titel, wenn man ihn auf die Versuche wissenschaftlicher und verständiger Personen anwendet, welche die Arzneikunst zu vervollkommnen bemüht sind. Selbst die Homöopathie sollte nicht eher ganz verschmäht werden, bis man sie einer redlichen Prüfung unterworfen hat. Jedenfalls hat sie das Verdienst, daß man weniger Arznei schlucken muß.

Ich betrachte das unabläßige Auftauchen neuer Quacksalbereien als einen sicheren Beweis von der niedrigen Stufe, auf der unser medicinisches Wissen steht, um so mehr, da eben jene Marktschreier, obschon sie wie Todtschläger zu fürchten sind, doch oft sehr merkwürdige Kuren machen. Bringen die graduirten Aerzte nicht gleichfalls um — oder vielmehr, versagen ihnen nicht oft ihre Recepte? Kurirt ein Quacksalber, so heißt's, der Zufall sey daran Schuld; aber ich vermuthe, daß in der Praxis überhaupt der Zufall weit mehr waltet, als die Fakultät einzuräumen geneigt ist. Ueberhaupt ist es Gott bekannt, wie viel sie selbst wechselt, und man sieht klar, daß sie kein Vertrauen zu ihrem wenigen Wissen hat. Aus dieser Unvollkommenheit der Medicin geht denn auch hervor, daß in jedem halben Jahrhundert ein sogenannter neuer Quacksalber aufsteht, der die regelmäßigen Praktiker aus dem Felde schlägt. Ich könnte von den Morrisonschen Pillen Geschichten erzählen, die ich durch die noch lebenden betreffenden Personen zu erhärten vermöchte; statt dessen aber will ich eine andere berichten, die sich in Frankreich zutrug und ein Pröbchen gibt, wie eine Quacksalbermedicin die wunderbarste

Wirkung übte, denn sie wurde das Mittel der gänzlichen Zerstörung eines Banditenhaufens, welcher der Landesregierung viele Jahre Trotz geboten hatte. Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in Frankreich — — ich weiß nicht, ob er inzwischen gestorben ist — ein unregelmäßiger Praktiker Namens Le Roi. Er war jedenfalls der König aller Empyriker und der Kaiser aller Quacksalber — ein mächtigerer Mann sogar, als sein Souverän, da die Ordres des Letzteren in Vergleichung mit den seinigen nur wenig besagen wollten. Er veröffentlichte seine Kuren nicht in Flugschriften, sondern in großen Quartbänden, welche sogar — wie ich mich selbst überzeugt habe — die von Ainsworths Wörterbuch an Umfang überbieten. Es traf sich, daß ein Engländer, welcher an den Indescribables litt, von allen Seiten her aufgefordert wurde, einen Versuch mit Monsieur Le Roi's Arznei zu machen, was er denn auch that und auf diese Weise von seiner geheimen Beschwerde befreit werde. Die Folge davon war, daß er fortan bei Le Roi schwor und sich für seine Reise nach Spanien mit einem großen Arzneivorrath versah, um im Falle einer Wiederkehr seines Leidens davon Gebrauch machen zu können. Die Herren Quacksalber sorgen dafür, daß ihre Arzneien schmackhaft sind -- eine sehr weise Vorsichtsmaßregel. Ich kenne keinen besseren Trank als Solomons Balsam von Gilead. Beiläufig, der alte Solomon lebt in der Nähe von Plymouth und war den Herren von der Flotte sehr zugethan. Er hielt eine vortreffliche Tafel und war sehr gastfrei.

Ich erinnere mich, daß sich eines Tages die Offiziere seinen Bordeaux und Champagner sehr belieben ließen. Als sie im Kopfe warm wurden, bestanden sie darauf, daß Solomon zum Schlusse Einiges von seinem Gilead-Balsam beischaffte, und leerten ungefähr zwei Dutzend Flaschen je zu einer Guinee. Der alte Gentleman hatte nichts dagegen, soviel herbeizuholen, als verlangt wurde, und die Gesellschaft ging auseinander. Aber am andern Tage schickte er ihnen die Rechnung für den besagten Gileadbalsam, mit der Bemerkung, daß sie zwar an seinem Tische und bei seinem Weine

willkommen seyen, aber für die Arznei bezahlen müßten. Fahren wir übrigens in unserer obigen Geschichte fort.

Der Engländer reiste mit einer Stafette und hatte einen Theil seines Gepäckes vorausgeschickt, wollte sich aber nicht von seiner Arznei trennen, die er im Wagen mitführte. Auf dem Wege durch die Pyrenäen wurden sie von Banditen angehalten, welche den Postillon niederschoßen, die Reisenden aber aus dem Wagen herauszerrten und ihnen befahlen, sich mit den Gesichtern auf den Boden zu legen. Sofort wurde ihnen eine Wache beigegeben und der Wagen geplündert. Bald kamen die Räuber an die Arzneipäcke, und da sie auf allen Flaschen den Namen Le Roi lasen, zugleich aber auch ihnen bekannt war, daß sie es mit einer königlichen Stafette zu thun hatten, so meinten sie, die Flaschen enthielten ein gutes Getränk, das zu einem Geschenke für den König von Spanien bestimmt sey. Sie kosteten davon und fanden, daß der Inhalt, wie alle anderen Quacksalberarzneien sehr stark und wohlschmeckend war. Jeder griff nun nach einer Flasche, trank die Gesundheit des Königs und der Haufen machte sich lärmend lustig, bis er mit Allem, was der Engländer mitgebracht hatte, fertig war. Nun ist ein großer Unterschied zwischen einem Eßlöffel voll und sechs oder sieben Flaschen per Mann. So stellte sich's denn auch heraus, denn sie waren kaum mit der letzten Kiste fertig geworden, als sie die Entdeckung machten, daß die Arznei als ein sehr gewaltiges Abführungsmittel wirkte. Sie wurden sammt und sonders gleichzeitig von der heftigsten Cholera befallen und verschwanden Einer nach dem Andern. Endlich konnte sich auch die Wache nicht länger halten und zog gleichfalls ab. Die beiden Gefangenen, welche dies bemerkten, standen vom Boden auf, stiegen auf die Pferde und galoppirten so schnell als möglich davon. In der ersten Stadt, in der sie anlangten und die nicht vier Meilen entfernt war, machten sie bei der Behörde die betreffende Anzeige, und nun wurde augenblicklich eine Abtheilung Reiterei ausgeschickt. Die Wirkung der Arznei war so gewaltsam gewesen, daß man den ganzen Banditenhaufen in der Nähe des Ortes,

wo er des Königs Gesundheit getrunken hatte, in dem kläglichsten Zustande der Erschöpfung antraf. Die Bursche vermochten nicht zu entfliehen, weshalb sie miteinander festgenommen und nachher gehangen wurden.

Neununddreißigstes Kapitel.

Lausanne.

Ich entsinne mich eines Sprüchleins, welches räth, man solle beim Gehen nie in die Luft, sondern stets auf den Boden blicken, da man im ersteren Fall sicher seyn dürfe, nie etwas zu finden, während man im letzteren wohl sein Ziel zu erreichen im Stande sey. So erhält man wahrscheinlich nicht viel Auskunft, wenn man sich auf keine Unterhaltung einläßt, während man im Gegentheil stets Aussicht hat, selbst von Seiten, die am wenigsten zu versprechen scheinen, Belehrung einholen zu können. Ich saß neben dem Schweizerkutscher auf dem Bocke und sagte zu ihm, „sein Gewerbe müsse wohl sehr einträglich seyn."

„Sie glauben dies vielleicht aus dem Preise, der für die Pferde bezahlt wird, Herr," versetzte er; „aber die Sache ist eben doch anders. Wir können nur fünf Monate im Jahre etwas verdienen, und die andern sieben müssen wir fast durchgängig unsere Pferde füttern, ohne sie nutzbar verwenden zu können."

„Habt ihr denn Winters keine Beschäftigung für eure Thiere?"

„Wohl; wir führen damit Holz und Steine, nur um den Haber für sie zu verdienen. Freilich, wenn man bekannt ist und das Zutrauen hat, so kann man sich auch mit dem Weintransport bebefassen, was jedenfalls einträglicher ist; aber ein Kutscher schätzt sich schon für glücklich, wenn er im Winter für seine Gäule nur soviel zu thun kriegt, um ihr Fressen zu bestreiten."

„Und wenn ihr ein hübsches Stück Geld verdient habt, was fangt ihr damit an?“

„Wenn wir einen Streifen Land kaufen können, so thun wir's; die meisten Leute aber schaffen sich wo möglich ein Haus an, weil sich dieses besser zahlt. Mir ist das Land lieber.“

„Die Schweiz hat nicht viel verfügbaren Boden und es wird daher nicht oft vorkommen, daß man Land erwerben kann. Nicht Jeder kann Grundstücke ankaufen. Was thun die Andern mit ihrem Gelde?“

„Sie schließen es in ihre Truhen?“

„Legt ihr es nie in ausländischen Fonds an?“

„Ja, die Reichen und diejenigen, welche die Sache verstehen. Wir haben einige sehr reiche Leute in der Schweiz, aber im Allgemeinen mag sich der Schweizer nicht von seinem Gelde trennen und behält es lieber in Handen.“

„Ich habe zu Basel von einem Franzosen gehört, daß in der Schweiz viel edles Metall unbenützt liege.“

„Er hat Ihnen vollkommen die Wahrheit gesagt, Herr. Es gäbe einen ungeheuern Haufen, wenn man es sammeln wollte. Das sind Juden,“ fügte er bei, indem er auf eine vorüberfahrende Charabank deutete.

„Gibt es ihrer viele in der Schweiz? Ich sollte nicht meinen.“

„Nein, Herr, man duldet sie nicht bei uns. Ein paar Familien dürfen sich vielleicht in irgend einer großen Stadt aufhalten, aber weiter nicht. Wir sind ein kleines Land, und wenn wir die Juden sich hier ansiedeln ließen, so würden wir bald eine allzugroße Bevölkerung zu ernähren haben. Ihren Gewohnheiten zufolge können sie in jedem Alter heirathen und gehen nie auf's Feld, um mit dem Pfluge zu arbeiten.“

„Aber könnt ihr nicht auch in jedem Alter heirathen, wenn ihr Lust dazu habt?“

„Nein, Sir; wir haben in diesem Betracht gute Gesetze, welche eine allzuschnelle Zunahme der Bevölkerung verhindern. Ich gehöre

zu einer Gemeinde, und wenn ich zu heirathen wünsche, muß ich zuerst beweisen, daß alle meine Schulden, wie auch die meines Vaters bezahlt sind. Dann erst erlaubt der Gemeinderath dem Pfarrer, mich zu trauen."

„Wie? auch die Schulden Eures Vaters?"

„Das heißt, alle Schulden an die Kommun. Gesetzt, mein Vater wäre ein armer Mann und arbeitsunfähig, so läßt ihn die Kommun an nichts nothleiden; den Aufwand dafür muß jedoch seine Familie zahlen, wenn anders den Söhnen erlaubt werden soll, daß sie heirathen. So hat zum Beispiel mein Vater zwar keinen Beistand von der Gemeinde erhalten, aber doch bei seinem Tode wenig oder nichts hinterlassen. Nun kleidete mich die Komun und ließ mich erziehen, bis ich im Stande war, mir meinen Unterhalt zu erwerben. Seitdem ist mir's gut ergangen und ich habe die Schuld bezahlt, so daß ich heirathen kann, wann ich will."

„Könnte man aber nicht dieses Gesetz umgehen?"

„Nein, Sir. Setzen wir den Fall, ich sey in Bern und wünsche eine Frauensperson zu heirathen, die ebensogut wie ich einer andern Komun angehört. Da muß denn unser Aufgebot dreimal in meiner Pfarrei, dreimal in der ihrigen und dreimal zu Bern von der Kanzel verkündigt werden."

„Aber wenn Ihr in einem fremden Lande heirathetet?"

„Wenn ein Schweizer im Ausland heirathen will und keine ehehindernden Schulden hat, so muß er an den Landamman nach Hause schreiben und seine Absicht kund thun; er wird dann in der Gemeinde proklamirt und erhält seine Heirathslicenz. Sind aber von Vaterswegen oder für die eigene Person Kommunschulden da und heirathet Einer, ohne es der Gemeinde kund zu thun, so gehört er nicht länger der Kommun an, und kommt er in Noth wieder zurück, so weist man ihn nach den Gränzen der Republik und gibt ihm den guten Rath auf den Weg, die Gemeinde seines Weibes aufzusuchen. Wohnt ein Schweizer mit seinem Weibe außerhalb des Vaterlands, so muß er die Geburt eines jeden Kindes schriftlich der Gemeinde

anzeigen, damit dasselbe in die Gemeinderegister eingetragen werde. Wird dies unterlassen, so haben die Kinder keine Heimathsberechtigung."

Dies war das Resultat unserer Unterhaltung und ich theile den Inhalt im Interesse derjenigen mit, welche sich mit unserer inneren Gesetzgebung beschäftigen.

Ich habe lange nach Freiheit gespäht, konnte sie aber nirgends auf Erden finden. Man erlaube mir eine Allegorie. Wenn die ganze Welt noch immer in den Namen der Freiheit verliebt ist, wie viel mehr mußte sie's nicht seyn, als die Nymphe selbst zum erstene mal auf Erden erschien. Jeder wollte sie besitzen und Jeder macht den Versuch; aber die Freiheit ließ sich nicht haschen. Wie wäre dies auch möglich gewesen, ohne sie zu zerstören? Nachdem sie über die ganze Welt gehetzt worden war, ohne irgendwo zu Athem kommen zu dürfen, flüchtete sie sich auf's Neue vor ihren Verfolgern, die sie bereits am Gewande gefaßt hatten, riß sich mit dem Sprunge der Gemse los, und rettete sich in den Aether, wo sie noch bis auf den heutigen Tag zu finden ist. Ihren Anzug hatte sie jedoch zurücklassen müssen, und dieser wurde nun im Triumphe nach Hause getragen. Freilich ist er von so schlüpfrigem Material, wie seine frühere Eigenthümerin, und gleitet nach Gutdünken von einer Partie zur andern über. Der Anzug der Freiheit ist's, was wir jetzt als die Göttin selbst verehren, und was immer damit zur Zeit bekleidet ist, erfreut sich derselben Anbetung, als opferte man auf dem wahren Altare. Selbst der Despotismus hüllt sich, wenn er gerade in recht bescheidener Laune ist, in das Gewand der Freiheit.

Nun gibt es gewiß in diesen freien Kantonen eine Art von kleinlichem Despotismus, der in England als sehr anstößig erscheinen dürfte. Was würde ein englischer Landwirth sagen, wenn man ihm erklären wollte, daß er seine Erndte nicht ohne die Erlaubniß der Regierung beginnen dürfe? Und doch wird es in der Schweiz so gehalten, wo eine schwere Strafe darauf steht, wenn einer seine Weinlese vor der durch die Obrigkeit festgesetzten Zeit anfängt. Mögen

nun die Trauben reif oder verdorben seyn, man hat nur die Wahl sich in die gesetzliche Bestimmung zu fügen, oder eine Strafe zu zahlen, welche den Gewinn auf nichts reducirt. Der Grund dafür soll in dem Umstande liegen, daß es soviele kleine Eigenthümer gäbe, welche ihre halben und Viertelsmorgen Weinberge nebeneinander liegen haben, ohne daß sie durch eine Mauer oder einen Zaun geschützt wären; wenn nun der Eine zuerst anfange, so könne er das Gütchen des Andern bestehlen — kein großes Vertrauen in die Schweizer-Ehrlichkeit, welche so sprüchwörtlich geworden ist.

Die Weinbergsgesetze sind besonders in der gegenwärtigen Jahreszeit sehr bedrückend für die kleineren Eigenthümer. Man hat einen späten Herbst gehabt und der Winter ist mit einemmale eingetreten.

Nach einem wahren Sommerwetter liegen wir jetzt tief im Schnee, und das Thermometer steht unter dem Gefrierpunkt. Wenige von den kleinen Weinbergbesitzern haben Traubenpressen und müssen daher warten, bis sie dieselben von Andern geborgt erhalten können. Die Folge davon ist, daß sie ihre Trauben stets zuletzt lesen, und da sie jetzt von dem Wetter überholt wurden, so werden sie das Meiste von ihrer Erndte verlieren. Hätte man ihnen gestattet, ihre Trauben zu beliebiger Zeit zu lesen, so wäre es ihnen möglich geworden, sich der Keltern zu bedienen und fertig zu werden, ehe die großen Weinbergbesitzer anfingen. Aus Nachforschungen, die ich anstellte, erhellt, daß sich die Schweizer Weinberge sehr schlecht rentiren. Das Land steht sehr hoch im Preise, so daß man zum Beispiel in dem Waadtlande drei oder viertausend Gulden per Morgen nicht einmal für theuer hält, da sogar schon sechstausend bezahlt wurden, und in den besten Jahreszeiten gibt der Morgen kaum hundert Gulden Ertrag. Der Wein selbst ist unbedeutend und muß Jahre lang aufbewahrt werden, ehe er leidlich wird.

Aber die Schweizer hängen mit Leib und Seele an ihren Weinbergen, und obschon sie zweimal soviel erzielen würden, wenn sie den Boden zu Waideland umwandelten, so ziehen sie doch ihren Weinbau vor, trotzdem, daß derselbe nur alle vier Jahre einmal einschlägt.

Das Amt des Scharfrichters oder des Meister Knüpfauf hat in der Schweiz sowohl, als in vielen Theilen Deutschlands eine eigenthümliche Begabung — nämlich ein Recht an alle Thiere, welche eines natürlichen Todes sterben, sammt Häuten, Hufen und so weiter. Er soll daraus ein schönes Einkommen ziehen, würde aber natürlich auch verhungern, wenn man nicht also für ihn sorgte, da Hinrichtungen in der Schweiz sehr selten vorkommen.

Für eine Exekution wird er gut bezahlt, denn er erhält dem Vernehmen nach mehr als zweihundert Gulden für eine derartige Verrichtung; indeß darf man nicht vergessen, daß man in der Schweiz nicht henkt, sondern enthauptet, was doch eine gewisse Gewandtheit erfordert. Der Uebelthäter sitzt in einem Stuhle und legt das Haupt nicht auf den Block.

Als ich das letztemal in der Schweiz war, fand in Bern eine Hinrichtung Statt. Der Verbrecher setzte sich auf den Stuhl, worauf ihm eine Tasse Kaffee angeboten wurde. Während er nun diese trank, hieb ihm der Scharfrichter mit einem einzigen Hiebe seines schweren Schwertes den Kopf ab und das Blut sprang ein paar Sekunden wie eine Quelle im Bogen. Der Eindruck war schrecklich.

Zu Lausanne hatte ein Engländer einen Lieblings-Neufundländerhund, welcher starb. Er wollte ihn begraben, wurde aber durch den Scharfrichter daran gehindert, welcher die Haut ansprach; auch durfte er sein Vorhaben nicht zur Ausführung bringen, bis er sich gegen den Mann vom Fach abgefunden hatte. Denke man sich da ein halbes Dutzend alter Wittwen von Park-Lane, die — ihre fetten, todten Lieblinge im Schooß, weil sie dieselben ausgestopft haben wollen — mit Meister Knüpfauf handeln, wobei sich natürlich dessen Anforderungen steigern würden, je nachdem die Damen einen Werth auf die sterblichen Ueberreste zu legen schienen.

Da wir eben von Schooßhunden sprechen, so will ich hier in Betreff dieser Kreaturen eine der besten Geschichten anführen, die in Madame de Créqui's Memoiren zu finden ist. Eine Madame de Blot, welche ihr eigenes Geschlecht für ätherisch hielt und die

Behauptung aufstellte, daß ein Lerchenflügel mehr als zureichend sey, um eine Dame im Laufe von vierundzwanzig Stunden zu nähren, hatte einen der kleinsten weiblichen Wachtelhunde, die man je gesehen. Sie behandelte ihn wie ein menschliches Wesen, und wenn sie in Gesellschaft ging, mußte ihr Kammermädchen dem Thier eine fünfaktige Komödie vorlesen, um es während ihrer Abwesenheit zu unterhalten. Da traf sich's denn, daß ein beleibter Priester, dem viel an Madame de Blots Schutze gelegen war, einen Anstandsbesuch machte. Ohne zu sprechen, winkte ihm Madame de Blot, auf einem großen Fauteuil Platz zu nehmen. Der geistliche Herr hatte kaum seinen schweren Leichnam auf dem Stuhl niedergelassen, als er etwas unter sich zappeln fühlte, und ein kurzes Besinnen sagte ihm, es müsse wohl von dem kleinen Wachtelhunde herrühren. Es war klar, daß mit der Bestie Alles vorüber war, und wenn die Dame den Unfall entdeckte, so durfte auch er nicht länger auf den Schutz von Madame de Blot rechnen. Bei dieser prüfenden Gelegenheit zeigte er nun einen merkwürdigen Grad von Geistesgegenwart. Er erhob sich ein wenig aus seinem Stuhle und plumpte nieder, um dem armen Hündchen vollends den Gnadenstoß zu geben, worauf er sich mit Madame de Blot im Gespräche erging. Im Verlaufe desselben wußte er es einzuleiten, daß der Hund sammt Schwanz und Allem in seine geräumigen Rocktaschen spazierte. Sobald er nun denselben außer Sicht geschafft hatte, stand er auf, verabschiedete sich von Madame de Blot und näherte sich mit einer Achtung, als ob er vor der Königin stände, rücklings der Thüre, sehr zur Zufriedenheit der gnädigen Frau, welche über eine derartige Huldigung hoch erfreut war und sich wenig träumen ließ, warum ihr der Priester nicht den Rücken zukehren wollte. Die Geschichte sagt, daß Madame de Blot nie ausfindig machen konnte, was aus ihrem Hündchen geworden war.

Vierzigstes Kapitel.

Lausanne.

Welch' ein unaufhörlicher Kampf findet nicht hier zwischen den Literaten statt! Ich kann die Autorenwelt nur mit einem Haufen Ratten vergleichen, die man in einem Zuber ertränken will; sie zwingen sich gegenseitig hinunter, um sich selbst zu erheben und die Köpfe über dem Wasser zu erhalten. Und doch sind sie eine sehr achtbare und nützliche Corporation — auch, in staatsökonomischem Sinne des Worts, sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft unabhängig von den Vortheilen, die sie aus ihren Bemühungen erzielen; denn ihr Capital ist nichts als ihr Gehirn, und doch gelingt es ihnen, für sich selbst und auch für Andere ein Auskommen zu finden. Es ist seltsam, wie gar gering vergleichungsweise die Anzahl der Schriftsteller ist, und wie viele Leute durch sie in Nahrung gesetzt werden.

In den drei britannischen Königreichen gibt es mehr als tausend Buchhändler und Verleger, die für mehr als tausend Häuser Miethe und Steuer zahlen, für eben so viele Familien sorgen müssen und die gleiche Anzahl von Buchhaltern besolden. Dann kommen die Papierfabrikanten, die Verfertiger von Druckerschwärze, die Setzer und Drucker mit ihren Principalen, die Buchbinder und endlich die Verfertiger von Dinte, Stahlfedern und Gänsekielen. Alle diese sind von beziehungsweise wenigen Köpfen abhängig und denselben dienstbar.

Welch' ein Gefolge schleppt nicht ein Autor hinter sich — leider ist es für ihn eine nur zu lange Reihe. Zu viel hängen von ihm ab, die, wie bei einigen Potentaten, die ganze Revenue seines Staates aufzehren und ihm nichts lassen, als Brod, Käse und Ruhm. Ein französischer Schriftsteller sagt: „La littérature est le plus noble des loisirs, mais le dernier de tous les métiers;" und so ist es auch aus dem einfachen Grunde, weil ein Autor je

nach dem Drange seiner Bedürfnisse durch seinen Buchhändler gedrückt wird. Schriftsteller und Buchhändler sind natürliche Feinde, obgleich sie nicht ohne einander leben können. Muß ein Autor nicht von seinen Schriften leben, und hat er Ruf, so trotzt er dem Verleger; er steht in seinem Rechte und rächt nur die Schmach, welche der Buchhändler den ärmeren Kollegen auflegt. Nun, jeder Hund hat seinen Tag, und die Zeit wird kommen, wann ich und Andere die zu lang geschwommen sind, jüngere und frischere Mitbewerber finden, die, gleich den Ratten, auf unsere Rücken klettern; wir sinken dann auf den Boden des Fasses der Vergessenheit. Gut; wir müssen mit dem Strome schwimmen. Die Welt bewegt sich so schnell vorwärts, daß an kein Haltmachen zu denken ist. In diesen Zeiten — „Si on n'avance pas, on recule."

Wie doch der Styl der Literatur wechselt! Selbst jetzt bemerke ich eine weiter schleichende Veränderung, die für einige Zeit andauern wird. Wir lassen uns zu der derben Wahrheit von Teniers Gemälde herab.

Jedes dichterische Werk wird jetzt „nach der Natur gezeichnet." Man vermeidet die Paläste, die Salons und die Eleganz des vornehmen Lebens, während man die mittlern und untern Classen zu Gegenständen des Pinsels macht. Doch dies wird nicht allzulange andauern. Die Uebersättigung mit dem Vornehmen ist Schuld daran, daß eine derartige Lektüre für eine kurze Weile schmackhaft werden konnte.

Man theilte mir gestern mit, daß ein gefeierter Autor mir vorgestellt zu werden wünsche. Ich schämte mich, zu sagen, daß ich seinen Namen nie zuvor gehört habe. Die Vorstellung fand statt, und der Gentleman nahm eine Art patronisirender Miene an, die mir durchaus nicht behagte. Ich erklärte ihm daher sehr unverhohlen, daß ich die Natur seiner literarischen Arbeiten nicht kenne und ihn daher bitten müsse, mir seine Werke namhaft zu machen. Er hatte etwas a u s g e z o g e n und über etwas Anderes einen C o m m e n t a r

geschrieben — just die passende Beschäftigung für einen alten Herrn, der noch ein Bischen mit Dinte sudeln will. Man kann über Alles einen Commentar schreiben. Eines meiner Kinder singt ein Ammenliedchen, und ich will jetzt in der Form von Noten einen Commentar darüber schreiben.

Müllchen Katz, Müllchen Katz,
Wo gewesen denn?
War in London, um zu seh'n
Dort die neue Königin.

Müllchen Katz, Müllchen Katz,
Wie hast Dich ergötzt?
Hab' ein herzig Mäuselein
Unter'm Stuhl gehetzt.

Diese einfachen Kinderstubenreime sind in dem familiären Tone von Frage und Antwort gehalten, was stets sehr angenehm ist. Wir finden dabei das Merkwürdige, daß in den wenigen Worten zwei vortreffliche moralische Lehren enthalten sind.

Von dem Kinde, welches das Liedchen singt, läßt sich vermuthen, daß es den vollen Sinn nicht begreift. Aber obgleich dies der Fall seyn mag, ist es doch von großer Wichtigkeit, daß sogar die Reime auf kindlichen Lippen denjenigen, welchen die Wohlfahrt der Kleinen anvertraut ist, eine passende Gelegenheit zur Belehrung geben. In der ersten Zeile könnte der Ausdruck „Müllchen Katz" als tautologisch betrachtet werden, da Müllchen und Katz sich auf dasselbe Objekt beziehen; indeß mag das erstere als der Taufnamen und letzteres als der Zuname des Thieres erscheinen. Es läßt sich voraussetzen, daß die angeredete Katze jung ist, da sie sich augenscheinlich mit Spielen abgibt und alte Katzen dafür zu gesetzt sind. Andernfalls könnte auch die Wiederholung des Namens nöthig erscheinen, um ihre Aufmerksamkeit mit desto mehr Nachdruck auf die Frage zu lenken. Die Katze antwortet in wenigen Worten, als wünsche sie nicht unterbrochen zu werden, sie sey in London gewesen, um die neue Königin zu sehen. Welche Königin von England damit gemeint ist, läßt

sich nicht mit Bestimmtheit angeben; da die Katze aber von der neuen Königin spricht, so haben wir das Recht, zu vermuthen, daß sich's um einen Thronantritt von England handelt. Wir haben nun zwischen drei Königinnen zu wählen — zwischen Elisabeth, Maria und Anna. Aus vielen Gründen, namentlich aber deshalb, weil die zwei letzten verheirathet waren, sind wir geneigt, ersterer den Vorzug zu geben, da das Wort neu um des Versmaßes willen wahrscheinlich für jungfräulich substituirt wurde. Zuverlässig kann eine verheirathete Frau nicht als neu betrachtet werden, obschon sie vielleicht nicht alt ist. Wir stellen daher die Ansicht auf, daß diese Verslein auf den Thronantritt der großen Elisabeth gedichtet wurden. Wir finden nun hier eine Bekräftigung des alten Sprüchworts, „daß eine Katze nach dem König sehen dürfe," denn Müllchen sagt ausdrücklich, sie habe die neue Königin sehen wollen, wodurch sie zugleich andeutet — wie die Sonne gleich auf Alles niederscheint, so vertheilt in einer wohlgeordneten Regierung die Sonne der Königswürde ihr Lächeln in gleicher Weise auf Alle, welche herankommen, um sich in ihr zu wärmen. So erscheint denn auch eine Katze nicht als unwürdig, um auf jene gnädige Majestät zu blicken, welche fühlt, daß sie berufen sey, über so viele Millionen zu herrschen, um dieselben glücklich zu machen.

Es scheint, daß die Katze nach Beantwortung der ersten Frage fortfuhr, mit ihrem Balle, oder was sie sonst zu ihrer Beschäftigung haben mochte, zu spielen; denn bei der zweiten Frage muß ihre Aufmerksamkeit abermals durch die Wiederholung ihres Namens geweckt werden. Sie wird gefragt, wie sie sich ergötzt habe, und gibt zur Antwort, sie habe unter den Stuhl ein herzig Mäuschen gehetzt. Die zwei letzten Zeilen sind von wunderbarer Wirkung und geben uns zumal sowohl einen Begriff von der Natur der Katze, als eine ganz vortreffliche moralische Lehre. Die Katze nennt die Maus herzig, ein Ausdruck der Liebkosung, welchen sie auf dasselbe

Thier anwendet, das sie in Furcht setzt. Es ist wohl bekannt, wie Katze in der zierlichsten Weise mit einer Maus zu spielen pflegt. Aus der Art, wie sie dieselbe so leicht hin- und herstößt, entwischen läßt, und dann wieder fängt, sollte man fast glauben, daß sie in aller Freundschaft mit dem Mäuschen spiele, während sie doch nur das Elend und die Qual des kleinen Thieres in die Länge zieht, bis sie ihm endlich den Garaus macht.

Es ist ganz eigenthümlich für den Charakter der Katze, daß sie den zärtlichen Ausdruck herzig und das Diminutiv auf die Maus anwendet.

Die Moral, welche in diesen letzten Zeilen liegt, brauchen wir kaum vor unseren einsichtsvollen Lesern zu entwickeln. Eine Katze geht nach Hof, tritt in den Palast ein und befindet sich endlich in der Gegenwart der Königin. Sie ist nicht wie gewöhnlich in der Küche, im Keller oder unter dem Dache, wo sich die Katzen am liebsten aufhalten, sondern steht wirklich der Königswürde gegenüber. Aber was thut sie da? Ungeachtet der Ehrfurcht, die sie natürlicherweise empfinden sollte, ohne Rücksicht vor der muthmaßlichen Anwesenheit edler Lords und Damen und ganz vergessend, wo sie ist, sieht sie eine Maus unter dem Stuhl. Sie kann die Allmacht ihres Instinkts nicht länger bewältigen, denkt nicht mehr an den Zweck ihrer Reise und hat nicht länger für etwas Sinn, als für das Hetzen des herzigen Mäuschens unter dem Stuhle. Welche bedeutsame Lehre für das jugendliche Geschlecht, daß es nie versuchen sollte, sich über seine Stellung in der Gesellschaft zu erheben; denn wenn wir es thun, so werden wir bald beweisen, wie wenig wir an unserem Platze sind. Unsere frühen Gewohnheiten und Liebhabereien begleiten uns und machen uns völlig untauglich für eine Lage, nach der wir nie hätten trachten sollen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Lausanne.

Im Grunde herrscht doch mehr Sympathie in dieser Welt, als wir glauben, und es liegt eine erhabene Betrachtung in dem Umstande, daß in dem Kriege der Meinungen und der Interessen Nationen sowohl als Einzelne für eine Weile ihre Waffen niederlegen können, um dem Genius einen einzigen allgemeinen und aufrichtigen Tribut zu zollen. In unseren Zeiten der Aufregung hören wir gleichgültig von Revolutionen in Spanien und Portugal oder von dem Ableben gekrönter Häupter; aber eine Erschütterung lief durch ganz Europa, eben so ergreifend wie das Erdbeben der Stadt Perus, als alle Zeitungen die unerwartete Kunde verbreiteten, daß die hochbegabte Malibran nicht mehr sey, sondern in der Fülle ihres Talents und ihrer Schönheit abgerufen wurde nach dem schweigenden Grabe, als sie eben im Begriffe war, die Früchte vieljähriger Mühe, in welchen Kunst die Natur zu vervollkommnen strebte, zur Reife zu bringen.

Ja, die Stimme, welche so viele Tausende begeisterte, ist für immer stumm. Die arme Malibran! Sie hatte auf dieser Welt nur einen kärglichen Antheil von Glück, obgleich sie Anderen so viele Wonne bereitete. Ein roher Vater, von dem sie nur Schläge erhielt, der sie an einen alten Gecken verkaufte und sie auf's Neue verkauft haben würde, wenn sie sich's hätte gefallen lassen! Bis zu ihrer letzten Heirath mußte sie sich für Andere abmühen, ohne einen einzigen Gegenstand in der Welt zu besitzen, dem sie ihre arme Liebe zuwenden konnte. Ich erinnere mich, daß wir eines Tags von der Seekrankheit sprachen, bei welcher Gelegenheit ich bemerkte, daß das beste Gegenmittel eine tüchtige Tracht Schläge sey. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie; „das hilft nicht, denn sonst wäre ich zuverlässig kurirt worden, als ich mit meinem Vater über das atlantische Meer setzte."

Diejenigen, welche die Malibran blos singen gehört haben, wissen nur wenig von ihr; man mußte sie in der Gesellschaft und im häuslichen Leben kennen gelernt haben. Sie war das non plus ultra eines weiblichen Genies — das einemal lauter Sonnenschein, während im nächsten Augenblicke eine Wolke ihr ausdrucksvolles Antlitz überflog; wandelbar, wie der Wind, aber sogar im Wechsel entzückend, denn sie verhehlte nie einen Gedanken. Es sind sechs Wochen, seit ich sie in ihrem Landhause zu Brüssel sah, wohin sie sich nach den Anstrengungen der Saison zurückgezogen hatte. Welchen Eindruck muß nicht ihr Tod geübt haben. Wäre sie zu Brüssel krank gewesen und gestorben, so wäre wohl die Erschütterung groß gewesen, denn Alles fühlt mit, wenn Jugend, Schönheit und Talent so plötzlich hingerafft werden; aber sie starb so zu sagen auf der Bühne. Tausende hatten die Zaubergewalt ihrer Stimme bewundert und beklatscht — weitere Tausende harrten darauf, sie bei den übrigen Festlichkeiten zu hören. Aller Augen hafteten auf ihr, als der Tod wie ein Stierfechter hereinkam, sein Opfer erlegte, sich sarkastisch gegen das Publikum verbeugte und abtrat. Tausend Predigten und zehntausend gewöhnliche Todesfälle hätten keine so nachdrückliche moralische Lehre geben können, als das allzufrühe Geschick der Malibran. Es hat nur eine einzige Parallele, und die Wirkung derselben war furchtbar. Ich meine den Tod Huskissons bei der Eröffnung der Manchestereisenbahn. Letztere Homilie wurde den Leuten von Liverpool und Manchester gehalten. Friede sey mit ihr, obgleich ihrem Körper keine Ruhe gestattet wurde.

Je mehr ich von der Schweiz und den Schweizern sehe, desto mehr bestätigt sich meine Ansicht, daß der hervorstechendste Zug in ihrem Nationalcharakter die Habsucht ist. Welche Poesie bietet das

Land selbst, aber die Einwohner bilden die Prosa des menschlichen Daseyns. Jede Sennhütte sieht wie der Aufenthalt des Friedens und der Unschuld aus; aber mag man nun den wankenden Fels ersteigen oder auf dem grünen Rasen Halt machen, der die malerischen Wohnungen umgibt — überall erscheint der Dämon Habsucht wie der Satan in dem Garten von Eden. Das Kind, strahlend, wie der Liebesgott, streckt seine kleine Hand aus nach Geld; der Erwachsene mustert den Fremden mit dem scharfen, grauen Auge, um sich zu überzeugen, in welcher Weise er ihn übervortheilen könne. Ja, die schnöde Geldgier herrscht in dem schönen Lande Schweiz.

Die vorherrschende Schwäche eines Volkes ist gewöhnlich in den Sprüchwörtern des Landes und der Gränzstaaten ausgedrückt. Die Genfer stehen augenscheinlich im Rufe, alle übrigen Schweizer zu überbieten, denn es heißt: „Il faut trois juifs pour faire un Balois, et trois Balois pour faire un Genevois.."

Ferner: —

„Si un Genevois se jette par la fenêtre, suivez-le; il y aura pour gagner."

Es war indeß eine recht artige Antwort, die ein Schweizer einem Franzosen gab, als derselbe behauptete, die Franzosen kämpften für die Ehre und die Schweizer für Geld.

„C'est vrai," versetzte der Schweizer; „chacun se bat pour ce qui lui manque."

Die Schweizer haben die Titel abgeschafft und ihren Adel erdrückt; aber die menschliche Natur bleibt eben doch vorherrschend, und sie suchen jetzt Auszeichnung auf anderem Wege. Jeder, der nur den mindesten Anspruch auf Erziehung oder Geburt machen kann, trachtet nach einer Anstellung unter der Regierung, und man trifft kaum auf eine gut gekleidete Person in den Straßen, die nicht ein Rath, ein Inspektor, ein Direktor oder ein sonstiger Beamter wäre, obgleich sie dafür nur geringen, oder gar keinen

Gehalt ziehen. Die Frage ist schon zur Sprache gebracht worden, ob bei den Gerichtsverhandlungen nicht Geschworne eingeführt werden sollten; seltsamerweise hat jedoch die Majorität eine Opposition erhoben, weil eine derartige Institution nicht für die Schweizer passe. Als Grund geben sie an, daß alle achtbaren Leute Regierungsstellen gekleideten und daher vom Dienste freigesprochen seyen, so daß für die Geschwornengerichte nur die niedrigsten Klassen übrig blieben. Es hält sehr schwer, vor einem Schweizergerichtshof einen Zeugenbeweis herzustellen, denn die Schweizer mögen nicht gerne Zeugniß ablegen, da sie sich dadurch Feinde machen und ihre eigenen Interessen beeinträchtigen. Dies ist ganz schweizerisch. Als ich in meinen jüngern Jahren die Schweiz besuchte, brauchte ich nur meine Augen und war entzückt; jetzt aber nachdem mich die Jahre nachdenksam gemacht haben und ich mehr forsche, fühle ich mich getäuscht. Der Zauber ist gelöst und das Land der Freiheit erscheint mir nur noch als ein Land kleinlicher Tyrannei, in welchem unter den Individuen die maßloseste Selbstsucht herrscht. Selbst die vielgerühmte Treue der Schweizer ist wohl nur aus feilen Beweggründen hervorgegangen. Wie tapfer und talentvoll, wie treu sie auch gegen ihre Dienstherren seyn mögen, so sitzt doch ein unbesserlicher Schaden im Herzen derjenigen, welche sich freiwillig für Geld dingen lassen, um ihre Nebenmenschen zu erschlagen. Im Privatleben könnte ich solchen Leuten nicht vertrauen, wie zuverlässig sie sich auch in dem Dienste erweisen mögen, für den sie sich vermiethet haben.

Entspringen die Fehler dieses Volkes aus der Eigenthümlichkeit ihrer persönlichen Verhältnisse, oder aus der Art, wie sie regiert werden? Um hierüber Gewißheit zu erhalten, bedarf es einer Vergleichung mit solchen, die unter ähnlichen Konstitutionen leben.

Ich muß nach Amerika gehen, das ist ausgemacht.

Der Mönch von Sevilla.

Ein Drama in fünf Akten.

Personen.

Anselmo Don Gaspar, ein Mönch in der Verkleidung eines Cavaliers.

Don Felix,	}	spanische Edelleute.
Don Perez,	}	

Der Superior eines Klosters.

Antonio, Don Gaspars Diener.

Manuel, ein Mönch.

Jacobo, Pförtner des Klosters.

Sancho, Diener des Don Perez.

Donna Inez, eine edle Dame.

Isidora, ihre Nichte.

Donna Serafina.

Beppa, Dienerin der Serafina,	}	Weiber des Antonio.
Nina, Dienerin der Isidora,	}	

Mönche, Chorsänger, Diener u. s. w.

Schauplatz in Sevilla.

Erster Act.

Erste Scene.

Don Felix und Don Perez (treten ein).

Felix.

Du sagst, er heiße Don Gaspar?

Perez.

So nennt er sich; indeß läßt sich nicht ermitteln, welchem Hause, welcher Familie oder welchem Lande er angehört. Er hält sich fern von Jedermann, benimmt sich ritterlich, und es ist augenfällig, daß er jede unhöflich an ihn gestellte Frage mit dem Schwerte beantwortet.

Felix.

So ist er wohl ein guter Fechter?

Perez.

Keiner kann sich mit ihm messen. Ich habe doch halb Sevilla ausgestochen, war aber gegen ihn nur ein Stümper, als ich auf dem Fechtboden Höflichkeits halber einen Gang mit ihm machte.

Felix.

Ein anständiger Mann?

Perez.

Er hat nicht seines Gleichen und trägt allenthalben das Gepräge wahren Adels an sich. In seinem Auge Stolz — in seinem Umgang Würde — vollkommen in der Mode — kurz, er ist der

Gegenstand des Neids für die Männer und der Bewunderung für die Damen von Sevilla.

Felix.

So hat er wohl Glück?

Perez.

Er geht mit Niemand um und hat keinen Vertrauten; aber ich höre, daß man ihm nicht widerstehen kann, und fürchte sehr, er sey mein Nebenbuhler.

Felix.

Bei Donna Serafina?

Perez.

Ja; sie hat in der letzten Zeit viel gewechselt, und ich höre, daß namentlich Einer, dessen Beschreibung ganz auf ihn paßt, sehr in Gunsten stehe.

Felix.

Aber sagtest Du mir nicht, Perez, Du habest sie aufgegeben?

Perez.

Wohl; aber als ich entdeckte, daß sich ein Anderer um sie bewarb, kehrte meine Leidenschaft zurück. Nun sie nichts mehr von mir will, bete ich sie mehr als je an.

Felix.

Perez, wann wirst Du einmal weise werden und aufhören mit dem anderen Geschlechte zu spielen?

Perez.

Hoffentlich nie. Die Weiber sind mein Wild, und ich lebe nur von der Jagd. Seufzer, Schwüre und Liebesliedchen sind meine Munition, die Guitarre ist meine Vogelflinte, und Du wirst zugeben, daß ich nur selten mein Ziel verfehle.

Felix.

Allerdings, Perez; aber es ist ein grausames Spiel und eines Kavaliers ganz unwürdig. Wie viele verwundete Vögel haben sich versteckt, um zu sterben!

Perez.

Die armen Dinger — warum hielten sie sich nicht außer Schußweite! Du predigst mir umsonst — ich muß meine Belustigung haben.

Felix.

Sieh' Dich vor, Perez — sie dürfte sich gefährlich erweisen. Durch gebrochene Gelübde, Meineide und falsches Spiel mit Mädchenherzen läßt sich keine Ehre gewinnen. Ich wünschte, Du bessertest diesen Fehler, und meine Freundschaft zu Dir ist der Grund, daß ich mich so frei gegen Dich ausspreche. Ein solches Benehmen ist Deiner unwürdig.

Perez.

Aber gut genug für die Weiber — sie sind bloßes Spielzeug, und ich bin in so ferne Renegat, daß ich ihnen mit dem Propheten keine Seelen zugestehen kann.

Felix.

Du bist unbesserlich. Doch ändern wir das Gespräch, damit ich nicht böse werde und jene gute Meinung von Dir verliere, die ich Dir gegen meine bessere Ueberzeugung erhalten möchte. Wir haben von Don Gaspar gesprochen.

Perez.

Ja — und ich möchte ausfindig machen, wer er ist, um ihn, falls er von niedriger Abkunft, aus Sevilla zu hetzen.

Felix.

Augenscheinlich waltet hier eine Geheimniß ob. Aber wenn Du's auf's Hetzen abgesehen hast, so sieh Dich vor, guter Perez, daß nicht Du darüber in die Klemme kömmst. Ich bin noch nicht lange in Sevilla und habe daher dieses Wunderthier noch nicht gesehen. Freilich muß man ihn brandmarken, wenn sein Rang bloß angemaßt ist; aber es gibt viele Gründe, Perez, die einen Mann veranlassen können, inkognito zu bleiben. Spanien ist groß

und reichlich mit Leuten bevölkert, die sich einer hohen Abkunft rühmen.

Perez.

Eben weil es groß ist, gibt es auch anderswo Raum für ihn. Doch da kommt Sancho, der uns Auskunft bringen wird. (Sancho tritt ein). Wie steht's, Sancho, was hast Du für Entdeckungen gemacht?

Sancho (geziert).

Ich bin nicht ganz auf den Kopf gefallen — Santa Petronilla weiß dies, gute Herren — nicht ganz auf den Kopf gefallen. Ich glaube, Ihr dürft Euch Glück wünschen zu einem solchen Diener. Ihr werdet mich entschuldigen, aber ich habe die Person gesehen, von der Ihr sprecht.

Perez.

Nun?

Sancho.

Bei Sanct Petronilla, ich habe ihn gesehen, Herr.

Perez.

Und vermuthlich auch mit ihm gesprochen?

Sancho.

Ja, Herr — bei derselben Heiligen, ich habe ihn auch gesprochen.

Perez.

Und worüber sprachst Du mit diesem Antonio?

Sancho.

Ueber Euch, Herr.

Perez.

Und was sagte er? Du mußt Dich gedulden, Felix, aber dieses Maulthier läßt sich nicht treiben. Was sagte er zu Dir, Bursche?

Sancho.

Ihr wißt ja nicht, was ich zuerst zu ihm sagte. Wollt Ihr die Antwort vor der Frage haben?

Perez.

Gut; was sagtest Du zuerst zu ihm?

Samcho.

Ich wünschte ihm mit aller Höflichkeit einen guten Morgen, und er erwiederte die Begrüßung.

Perez.

Weiter.

Sancho.

Dann sprach ich von der heiligen Petronilla, von dem Weine, von dem Papste und dem Wetter. Nein, ich erinnere mich — das Wetter kam vor der Heiligen. Ich denke — ja — ganz richtig es war so. Wie wir von der Heiligen auf den Wein kamen, weiß ich nicht mehr; aber wir gingen auf den Wein und die Weiber über — ein Gespräch, das uns durstig machte, weshalb wir uns in ein Weinhaus begaben. Heilige Petronilla! Wir wurden recht vertraut miteinander, und nachdem ich viel auf den Busch geklopft hatte, machte ich die Entdeckung, daß sein Gebieter — —

Perez

Nun was weißt Du von dem?

Sancho.

Don Gaspar ist.

Perez.

Dummkopf, ist dies Alles?

Sancho.

Nein — nicht die Hälfte; ich habe ohne ihn noch mehr aufgefunden. Er trank seinen Wein aus und verließ mich, ohne mir weitere Auskunft zu ertheilen, indem er erklärte, daß er selbst nicht mehr wisse, und daß er zu einer Dame bestellt sey. Wenn ich etwas entdecken will, so brauche ich nur die heilige Petronilla zur Führerin. Ich lauerte ihm auf, und als ich um die Ecke bog, bemerkte ich, daß er mit der Sennora Beppa flüsterte.

Perez.

Das ist die Dienerin von Donna Serafina — meine Zweifel sind bestätigt. Treuloses Geschlecht! Aber ich will Rache haben! Hast Du sie angeredet?

Sancho.

So lange Antonio zugegen war, nein. Die gebenedeite Heilige weiß, daß ich mich nie zwischen Mann und Weib eindringe.

Perez.

Sein Weib?

Sancho.

Ja, sein Weib. Aber, sobald Antonio sie verlassen hatte, sprach ich sie an. Auf meine Kreuz- und Querfragen —

Perez.

Gab sie Dir verschrobene Antworten.

Sancho.

Ganz recht, Sennor — Sanct Petronilla weiß es. Sie sagte, ich sey ein Narr.

Perez.

Das ist ein weises Frauenzimmer. Komm Felix — Sancho, Du wirst nach Hause gehen und warten, bis ich zurückkehre.

(Perez und Felix gehen ab.)

Sancho.

Dieser Antonio ist ein guter Kerl. Sanct Petronillo möge ihm beistehen, wie er mich nicht lachen machte. In zwei Stunden waren wir geschworene Freunde, und er versprach mir, mit mir zu trinken, so oft es mir Freude mache. Es wundert mich nur, daß er sich nicht erbot, seinen Antheil an der Zeche zu bezahlen. Freilich wird er meinen, er kränke mich damit, aber wenn wir vertrauter sind, will ich ihm das Gegentheil davon zu verstehen geben. Ein vortrefflicher Kerl, wie er mich lachen machte! Wenn ich das nächstemal wieder mit ihm zusammentreffe, will ich ihn über meine Liebesangelegenheit um Rath fragen. Es ist ein Elend, wenn man keinen Vertrauten hat, und zur Zeit bin ich nur auf meinen Witz und

auf die gute Heilige angewiesen. Meiner Seele, er ist ein Mann, auf den man bauen kann. Du lieber Himmel, wie er mich lachen machte.

Zweite Scene.

Straße vor Anselmo's Wohnung.

Antonio.

Ich sollte doch meinen, daß ich eben so verständig bin, wie andere Leute, und kann doch nicht aus diesem meinem Gebieter klug werden. Er ist ein vollkommenes Geheimniß, und je mehr ich mir Mühe gebe, ihn zu enträthseln, desto mehr verwirrt er mich. Bin ich schlau, so ist er noch schlauer — und kurz, es stellt sich heraus, daß ich ihm nicht gewachsen bin. Erstlich findet er Alles aus, was ich verberge, und verheimlicht Alles, was ich ausfinden möchte. Zweitens liest er alle meine Gedanken und trägt Sorge, daß ich keinen der seinigen lese. Kehre ich ihm meinen Rücken zu, so ist er weg, und ehe ich mich umwende, steht er wieder da. Er hat entdeckt, daß ich ein Spitzbube bin, und behält mich doch in seinem Dienste. Geht er aus, so ist sein Zimmer stets verschlossen, und ich muß unten bei meinem Kostherren warten. In dem Gemache muß etwas Geheimnißvolles seyn. Ich habe oft auf der Treppe gelauert, um ihn eintreten zu sehen, bin aber nie dazu gekommen, und wenn ich darauf schwören wollte, er sey nicht drinnen, ist's am Ende doch nur meine Person, die draußen ist, denn im Nu höre ich seinen Ruf. Nein, dies geht nicht mit rechten Dingen zu. Wer er wohl seyn mag? Er nennt sich zwar Don Gaspar, aber Niemand kennt seine Familie oder seine Heimath. Geheimniß über Geheimniß! Vielleicht ist er gar der Böse selbst, und da könnte ich es doch nicht mit meinem Gewissen in Einklang bringen, ihm zu dienen, denn mit Teufelslohn ist man nie gut gefahren. Ich will zu meinem Beichtvater gehen, und ihn um Rath fragen — er ist ein guter Mann, der es mit so armen Schelmen, wie ich bin, nicht gar zu genau nimmt, obschon er darauf besteht, daß ich alle

acht Tage komme, um mein Sündenbekenntniß abzulegen. Vielleicht hat er Recht, denn, wenn ich länger wegbliebe, könnte wohl Einiges davon — denn ich bin kein Studirter — will sagen, die Hälfte, in Vergessenheit gerathen.

(Nina tritt verschleiert ein, geht an ihm vorbei und wieder hinaus.)

Das ist ein hübsches Mädchen! Welch' ein Fuß und welch' ein Knöchel! Hätte mein Gebieter sie gesehen, so gäbe es da ein Geschäftchen, ihrer Wohnung nachzuspüren. Wir Lakaien sind wie die Jagdhunde; wir jagen das Wild auf und müssen es stellen, bis es die Herren für sich selbst einsacken.

(Nina kehrt zurück.)

Da ist sie wieder. Diesmal will ich ein Bischen für mich selbst wilddieben. Schöne Dame, kann ich Euch zu Diensten seyn?

(Nina bleibt stehen, wendet sich aber ab. Antonio kniet nieder.)

O wende Dich nicht ab, mein schöner Engel
Denn seit Dein Anblick mir das Aug' entzückt,
Hat mein Gedanke nur bei Dir geweilet.
Seit Wochen folgt ich Dir und wagt es nicht,
Dich anzureden. Ich bin Junggeselle,
Und könnt' ich Deine Gunst gewinnen, möcht'
Mein Leben ich voll Liebe stets Dir weihen.

(Bei Seite.)

Diesen Spruch, mit Ausnahme der letzten Schwenkung, habe ich von meinem Gebieter geborgt; aber seit er ihn wie ein abgelegtes Kleid braucht, habe ich mich darein gesteckt. (Laut) Wollt Ihr mir keine Antwort geben? Ich liebe Euch, Donna, und habe Euch längst geliebt. Bei meiner Seele, ich habe nie zuvor gegen irgend ein lebendes Weib eine solche Sprache geführt. (Nina wendet sich um und erhebt ihren Schleier. Antonio kehrt sich ab und spricht bei Seite). Bei Allem, was unerträglich ist, mein Weib von Toledo! (Er wendet sich an sie) Heiliger Franziskus! es ist — es ist mein Weib!

Nina.

Ja, Mensch, Dein gekränktes — Dein verlassenes Weib!

Antonio.

Und Du bist also wirklich noch am Leben? Dann kann ich wieder glücklich seyn! (er will sie umarmen).

Nina.

Zurück! Wann war ich todt, Du Elender?

Antonio.

Ei, Nina, ich habe einen Brief von Toledo erhalten, der mir meldet, daß Du todt seyst. Du seyest einen dreifachen Tod gestorben — Du selbst mit Zwillingen.

Nina.

Wie?

Antonio.

Ja, mit Zwillingen, meine Theure — mit süßen Pfändern unserer Liebe. Ich habe den Brief in meiner Tasche — habe ihn Monate mit mir herumgetragen, Wochen lang darüber gebrütet, und Tage lang darüber geweint! (Er sucht in seiner Tasche) Ah, richtig, er ist in der Tasche meines Gallaanzugs. Welcher schändliche Betrug! Komm in meine Arme, meine vielbeweinte und nun wieder gewonnene Gattin.

Nina.

Zurück, Du Elender! Hast Du nicht eben erst zu mir gesagt — „ich liebte Euch längst, und habe nie zuvor gegen irgend ein lebendes Weib eine solche Sprache geführt?“

Antonio.

Das hat auch ganz seine Richtigkeit, meine Liebe; denn gegen Niemand sprach ich so, als gegen Dich, und ich hielt Dich für todt. Du siehst, theuerste Nina, dies ist nur ein Beweis meiner Beständigkeit. Als ich Dich hier zum erstenmale bemerkte, sagte ich zu mir selbst: „Dies ist die einzige Person, welche ich je mit dem hübschen Fuße und Knöchel meiner Nina sah“, und je mehr ich Dich betrachtete, desto mehr erinnerte mich Deine süße Gestalt an Dich

selbst. In Wahrheit, nur die Aehnlichkeit mit Dir hat in meinem verwaisten Herzen die erste Erregung hervorgerufen. Hätte ich mich in Jemand anders verliebt, meine theure Nina, so möchtest Du allenfalls Grund haben zum Unwillen; wenn man aber in sein eigenes Weib vernarrt wird, so steht man augenfällig als ein wahres Meerwunder von Treue da.

Nina.

O Lopez, daß ich Dir glauben könnte!

Antonio

(wendet sich ab, nimmt sein Schnupftuch heraus und spricht bei Seite).

Ich muß wieder zu einem Sprüchlein meines Gebieters meine Zuflucht nehmen. (an Nina gewendet).

Entblöß mein Herz, lies die Gedanken hier,
Du wirst Dein Bild tief eingegraben finden.

(Sie wendet sich ab. Er gibt sich die Miene tiefer Ergriffenheit, und endlich umarmt sie ihn.)

Antonio (bei Seite).

In ihren Armen und aus der Klemme — das habe ich meinem Witze zu danken! (laut). Und nun meine Liebe, wie lange weilst Du schon in dieser Stadt.

Nina.

Erst einige Tage. Ich stehe im Dienste der Donna Isidora und mußte vor einiger Zeit Krankheits halber auf ihrem Landgut zurückbleiben. Jetzt bin ich wieder bei ihr. Wo hast Du Dich umgetrieben, mein lieber Lopez?

Antonio.

Bin überall und allenthalben umhergewandert — ein verlorener, unglücklicher Mann, seit ich von Deinem Verlust hörte. Doch davon nachher. Was suchst Du jetzt?

Nina.

Den Lakaien des Don Gaspar — er heißt Antonio. Kannst Du mir darin Beihülfe leisten? Denn ich habe Eile.

Antonio.

Ich denk', ich kanns. Erkenne ihn in mir;
Ich bin derselbige Antonio —
Don Gaspars Diener — wegen meiner Sünden.

Nina (zornig hinweggehend).

Da hast Du's wohl für bequem gefunden, Deinen Namen zu ändern? Du wärest also Antonio?

Antonio.

Ach, mein theures Weib, ich habe mich wohler bei diesem Wechsel befunden. (Er schlingt seinen Arm um ihren Leib). Du pflegtest mich Lopez zu nennen — Deinen theuersten Lopez; und als ich Dich für todt hielt, erinnerte mich derselbe Name, wenn ihn meine Gebieter riefen, stets nur an Dein theures Selbst. Dies konnte ich nicht ertragen — und ich habe deshalb den Namen geändert.

Nina.

Theurer Lopez! Und Du sprichst wirklich die Wahrheit?
(Antonio küßt sie.)

(Beppa tritt ein.)

Antonio.

Bei diesem Kusse, ja.

Beppa (bei Seite).

So, da haben wir den wackeren Eheherrn! Dacht ich mir's doch lange und habe deshalb alle seine Bewegungen beobachtet.

Nina.

Wohlan denn, lieber Lopez, Du mußt diesen Brief Deinem Herrn geben. Er darf heute Abend nicht säumen. Wann werde ich Dich wieder sehen?

Antonio.

Wo möglich gleichfalls heute Abend; es soll dann mehr als ein Liebesgekose geben, meine Nina. (Nina tritt ab).

*

Beppa

(welche sich allmählig genähert hat, gibt Antonio eine Ohrfeige).

Es soll mehr als ein Liebesgekose geben, meine Nina, und diese Hand soll Dich abermals kosen (sie schlägt ihn wieder). Du schändlicher Bube.

Antonio

(der ihr entwischt und sich die Ohren reibt).

O Gott, ein schlimmes Kosen, wenn es rothe Köpfe macht, (bei Seite). So geht's eben, wenn man zwei Weiber hat. (laut) Ei, Beppa, bist Du toll? Wie hätt' ich anders können?

Beppa.

Wie, Du hättest nicht anders können?

Antonio.

Natürlich nicht. Ich muß meinen Aufträgen Folge geben.

Beppa.

Deinen Aufträgen Folge geben?

Antonio.

Ja, oder meinen Platz verlieren. Mein Gebieter, der sich mit einer jungen Dame amüsirt, sagt zu mir: „Antonio, das Dienstmädchen ist mir überall im Wege; Du mußt ihr den Hof machen."

Beppa.

Ihr den Hof machen?

Antonio.

Ja, ihr den Hof machen. „Ich will mich hängen lassen, wenn ich's thue," sage ich, und denke dabei an meine süße, kleine Beppa. „Dann kannst Du meinetwegen Hungers sterben," sagte er. Als ich nun fand, daß er dies nur zum Schein von mir haben wollte, so dachte ich, ein kleines Nebenspiel könne gerade nicht schaden.

Beppa.

Ein Nebenspiel?

Antonio.

Ja, ein Nebenspiel. Freilich weigerte ich mich lange, denn es ging gegen mein Gewissen. Dann nahm er aber diese Börse mit zehn Moidoren heraus und sagte: „Wenn Du nicht willst, kannst Du Dein Bündel schnüren. Andernfalls hast Du aber dieses Geld, mit dem Du Dein Weib unterstützen kannst."

Beppa (entreißt ihm die Börse).

Darf ich Dir auf's Wort glauben?

Antonio.

Warum nicht? Hast Du nicht den Beweis in Händen? Wie sollte ich sonst in den Besitz von zehn Moidoren kommen? Geld kriegt man heutzutage nicht umsonst. Ich würde Dir's längst mitgetheilt haben, wenn ich Dich inzwischen gesehen hätte.

Beppa.

Sie nannte Dich Lopez?

Antonio.

Ja, denn sie braucht meinen Namen nicht zu wissen. Niemand soll mich „lieber Antonio" nennen, als mein treues, gesetzmäßiges Weib!

Beppa
(wendet sich gleichgültig ab und steckt die Börse in ihre Tasche).

Nun angenommen, daß all' dieses wahr ist — 's hat ohnehin nicht viel auf sich — Dein Gebieter ist doch ein rechter Schurke, daß er einer Andern den Hof macht, nachdem er meiner Gebieterin, der Donna Serafina Treue gelobt hat.

Antonio.

Auf Ehre, ich habe genug für mich selbst zu verantworten, obgleich ich gestehen muß, daß sein Benehmen schändlich ist.

Beppa.

Ich will sogleich zu meiner Donna gehen und sie von diesem Verrathe unterrichten. (Sie will fort.)

Antonio.

Unterlaß es lieber! Denn eine schlimme Kunde, wie wahr sie auch seyn mag, hat sich nie des besten Dankes zu erfreuen, während bei angenehmen Neuigkeiten sich die Börsen aufthun, gleichviel, wären sie auch so unwahr wie — — (er deutet abwärts) Was hast Du für einen Auftrag?

Beppa.

Meine Gebieterin stirbt vor Verlangen, ihn zu sehen.

Antonio

Bedeute ihr, er werde morgen Abend kommen. Er sagte mir dies, als ich ihn zum letztenmale sah.

Beppa.

Als Du ihn zum letztenmale sahest? Ist er nicht hier?

Antonio.

Er ist hier, und dort, und überall, und nirgends.

Beppa.

Wo ist er jetzt?

Antonio.

Ich weiß es nicht — hier aber in keinem Falle.

(Das Fenster öffnet sich; Don Gaspar ruft laut.)

Gaspar.

Antonio!

Antonio.

Heilige Maria! ja, Sir.

Gaspar.

Geh' zu Castanos und sieh, ob meine Guitarre besaitet ist.

Antonio.

Wie mag er wohl dahin gekommen seyn? Beppa, ich muß fort. Vergiß meinen Rath nicht.

Beppa (geringschätzig).

Nein. Gott befohlen, Herr Nebenspiel.

(Sie geht ab.)

Antonio (nach dem Fenster hinausschauend.)

Wie zum Teufel ist er auch hinaufgekommen, wenn nicht durch Satans Hülfe selbst — denn darauf schwör' ich, daß er nicht durch die Thüre ging. Morgen will ich beichten — dies bleibt ausgemacht. (geht ab).

Dritte Scene.

Mondschein. Ein Garten an dem Hause der Donna Inez, welches mit einem Balkon versehen ist. Donna Isidora und Nina stehen auf dem Balkon.

Isidora.

Er kömmt noch nicht.

Nina.

'ſ ist noch nicht Zeit, Sennora.

Isidora.

'ſ ist mehr als Zeit; längst hört ich schon die Glocke
Des Klosters läuten.

Nina.

Das war nicht die Stunde
Der Nacht; ich hörte selbst den Klageton,
Der nur ein hohes Requiem verkündet.

Isidora.

Und dennoch wär' es Zeit, daß er erschiene.

Nina.

Er wäre wohl schon hier; doch Ihr vergeßt
Daß Ihr ihn letzthin um der frühen Stunde
Geschmält, weil Eure Tante nicht zu Bett war.

Isidora.

Nein, 's ist ihm um das Kommen nicht zu thun.
Ich will ihn gar nicht sehn — gib den Bescheid ihm.

(Sie geht verdrießlich ab, Nina folgt ihr.)

Gaspar (in der Tracht eines Cavaliers auftretend).

Ich hörte, armes Kind, was laut Du dachtest;
Du zählst die Zeit nach Deines Herzens Pochen,
Und dies schlägt allzu schnell. Jetzt wird sie wohl
Das Köpfchen hängen und ein Weilchen weinen.
Die Blume harrt der Morgensonn' entgegen,
Erhebt mit Sehnen ihrem Nah'n das Haupt,
Und blitzend fällt des Thaues Demant nieder,
Indeß sie süße Freudendüfte athmet —
So Du — Du lächelst durch den Thau der Thränen —
Dem Nahenden ein frischer, schöner Bild.

(Isidora und Nina treten wieder auf den Balkon. Mit ihrem Erscheinen zieht sich Don Gaspar zurück.)

Isidora.

Wie klar der Mond — kaum sind die kleinen Sterne
Am wolkenlosen Firmament zu schaun.
Kaum rühret sich das Espenlaub im Winde,
Und nicht ein Lüftchen stört die stille Nacht.
O tiefe Ruhe der Natur! Es schweigen
Die Leidenschaften all — nur Liebe nicht
Und Rache. Ist dies eine Nacht, zu zögern,
O falscher und doch heiß geliebter Gaspar?

Nina.

Geduldet Euch. Nicht lange säumt er mehr.

Isidora.

Gewiß, er kann nicht untreu seyn. Vielleicht
Ist von Gefahren wild sein Weg umlauert,
Denn Neid verfolgt das Gute stets und Schöne.

Nina (sich umsehend).

Sennora, schaut — ich seh' ihn in der Ferne.

Isidora.

Er kömmt! Sprich, Nina, wo? O ja, er ist's!
Den will ich quälen — Nina, schnell hinein;
Hör' mein Gelübd' — er soll mich heut nicht sehen.

(Geht ab.)

Nina.

Hätt' so gewiß ich zehn Dukaten nur.

(Folgt ihr.)

Gaspar

(singt hinter der Bühne unter Guitarre-Begleitung in melancholischem Tone).

Höhnst Du, Mond, mit kaltem Strahl
Meines Busens heiße Flammen?
Muß in todtem Wiederhall
Der Guitarre Kraft erlahmen?
Zeigt sie spröd' sich, wenn der Schall
Meines Liedes preist den Namen
Isidora? Isidora!

(Isidora erscheint auf dem Balkon.)

(Lebhafter)

Nein, nicht spricht der Mond mehr Hohn
Meines Busens heißen Flammen,
Aus des Echo's mildem Ton
Neue Lieder ihr entstammen.
Sie erscheint — der Liebe Thron
Ihre Stirn! O Preis dem Namen
Isidora, Isidora!

(Er tritt ein und nähert sich dem Balkon.)

Isidora.

Du weilest lange. Wenn das milde Licht
Des Monds mein kummervolles Antlitz träfe,
Du müßtest sehn, wie thränenreicher Gram
Verdoppelt die Minuten Deines Zögerns.

Gaspar.

O wär' es Tag — Du müßtest schauen, Theure,
Der heißen Liebe Spur auf meiner Stirn.
Ich wagt es nicht, Dein letzt Gebot zu höhnen,
Obschon dem Schlachtroß gleich, das erdverachtend
Den Nacken krümmt in heißer Streiteslust,
Ich mich gebäumt vor dem Gebiß der Pflicht.
Jetzt aber schlägt mein Herz in hoher Wonne
Und möcht in Jugendlust der Rippen Haft
Zersprengen, um an Deine Brust zu eilen.

Isidora.

Sprich, Gaspar, liebst Du zärtlich mich und treu?

Gaspar.

Ob ich Dich liebe, schönste Isidora?
Die Welt wär' ohne Dich, Du theures Herz,
Mir eine Wüste — öde nur das Daseyn,
Und nimmer möcht ich's weiter schleppen. Doch
Seit Du mein eigen, ist's ein Paradies,
So voll von Düften und von süßen Blumen,
Daß ich den Ringkampf mit dem Flammenschwert
Des Engels wollt bestehn, wenn sich's erhübe,
Zu scheuchen mich aus Deiner holden Näh'.
Du bist mein Himmel — bist der Abgott, dem
Mein Leben ganz gehört. Ich athme nur
Für Deine Liebe. Wenn Du Alles wüßtest — —

Isidora.

Ich möchte Alles wissen. Ein Geheimniß
Umhüllt Dich, Gaspar. Doch Dein Bild ist hier
Tief eingegraben — nicht mehr auszutilgen.
Vertraue mir, mein Theurer, wie ich Dir.
Ich thu' mich auf vor Dir, hab' keinen Hehl,

Nicht in Gedanken und in keiner Regung,
Auch nicht im leichtsten Kräuseln, das den Frieden,
Den ruhigen, in meiner Seele trübt.
O könntest Du in's Herz mir sehen, wie
Darin Du Meister bist von jedem Winkel,
Du würdest mir vertrauen. Fürchte nichts.
Bist Du von edler Abkunft nicht, die Liebe
Weiß herrlich Deinen Adel nachzuweisen
Aus Ahnen, welche mehr als sterblich sind.
Hast Du im Hasse Rache Dir geübt,
So scheu Dich nicht, mein Gaspar. Was die Priester
Auch sagen, ist doch hehr die Leidenschaft
Und herrschet, mit derselben Kraft und Würde
In Menschenherzen wie der Liebe Macht.
Hast Du von Leid zu sprechen und Verbrechen
(Bewahr Dich Gott vor letzterm), aber laß
Mich's theilen, daß ich Trost Dir reich' und nur
Dann traure, wenn Dein Fernseyn ich beklage.

Gaspar.

O Isidora, wie so oft bedrängst
Du also mich. Willst Du's denn wirklich hören,
So sey's; doch wisse, daß ein schlimmes Muß,
Für Dich und mich verderblich, sich dran kettet.

Isidora.

Das wäre, Gaspar?

Gaspar.

Ist's einmal enthüllt,
So können wir uns niemals wieder sehen.

Isidora.

Dann schweig davon. Weg spähende Gedanken,
So unheilschwer! Ich sollt' Dich nimmer sehen?

Göß lieber dann die Schaal' der Engel aus —
Des grimmen Zornes Schaale, welche Sonne
Und Mond und Sterne löschen soll in Blut!
Dich nicht mehr seh'n! Wirkt dann mein Leichentuch
Und sammelt Blumen auf der Jungfrau Bahre.
Ich würde sterben, Gaspar, ohne Dich!
Wärst Du der Welten Herrscher, allgebietend,
Ich könnte heißer Dich nicht lieben; wärst
Ein Sklave Du, gebrandmarkt und den Fesseln
Der Knechtschaft kaum entwischt — es wär' zu spät,
Ich könnte niemals weniger Dich lieben.

Gaspar (bei Seite).

O Seelenreinheit, sühnend eine Welt
Voll Sünde. Himmel, den ich höhnte, hör'
Mich jetzt und schon'; laß nicht die bittern Schmerzen
Getäuschter Lieb' sie fühlen! Zieh den Stachel
Sanft aus, damit, ein Seufzer, ihre Seele
Entschwinde und ein Schlaf nur sey der Gang
In eine bess're Welt!

Isidora.

Was sagst Du, Gaspar?

Gaspar.

Ich fleh'te Segen auf Dein Haupt herab.
Geliebte, mög' der Himmel mich erhören.

Isidora.

Auch ich that es für Dich — will's nie versäumen.
Doch jetzo sprich mit mir. Du kamst so spät?
Wie kurz däucht mich die Nacht! sie bringt dem Müden
Kaum Zeit genug für seine nöth'ge Ruh,
Indeß die Wachen nicht zur Hälft' vermögen
Ihr liebend Herz sich auszuschütten.

Gaspar.

Tag

Ist uns die Nacht, und Nacht wird unser Tag.
Die Lieb' verändert Alles und beherrscht
Allmächtig die Natur. Vor ihr muß wechseln
Die Jahreszeit, sie spottet der Gesetze,
Der weisesten, und dem Propheten gleich
Hemmt sie der Sterne Lauf. Jedoch die Nacht
Hat sich aus dieser Welt voll Haß geflüchtet,
Und ich muß mich verbergen. Isidora!
Vergiß nicht, wenn mich Argwohn Dir verschwärzt —
Bei'm ew'gen Himmel, treu ist meine Liebe!

Isidora.

Ich fühl es, Du sprichst wahr — ich bin zufrieden.

(Nina tritt hastig auf den Balkon.)

Nina.

Mein Fräulein, die Sennora Inez ging
An Eurer Thür' vorbei, versucht' die Klinke
Und eben jetzt hör' ich im Corridor
Die Tritte ihres Fußes.

Isidora.

Fort, mein Gaspar!

Leb' wohl! Ich will durch Nina Dir bedeuten,
Wann ich das nächstemal Dich sehen kann.

(Sie verläßt mit Nina den Balkon.)

Gaspar.

So trennt der Geizhals sich von seinem Schatz
Und kos't die Truhe, die sein Schlüssel abschloß.
Fort muß ich; es erwacht das Aug' der Welt
Und gleich der müden Schildwach' auf dem Posten
Senkt sich der blasse Mond zum Horizont.

Der Morgennebel sucht bereits den Himmel,
Sich hebend wie Gebete eines Kind's
Und wie der Frommen Seelen. Fort muß ich —
Der Erdball dreht sich keine Stunde weiter,
So gießt der Menschheit Bienenhaus den Schwarm
In Millionen aus, damit in Arbeit,
In Schmeichelei, in schnödem Trug und Raub
Sie sich ihr kläglich Erdenleben fristen.
Der Geiz zählt abermals unnütze Schätze,
Der Neid und Haß führt wieder seinen Dolch,
Indeß mit Schluchzen die geschlagnen Wunden,
Die eiternden, Barmherzigkeit verbindet.
Die Sündenwelt, so selbstsuchtsvoll, erwacht
Auf's Neu, der Laster Liste zu vergrößern,
Die doch so ungeheuer schon, daß selbst
Zum Bettler wird die Allgeduld des Himmels.
Hinweg!

(Er entfernt sich.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Die Straße vor Anselmo's Wohnung. Antonio (tritt ein).

Die Metze Fortuna hätte mir doch keinen schlimmern Streich spielen können, als dadurch, daß sie meine Weiber nach Sevilla brachte. Soweit wäre mir's zwar gelungen, sie getrennt zu erhalten; aber wenn sie zusammentreffen, werden sie plaudern — und dann wehe dem höchst interessanten Subjekte Antonio, denn dann darf ich darauf zählen, entdeckt zu werden. Mit ihren hurtigen

Jungen laufen sie in einer halben Stunde über die halbe Schöpfung hin. Beppa ist mein erstes Weib und, wie alle anderen ersten Wahlen, die schlimmste. Sie hat ein rachsüchtiges Temperament, wird sich an die Behörden wenden, und dann muß ich nach dem Galgen spazieren. Wer braucht ein Weib? Ich habe über eines — ja sogar über zwei zu verfügen. Na, da kömmt der Einfaltspinsel wieder. (Sancho tritt ein.) He Kamerad, was habt Ihr für ein Anliegen? (Ihn nachäffend.) Heilige Petronilla! Ihr seyd ein treuer Diener — stets rührig in den Aufträgen Eures Gebieters.

Sancho.

Es handelt sich nicht um einen Auftrag meines Herrn, sondern um eigene Geschäfte. Ich gehe nach dem Hause der Donna Isidora.

Antonio.

Nun, was gibt es dort?

Sancho (geziert).

Ich gefalle einem Frauenzimmer und sie gefällt mir.

Antonio.

Nimmt mich nicht Wunder, denn Ihr seyd ein ganz hübscher Bursche und dazu geschaffen, die Damen zu bezaubern — wenn Ihr nur nicht so gar verschmitzt aussehen würdet. Wer ist denn die Schöne Eurer Wahl?

Sancho.

Wollt Ihr mein Geheimniß bewahren?

Antonio.

So treu wie die Geheimnisse aller andern Leute.

Sancho.

Sie ist die Kammerjungfer der Donna Isidora. Ich kenne sie von Toledo her, wo ich ihr mehrere Jahre den Hof machte. Während meiner Abwesenheit kam ein gewisser Lopez — möge ihn die heilige Petronilla mit dem Aussatze schlagen — ein schmutziger, hin-

kender, dummköpfiger Schurke daher, der zwischen uns trat und sie heirathete. Sie nahm den armen Tölpel nur aus Aerger, weil ich ihr nicht schrieb, und Sanct Petronilla weiß, daß ich's damals noch nicht gelernt hatte.

Antonio (bei Seite).

Ich sollte dem Kerl nur Eins auf die Platte geben; aber ich denke, der Dummkopf kann mir aus meiner Schwierigkeit helfen. (Laut.) Wie, Ihr liebt eine verheirathete Frau? Schämt Euch Sancho, ich hätte Euch etwas Besseres zugetraut.

Sancho.

Ich liebte sie Jahre lang vor ihrer Heirath, und seitdem hat sie ihr Mann verlassen. Ich bin oft mit Nina (denn so heißt sie) zusammengekommen, und sie sagte mir dabei, wie sehr sie ihre Heirath mit dem Menschen bereue. Auch versprach sie mir, wenn ich den Beweis liefern könne, daß er todt sey, so wolle sie mich unter dem Schutze der heiligen Petronilla heirathen und bei ihrer zweiten Ehe eine klügere Wahl treffen.

Antonio (bei Seite).

Der Basilisk. (Laut.) Sancho, ich kenne diesen Lopez. Er ist nicht ganz so, wie Ihr ihn schildert — doch dies hat nichts zu sagen. Er kam gestern nach Sevilla und sagte mir, wie sehr es ihn überrascht habe, sein Weib hier zu finden.

Sancho.

So ist er also zurückgekommen? Heilige Petronilla, steh mir bei! Welch' ein Unglück!

Antonio (bei Seite nachsinnend).

Ich habe es. (Laut.) Sancho, wir sind stets die besten Freunde gewesen, und ich habe große Achtung vor Euch. Ich kann Euch eine frohe Kunde geben, und wenn Ihr Euch von mir rathen laßt, so soll Nina die Eurige werden.

Sancho.

Wirklich? Möchte doch wissen, wie. Ich glaube die Aussichten haben früher günstiger gestanden.

Antonio.

Durchaus nicht, Mann, denn Ihr steht jetzt auf sicherem Fuße. Sancho, Euer Ohr — Lopez ist todt!

Sancho.

Der Spitzbube todt? Mein theurer Antonio, (er umarmt ihn) wie danke ich Euch für diese Nachricht, und wie wird sich Nina freuen. Aber könnt Ihr es beweisen?

Antonio.

Ich kann es, aber nur im strengsten Vertrauen. Gebt mir Euer Wort, daß Ihr gegen Niemand, nicht einmal gegen Nina veröffentlichen wollt, was ich Euch mittheile. Ihr müßt Euch sehr in Acht nehmen, denn Weiber haben die Gewalt, die kräftigsten Entschließungen zu erschüttern. Schwört mir's zu auf Euren Knieen.

Sancho (kniet nieder).

Ich schwöre es Euch bei Sanct Petronilla, meiner Schutzheiligen.

Antonio.

Wohlan denn, dieser Lopez war ein händelsüchtiger Braggadocio Als ich gestern Nacht in der Nähe von Donna Serafinas Thüre wartete, kriegte ich Streit mit ihm. Von Worten kam es zu den Waffen, und durch einen glücklichen Stoß schickte ich seine Poltronenseele — weiß der Teufel wohin. Sein Leichnam ist in dem Garten verborgen.

Sancho.

Ich beneide Euch. Wollte Gott, er wäre wieder am Leben, damit ich ihn unter dem Beistand meiner Schutzheiligen gleichfalls erschlagen könnte! Ich würde dafür nur um so willkommener seyn.

Antonio.

Wirklich?

Sancho.

Nicht daß es eben viel ausmachte, denn ich bin überzeugt, daß sie mich liebt. Ich will schnurgerade zu ihr gehen, um sie mit dieser angenehmen Kunde recht hoch zu beglücken.

Antonio.

Ha, so schnell geht's nicht. Wenn Ihr ihr dies sagt, so wird sie Beweise von Euch verlangen, und wissen wollen, von wem Ihr die Kunde habt.

Sancho.

Ja, das ist wahr; und sie wird nicht rasten bis sie das Geheimniß aus mir herausgewühlt hat. Heilige Petronilla, verschließe meine Brust!

Antonio.

Es muß daher den Anschein gewinnen, Sancho, als ob es gar kein Geheimniß sey. Sagt Ihr, Lopez sey durch Eure Hand gefallen; ich bin überzeugt, die That wird Euch bei ihr in hohen Kredit setzen. Sie liebt Euch dafür nur um so zärtlicher.

Sancho.

Ja, das wird sie. Mein theurer Antonio, Ihr seyd mir, wie meine Schutzheilige, in der That ein Freund.

Antonio.

Wenn sie die Thatsache in Zweifel zieht, so kommt Ihr wieder zu mir; ich kann Euch die entschiedensten Beweise geben.

Sancho.

Danke — danke!

Antonio.

Laßt Euch noch weiter rathen. Weiber sind, wie die Aale, etwas schlüpferig; denn sie ist Euch bereits einmal durch die Finger gewischt. Ihr Geist gleicht dem Wetterhahne, wenn stets Wind bläst. Ihr müßt also scharf in sie dringen, damit sie Euch ohne Zögerung heirathe.

Sancho.

Ja, so will ich's machen. Schönen Dank, mein lieber Antonio! — Die heilige Petronilla wird Euch belohnen.

Antonio.

Ich setze viel auf's Spiel, um Euch zu dienen. Ihr kommt heute Nacht wieder hieher, und mittlerweile will ich diese schwere That beichten. Ihr kommt doch?

Sancho.

Gewiß — adieu! (Geht ab.)

Antonio.

Die zärtliche, stets schmeichelnde Nina liebt also diesen abgeschmackten Tölpel und wünscht, daß ich todt sein möchte? Ich hätte ihr etwas Besseres zugetraut. 's ist freilich wahr, daß wir Männer trügerisch sind; aber wir bewahren unsre Masken nicht länger, als bis wir unsern Zweck erreicht haben, da es zu mühsam wäre. Doch diese Weiber — nein sie leben und sterben in ihrer Maske. (Geht ab.)

Zweite Scene.

Das Kloster.

Gaspar, als Mönch Anselmo, tritt mit Jacobo ein.

Jacobo.

Schon zweimal hat der Bruder Manuel
Im Auftrag des Superiors nach Dir
Gefragt.

Gaspar.

Du sagtest ihm, ich sey abwesend?

Jacobo.

O ja; auch sagt ich ihm, wo Du zu finden.
Man schickte nach Dir; doch der Bote kam

Zurück in Bälde, unverrichter Dinge.
Du seyest heut' nicht dort gewesen.

Gaspar.

Wahr.

Ich dachte nicht daran, daß ich auf heute
Mich an Don Balthasar versagt. Die Schuld
Fällt auf mein trügerisch Gedächtniß; dies
Muß einstehen für die heutige Verwirrung.

Jacobo.

Ich höre läuten. Diese leid'ge Klingel
Verfolgt mich, glaub' ich, in dem Grabe noch.
Welch lästig Amt hat nicht ein armer Pförtner.

Gaspar.

Noch läst'ger ist's, die Knie' sich abzuschleifen
Auf diesem Pflaster. O, wie hab' ich's satt!

(Jacobo tritt mit Antonio ein.)

Jacobo.

Anselmo, hier ein Mensch, der sich nach Dir
Erkundigt, daß Du seine Beichte hörest.

Gaspar (geht in den Beichtstuhl).

Der Mann ist mir bekannt — verlaß uns, Bruder.

(Jacobo entfernt sich.)

Mein Sohn, wir sind allein; benütze jetzt
Das Sakrament, und auf gebeugten Knieen
Gieß reuig Deine Seele vor mir aus.
Hast Du getreulich Deine Buß' verrichtet,
Die ich in letzter Beicht Dir auferlegt?

Antonio.

Hochwürd'ger Vater, meines Glaubens hab' ich
Gewissenhaft vollzogen Dein Gebot.
Zwar macht mein Herr mir gar so viel zu denken,

Daß ich mein Denken kaum kann nennen mein;
Doch hab' ich oft die Heil'gen angerufen.

Gaspar.

Gut — aber thatst Du's nicht in Weltlingsweise
Und nahmst Du nicht im Fluch sie in den Mund?

Antonio.

Nein, Vater, wenn ich ihren Namen rufe,
Geschieht's im Ernst.

Gaspar.

Ich fürcht', Du weichest aus
Und suchst mit Doppelsinn zu täuschen.
Doch sprich — durch welche neue Sünden hast
Seit letzter Beicht Du Deine Seel' gefährdet?

Antonio.

Mein Vater, mir ist gar nicht wohl zu Muth.
Ich steh' bei einem schlimmen Herrn im Dienste,
Deß Thun und Reden falsch ist immerdar
Im Lieben wie in allem Andern. Wahrlich,
Ich weiß nicht, was ich denken soll. Er ist
Bald da, bald dort — bei meiner Seel', ich glaube,
Daß er wohl gar der Böse ist.

Gaspar.

So gib
Die Gründe mir für diesen schlimmen Argwohn.

Antonio.

Stets hält er sein Gemach verschlossen und
Umspuckt's doch immer, ohne daß man's weiß.
Er kömmt, wenn ich zuletzt ihn hätt' erwartet,
Und doch vermag ich nicht zu sagen — wie?
Er geht, der Himmel weiß wohin, und wie ich
Ihn auch bewacht, konnt ich's doch nie erspähen.

Gaspar.

Es scheint, daß Dein Gebieter Dir nicht traut.
Was lauerst Du auf Dinge, die mit Grund
Er wohl vor Dir verhehlt? Dein Spioniren
Ist eine schlimme Sünd' und fordert Buße.
Hast Du noch mehr zu sagen?

Antonio.

Ja, mein Vater,
Noch ein Vergehen drückt mir schwer das Herz —
Ich fürchte, daß darob zurück Du schauderst,
Obschon es nur ein recht unsel'ger Zufall:
Ich hab' zwei Weiber in Sevilla!

Gaspar.

Wie, zwei Weiber?
Also entweihtest Du das Sakrament?
Zwei angetraute Weiber — und dies nennst
Du Zufall bloß?

Antonio.

Ja wohl, ein Zufall, nämlich
Daß beide hieher kamen nach Sevilla.

Gaspar.

O, welche schwere Sünde' — Nein, sie fordert
Hienieden schon Gerechtigkeit, und kaum
Kann hier der Himmel Gnade walten lassen.
Zwei Weiber! Sprich, wie lange lebst Du schon
In solcher Sünde?

Antonio.

's ist drei Jahre jetzt,
Daß ich die zweite freite. Mein Gedächtniß
Ist schlecht, und ich vergaß, daß ich bereits

Vermählt. Erst gestern mußt's der Zufall fügen,
Daß ich mit beiden hier zusammentraf.

Gaspar.

Du hast ein sehr bequem Gedächtniß; aber
Fürcht das Gesetz, wird Deine Sünd' bekannt.

Antonio.

Das können dem Gesetz wir überlassen,
Mein Vater; so viel aber ist gewiß,
Daß mein Vergeh'n die Buße schon in sich faßt.

Gaspar.

Wie unterfiengst Du Dich so schnöder That?

Antonio.

Das Beispiel, heil'ger Vater — böses Beispiel!
Die Herren sind es, die den Knecht verderben.
Der meine, Vater, beispielsweise, liebt
Zwei Damen, denen er zumal den Hof macht.
Ein schlimmer Mensch.

Gaspar.

Der Fehler eines Andern
Dient Deinem eignen nie als Rechenschaft,
Sonst wär' nur eitel Werk der Kirche Ordnung. —
Du bist mehr Schurk als Thor, Antonio,
Und doch ein Stück aus beiden. Für Dein Laster
Gibt's keine Absolution. Hinweg
Und zittre über Dein verloren Schicksal.

(Geht ab.)

Antonio (ihm nachsehend).

Mehr Schurk als Thor? — Nun ja, das ist wahr. Welch ein schäbiger Kerl! Keine Absolution! Ich werde mir die Freiheit nehmen, meinem Beichtvater aufzukündigen. Laßt Euch dies gesagt seyn, mein guter Herr. Auch solle ich nicht spioniren, und spio-

nirte er nicht so weit wie möglich in mein Gewissen hinein? Ist ja sein ganzes Leben nichts als Spioniren! Ich weiß nicht, was ich aus diesen Mönchen machen soll; sie könnten gewiß auch besser seyn. Jetzt muß eben das Gesetz seinen Gang nehmen — das ist ein Unglück. Aber wenn ich nur diesmal aus seinen Klauen komme, so kann ich hoffen, seiner Zeit auch dem Teufel zu entrinnen.

Dritte Scene.

Eine Straße in Sevilla.

Felix und Perez begegnen sich.

Felix.

Ah, Perez, freut mich — ich hoffte Dich zu finden. Hast Du in Erfahrung gebracht, wer Dein Nebenbuhler ist? Und welche Antwort erhieltest Du von Donna Serafina auf Deine dringende Vorstellung?

Perez.

Zum Geier mit ihr! Sie hat mir meinen Brief uneröffnet zurückgeschickt und mich ersuchen lassen, ich solle von allen nutzlosen Verfolgungen abstehen. Ich habe Beppa, ihre Vertraute, dazu vermocht, mir bei ihr das Wort zu reden, und durch Bitten und Bestechung brachte ich endlich heraus, daß dieser Don Gaspar wirklich der Nebenbuhler ist, der jetzt bei ihr den Hahn im Korbe spielt.

Felix.

Daran möchte ich doch zweifeln, Perez — sehr zweifeln. Auch ich habe durch Sancho, der mit Nina, dem Kammermädchen von Donna Isidora, ein Verständniß unterhält, weitere Auskunft erhalten und aus dieser Quelle in Erfahrung gebracht, daß Don Gaspar der begünstigte Kavalier dieser Dame ist, und daß er erst gestern Abend eine Zusammenkunft mit ihr hatte.

Perez.

Und doch weiß ich gewiß, daß Donna Serafina ihm die

Gunstbezeugungen zu Theil werden läßt, welche sie eigenlich mir schuldig ist.

Felix.

Das muß ein sehr gewissenhafter Bursche seyn, wenn er in dieser Weise alle unsere Schönheiten monopolisirt! Ich möchte ihn nur sehen. Hat er mit Niemand Aehnlichkeit? Wo kann man ihn treffen? Sein Aeußeres muß in der That wunderbar seyn.

Perez.

Er kommt oft dieses Weges nach dem Prado. Auch ich möchte mit ihm zusammentreffen, aber nicht in Glimpf. In der That, da kömmt er!

(Don Gaspar erscheint und will vorübergehen. Perez tritt ihm in den Weg. Gaspar will ausweichen, aber Perez wiederholt die frühere Bewegung.)

Gaspar.

Don Perez, ich glaubte anfangs, Ihr hättet mir nur aus Zufall den Weg vertreten, aber Euer jetziges Benehmen läßt keine solche Deutung zu. Ihr macht mir mein Weitergehen streitig?

Perez.

Ja — bis ich ein paar Worte mit Euch gewechselt.

Gaspar.

Dann sprecht, Herr, und faßt Euch kurz. Ich wüßte in der That nicht, was Ihr mir zu sagen hättet.

Perez.

Ich glaube, Don Gaspar, daß Ihr Euch um die Gunst einer Dame bewerbt.

Gaspar.

Möglich.

Perez.

Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr davon absteht.

Gaspar.

Don Perez, ich lasse nie einen Schimpf auf mir sitzen, und was bereits vorgegangen ist, fordert eine tödtliche Begegnung. Um jedoch auf Euer seltsames Ansinnen zu antworten, möchte ich fragen, was für eine Dame Ihr meint und welche Gründe Euch zu dieser Dreistigkeit vermögen.

Perez.

Die Dame ist Donna Serafina — allerdings ein wankelmüthiges, aber doch liebenswürdiges Geschöpf. Ihr nennt Euch Don Gaspar. Wer ist dieser Don Gaspar, der sich vermißt, also gegen unseren Adel den Eisenfresser zu spielen? Nennt mir Eure Abkunft. Zu welcher Familie gehört Ihr? Wo sind Eure Besitzungen? Zeigt mir das Patent Eurer Herkunft oder —

Gaspar.

Oder, Don Perez?

Perez.

Ich mache Euch vor ganz Sevilla zu Schanden.

Gaspar.

Dann thut es schnell; Ihr habt keine Zeit zu verlieren. Zuerst laßt Euch jedoch bedeuten, daß ich nicht so lange die Zweifel geduldet haben würde, welche über mich im Umlaufe sind, wenn ich nicht die genügendsten Gründe hätte, meine Stellung geheim zu halten. Mein Geheimniß ist mein Eigenthum und soll es bleiben. Ihr werdet nie erfahren, Don Perez, wer und was ich bin, denn Ihr habt nicht mehr lange zu leben. Jetzt muß ich bitten, mich vorbei zu lassen; wir sehen uns wieder, wann Ihr es am wenigsten wünscht.

Felix.

Perez, Du verdienst in der That Tadel. Don Gaspar hat, wie jeder andere Mann, das Recht, unbekannt zu bleiben, gleichviel ob ihn die Nothwendigkeit dazu zwingt, oder ob das Ganze nur eine

Laune von ihm ist. Er hat sich nie Deiner Gesellschaft aufgedrungen, benimmt sich anständig und trägt den Stempel eines wahren Adels an sich. Ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn Du Händel anfangen willst, so wähle dafür eine gute Sache.

Gaspar (sich gegen Don Felix verbeugend).

Ich danke Euch, Herr.

Perez.

Dennoch bleibe ich bei meinen Worten und erkläre ihn für einen Betrüger.

Gaspar.

Gut; auch der Widerruf würde Euch nichts nützen. Doch meine Zeit ist drängend und ich kann nicht warten.

Perez.

Wann treffen wir uns wieder?

Gaspar.

Ich sagte bereits, wann Ihr es am wenigsten wünscht (zu Don Felix). Sennor, lebt wohl! (geht ab).

Perez.

Beim Himmel, ich halte ihn für eine Memme! Glaubst Du daß ich je wieder von ihm hören werde?

Felix.

Du wirst von ihm hören. Ich bemerkte keine Zeichen der Furcht an ihm, wohl aber die einer schlechtverhehlten Wuth. Er ist in Wahrheit ein edler Kavalier. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Du nicht bald empfindlich mit ihm bekannt werden solltest.

Perez.

Was sagte er? Wann ich es am wenigsten wünsche?

Felix.

Das waren seine Worte.

Perez.

Er scheint etwas Besonderes damit zu meinen.

Felix.

Ohne Zweifel — wir wollen die Sache auf dem Spaziergange weiter besprechen. Komm nach dem Prado — dieser lächelnde Tag wird die Schönen herausbringen. Komm, komm! (sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Eine Straße vor Anselmo's Wohnung.

Antonio (tritt ein).

Da habe ich jetzt von meinem Herrn Aufträge an zwei Schätzchen — keine kleine Verlegenheit, denn wie soll ich so meine beiden Weiber getrennt halten? Ich habe das Gerücht meiner Abwesenheit durch einen andern Kanal ausgebreitet, auf welchem es Nina erreichen wird, und wenn sie nicht wegen meiner Hinterlassenschaft kommt, was Beppa zuverlässig thun würde, so steht nichts zu befürchten. Jetzt will ich auf Sancho warten.

Beppa (tritt ein).

Ich darf so sicher darauf zählen, Dich hier stehen zu sehen, als man darauf rechnen kann, dem Bild unserer lieben Frau in der Kirche zu begegnen.

Antonio.

Ich wollte, Dein Gleichniß ginge weiter, in so ferne mir auch dieselben Geschenke gebracht würden. Da wäre ich reich.

Beppa.

Du wirst nie reich werden, denn Du bist nicht ehrlich.

Antonio.

Nur meine Armuth ist an dem letztern Schuld, Beppa.

Beppa.

Nein, Du bist um der Unehrlichkeit willen arm, weil Du Dir

das einzige Thor verschließt, durch welches Reichthum eindringen kann.

Antonio.

Und doch habe ich hin und wieder arge Schelme große Schätze zusammenhäufen sehen.

Beppa.

Auf Sand gebaute Schlösser, ohne eine tüchtige Grundlage — eine Masse von Thätigkeit, die vergeblich ihren Ertrag aufhäuft. Doch ich kenne Dich von lange her, und es ist vergeblich, Dir vernünftige Vorstellungen zu machen.

Antonio.

Bitte, darf ich fragen, was Dich heute in die Stimmung des Predigens versetzt hat?

Beppa.

Nein, sondern Du sollst hören, warum ich zu Dir komme. Ich bin ausgeschickt, um zu fragen, ob Dein spitzbübischer Herr heute Abend zu meiner Dame komme.

Antonio.

Ja — so viel ich wenigstens weiß und glaube.

(Sancho tritt ein.)

Antonio.

Sancho, ich habe lange auf Euch gewartet. (Zu Sancho, bei Seite, indem er auf Beppa deutet). Ich will sogleich mit Euch sprechen.

Beppa.

Ich lasse mir's nicht nehmen, er brütet eine Bosheit, und will deshalb bleiben, um ihn zu quälen.

Antonio.

Nun, Beppa, Du hast Deine Antwort — und ohne Zweifel wartet Donna Serafina mit Ungeduld auf Dich.

Beppa.

Sey's drum; aber ich möchte, nun ich hier bin, noch eine Frage an Dich stellen, Antonio. Wer ist das Mädchen, mit dem ich Dich letzthin ertappte — jene Nina?

Sancho.

Heilige Petronilla! Sie hat ihn bei Nina ertappt? Ei, er ist ja ein verheiratheter Mann und Euer Gatte.

Beppa.

Leider. Und dennoch macht er andern Frauenzimmern den Hof, denn ich kam dazu, wie er sie küßte.

Antonio (bei Seite).

Oh, daß sie doch beim Geier wäre!

Sancho.

Er hat sie geküßt? (zu Antonio) Gehorsamster! Dann weiß ich, warum Ihr mit ihrem Mann gefochten habt.

Beppa.

Was sagt Ihr? Er hat mit ihrem Mann gefochten?

Sancho.

Ja und ihn erschlagen — einen schmutzigen Schuft, dessen Name —

Antonio (legt seine Hand auf Sancho's Mund).

Euer Ehrenwort, Sancho! vergeßt Euren Eid nicht.

Sancho.

Ja wahrhaftig — heilige Petronilla frische mein Gedächtniß auf! Aber das bedarf einer kleinen Auseinandersetzung.

Antonio.

Die sollt Ihr haben, aber jetzt nicht. Es hat Alles seine Richtigkeit.

Sancho.

Es hat Alles seine Richtigkeit?

Antonio (bei Seite zu Sancho).

Ja — dieses Weib ist eifersüchtig auf sie. Sobald ich fort bin, sollt Ihr das Ganze erfahren.

Beppa (bei Seite).

Was hat er für Spitzbubenkniffe vor? (laut) Ihr kennt diese Nina?

Sancho.

Nun ja — ich kenne das Frauenzimmer.

Beppa.

Wenn dies der Fall ist, so sagt ihr, sie sey eine schamlose Metze, daß sie sich's einfallen läßt, verheirathete Männer zu verführen. Sie soll mir nur nicht in den Weg kommen, oder Antonio's Weib wird ihr ihre Schönheit zerzausen. Habt Ihr mich verstanden?

Sancho.

Ei ja — 's ist deutlich genug, bei der heiligen Petronilla!

Beppa.

Herr Gemahl, lebe wohl. Ich hoffe, Du wirst von Deinen bösen Wegen abgehen (geht ab).

Antonio.

Eine verwünscht eifersüchtige Megäre. Was ist's, Sancho — Ihr seyd sehr nachdenkend?

Sancho.

Nun ja, ein bischen. Ich hielt Euch für meinen Freund, aber wenn Ihr Nina nur deßhalb einen Mann zu verschaffen sucht, um — —

Antonio.

Mein theurer Sancho, ich will Euch Alles erklären. Nina ist tugendhaft. Sie hatte nur ihren Mann geküßt und dies ist's, was dieses Weibsbild eifersüchtig machte.

Sancho.

Warum sollte sie eifersüchtig darüber seyn, wenn Nina ihren eigenen Mann küßt?

Antonio.

Weil dieser Mann meine Livree anhatte, und Beppa schwört jetzt darauf, daß ich's gewesen sey. Als Lopez hier anlangte, brauchte er einen Platz, aber seine Kleider waren so schäbig, daß er sich keinem reputirlichen Manne antragen konnte. Ich borgte ihm einen sehr guten Anzug von mir, und doch war der Elende undankbar genug, mit mir Streit anzufangen, obgleich er in meinen Kleidern stack. Er hat sie noch auf seinem Leibe. Als er seinem Weibe begegnete, küßte er sie, und Beppa, welcher zufällig vorbeiging, nahm ihn für mich — dies ist das ganze Geheimniß. Ihr könnt Nina fragen, wie ihr Gatte gekleidet gewesen sey, als sie ihn traf, und ihre Antwort wird völlig meine Aussage bekräftigen. Nur dürft Ihr kein Wort von mir oder von Beppa verlauten lassen. Ich hoffe, Ihr seyd zufrieden gestellt.

Sancho.

Ei ja — es scheint wahr zu seyn.

Antonio.

Wohlan, Sancho, so laßt mich hören, wie Nina die Kunde von ihres Mannes Tod aufgenommen hat.

Sancho.

Weiber sind wundersame Geschöpfe. Würdet Ihr's wohl glauben? — als ich ihr seinen Tod mittheilte, heilige Petronilla sey mir gnädig! — schrie und schluchzte sie auf's Bitterlichste, obgleich sie ihn nie hatte leiden können und wie ich sie trösten wollte, stieß sie mich zurück — ja, mich, den Sancho. Heilige Petronilla!

Antonio (bei Seite.)

Fast bereue ich meinen Plan. Hätte lieber der Tölpel zu Beppa eine Zuneigung gefaßt.

Sancho.

Aber dies währte nicht über zehn Minuten. Sie wischte dann ihre Augen und erlaubte mir, sie zu küssen.

Antonio (bei Seite).

So bald — zum Geier mit ihr — er soll sie haben.

Sancho.

Und noch mehr, als dies. Als sie ruhiger wurde, lächelte sie — hi, hi, hi — bei den Lippen der holdseligen Heiligen — sie lächelte.

Antonio (bei Seite).

Die Jesabel! (laut) Aber, Sancho, war sie ganz zufrieden mit Eurer Versicherung, daß er todt sey?

Sancho.

Nein. Sie sagte, sie müsse noch mehr Beweise haben, damit kein Irrthum obwalte. Dabei bemerkte sie ganz richtig, es würde etwas sehr Aergerliches seyn, zwei Männer zu haben.

Antonio (bei Seite).

Das kann auch Einer von sich rühmen, der zwei Weiber hat. (laut) Sancho, fahrt fort.

Sancho.

Ich folgte Eurem Rathe und sagte ihr, Lopez sey durch meine Hand gefallen — Sanct Petronilla möge mir die Lüge verzeihen.

Antonio.

Was hat sie dann gesagt?

Sancho.

Je nun, anfangs stieß sie mich zurück. Aber dann überlegte sie bei sich, daß die zweiten Gedanken, wie die zweiten Männer, die besten seyen. Sie trocknete ihre Augen und gab sich zufrieden. Seht Ihr nicht, wie frisch ich aussehe vor Freude?

Antonio (bei Seite mit einem verächtlichen Blick auf Sancho.)

Hole ihn der Henker.

Sancho.

Was sagt Ihr?

Antonio.

Daß Ihr ein glücklicher Mann seyd. Habt Ihr meinem Rathe gefolgt und sie hart gedrängt, daß sie Euch unverweilt heirathe?

Sancho.

Ja; und endlich versprach sie mir auch, sie wolle es thun, sobald sie ihren Mann todt gesehen habe.

Antonio.

Nun, Sancho, ich will Euer Freund seyn. Natürlich darf ich nicht in der Geschichte auftreten, und ebensowenig ist es räthlich, daß mein Name zur Sprache kommt; aber wenn's Euch recht ist, so will ich morgen in der Dunkelheit seine Leiche aus ihrem Versteck hervorholen und sie in den Pfad legen, der nach dem Sommerhause führt. Ihr wißt, welchen ich meine, den Weg mit den hohen Kastanienbäumen — —

Sancho.

Ah, ich weiß. Dan'e Euch, Antonio. Sie sagte, sie werde wohl morgen Abend im Stande seyn, heraus zu kommen. Ich will unverweilt zu ihr gehen und sie bestellen. Heilige Petronilla, lächle auf meine Brautstands Freuden nieder! (geht ab).

Antonio.

Oh, wie ich die Weiber hasse!... Wenn dieser Tölpel den Namen Lopez erwähnt hätte, so würde die verschmitzte Beppa augenblicklich hinter die ganze Geschichte gekommen seyn. Wahrhaftig, ich habe genug damit zu thun, meine Geheimnisse zu bewahren und die meines Gebieters ausfindig zu machen. Das Erstere wäre so ziemlich gelungen — und nun an's zweite. (Er geht in's Haus.)

Fünfte Scene.

Ein Gemach in dem Palast Guzman. Donna **Inez** sitzt an einem Tische.

Inez.

Auf's Neu' ließ gestern jene schöne Stimme
Sich hören unter meiner Nichte Fenster,

Und wenn mein Ohr mich nicht getäuscht, so sprach
Auch Isidora. In dem Corridor
Drang unterm Spalt der Thüre Licht hervor,
Woraus erhellt, daß sie noch nicht zu Bette.
Ich fürchte sehr, daß in ein Liebgewebe
Sie sich verstrickt; und doch hab' ich so sehr
Es ihr an's Herz gelegt, sich zu erholen
Des Raths bei mir — bei ihrer treusten Freundin.
Doch 's ist umsonst; die Lieb' wär' nicht so süß,
So theuer uns, wenn nicht geheimnißvoll
Ein Schleier sie verhüllte. Guten Vorsatz
Erstickt das seltsam frohe Bangen, jenes Weh
Voll Glück, das in der Jungfrau Busen wühlet,
Wenn erst voll Zittern aufnahm er den Gast,
So reich bedrohlich an Gefahr. Ich habe
Sie rufen lassen, denn ich muß mich müh'n,
Mir ihr Vertrauen zu gewinnen.

(Sie sinnt nach.)

Dennoch

Wär's besser wohl, ich schenkt ihr erst das meine.
Die Sympathie gewinnt vielleicht den Schlüssel,
Den Liebe hütet wie ein Heiligthum.

(Isidora tritt ein.)

Isidora.

Du riefest mich. (bei Seite) Schweig, Du verrätherisch Herz

Inez.

Du hast wohl gut geschlafen, Kind?

Isidora.

Mein Träumen

War sehr verwirrt, doch sicher nicht unglücklich.

Inez.

O mögst Du nie erwachen zum Geheimniß!

Dein Alter ist gefährlich, Isidora,
Und wenig weißt Du, daß Dein Pfad, indeß
Ihn Blumen decken, unter Wohlgerüchen
So manche Schlange birgt.

Isidora.

Ich will versuchen,
Darauf nicht irr' zu gehen.

Inez.

Dein Entschluß
Ist lobenswerth. Hätt' ich in meiner Jugend
Ihn auch befolgt, so hätt' ich nicht mein Alter
Mit Sorgen schwer beladen, und es wär'
Mir jetzo nicht beschieden, mit den Thränen
Der bittern Reu' zu tränken meinen Pfühl.

Isidora.

Ich sah Dich oftmals weinen, und Du gingst
In Dein Gemach zurück, mich nicht erfreuend
Mit Deiner Gegenwart, bis Zwiesprach Du
Gehalten mit dem Pater Philipp. Dann
Erst brach ein Lächeln durch der Wehmuth Düster,
Der Winter=Sonne gleich, die durch ein schwer
Gewölk die Erde kaum des Blickes würdigt.

Inez.

Wahr, liebes Kind, denn so ist unsre Blindheit,
Daß wir das höchste Gut verwerfen, bis
In ihm allein wir unsre Stütze finden.
's ist Zeit, daß ich Dir mein Vertrauen weih',
Damit Du kennen lernest die Gefahren,
Womit geheime Liebe uns bedroht.

Isidora (bei Seite)

Sie hegt wohl Argwohn. (laut) Sprich, ich bin ganz Ohr.

Inez.

Es wäre unnütz, wollte ich Dir sagen,
Daß ich einst schön war und daß meine Augen
So glänzend strahlten, als die Deinen jetzt.
Ich hatte eine sehr bedächt'ge Mutter,
Im Uebermaße gütig und besorgt,
Mir stets den Pfad zu zeigen, den das Glück
Im engen Bunde wandelt mit der Tugend.
Vor allem legt' sie eine Vorschrift mir
An's Herz — und sicher war es wenig nur
Gefordert für so viele Liebe — weislich
Zu suchen ihren Rath, eh' ich dem Pfeil
Der Liebe Preis gab unbeschützt die Brust.
Du hörst mich, Theure? Mögst Du Dich erinnern,
Wie oft ich Dir gestellt ein gleich Gesuch.

Isidora (mit erstickter Stimme).

's ist wahr.

Inez.

Ich hab', wie Du, es auch versprochen
Und weiß, daß heilig Dir Dein Wort wird seyn.
Doch mich bewog der Jungfrau Scheu, an mich
Zu halten, bis zu spät kam das Vertrauen.
Mein Herz verschenkt ich an Don Felip, dem
Ich ew'ge Liebe schwur. Ach, dieser Name,
So theuer mir, wie wurd' er später mir
Zur reichen Quelle meiner stummen Thränen!
Wir sah'n uns oft, und priesterliche Hand
Besiegelte die Weihe unsres Bundes.
Nun erst erfuhr ich, daß ein alter Haß
In Todesfeindschaft die Familien
Entzweite und die Thüre unsres Hauses
Ihm schloß. Zwar hoffte er, nach kurzer Frist

Die Heirath öffentlich zu machen und
Den Kampf der Jahre durch ein Anerkenntniß
Des unter uns geschloßnen Bunds zu enden
In friedlichem Vertrag. Doch ach, zwei Tage
Vor dieser vielersehnten Zeit erhielten
Die Brüder Kunde, daß ich ihn empfing
In meiner Kammer — laurend standen sie,
Und so ward unter meinen Augen mir
Der heißgeliebte Gatte schnöd erschlagen!

Isidora.

O Himmel!

Inez.

Taubes Ohr nur schenkten sie
Der Stimme meines Wahnsinns, und sie glaubten
Nicht an die vorgenommene Vermählung.
Fort schleppte ihre Wuth mich in ein Kloster,
Wo sie der thränenvollen Wittwentrau'r
Mich überließen. Aus den Armen ward
Das Kind, der theure Säugling, mir gerissen,
Und als ich schrie und um Erbarmen bat,
Sprach die Aebissin von Gebet und Buße.
Auf Wochen floh mich des Verstandes Licht,
Und als zur schlimmen Welt ich neu erwachte,
Versuchte man's, zum Schleier mich zu zwingen.

Isidora.

In diesem Falle hätt' es wohl bei mir
Des Zwanges nicht bedurft. Was konnte wohl
Nach solchem bittern Leid die Welt noch bieten?
Und was bewog Dich, der Gewalt zu trotzen?

Inez.

Die Hoffnung, eines Tags mein Kind zu finden —
Der ich mich keinen Augenblick entschlug.

Die Zeit entfloh, und meiner Brüder Blut
Entströmte unterm kalten Stahl der Rächer.
Nur ich blieb übrig als der einz'ge Sproß
Von unserm edeln Haus. Ich spähte nur
Nach meinem Sohn, und die das Kind empfangen,
Belehrten mich, daß ihm ein blutig Band
Den Arm bezeichnet. Drohung und Bestechung
Erwirkte endlich mir die Kunde, daß
Mein Kind gebracht ward in das Hospital,
Gebaut in dieser Stadt für Findelkinder.
Voll Mutterfreude und voll Mutterfurcht
Eilt ich dahin — oh welche bittre Täuschung!
Kein Schlüssel war zu finden. Wenn der Knabe
Noch lebt, so hat das edle Haus der Guzman
Den Erben wohl im Hause eines Fröhners
Als schlechten Knecht zu suchen!

(Sie wirft sich voll Schmerz in einen Stuhl.)

Isidora (kniet an ihrer Seite nieder).

Ha, fürwahr —
Wie schrecklich. Jetzo wundert mich nicht mehr
Dein Schmerz — Schon der Gedanke, daß er noch
Vielleicht am Leben und in bittrer Armuth,
Nicht seines Rechts bewußt, dafür nicht passend;
Und wenn er aufgefunden, möglich daß
Er nicht als Quell der Freude sich erweiset
Und schwer beklagen läßt, wie daß ein Sproß
Verkümmern mußte durch Nachläßigkeit,
Der, hätt' er sich sorgfält'ger Pfleg' erfreut,
An jedem Zweig voll edler Früchte hinge.
Wie paart die Wonne sich mit banger Furcht
Bei dem Gedanken, daß ich meinen Vetter
Einst finde — Muttertraum's Verwirklichung!

Inez.

Er ist mein Kind — Du kannst den Schmerz nicht fühlen,
Den eine Mutter fühlt, vom Sohn getrennt.

Isidora.

Oft dachte ich: wie süß muß Liebe seyn,
Wo Alles frei und nichts ist zu verbergen —
Wenn Hand in Hand das Herz am Herzen schlägt
Und rings die ganze Welt nur Wonne lächelt.
So ist der Schwester Liebe zu dem Bruder —
So das Gefühl der Mutter zu dem Sohn.
Ich habe keinen Bruder — außer Dir
Im ganzen Weltall kein verwandtes Herz.
O theure Mutter — denn das bist Du immer
Dem Kind gewesen wie der reifen Jungfrau —
Daß meine Schwäche doch im Stande wär'
Die Liebe vieler Jahre Dir zu zahlen.
Daß ich Dich trösten könnt und meinen Dank
An Dir bekunden. Himmel, schließ' dich mir,
Wenn nicht vom Herzen quillt der Worte Schluchzen!

Inez.

Du kannst mir, Kind, des Trostes viel bereiten,
Und wenn mein klägliches Geschick für Dich
Zum Warnezeichen wird, bin ich befriedigt.
So sprich, mein Kind, trägst Du in Deiner Brust
Nichts Heimliches verschlossen?

(Isidora, noch immer knieend, bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Hast Du treu
Erfüllet, was Du mir so oft versprochen?

Isidora.

Vergib mir, Tante, und beklage mich!

Inez.

Ich hörte gestern Nacht Musik, mein Kind,

Und wie mich däuchte, schallte in die Lüfte
Dein Name in melod'schen Harmonien.

Isidora.

Vergib mir, Tante; sprich, daß Du verzeihest,
Und Du sollst Alles hören.

Inez.

Ich verzeihe
Von Herzen Dir; doch darfst Du Dein Vertrau'n
Mir länger nicht versagen. Rede, Kind,
Wer ist der Cavalier?

Isidora.

Ach, leider weiß
Ich selbst es nicht.

Inez.

Du weißt's nicht, Isidora?
So bist Du wohl so unklug gar gewesen,
Um einen Fremden zuzulassen?

Isidora.

Ach,
Ja wohl — und nur zu oft für meinen Frieden!

Inez.

Du liebst ihn also?

(Isidora wirft sich in ihre Arme und bricht in Thränen aus.)

Inez (bei Seite).

Ja, der Pfeil sitzt tief.
(Laut.) O Isidora, fasse Dich, mein Kind,
Und fürchte keinen Tadel. Möglich, daß
Noch Alles gut wird.

(Sie küßt Isidora. Letztere tritt zurück.)

Inez.

Sagtest Du, ein Fremder?

Isidora.

Ich weiß nur, daß er sich Don Gaspar nennt.
Gewiß, ich bin sehr thöricht wohl gewesen.

Inez.

Er hat von seiner Stellung nie gesprochen,
Und nie genannt sein Haus und seine Abkunft?

Isidora.

Noch nie; und wenn ich Fragen an ihn stellte,
So wich er aus. Es ist hier ein Geheimniß.

Inez.

Aufricht'ge Liebe duldet kein Verhehlen.
Wann kömmt er wieder?

Isidora.

Morgen Abend — und
Gewiß, er läßt mich nicht vergeblich harren.

Inez.

Ich will ihn sehen — fürchte nichts mein Kind;
Denn Kleinigkeiten sollen Dich nicht trennen
Von Deinem Glück. Ist er nur ehrenhaft
Und edel, soll ihn nichts Dir rauben, selbst
Wenn maurisch Blut in seinen Adern flöße.
Geh jetzt in Dein Gemach — ich folge Dir,
Damit wir dort den ganzen Plan besprechen
Und jedes Hinderniß bei Seite räumen.

(Isidora entfernt sich).

Nein, dieser Gaspar will mir nicht gefallen.
Mir sagt mein Herz, daß Unheil um den Weg.
Vielleicht bin ich im Irrthum; doch mein Geist
Läßt mich in ihm ein gleißend Unthier sehen,
Deß Augen bannen meine scheue Taube,
Bis es den Giftzahn schlug in ihre Brust.

O Weiberschwachheit! Klugheit könnte wohl
Uns vor dem Sturm der Leidenschaft beschützen;
Doch geht er auf das Herz, das Bollwerk, los,
So zieht die Liebe siegreich, ohne Schwertschlag,
In seine Räume ein, allein nur herrschend.

Dritter Act.

Erste Scene.

Das Kloster. — Procession der Mönche, Chorknaben u. s. w., die vom Gottesdienst in der Kapelle zurückkehren. Die Orgel spielt noch fort. Anselmo geht an der Spitze der Chorknaben. Sie kommen unter Verbeugungen an dem Superior vorbei, der mit Manuel zurückbleibt. — Die Orgel hört auf.

Superior (sieht umher).

Anselmo ist vorbeigegangen. Ich
Bemerke, daß er in den letzten Monden
Das Nachtmahl meidet. Das ist sonderbar.
Sprich, Manuel, hast Du etwas entdeckt?
Ist er beharrlich in der Andachtübung
Und trägt er sich nicht mit Phantastereien
Der Jugend? Oder wird er in dem Dienst
Der Regel, die der Orden vorschreibt, säumig?

Manuel.

Er führt sich gut auf seit dem letzten Fehl,
Den reuig er gesühnt durch harte Buße,
Die er zur Fleischeszucht sich auferlegt.
Seitdem gewinnt's den Anschein, daß er sich
In heiliger Betrachtung viel vertieft.

Superior.

Er fahre fort so; für das Wohl des Klosters
Ist er ein Mann von hoher Wichtigkeit.
Dennoch hat letzter Zeit er nicht gebeichtet.

Manuel.

Vielleicht auch nicht gesündigt. Himmel, sey
Mir gnädig für das übereilte Wort,
Wo Alles ist zur Sünde nur geboren!
Ich meint' indeß, er habe nichts zu beichten,
Als höchstens nur den Kampf der Leidenschaft
In einem jungen Herzen, das er aber
Im strengen Zaum zu halten stets bemüht ist.

Superior.

Gott geb' es; aber nur zu oft bemerk' ich
Ein wild verstohlen Feuer, das, wie Blitze
Aus dunkeln Wolken, durch die schwarzen Wimpern
Ihm zuckt. Das kündet starke Leidenschaft,
Zu stark, daß sie der Jugend Zügel wiche.

Manuel.

Warum gestattet Ihr ihm dann die Welt
Zu schaun mit ihren Eitelkeiten? Freilich
Hilft unsrer Kass' er auf durch Unterricht
In der Musik, da er in hohem Grade
Besitzet diese Gabe der Natur.
Doch wär's nicht besser, wenn er in den Mauern
Verbliebe, die des Mönches beste Hut?

Superior.

Er welkte hin, denn unsres Orden Regel
Ist viel zu streng und starr für solche, die
Das Leben nicht erprobt, um endlich sich,
Nachdem der Sünde Hang sich hat verloren,

Der Einsamkeit zu weihen. Dieser Jüngling
Anselmo ist von hohem Werth für uns —
Ein theurer Preis, den ich nur wenig kannte,
Als er zuerst in unser Kloster kam.

Manuel.

Ich kann Euch nicht versteh'n.

Superior.

Nein, Manuel;
Doch will ich Dir vertrau'n, was mir allein
Bewußt ist. Daß seit Jahren Donna Inez
Mein Beichtkind ist, das ist Dir wohl bekannt.
Aus ihrem Munde nun erfuhr ich, daß,
Sie in der Eh' ein männlich Kind gebar,
Das ihr verloren ging. Die Auskunft, welche
Sie drüber gab, läßt voll mich überzeugt seyn,
Der Knabe sey kein anderer, als Anselmo.

Manuel.

Anselmo? Wie — da wäre er wohl gar
Der einz'ge Erbe des Guzmanschen Reichthums?

Superior.

Ganz recht.

Manuel.

Und redet, Vater, seit wie lange
Habt dies Geheimniß Ihr entdeckt?

Superior.

Nicht früher,
Als ein'ge Monat', eh' er sein Gelübd
Am heiligen Altar beschwur.

Manuel.

Warum dann
Habt ihr den Eintritt in den Orden ihm
Gestattet?

Superior.

Um der heil'gen Kirch' zu dienen,
Die stets dadurch gewinnen muß, daß er
Dem Orden angehört. Die Dame trauert
Um ihren Sohn; stell' ich ihr ihn zurück,
So muß sie dankbar seyn. Dadurch gewinnt
Das Kloster manchen schönen Acker Landes.
Und wünscht er in dem Kloster gar zu bleiben,
Nachdem ihm seine Herkunft wurde kund,
So fließet unserm armen Gotteshause
Der ganze Reichthum zu, den er nicht schätzt,
Wohl aber wir bedürfen.

Manuel.

Ich verstehe —
Klug eingeleitet — doch was harrt Ihr noch?

Superior.

Ich wünsche, daß zuvor er die Gedanken
Zum Himmel kehre. Aber sieh da kömmt
Er selbst. Laß mich mit ihm allein.

(Manuel geht ab, während Anselmo eintritt.)

Superior.

Mein Sohn,
Wo warst Du?

Anselmo.

Schwerbedrängten Herzen lieh
Mein Ohr ich, welche des Gewissens Lasten
Voll Reue vor dem Priester ausgeschüttet:
Rath und Vergebung spendend denen, die
In einer Welt voll Sünde wild geschwelgt.

Superior.

Urtheile stets mit Milde. Wer vom Band
Der Heiligkeit umschlossen, darf nicht hoffen,

Vollkommenheit zu finden, wo so groß
Der Anlaß zur Verirrung. Aber sprich,
Du hast in letzter Zeit nicht mehr gebeichtet —
Wie schlägt Dein eigen Herz? Ist Dir der Sinn
Nach Heiligem gerichtet? Herrscht der Friede
In Deinem Innern, oder will die Jugend
Bereuen ihr Gelübd in eitlem Grame?

Anselmo.

Ich bin, hochwürd'ger Vater, wie der Himmel
Mich schuf — zufrieden — unzufrieden — je
Nachdem im Herzen waltet Gut und Böses
Kämpft Schlimmes um die Oberhand, so such'
Ich es zu zügeln. Mehr vermag der Mensch nicht.

Superior.

Das ist schon viel in einem Alter, wo
Der Sinn so gern' sich gen das Gute sträubet.
Doch nimm jetzt meine Frage tief zu Herzen
Und rede dann aufrichtig — hättest Du
Die Freiheit, Dich der Welt und ihrer Lust,
Die wohl des Jünglings Feuergeist mag blenden,
Zu werfen in die Arme — würdest Du
Sie von Dir weisen? — sprich vom Herzen, Sohn.

Anselmo.

Wie mögt Ihr eine Frage stellen, die
Doch nimmer mehr zur Wirklichkeit kann werden?
Ich kenne mein Gelübd' — 's gibt keine Wahl mehr.

Superior.

Der Mutterkirche sind viel Dinge möglich,
Und oftmals ist schon Dispensation
Von ihr erlassen worden.

Anselmo
(Anfangs mit von Freude strahlendem Gesichte, das aber bald in einen wehmühigen Ausdruck übergeht).

Nein, es wär' nicht gut.
Die Welt ist schön, doch wo ich geh und suche,
Ist Niemand mir verwandt, hochwürd'ger Vater.
Ich will bekennen — o nennt es nicht sündig —
Daß ich halb träumend oft der süßen Stunden
Gedachte, welcher wonnig der sich freut,
Der liebend und geliebt im Kreis der Brüder,
Der Schwestern und der theuren Kinder weilt;
Und Thränen füllten mir das Auge dann,
Daß — ach! nicht eine Seel' ich mein kann nennen.
Wehmüthig tritt mir dann der Trost an's Herz:
Zu Deinem Glück weilst Du in Klostermauern.

Superior.
Wahr, mein Anselmo — öd' nur ist die Welt,
Und öder noch, wo Niemand uns geblieben.
Doch sprich, würd' eine treue Mutter Dir
Gefunden, reich und hohem Stamm entsprossen,
Die Dich, den Fündling, in ein prächtig Haus
Einführen wollte — rede, Sohn — was dann?

Anselmo (fährt zusammen und spricht nach einer Pause).
Ich weiß es nicht. So weit hat sich mein Denken
Noch nie verirrt. O Vater, wie so oft
Verwarntet Ihr mich nicht vor den Gefahren
Solch wirren Träumens, und nun sucht Ihr selbst
Mich zu verlocken, um die Festigkeit
Durch das Unmögliche mir zu erschüttern.

Superior.
Wir sind nur sterblich. Dein geheimestes Denken
Möcht' ich erforschen, und Du hälst an Dich.

Komm Abends zu mir — denn Du sollst mir beichten,
Daß Deiner Seele Schaffen ich erkunde.

Anselmo.

Zuerst erlaubt mir, daß des Geistes Unruh
Ich bann'; erwartet morgen mich im Beichtstuhl.

Superior.

So sey es.

Anselmo.

Seltsam. Nie zuvor hat er
In dieser Weise mich versucht. Er sprach
Von einer treuen Mutter, reich und edel!
O wär es so und hätt' ich meine Freiheit!
Doch das sind Träume — ruhig, armes Hirn!
Was war's, was ihn bewog, dies Traumgesicht,
So wild als schön, dem Geiste vorzuführen?
Der Mutter Liebe — Reichthum — Ahnen! Doch
Was soll das Dir, Du armer Mönch Anselmo?
Geh — stecke Deinen Kopf in die Kaputze
Und laß ihn niederhängen auf die Brust,
Voll Demuth; denn Du weißt, Du bist ein Mönch,
Den sein Gelübde an den Himmel bindet!
Herzlose Eltern! also dem Geschick
Mich hinzuschleudern! Aber die Gelübde
Sind strenger noch, daß sie mir herb versagen,
Was jeder anspricht als gemeines Recht.
Warum gährt uns das Herz von Leidenschaften,
Daß selbst Natur uns höhnt, wenn wir versuchen
Die mächtigen im Keime zu ersticken?
Einsam zu leben und zu sterben — das
Sind Handlungen, dem Himmel nicht genehm.
Wär ich von armem Bauernvolk entsprossen,

So gleitet' hin ich wie der stumme Bach;
Wär' hoch von Blut und adelig mein Vater,
Stürmt stolz ich fort, dem edeln Strome gleich.
Doch wider die Natur in diese Schranken
Gezwängt, bleib ich ein dumpfer, träger See,
Wenn nicht mein wilder Lauf soll in Verderben
Sich endigen, die Bande toll zerreißend
Und gleich dem Bergstrom tobend fessellos.

(Jacobo tritt ein.)

Jacobo.

Wie, Anselmo — nicht außerhalb der Klosterthüre, und doch ist der Gottesdienst schon eine halbe Stunde vorüber? Beim heiligen Dominikus, es wird seyn, wie ich erwartete — Du bist mit dem Superior zusammengetroffen, und der hat Dich mit einer Buße nach Hause geschickt.

Anselmo.

Nicht doch, Jacobo. Der Superior und ich, wir Beide rollen in verschiedenen Kreisen fort. Ebenso wenig dürfte Saturn und Venus erwarten, auf ihren Wegen zusammenzustoßen.

Jacobo.

Es muß aber doch Etwas nicht recht seyn, und meine Kunde wird Dir nicht behagen. In Zukunft muß der Schlüssel um neun Uhr an den Superior abgeliefert und erforderlichen Falls bei ihm geholt werden.

Anselmo.

Wirklich? Dann vermuthet er wohl etwas Unregelmäßiges. Aber dennoch muß ich heute Nacht hinaus, Jacobo. Ja, ich muß.

Jacobo.

Unmöglich!

Anselmo (gibt ihm etwas Geld).

Hilft Alles nichts, Jacobo; da hast Du etwas zu Deinem Wein — das viele Wachen bedarf der Stärkung.

Jacobo.

Der Superior nennt mich Bruder; ich wollte nur, er machte auch im Trinken mit mir Brüderschaft. Der edle Saft, der seinen Becher füllt, würde mir bei meinen Vigilien gut zu Statten kommen.

Anselmo.

Mit diesem kannst Du Dir den nämlichen kaufen. Ich muß heute Nacht hinaus. Bring dem Superior die Schlüssel, aber verschließe die Thür nicht. Du verstehst mich, Jacobo?

Jacobo.

Wohl, aber es ist gefährlich. Heilige Jungfrau! Da kommt eben der Superior. Anselmo, Du würdest gut thun, nach der Zelle zu gehen.

Anselmo.

Ich verabscheue sie. Jetzt muß ich den Heuchler spielen. (Der Superior tritt ein.)

Superior (sobald er Anselmo bemerkt).

Du hier, mein Sohn? Warum nicht in der Zelle?

Anselmo.

Ich wollte eben hin, doch bis zur Vesper
Hab' ich noch Musikunterricht zu geben.
Mein Herz war unmuthsvoll, weil's mit der Welt
Sich also mischen soll, damit die Truhen
Der heil'gen Kirche sich mit Gaben füllen.
Für meine Jugend würd' es besser ziemen,
Daß ich in heil'gem Wachen mich erginge.

(Er kniet nieder.)

O, lehrt die übereilte Jugend, Vater,
Wie nachdenksam des Himmels Pfad sie finde.

Superior (beugt sich über Anselmo).

So segne Gott, mein Kind, Dein junges Herz;
Mög es, wie vor dem Samuels, zum Himmel

Sich wenden und der jugendliche Sinn
In heiligen Gedanken nur erglühen!
Den Friedensschlaf erhell' ein heilig Träumen
Und Himmelschöre steigen zu Dir nieder,
Die Freuden Dir zu zeigen, die den Mann
Erwarten, welcher auf der Erd' hienieden
Dem Herrn sein Leben hat geweiht.

(Der Superior entfernt sich, nachdem er Anselmo gesegnet hat — Anselmo, noch immer knieend, sieht dem abgehenden Superior nach.)

Anselmo (aufstehend).

Er ahnet nichts.

Jacobo.

Ha, ha! Das ist erbaulich!

Anselmo.

Stille, stille! es ist Zeit, daß ich fortgehe.

Jacobo.

Du wirst aber doch vor Thürschluß zurückkehren?

Anselmo.

Ja, weil Du sie nicht schließen wirst. Ich werde um Mitternacht wieder eintreffen. Es muß so seyn, Jacobo. Bist Du mir nicht zu Willen, so erwarte keine weitere Gaben von mir; auch werde ich anzeigen, wie vielmal ich Dich zur Verheimlichung bestochen habe. (Geht ab).

Jacobo.

Wenn dies entdeckt würde, käme ich eine saubere Pönitenz. Man weiß, wie sehr ich den Wein liebe, und züchtigt mich daher stets mit Wasser. Der Superior ließe mich den Quadalquivir austrinken, ehe er mir Absolution ertheilte. Nun, wir haben Alle unsere kleinen Lieblingssünden, und ein Krüglein guten Weins ist im Stande, meine Seele in größere Gefahr zu bringen, als alle Verlockungen, welche sonst die Welt biete. Schätz wohl, ich muß vergessen,

die Thüre zu schließen. Ich will bloß den Riegel vorschieben — dies wird mein Pförtnergewissen zufrieden stellen. (Geht ab.)

Zweite Scene.

Straße vor Don Gaspar's Wohnung.

Antonio.

Ich möchte nur wissen, wo mein Gebieter ist. Ich habe ihn schon früher erwartet. Vielleicht ist er auf seinem Zimmer — aber wer weiß es? Na, da kommt Beppa, und jener Spitzbube Garcias mit ihr. Ich habe oft gedacht, sie seyen zu vertraut miteinander. Will mich doch ein Bischen verstecken und aufpassen.

(Beppa tritt, von Garcias begleitet, ein. — Antonio verbirgt sich im Hintergrunde.)

Beppa.

Aber ist's auch wahr, Garcias?

Garcias.

Meiner Treu, vollkommen wahr! Sancho hat mir's beim Glase Wein mitgetheilt. Don Perez, der ein Zusammentreffen mit Don Gaspar fürchtet, hat Bravos gedungen, um ihn abzufertigen.

Beppa.

Das freut mich. Ein Elender, wie er, verdient kein besseres Geschick, und meine arme Gebieterin erhält dann volle Rache. Aber in der That, sein Diener ist um kein Haar besser.

Garcias.

Wie — Euer eigner lieber Gatte?

Beppa.

Mein Schuft von Gatte! Unseliger Tag, der mich zu seinem Weibe machte! Erst gestern erwischte ich ihn, wie er eine Andere küßte.

Garcias.

Wirklich? Nun, da könnt Ihr Euch rächen.

Beppa.

Wollte Gott, ich könnte es.

Garcias (ihre Hand küssend).

Ihr müßt wieder küssen.

Beppa.

Pah, das wäre eine ärmliche Rache.

Garcias.

Ich will mich den Bravos anschließen und ihn niederstoßen, wenn Ihr mich heirathen wollt.

Beppa.

Nicht doch, mein guter Herr; es wäre wahrhaftig eine saubere Wahl, wenn ich einen Mörder zu meinem zweiten Manne nehmen wollte. Ich bete bloß um Freiheit und überlasse die Zeit dem Himmel.

Garcias.

Dann lebt wohl. (Tritt ab).

Antonio.

Da bin ich hinter einen schönen Vorschlag und hinter ein sauberes Komplott gekommen! Ich will übrigens meine Mitwissenschaft verheimlichen! (Er zeigt sich). Noch einmal guten Tag, meine Beppa! Wer ist jener Freund von Dir?

(Er schmatzt im Nachahmen des Küssens mit den Lippen.)

Beppa (nach einer Pause).

Ei, mein guter Gatte, wie hätte ich's ändern können?

Antonio.

Wie, ändern?

Beppa.

Meine Gebieterin hat mir's befohlen.

Antonio.

O, ich verstehe.

Beppa.

Ja, Du weißt, nur ein kleines Nebenspiel.

Antonio.

Begreife — Du müßtest sonst den Dienst verlassen. Bitte, wer ist der Herr, den Deine Gebieterin liebt?

Beppa.

Das ist ein Geheimniß.

Antonio.

Natürlich gab sie Dir zehn Moidore für mich.

Beppa.

Nicht, daß ich mich entsinnen könnte.

Antonio.

Nicht? Ei, Du — Du —

Beppa.

Guten Morgen. Ich muß zu meiner Gebieterin. Adieu, Antonio. (Geht ab).

Antonio.

Du gefällst mir wieder besser, als sonst — hast ihn um meinetwillen zurückgewiesen und wolltest nicht, daß er mich ermorde. Das will heutzutage schon etwas von einem Weibe heißen. Ich habe mir einen Schlüssel verschafft, der genau in die Thüre meines Gebieters paßt, und da er jetzt zuverlässig nicht zurückkehren wird, so will ich sehen, ob ich nicht hinter seine Geheimnisse komme. Ich muß hurtig seyn. Aber wenn er gar hier wäre. Unmöglich! Er würde mich gerufen haben. Jedenfalls will ich's wagen.

Dritte Scene.

(Das Innere von Don Gaspar's Zimmer. — Antonio tritt ein.)

Antonio.

Pah! wie das heiß machte! Ich zittere wahrhaftig — aber vor Vergnügen oder Furcht, kann ich nicht sagen. Wenn er käme,

was vermöchte ich ihm entgegen zu halten? Ah, die Kunde, die ich von Beppa erhielt. Das wird gehen. (Er sieht sich um). Nun, da sehe ich im Grunde nichts. Aber warum hält er sein Gemach verschlossen? Da ist sein Koffer — will's versuchen — er ist fest verschlossen. Nein, da finde ich keine Auskunft. So viel ist klar, daß er auf einem andern Wege, als durch die Thüre hereinkommt; wir müssen nach einer Fallthüre suchen. (Er blickt umher und dann unter das Bett. Während er auf den Knieen liegt, um die Dielen zu untersuchen, tritt Don Gaspar durch eine geheime Seitenthüre ein. Wie er ihn bemerkt, zieht er seinen Degen und setzt die Spitze dem auffahrenden Antonio auf die Brust.)

Gaspar.

Schurke, wie bist Du hieher gekommen?

Antonio (sehr erschrocken).

Herr, Herr, ich komme — (Er faßt sich allmählig). Ich bin gekommen, um Euer Leben zu retten, wenn Ihr mir nicht allenfalls das meinige nehmt, ehe ich mit Euch sprechen kann.

Gaspar.

Mein Leben zu retten?

Antonio.

Ja, Herr; ich wußte nicht, wo ich Euch finden sollte, und da ich glaubte, Ihr dürftet hier seyn, so brach ich das Schloß mit einem rostigen Schlüssel auf. Ich wollte sagen, ich wußte, daß Ihr einen andern Weg aus Eurem Gemach habt, und habe mich danach umgesehen, damit ich Euch nacheilen und Euch retten könnte.

Gaspar.

Wohlan, Du Wicht, beweise mir zuerst, daß Du mein Leben wirklich retten kannst, und dann sehe ich vielleicht Deine unverschämte Aufdringlichkeit nach.

Antonio.

Herr, ich belauschte ein Gespräch zwischen dem Kammerdiener des Don Felix und einer Weibsperson, aus welchem ich entnahm,

daß Don Perez Banditen gedungen hat, um Euch aufzulauern und zu ermorden, da es dem gnädigen Herrn nicht darum zu thun ist, Euch mit dem Schwerte zu begegnen. Sie passen Euch in dieser Nacht ab.

Gaspar.

Ist Don Perez so memmenhaft verrätherisch?

Antonio.

Ja wohl, Herr. Ihr müßt heute Nacht nicht ausgehen.

Gaspar.

Und dennoch will ich's thun, denn ich fürchte sie nicht. Um dieser Kunde willen sey Dir Dein Spioniren vergeben — ja, noch mehr, ich will Dir im Vertrauen das Geheimniß dieses Zimmers mittheilen. Aber merke wohl auf — Du mußt es bewahren, oder Dein schuftiges Blut wird meinen Degen besudeln. Dieser geheime Eingang ist mir schon sehr nützlich gewesen.

(Er schiebt die Seitenthüre zurück.)

Antonio.

Darf ich mich zu der Frage erdreisten — in wie ferne?

Gaspar.

Er hat mir schon oft das Leben gerettet. Vor etwa einem Jahre und ungefähr drei Monaten, ehe Du in meinen Dienst tratest, gewann ich die Liebe einer Dame, Namens Julia. Sie war allzu zärtlich und drang in mich, sie zu heirathen, ohne daß ich auf ihr Ansinnen einging. Ihre Brüder, welche damals zu Hause waren, zwangen sie, die Ursache ihrer Thränen, welche sie nicht zu meistern vermochte, namhaft zu machen. Sie traten mir beide entgegen, und ich entwaffnete sie mit Leichtigkeit. Ich wünschte nicht, sie zu erschlagen, da ich ihnen Unrecht gethan hatte. Diese beiden Offiziere, welche durch meinen Sieg über sie tiefer verletzt waren, als durch die Beschimpfung ihrer Schwester, dungen Bravos, wie dieser Perez, um mich zu ermorden. Jeden Abend, an dem ich nach Hause ging, fand ich einen in der Nähe meiner Thüre, so daß ich mir zweimal sogar den Eintritt in mein eigenes Haus erkämpfen mußte. Einer

meiner Freunde, welcher den eingefleischten Haß der Männer kannte, die auf meinen Mord sannen, miethete dieses Gemach für mich. Monate lang wurde die Thüre in getäuschter Erwartung bewacht, bis die Brüder zu ihren Regimentern in Murcia einberufen wurden, und dann erst hörten die Banditen auf, mich zu verfolgen.

Antonio.

Aber wie seyd Ihr ihnen in der Stadt entronnen, Sennor?

Gaspar

Bei Tage war ich sicher, bei Nacht aber trug ich das Mönchsgewand, das auf jenem Stuhle liegt. Du wirst mein Geheimniß bewahren.

Antonio.

Ja, Sennor, sobald ich es weiß.

Gaspar.

Habe ich es Dir nicht mitgetheilt?

Antonio.

Ihr habt mir gesagt, daß Ihr zu Zeiten ein Mönch, zu andern ein Kavalier seyd. Welches ist nun Euer wahrer Charakter, der mit dem Rosenkranz oder der mit dem Degen?

Gaspar (bei Seite).

Der Schurke ist schlau! (Laut.) Ich bin nur ein Mönch, wenn es mir gutdünkt.

Antonio.

Aber ist es nicht mit Gefahr verbunden, Sennor, eine so heilige Maske vorzunehmen? Setzen wir den Fall — daß die Inquisition Kunde davon erhielte?

Gaspar.

Ich gebe es zu; aber wir thun Manches, was, wenn es bekannt würde, uns Unannehmlichkeiten zuziehen könnte. Ich diene zwei Geliebten, aber sollte ich sie beide heirathen — —

Antonio (stutzend).

Das wäre wenigstens Galgenarbeit.

Gaspar.

Ganz richtig. Ich setze nur den Fall — denn ich hörte von Donna Isidoras Kammerjungfer, Ihr seyd ihr Gatte, und außerdem weiß ich aus Eurem eigenen Munde, daß Ihr mit Beppa verheirathet seyd.

Antonio.

Ein Irrthum, Sennor, denn Nina ist an einen gewissen Lopez vermählt. Der kann doch natürlich nicht ich seyn!

Gaspar.

Wenn ich, wie Du behauptest, Mönch und Kavalier seyn kann, warum wäre es Dir unmöglich, Lopez und Antonio zu seyn? Ein Name ist ebenso leicht gewechselt, wie ein Kleid. Aber Dein Gesicht überzeugt mich — wahrhaftig, Du hast zwei Weiber!

Antonio.

Es muß wohl so seyn, wie Ihr sagt, Sennor. Vielleicht habe ich's Euch als einem heiligen Mönch gebeichtet.

Gaspar (lacht).

Wann hast Du mich je in einer Kirche getroffen?

Antonio.

Ich könnte dies eben nicht behaupten, Sennor; aber Ihr sprecht auch so gar zuversichtlich.

Gaspar.

Nun, da ich um Deine Geheimnisse weiß, so wirst Du vermuthlich auch die meinigen nicht enthüllen. Da ist ein Sporn für Deinen Verstand. (Er wirft ihm eine Börse hin.)

Antonio.

Möge der Himmel meinen gnädigen Gebieter bewahren!

Gaspar.

Diese Nacht muß ich zu Donna Serafina.

Antonio.

Wie, Ihr wolltet Euch doch hinauswagen?

Gaspar.

Ja, ich hülle mich in das Mönchsgewand. Dann getrauen sie sich nicht, mich anzugreifen, selbst wenn sie Verdacht hätten. Geh jetzt. Ich werde heute Nacht nicht zurückkehren.

(Antonio entfernt sich.)

Gaspar.

Der Schuft — er ist zu schlau, um mir zu glauben —
Doch weiß ich das Geheimniß der zwei Weiber.
(Sinnt nach.) Ich höre, daß heut' Nacht der schnöde Perez
Aufs Neue seiner unbeständigen Schönen,
So blind als unbeständig, sich zu nah'n
Versucht. Sie wies mich ab, wie ich als Mönch
Anselmo, der ihr Musikunterricht
Ertheilte, meine Liebe ihr bieten wollte —
Unheilig zwar. Und dieser Perez stieß
Mit Schmach mich aus dem Haus, Verachtung häufend
Auf mich, als er vor mir die Thüre schloß
Und mir im Fall des Wiederkommens drohte,
Mein sündig Trachten aller Welt zu künden.
Und dennoch kirrte durch der Augen Schmelz
Sie mich, zuerst den Dämon meines Busens
In's Leben rufend, um voll Bosheit dann
Mich zu verlachen. O, wie haß ich sie!
Nun hab ich als Don Gaspar ihn verdrängt,
Doch trieben mich nur Rach' und Stolz, nicht Liebe.
Sie sind befriedigt jetzt, und gerne schüttelt'
Die Kett' ich ab, die sie im Ungestüm
Der Liebe immer fester schmieden möchte.
Da hat in seiner eifersücht'gen Stimmung
Auch dieser Perez eisenfresserisch

Sich gegen mich, den Kavalier, benommen.
Die Zeit wird's lehren. Ha, wie gar gering
Schätz ich ein Leben, wo es gilt der Rache!
(Geht ab.)

Vierte Scene.

Ein Garten in der Nähe von Donna Serafina's Wohnung, welche im Hintergrund steht. — Ein Balkon. — Gaspar tritt in einer Mönchskutte ein, unter welcher er ein Cavaliergewand trägt.

Gaspar.

Ich kam vorbei an ihnen, und sie beugten
Sich vor dem priesterlichen Segen. Ha!
Du arge Welt! wer dächte wohl, daß unter
Dem Kleid, das Lieb' und Demuth nur verkündet,
Der rachdurst'ge Kavalier sich birgt,
Der nach des Gegners heißem Herzblut trachtet?
Hinweg, Du erste Maske!
(Er wirft die Kutte ab.)
Was erscheint?
Ein ärgrer Trug' noch, wenn auch gleißender.
Im heiligen Gewand härm' ich mich ab
Auf meiner Zelle, seufzend nach den Freuden
Der Welt, der ich entsagt, und bitter hassend
Den Glauben, der mich dort gefangen hält.
Doch sprengt', der Puppe gleich, ich mein Gefängniß,
Umherzuschwärmen wie der Schmetterling,
So find' ich hohl die Welt und schnöd und eitel,
Daß froh zurück ich eil' mit dem Entschluß,
Die stillen Mauern nimmer zu verlassen.
Wer kömmt da? — 's ist Don Perez — schnell zurück.
(Er entfernt sich.)

Perez (tritt ein).

Ha, Thor ich, der, gleich dem beraubten Vogel,

Das leere Nest umschwärmt. Ihr Herz ist fort!
Drei Monden schon werb' ich aufs Neu vergeblich,
Denn Tag und Nacht schließt sie mir Thür und Fenster.
O, Weiber, Weiber, eure stille Macht
Vermag das All zu fesseln, und die Männer
Sind Sklaven nur des mächt'gen Talisman.
Wer treulos sich erweist und falsch, den treffen
Hohn und Verachtung als gerechte Strafe.
Und dennoch knieen wir und werben treulos
Um das, was werthlos der Verstand uns nennt.
Dies sey das letztemal! Bei jenem Mond,
Der oftmals Zeuge war von meinen Schwüren,
Ein treues Sinnbild unbeständ'ger Schönheit,
Heut wirb ich sie zurück mir oder nimmer!

(Er geht nach dem Hintergrunde und singt zur Guitarre.)

Eh Du das Auge schließst im Schlummer,
Das Auge — meines Lebens Licht —
Denk, daß ich wach' in herbem Kummer,
Und daß um Dich das Herz mir bricht.

Kehrt doch die Sonn' zurück dem Lande
Und schenkt ihr Licht dem schlechtsten Laub,
Das welkt und stirbt, dem Liebesbrande
So hoffnungslos wie ich zum Raub.

Ein Blick — ein Wort — o hör mein Flehen!
Grausame, rührt kein Bitten Dich?
Ein Wort — magst Du mich auch verschmähen —
Das Wort — und ob's mich tödte — sprich!

(Er sieht eine Weile nach dem Fenster hinauf und kömmt dann nach vorne.)

Sie hört nicht, gönnt mir ihren Anblick nicht.

(Gaspar tritt als Cavalier ein.)

Gaspar.

Recht so, Don Perez, also halt ich Wort
Und treff Euch, wo am mind'sten Ihr es wünschet.
War's wohlgethan, die Meuchler auszusenden,
Da Ihr gefordert mich zum Schwerterkampf?

Perez (bei Seite).

So hat der Schurken Dolch ihn nicht getroffen!
(Laut.) Wohlan, Don Gaspar, wisse, daß ich Dich
Nicht würdig achten mochte meines Stahles.
Doch da wir hier sind — gut — vertheid'ge Dich.
(Er zieht.)

Gaspar.

Vertheid'ge Du Dich selbst mit bester Kraft,
Sonst geb' ich Dir nur wenig für Dein Leben.
(Sie fechten. Don Perez fällt.)

Perez.

Ich bin des Tod's — Don Gaspar, oder wer
Du seyn magst, wenn Du Christenliebe birgst
In Deinem Innern, such mir einen Priester.
(Gaspar entfernt sich.)
Er ist fort.
(Gaspar kehrt in Mönchsgestalt, die Kapuze über das Gesicht gezogen, zurück.)

Gaspar.

Blicke auf, Don Perez, kennest
Du die Gestalt? Du wünschest einen Priester,
Damit er Deine Beichte höre, eh'
Du aus dem Leben trittst — Don Perez, sprich,
Erkennst Du mein Gesicht und diese Züge?

Perez.

Du bist der Mönch Anselmo. O vergib,
Daß ich Dich kränkte. Wenn Dein Herz die Hoffnung
Des ewigen Lebens birgt, so grolle nicht

Dem Mann des Todes. (Mit matter Stimme.)
Guter Vater, höre
Die Beicht' des Sterbenden, denn rasch enteilt
Die Kraft mir, und dies Bächlein Blutes wird
In seinem Laufe keines Andern Fuß
Erreichen, eh' ich aus der Welt geschieden.

Gaspar.

Du sahst Anselmo — hebe jetzt die Augen
(Er wirft die Kutte ab.)
Und sieh Don Gaspar, welcher eben erst
Die Schmach gerächt, die an dem Mönch Du übtest.

Perez.

Wer Du auch seyst, geheimnißvolles Wesen,
Begnüge endlich Dich mit Deiner Rache
Und hör' mich beichten, wenn Du Priester bist.

Gaspar.

Ich bin ein Mönch, wenn schon ein heil'ger nicht.
(Er legt die Kutte wieder an und kreuzt die Arme.)

Perez.

Macht Dein Gelübde Dich zum Mönch, so bist
Du heilig — wirst es, weil an Deinen Händen
Mein Blut klebt, das auf Deiner Seele haftet,
Nicht weniger. Du bist ein Werkzeug bloß.
Ertheile mir die Absolution,
Damit die schuldbeladne Seel' im Frieden
Verlassen möge ihren Erdenleib.

Gaspar.

Spricht er die Wahrheit nicht? Sag an, mein Herz,
Ich glaub' — ich fühl's — — — ich kann ihm jetzt vergeben!
(Er nimmt sein Crucifix heraus, kehrt zu Don Perez zurück und hält ihm dasselbe vor. Don Perez küßt es und sinkt todt zurück.)

Felix (außen).

He — wer ist hier?

(Er tritt mit Dienern ein, welche Fackeln tragen.)

Gaspar (kniet noch immer bei der Leiche).

Wer ruft?

Felix.

Wir spähen nach
Don Perez, den vor ein'gen Stunden erst
Sein Weg hieher geführt. Er kehrte nicht
Zurück in der von ihm genannten Zeit,
Weshalb ich fürchte, daß ihn wohl ein Unglück
Befallen.

Gaspar.

So betrachte hier die Leiche
Von einem Edeln, dessen Angesicht
Mir nicht bekannt. Als ich vorüberging,
Vernahm ich wilden Streit und Degenklirren,
Und wie ich kam, lag dieser Unglücksel'ge
In letzten Zügen. Absolution
Ertheilt ich ihm noch kurz vor seinem Tode.

Felix.

Es ist Don Perez. Heil'ger Vater, saht
Ihr nicht den Zweiten?

Gaspar.

Eine Mannsgestalt
Sah eiligst ich vorübergleiten, die
Im Schatten jener Bäume dort verschwand.

Felix.

Schafft diesen Leichnam fort nach meinem Haus!
Das muß Dein blutig Werk seyn, o Don Gaspar.
Du hörst mich nicht, o Freund; doch schwör ich es
Bei meinem Schwerte, Deinen Tod zu rächen!

(Er entfernt sich. Die Diener tragen die Leiche fort.)

Gaspar.

So weit wär' ich dem Argwohn nun entronnen —
Doch jetzt zurück in's Kloster.

(Das Fenster öffnet sich und Donna Serafina schaut heraus.)

Serafina.

Wer da!

Gaspar (bei Seite).

Ha!
Ich hätte sie beinah vergessen.

Serafina.

Wer da!

Gaspar.

Ein Pater aus dem nah'geleg'nen Kloster,
Den das Geklirr von Schwertern hergeführt,
Obgleich er nur zur rechten Zeit noch kam,
Die Beichte eines Sterbenden zu hören.

Serafina.

Sind Euch der Kämpfer Namen nicht bekannt,
Mein guter Vater?

Gaspar.

Der des Mörders nicht,
Der sich geflüchtet. Eine Leiche trug
Man eben fort — der Mann hieß sonst Don Gaspar.

Serafina.

Don Gaspar? Vater, sicherlich seyd Ihr
Im Irrthum und der Flücht'ge ist Don Gaspar.

Gaspar.

Der Sterbende pflegt Wahrheit stets zu sprechen;
Er nannte selbst Don Gaspar sich und bat,
Ich möchte seine Schärpe von ihm nehmen,

Um Donna Serafina sie zu bringen
Mit seinem letzten Gruße.

Serafina.

So ist's wahr,
Und auch mit mir ist's aus für immerdar.
O Vater, nehmt das herbe Wort zurück
Und sagt, daß nicht Don Gaspar es gewesen,
So will ich mit den Schätzen Indiens
Bereichern Euer Kloster. Die Altäre
Schmück' ich mit Gold und köstlichem Geschmeid
Und schaffe Euch Reliquieen, so heilig,
Daß sie die ganze Christenheit herbeizieh'n.

Gaspar.

Was hilft des Namens Aendrung. Wenn ich's thäte,
Käm' er in's Leben dennoch nicht zurück.
Gut' Nacht, mein Fräulein.

Serafina.

Guter Vater, haltet —
Ihr habt für Serafina eine Schärpe.
Ich bin die Donna selbst — wo ist sie? — Gebt!

Gaspar.

Seyd Ihr die unglücksel'ge Serafina?
Dann habt Ihr leider Grund zu bittrer Klage.
Er hat Euch viel geliebt!

Serafina.

Gebt mir die Schärpe.

Gaspar.

Ich kann nicht, Dame, denn sie eignet sich
Zum Ueberreichen nicht — so voll des Blutes.

Serafina.

Gebt her — ich will das Blut mit meinen Küssen
Verwischen oder aus mit Thränen waschen!

*

Gaspar.

Das Fenster ist zu hoch, und länger darf ich
Nicht weilen. Seinen letzten Auftrag sammt
Der Schärpe will ich überbringen, eh'
Die Morgensonne das Gebüsch vergoldet.

Serafina.

So sey es denn — o Gaspar! o Don Gaspar!

(Sie tritt vom Fenster zurück und schließt es.)

Gaspar.

Das Leiden einer Stunde, wie bei ihr,
Ist Jahren andrer Sorgen zu vergleichen;
Und wenn ihr endlich ungeschminkt die Wahrheit
Zu Ohren kömmt, wird sie noch mehr verwirrt seyn.
O Schicksal — mußt' ich mich so jung mit Blut
Beflecken? Während ich so heiß nach Tugend
Mich sehne, stürz' ich tiefer stets und tiefer
Dem Laster in die Schlingen! Serafina,
Die Alles mir geopfert — Ruf und Ehre —
Auf dem Altar der Leidenschaft, ist mir
Zum Ekel jetzt, indeß die süße, keusche,
Unschuld'ge Isidora nur mein Herz
Mit heißer Inbrunst füllt! Und dennoch ist
Die Leidenschaft — trotz ihrer reinen Gluth —
Schlecht und verdammlich, schnöd und grausam.
Ich führ' den Dolchstoß nach der theuren Brust,
Die ihre Wunde herzt, den Schmerz nicht fühlt,
Bis ich den kalten Stahl zurückgezogen,
Damit das Glück und Leben ihr entschwinde!
O eigennützig Herz, falsch, unbeständig —
Vergieb mir Himmel! — Doch wie kann er es,
Da ich mir selber nimmer kann vergeben?

Vierter Act.

Erste Scene.

Straße vor Anselmo's Wohnung.

Antonio.

Endlich habe ich sein Geheimniß und zwar ein recht wichtiges Geheimniß. Ein Mönch und doch ein Kavalier! Eine Kutte und ein Gallaanzug! Gelübde für den Himmel und Gelübde für die Damen! Der Welt abschwörend und doch voll Rachedurst in ihr umherrasend! Seine Paternosterperlen zählend und doch mir Lügen vormachend! Aber ich lasse mich nicht so leicht täuschen. Ist's mir doch oft vorkommen, als fände zwischen seiner und meines Beichtvaters Stimme Aehnlichkeit Statt; aber als ich die Kutte sah und er mir meine beiden Weiber vorwarf, ging mir mit einemmale ein Licht auf. Der hat mich schön zum Narren gehabt! Kein Wunder, daß er meine Schelmereien kannte, denn ich hatte sie ihm gebeichtet. Was ist eine Doppelehe gegen dies? Mein Geheimniß ist die Lumperei eines armen Lakaien, das seinige aber ist Geldes werth und wird wohl das erste seyn auf dem Markt. An wen soll ich es verkaufen? Will sehen — an Don Felix — —? (Beppa tritt ein.)

Beppa.

Was hast Du mit Don Felix, Mann? Wünschest Du vielleicht ihm zu dienen?

Antonio.

Ja, wenn er mich gut bezahlt.

Beppa.

Vermuthlich hat Dich Don Gaspar nicht bezahlt? Nun dann mußt Du Dir eben selbst zu Deinem Lohne helfen.

Antonio.

Das geschieht immer, wo ich kann; aber er thut mir dafür.

Beppa.

Vielleicht war's so, aber in Zukunft wird's nicht mehr der Fall seyn.

Antonio.

Warum nicht?

Beppa.

Weil er todt ist.

Antonio.

Todt? Weißt Du dies auch gewiß?

Beppa.

Ganz gewiß, denn ich habe selbst den Kampf mitangesehen. Einen so wilden Austausch des Hasses hätte ich mir nie vorgestellt, und ich ließ mir nicht entfernt träumen, daß ihr Männer so eingefleischte Teufel seyn könntet.

Antonio.

So sag' mir, wie sich die Sache zugetragen hat.

Beppa.

Es war in dem Garten bei unserem Hause — tief in dem Schatten der Kastanienbäume. Der volle Mond konnte nicht durch das dicht verwobene Blätterwerk dringen, denn alle seine Strahlen wurden von den silberglänzenden obersten Zweigen aufgefangen. Eine liebliche Nacht, um sie mit Mord zu beflecken! Gott im Himmel! ich sehe sie noch.

Antonio.

Fahre fort, gute Beppa; ich bin begierig, das Ganze zu wissen.

Beppa.

Ihre Gestalten ließen sich nicht deutlich unterscheiden, aber doch konnte ich ihre Schwerter wie feurige Schlangen blitzen sehen. Es war schrecklich. Endlich fiel der Eine, und es stellte sich heraus, daß es Don Gaspar war.

Antonio.

Wirklich? Weißt Du auch gewiß, daß hier kein Irrthum obwaltet?

Beppa.

Ich sah die Leiche wegtragen. Meine Gebieterin weint und zerrauft sich die Haare, ohne sich träumen zu lassen, daß er ihr treulos war. Ich muß nach der Kirche gehen, werde aber augenblicklich wieder zurückkehren. (Geht ab.)

Antonio.

Auch ich möchte jetzt weinen und mir die Haare zerraufen, wie Donna Serafina, denn mein Geheimniß ist nichts mehr werth. 's ist übrigens seltsam, daß er von Don Perez besiegt wurde, dessen Schwert er so sehr verachtete. Ich kann's noch immer nicht glauben — und doch, sie sah die Leiche und ihre Gebieterin weint. Was könnte sie dadurch gewinnen, wenn es nur ein Betrug wäre? Nichts. Ja, 's ist augenfällig, daß Don Gaspar todt seyn muß. Vermuthlich glitt sein Fuß aus, denn eine Geschicklichkeit die oft viele Jahre gerühmt wurde, wird bisweilen durch einen Zufall überwunden. Was ist jetzt anzufangen? Natürlich bin ich der Vollstrecker seiner Hinterlassenschaft. Ah, da kommt Don Felix.

(Don Felix tritt ein.)

Felix.

Bist Du der Lakai des Don Gaspar?

Antonio

(zieht sein Taschentuch heraus und bringt es an seine Augen).

Ich war es vielmehr, höchst edler Sennor.

Felix.

Du hast ihn also verlassen?

Antonio.

Er hat mich verlassen. Gestern Nacht fiel er in einem Zweikampfe mit Don Perez.

Felix.

Das ist nicht wahr. Er hat vielmehr meinen Freund erschlagen, dessen Leiche jetzt in meinem Hause liegt.

Antonio.

Wirklich, Sennor? Darf ich dies glauben?

Felix.

Ich sage Dir nur die Wahrheit. Wo kann ein Auftrag Deinen Gebieter finden?

Antonio.

Da, wo er jetzt ist, Sennor.

Felix.

Und wo wäre dies? Spiele nicht mit mir, Schurke, oder Du sollst mir's bitter bereuen.

Antonio.

Fällt mir nicht ein. Don Gaspars Bewegungen sind mir völlig unbekannt. Gebt mir Eueren Auftrag; ich will ihn besorgen, sobald er sich wieder blicken läßt.

Felix.

So sage ihm, er sey ein Schurke, der sich durchaus keiner Herkunft rühmen könne — ein schnöder Betrüger, den ich zu züchtigen gedenke. Wenn auch nur eine Spur von Mannheit in ihm sey, so werde er mir Ort und Zeit bestimmen, wo ich mit ihm zusammentreffen könne.

Antonio.

Ihr sucht also sein Leben?

Felix.

Das kannst Du aus Deinem Auftrage entnehmen.

Antonio

Verzeiht mir, Sennor, aber wollt Ihr Euere edle Person gegen einen Mann wagen, der nur zu geübt im Klingenspiel ist? Entschuldigt mich, Sennor, Ihr übereilt Euch — es gibt noch andere

Mittel, die weit zweckdienlicher sind. Ich kenne sein Geheimniß — — es wird Euch zu Eurer Rache helfen und Euch einen weit größeren Triumph sichern, als Eurem Schwerte möglich ist.

Felix

So nenne mir dieses Geheimniß.

Antonio.

Aber warum soll ich einen freigebigen Gebieter zum Opfer bringen, um den Ihr mich eben noch weinen saht — und zwar im Interesse eines Mannes, gegen den ich keine Verbindlichkeit habe?

Felix.

Ich verstehe Dich, Schurke! Du willst es mir verkaufen? (Er nimmt eine Börse heraus.)

Antonio.

Gemach, Don Felix — es handelt sich dabei um keinen gewöhnlichen Preis; und außerdem kann ich es Euch hier nicht mittheilen. Ich habe es sehr theuer bezahlt, und bloß die Noth zwingt mich, es zu verkaufen.

Felix.

Und Du bist Willens, dies zu thun. Komm nach einer halben Stunde in mein Haus. Du sollst für das, was Du mir vertraust, eine schwere Börse erhalten, vorausgesetzt, daß es, wie Du sagst, zu seinem Untergang führt. (Geht ab.)

Antonio.

So, das nenne ich gute Arbeit — und doch drückt mich mein Gewissen. Warum drückt es mich? Weil es zu schwer beladen ist. Mit was? Mit diesem Geheimniß. Ja, es muß mir fort — und wie ich letzthin einem gewissen Don Gaspar gebeichtet habe, so will ich jetzt einem gewissen Don Felix beichten. Der Erstere verweigerte mir die Absolution — der Letztere bietet mir eine Börse. Ich hatte Recht, als ich meinem alten Beichtvater aufsagte — der neue ist

mehr nach meinem Geschmack. Ah, da kommen meine zehn Plagen Aegyptens in einer Person.

(Beppa tritt ein.)

Beppa.

Nun, Antonio, hoffentlich hast Du keine Zeit verloren. Wie weit bist Du mit Deinem Sammeln gekommen? Du pflegst ja oft zu sagen, Dienst sey keine Erbschaft.

Antonio.

Dienst ist freilich keine Erbschaft, obschon Du haben wolltest, ich solle mich zum Erben meines Herrn einsetzen. Aber es geht nicht, Beppa — ich wage es nicht. Es sagt mir Etwas in meinem Innern, daß es Unrecht sey, einen so guten Gebieter zu berauben. Ich bin ehrlicher, als Du glaubst.

Beppa.

Dann hat Dich der Teufel in einen Heiligen umgewandelt. Glaube übrigens nicht, daß Du mich täuschen kannst, denn nur Deine Feigheit ist im Stande, Dich von einer Schurkerei abzuhalten. Sage, seit wann bist Du so gewissenhaft?

Antonio.

Seit ich die Entdeckung gemacht habe, daß mein Gebieter nicht todt ist.

Beppa.

Nicht todt?

Antonio.

Don Perez ist der Gebliebene.

Beppa.

Ein heiliger Mönch, der des Sterbenden Beicht hörte, theilte mir mit, der Name des Gefallenen sey Don Gaspar.

Antonio.

Ein heiliger Mönch, sagst Du? (bei Seite) Oh, ich durchschaue Alles.

Beppa.

Auch theilte er mir mit, er habe, dem Wunsche des Todten gemäß, an Donna Serafina eine Schärpe abzugeben.

Antonio.

Hat er sie ausgeliefert?

Beppa.

Nein. Donna Serafina ist ganz außer sich vor Schmerz und sieht mit Sehnsucht seiner Ankunft entgegen.

Antonio (bei Seite).

Sie wird wohl bis zu dem jüngsten Tag warten können. Doch ich begreife, wie die Sachen stehen. (laut) Beppa, Don Gaspar wird wohl bald hier seyn; geh' und tröste Deine Gebieterin.

Beppa.

Dann muß Don Gaspar wohl einen Plan entworfen haben, sich in dieser Weise seine Geliebte vom Halse zu schaffen. Ich begreife die Sache nicht, glaube aber, bei Dir ist's der Fall. Wenn Herr und Diener einander so ähnlich sind, so können sie sich gegenseitig nicht täuschen. Ich will zu Donna Serafina gehen und ihr diesen schnöden Kunstgriff mittheilen. Wenn sie erfährt, daß er um eine Andere wirbt, so wird sie aufhören, sich um den tückischen Bösewicht zu grämen und ihre heiße Liebe in tödtlichen Haß umwandeln. (Geht ab.)

Antonio.

Ich hätte sagen mögen, wie sich die meinige zu Dir in Haß verwandelte — nur kann ich mich nicht erinnern, daß ich Dich je liebte. Ich glaube, ich habe sie geheirathet; um nicht zu verhungern — kann's aber nicht genau sagen, weil's schon so lange her ist. Wie einfältig ist der Mann, der ein Weib nimmt — aber ein doppelter Narr derjenige, der, wie ich, gar zwei — — ach schon der Gedanke daran! (Geht ab.)

Zweite Scene.

Gemach der Donna Serafina.

Serafina (allein).

Man nennt mich schön — doch was mir die Natur
Geschenkt, was nützt es mich? O könnten die,
Die mich beneiden, in das Herz mir sehen —
In's blutende, zerfleischte Herz, das bricht,
Wie würde schnell ihr Neid verkehrt in Mitleid!
Nichts auf der ganzen, weiten Welt verlangt' ich
Als ihn, und meine Schönheit schätzt' ich nur
Um seiner Liebe willen — meines Reichthums
Erfreut' ich mich, um ihn mit ihm zu theilen!
Er war mein Alles; jeder andre Vortheil
Gewann bloß Werth, wenn ihm er dienstbar war,
Dem blanken Golde gleich, das in der Mitte
Den köstlichen Demant umfaßt. O Gaspar!
Wüßt' ich, daß meiner Seele junger Flug
Vermöchte, Deinen Geist zu überholen,
So sollte dieser Stahl sie bald befreien,
Damit im Aether sich an Dich sich schmiege
Und Hand in Hand mit Dir gen Himmel stiege!
Wo bleibt der Mönch? Hat wohl ein Mummenschanz,
Ihm heiliger als meines Gaspar Nachlaß,
Aus seinem Hirn verdrängt, was er versprochen?
Und warum weilt mein Mädchen, die ich doch
Auf Kundschaft ausgeschickt, daß sie mir melde,
Die ganze Schmerzenspost von Gaspars Tod?
Ach — diese Menschen kennen nicht die Liebe.

(Beppa tritt ein.)

Beppa.

Ich bringe Kunde, Fräulein — freilich seltsam,
So daß ich kaum sie Euch eröffnen kann.

Klagt um Den Gaspar länger nicht und trocknet
Die Thränen — denn er lebt.

Serafina.

Er lebt? O sprich
Sie nochmal, diese Himmelsbotschaft. Sagtest
Du nicht, er lebe? Ist's so, theure Beppa?
Lohn' Dich der Himmel für dies Segenswort!
Er lebt! O halte mich —

(Sie sinkt ohnmächtig in Beppa's Arme.)

Beppa.

Ich hätte wohl
Zuerst berichten sollen, daß er untreu.
Jetzt wird die Noth noch größer werden. Fräulein!

(Serafina erholt sich allmählig.)

Serafina (mit matter Stimme).

So ist's wohl dem Verurtheilten zu Muth,
Der mit verbund'nen Augen von der Welt
Bereits den Abschied nahm und starren Blutes
Mit mattem Puls des Augenblickes harrt,
Des schrecklichen, in dem das scharfe Beil
Die bange Seele ihm erlösen soll.
Sein Ohr lauscht auf den fernen Ruf der Männer,
Der lauter, lauter immer näher wogt,
Bis ihm an die verwirrten Sinne schlägt
Die frohe Botschaft: „Gnade!" Himmel, höre
Mein Dankgebet — er lebt!

Beppa.

O theure Donna,
Am Rand des Bechers küßten Eure Lippen,
Dem schwachen Kinde gleich, des Trankes Süße,
Doch habt Ihr auch das Ekle noch zu kosten
Des Mittels, das Euch Heilung bringen soll.

Serafina.

Was meinst Du — Heilung?

Beppa.

Ja. Ich muß Euch sagen,
So wahr Don Gaspar lebt, ist er auch untreu.

Serafina.

Wie — untreu, Beppa? Untreu?

Beppa.

Ja. Verrätherisch
Und falsch. Er hat sein Herz von Euch gewandt
Und einer Anderen geschenkt.

Serafina.

Hab' ich
Auch recht gehört? Unmöglich! Erst drei Tage
Sind's, daß er mir zu Füßen Eide schwur,
Die, hält er sie, im Himmel sind vernommen
Und, ist er falsch, die Hölle jauchzen machen.

Beppa.

Und doch ist's so — ich bin gut unterrichtet.

Serafina.

Ist's wahr — o dann ist Alles Lüge.
Nein, nein — nicht möglich. Alles hab' ich ja,
Was ich verschenken konnte — mich, das Meine —
Ihm hingegeben, Alles fortgewiesen,
Zu leben nur in seinem Arm, zu athmen
Die Lebensluft mit ihm und mit Entzücken
An seiner Lippen Hauch zu weilen. Nein!
Er ist nicht falsch. Du mußt ihn nicht verläumden.

Beppa.

Mich wunderts nicht, daß Euer liebend Herz
Nicht fassen kann so schändlichen Verrath.

Und doch ist's wahr — so wahr, als es abscheulich.
Der Donna Isidora Schönheit hat
Sein Herz gefesselt, und die falsche Kunde
Von seinem Tod war eine List, bloß um
Euch abzuschütteln. Wie schon gestern Abend
Ich Euch versichert, war der Todte Perez.
Don Felix schnaubet Rach' und sucht den Mörder.

Serafina (nach einer Pause).

Und wer ist diese Donna Isidora?

Beppa.

Ein lieblich Fräulein in der ersten Blüthe,
Entsprossen Guzman's ad'lichem Geschlecht,
Wohl werth an Schönheit Euch zur Seit' zu treten,
Und drum als Nebenbuhlerin gefährlich.

Serafina.

O wär' sie hier. Mein Herz ist so voll Zornes,
Zerwühlt von Bosheit und von grimmem Haß
Und jeder gift'gen Leidenschaft, die in
Der Teufel Busen gährt. Könnt' ich ihr Antlitz
Nur schau'n, so sollt' wie vor dem Gift der Natter
Ihr Reiz von meines Odem Glut verwelken.
O wär' sie hier!

Beppa.

Sie trifft der Vorwurf nicht,
Denn sie ist gut und schön. Ihr hoher Werth
Und ihr wohlthätig Herz erfreuen sich
Des allgemeinen Lobes.

Serafina.

Wär' es anders,
So hätt' sie mir den Falschen nicht entrückt.
Für mich wird jede Tugend, die sie hat,

Zum Laster — jeder Reiz zur Häßlichkeit.
Sie sind die Feinde, gegen meine Macht
Verschworen, und ich muß sie bitter hassen,
Weil sie den Sieg gewonnen über mich.

Beppa.

Ich würde meinen Haß auf Gaspar wälzen.

Serafina.

Das ist so leicht nicht, denn die starke Fluth
Der Liebe kämpft, gehemmt zwar, aber doch
Gewaltig noch des Hasses Strom entgegen.
In ihrem Wechselstreite hebt sich mir
Die bange Brust, den Elementen gleich
In ihrem wilden Aufruhr.

Beppa.

Nein, so soll's
Nicht bleiben; denn so manches hab' ich noch
Euch zu erzählen von dem schlimmen Mann.
Habt Alles Ihr erfahren, wird den Lauf
In raschem Strom des Zornes Woge nehmen,
Gepeischt vom Sturme, der in Eurem Herzen,
Dem schwergekränkten, wüthet, und den Kampf
Besiegen, der sich regt zu seinen Gunsten,
Ihn dem Verderben opfernd ohne Scheu.

Serafina.

O Himmel, leite mich! Komm mit mir, Beppa,
Damit ich mich entkleide. Meine Brust
Will bersten. Wenn die Pulse freier schlagen,
Kannst Du vertrauen mir, was Dir bewußt.
Komm, gute Beppa!

Dritte Scene.

Straße in Sevilla.

Antonio (tritt ein).

Das ist eine seltsame Welt! Kann ich mir doch keinen größeren Einfaltspinsel denken, als diesen Don Felix! Zuerst kauft er mir mein Geheimniß zu einem schweren Preise ab, und nach zwei Minuten Ueberlegung erklärt er, er wolle keinen Gebrauch davon machen, sondern ich solle den Auftrag, den er mir gegeben, ausrichten. Nun meinetwegen. 's ist schön, wenn die vornehmen Herrn sich gegenseitig in die andere Welt schicken — 's gibt dann nur um so mehr Raum für die Zurückbleibenden, und arme Schelme, wie ich bin, können sich bequemer rühren. Wahrhaftig, die Welt ist viel zu voll, als daß man's behaglich darin haben konnte. Ach! und da kommt Einer, dem es schönstens in Aussicht steht, sie zu verlassen.

(Don Gaspar tritt ein.)

Gaspar.

Antonio, ich muß mich für eine Weile verborgen halten. Don Perez ist nicht mehr, und in diesem Mönchsgewande, das ich anlegte, um den Banditen zu entgehen, habe ich Donna Serafina vom meinem Tode überzeugt. So wäre ich jetzt ihrer unwillkommenen Liebe los. Aber vergiß nicht, mein Geheimniß zu bewahren, wenn Du allenfalls mit einer von Deinen Weibern zusammentreffen solltest. Du wirst hier bleiben, bis ich zurückkehre.

Antonio.

Wie Ihr befehlt, Sennor. Aber ich habe fast vergessen, daß ich einen Auftrag an Euch habe, der Eure Reise verzögern könnte.

Gaspar.

Von wem?

Antonio.

Von Don Felix, Sennor — dem Freunde des Mannes, den Ihr gestern erschlugt.

Gaspar.

Nun, was will er?

Antonio.

Weiter nichts, Sennor, als ein Leben — entweder das Eurige oder das seinige. Die Worte lauten so roh, daß ich es nicht wage, sie laut werden zu lassen; sie könnten Euch zu sehr aufbringen.

Gaspar.

Heraus damit — ich will das, was man Dir aufgetragen hat, Wort für Wort hören.

Antonio.

Er sagte mir zuerst, Sennor, Ihr seyet — ein Schurke.

Gaspar (Antonio an der Kehle fassend).

Wie, Elender?

Antonio.

Hab's ja nicht ich gesagt, sondern Don Felix.

Gaspar.

Du hast Recht. Ich war zu voreilig. Nun, so fahre fort.

Antonio.

Ein Schurke — ein gemeiner Mensch, ohne Ansprüche auf eine gute Herkunft.

Gaspar.

Wie? Bube!

Antonio.

Ich habe bereits zu viel gesagt, Sennor — Ihr werdet mir das Uebrige erlassen.

Gaspar (sehr aufgebracht).

Nein, nein, nein — sprich weiter. Laß nur ein Wort aus, und ich ermorde Dich.

Antonio (bei Seite).

Ein schlimmer Fall — die Sache wird nicht so unterhaltlich, als ich mir dachte. (Laut.) Er sagte noch etwas Anderes, was übrigens von keinem Belang ist.

Gaspar (legt die Hand an seinen Degengriff).

Deinen Auftrag — buchstäblich.

Antonio.

Er sprach von einem schnöden Betrüger.

Gaspar.

Wie? (Er schlägt ihn.)

Antonio.

O, Erbarmen, Sennor! Ihr nehmt mich für Don Felix.

Gaspar.

Ich habe Unrecht. (Wirft Antonio seine Börse zu.) Du sagtest — ein Schurke — ohne Ansprüche auf gute Herkunft — ein schnöder Betrüger — ha! hat er Dir noch mehr aufgetragen?

Antonio.

Ja, Sennor, und ich denke, ich kann dies ausrichten, ohne mich weiter in Gefahr zu setzen. Er fügte bei: „Wenn auch nur eine Spur von Mannheit in ihm ist, so wird er mir Zeit und Ort bestimmen, wann und wo ich ihn treffen kann.“

Gaspar.

Nichts könnte mir gelegener kommen. Sage ihm, er solle mich diesen Abend an derselben Stelle, wo Perez fiel, erwarten. Zögere nicht, ihm meine Antwort zu überbringen.

Antonio.

Soll ich sogleich gehen?

Gaspar.

Ja; fliege nach seinem Hause. Sage ihm von mir — nein, nein — Du brauchst ihm nicht weiter zu sagen, als was ich Dir

bereits aufgetragen habe. Ich will Deine Rückkehr erwarten. Beeile Dich — beeile Dich.

(Antonio geht ab.)

Ein Schurke ohne Herkunft — ein Betrüger!
Wohl spricht er wahr; doch muß ich ihn erdrücken,
Weil auf die Wahrheit Zufall ihn geführt.
Ja — ohne Herkunft! — Doch warum — warum
Dies ewig heiße Sehnen meines Herzens,
Als hätte man es schnöd betrogen um
Ein angestammtes Recht? Bin ich der Hefe
Entsproßt, warum muß ich gemeinen Troß
Verachten? Schwingt sich nicht der Aar, sobald
Die Freiheit er gewann, zur Sonne auf?
Das ist Natur, indeß gemeinre Vögel
Im Busche nur von Zweig zu Zweige hüpfen,
O hätt' ich nie das Licht der Welt geschaut!
Verlassen will ich morgen die Geliebte
Für immer — fliehen von den heil'gen Mauern,
Die mir verhaßt, um in entleg'nem Land
Den Tod zu finden, Niemanden bekannt.
Zu sehen wünscht mich Isidora — seltsam!
Sie wünscht, daß ich am hellen Tag erscheine
Und harret mein nach einer Stunde Frist.
So stammle, Jung', Dein letztes Lebewohl,
Und dann dem Feind entgegen —

(Antonio tritt ein.)

Schon zurück? Hast Du ihn gesehen?

Antonio.

Ja, Sennor. Ich traf ihn an der Hausthüre und Euer Auftrag wurde gebührend ausgerichtet. Er antwortete, er werde nicht fehlen und hoffe, daß auch sein Schwert keinen Fehlhieb thun werde.

Gaspar.

Fehlt sein Schwert, so darf ich lange nicht zurückkehren, und fehlt es nicht, so gibt es keine Wiederkehr. Wie dem übrigens seyn mag, mein Lieben und mein Hassen ist gleich abgewogen, und für alle Fälle werde ich das schöne Spanien für immer verlassen.

(Geht ab.)

Antonio (zieht eine Börse hervor).

Dieser Beutel ist schwer, aber nicht so schwer, wie der, den ich von Don Felix erhielt. Ich getraute mich kaum, den Auftrag zu besorgen; aber es gibt selten einen Gewinn ohne Gefahr. Meinem Herrn muß ich übrigens zum Ruhme nachsagen, daß er die Salbe für jede Wunde kennt. Will doch sehen — einen Beutel für meinen Witz oder vielmehr dafür, daß ich das Geheimniß meines Meisters bewahre — einen andern von Don Felix, weil ich es verrathen — und einen dritten für einen Schlag. Ach! Da kommt Beppa!

(Er steckt die Börse hastig ein.)

Beppa.

Was habe ich Dich eben in die Tasche stecken sehen?

Antonio.

Nur einen leeren Beutel.

Beppa

Er schien mir gut gefüllt zu seyn.

Antonio.

Der Schein trügt; was macht Deine Gebieterin?

Beppa.

Ach, sie hat den ganzen Abend geharrt — jetzt aber strömen Thränen über ihre Wangen und schwere Seufzer ersticken ihre Worte. Dann geräth sie wieder in Wuth und schießt mit wahnsinnigen Geberden in ihrem Zimmer hin und her. O! welch' ein Elender ist dieser Don Gaspar.

Antonio.

Er hat diesen Abend einen Zweikampf vor.

Beppa.

Mit wem?

Antonio.

Mit Don Felix — der wird ihm besser gewachsen seyn, als Perez.

Beppa.

Ich habe seine Gewandtheit im Fechten rühmen hören. Möge der Himmel seinem Degen Sieg verleihen! Wo treffen sie zusammen?

Antonio.

Das ist ein Geheimniß.

Beppa.

Mir kannst Du's wohl mittheilen, Antonio. Wenn Don Felix nicht siegt, so ist's wohl möglich, daß Don Gaspar noch der Rache eines Weibes unterliegt. Antonio, sage mir, wohin sie sich bestellt haben.

Antonio.

Es ist ein Geheimniß.

Beppa.

Aber ich muß es wissen. Dein Geheimniß wäre mir um nichts zu theuer. Antonio, Du mußt's mir sagen.

Antonio.

Kann nicht seyn — ich habe mein Versprechen gegeben. (Er legt seine Hand auf's Herz.)

Beppa (geringschätzig).

Dein Versprechen? Oh, ich kenne Deine Versprechungen nur zu gut. Wie ist Dir Dein Geheimniß abzuhandeln?

Antonio.

Ich will dafür nur meine Börse mit zehn Moidoren wieder.

Beppa.

Die sollst Du haben. Aber wirst Du mir auch die Wahrheit berichten?

Antonio.

Auf Ehre, sobald ich das Geld habe.

Beppa (nimmt den Beutel heraus und wirft ihn nach ihm hin).

So, da ist's sie. Ich glaube, daß Du einen schuftigen Vertrag halten wirst, obschon keinen anderen.

Antonio.

Du hast Recht. Sie treffen mit Sonnenuntergang unter der Baumgruppe zusammen, wo Perez fiel.

Beppa.

Unter der Baumgruppe, wo Perez fiel? Fürchtet er sich nicht vor dem Geiste des Todten? Doch nein, er scheut nichts. Das Herz der Weiber zu brechen, und das der Männer zu durchstoßen — diesem schnöden Gaspar ist Alles gleichgültig. Nun, ich habe Dir Dein Geheimniß abgekauft und will einen guten Gebrauch davon machen.

Antonio.

Wenn Du nicht gewußt hättest, daß es marktbare Waare ist, so würdest Du Dich nicht darum bemüht haben. Sorge nicht, es wird Dir ein hübschers Sümmchen einbringen. Jetzt muß ich aber nach der Wohnung meines Gebieters. (Er entfernt sich.)

Beppa.

Ja, um Deinem alten Gewerbe des Stipitzens zu folgen. Aber jetzt zu meiner Gebieterin, um ihr die Kunde zu hinterbringen. Sie wird das Weib in ihr wecken und sie zur Rache spornen. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Ein Zimmer in dem Palaste Guzman. Nina tritt mit Don Gaspar ein.

Nina.

Bleibt hier, Don Gaspar. Lang sollt Ihr nicht harren.
(Geht ab.)

Gaspar.

So muß ich folgen ohne Widerstand
Der Liebe Drang zum Ziel, das nicht erreichbar.
Dich bet ich an, o meine Isidora,
Und jeden Tropfen Bluts in meinen Adern
Wollt freudig ich vergießen, wenn es Dir
Zum Glücke diente. Dennoch reißt's mich fort
Gen beſſ're Ueberzeugung, daß ich Dich
An meiner Seit' muß in den Abgrund zerren.
Ein Mönch und Ehe! Nein, es ist nicht möglich!
So oft ich scheide, nehm' ich fest mir vor,
Nie mehr zurückzukehren; doch bedarf es
Nur einer Stunde, den Entschluß zu tödten,
Und jeder Augenblick wird Ewigkeit,
Bis ich vor ihr erneuen kann die Eide,
Die mein Gelübd' allein zur Lüge macht.
Nein, menschlicher Natur ist's nicht gegeben,
Vor solcher Prüfung Stand zu halten!
Sie zu umarmen und die Luft zu hauchen,
Die sie geathmet und der Liebe Thrän'
Vor ihren beiden Quellen wegzuküssen —
Oh, dies ist Wonne, die sich zu erkaufen
Die Engel niederstiegen aus dem Blau
Des Aethers, gern verzichtend auf den Himmel.
(Donna Inez tritt ein. Gaspar hält sie für Isidora und geht rasch auf sie zu, hält aber, wie er sie erkennt, plötzlich inne und verbeugt sich.)

Inez.

Don Gaspar — denn so heißt Ihr, wie ich höre —
Ihr kommt hieher in glühender Erwartung
Deß, was für Euer Alter besser paßt,
Die Donna Isidora, meine Nichte.
Doch wollt' ich Zwiesprach halten mit dem Mann,
Der sich durch Hinterlist ihr Herz gewonnen
Indeß er selbst sich in Geheimniß hüllt.
Sie hat ihr Glück in meine Hand gegeben,
Mir Alles anvertraut und mich ermächtigt,
Dem Räthsel Eures Wesens nachzuforschen.
Dies ist zuvörderst nöthig, Sennor, und erst wenn
Ihr völlig mir bekannt, wird sich's entscheiden,
Ob ich dem Tag muß fluchen, als sie Euch
Zuerst erblickte, oder ob ich darf
Die Händ' Euch einen und das Bündniß segnen.

Gaspar.

Ich danke Euch, Sennora — unverweilt
Sollt Ihr mich hören. Doch ich fühle mich
Von Leid' so überwältigt, daß ich Nachsicht
Von Eurer Güte mir erbitten muß.
Ihr fragt mich, wer ich bin — die off'ne Frage
Heischt off'ne Antwort auch — ich kann's nicht sagen.

Inez.

Ihr wißt's nicht, oder wollt es mir verhehlen?

Gaspar.

Ich weiß es nicht und kann's drum auch nicht sagen;
Und wenn ich schon von dieser Stunde an
Mich elend weiß, so bin ich doch ergeben.
Ihr könnt ob meiner dreisten Liebe mich
Mit strengem Vorwurf von der Thüre weisen —
's ist um so besser nur. Bin ich ja doch

Bloß der Verlass'nen Einer, ohne Eltern, der
Dem Staat des Leibes karge Nothdurft schuldet —
Ein Findelkind.

Inez.

Ein Findelkind? (Bei Seite.) Die Stimme —
Sein Aeußeres — und diese Worte — ach!
Mein Herz schlägt mir, als möchte es vergehen.

Gaspar.

Ja, und verdammt zum Leben, daß den Eltern,
Den unnatürlichen, ich fluche, die
Mich schnöd' verlassen. Liebe siegte ob
Der Schaam und rief mich in ein elend Daseyn;
Dann überwand die Schaam die Liebe und
Ich wurde dem Geschicke preisgegeben.
Die blut'ge Tigerin läßt nicht die Brut,
Und Mutterliebe wandelt Grausamkeit,
Die kein Erbarmen kennt, in zarte Pflege.
Die Augen, wild der ganzen Schöpfung blitzend,
Sie werden sanft, wenn sie die Jungen schau'n;
Indeß der harte Mensch, sobald die Gluten
Die lüsternen, gekühlt, die Frucht der Schuld
Grausam verläßt. Ich hab' nichts mehr zu sagen.
Entlaßt mich jetzt — und wenn Ihr fortan zürnt,
Daß ich mich solcher Dreistigkeit vermessen,
So denkt an die Vollkommenheit, die mir
Den Sinn verwirrt. Oft hab' ich mich entschlossen,
Die Angebetete zu flieh'n für immer —
Bringt Ihr mein Lebewohl — obschon ich freundlos,
Wird Eure Nichte dennoch mich beklagen.

Inez (bei Seite).

Wie seltsam doch — ich fühle keinen Zorn!

's ist wahrlich sonderbar — mein Herz sagt mir,
Ich dürfe dieser dreisten Glut nicht grollen.

(Gaspar will gehen.)

Inez (fährt laut fort).

Bleibt noch ein Weilchen — sprecht, wie alt Ihr seyd.

Gaspar.

Neun Jahre zählt ich, als ich das Spital
Verließ, und nun bin ich ein weiteres
Jahrzehnt ein irrer Wanderer.

Inez (bei Seite).

Sein Alter!
O Himmel! laß mich diese Hoffnung nicht
Auf immer flieh'n, daß ich nicht ewig sieche!
(Laut.) Besitzest Du kein Zeichen, Jüngling, das,
Wenn Du gesucht wirst, Dich erkennen ließe?

Gaspar.

Wohl; die mich preisgegeben, kann getrost
Aus Tausenden mich finden, wenn geneigt
Sie ist, mich an das Mutterherz zu rufen.

(Er entblößt sein Handgelenk.)

Hier ist's — ein blutig Band an meiner Hand.

(Inez geht auf ihn zu, ergreift seine Hand und betrachtet das Mahl in stummer Aufregung.)

Gaspar.

Was ist — was soll dies heißen, Dame? Sprecht!

Inez (wirft sich in seine Arme).

Mein Kind — mein Kind!

Gaspar.

Ich Euer Kind? Allmächt'ger,
Ich danke Dir! Mein Herz bricht von Erregung,
Bis ich begriffen habe — Sprecht — o redet!

Inez.

Du bist mein Sohn — mein lang beweinter Sohn,
Den ich so viele Jahr' vergeblich suchte.
Dein Antlitz trägt die Züge, welche längst
Entschwunden der Erinnerung der Menschen,
Nur nicht dem Weib, das zärtlich sie geliebt.

Gaspar.

Wer war mein Vater?

Inez.

Aus dem ält'sten Hause
Ein Sprößling, Don Felipo.

Gaspar.

Also ich bin
Von Adel?

Inez.

Ahnenreich von beiden Seiten.

Gaspar.

Verzeiht mir, wenn mir dies zu wissen mehr
Am Herz zu liegen scheint, als die Begier
Euch meine Lieb' und Kindespflicht zu weihen.
Viel mußt ich dulden von der Welt Verachtung,
Und lieber möcht' mein zügelloser Stolz,
Daß zweifelhaft mir bliebe die Geburt,
Als daß ich wisse, dunkel sey die Herkunft,
Die ich die meine nennen kann. Doch jetzt
Ist alles gut, und (er kniet nieder) ich gelob' Euch Treu'
Und Liebe, die vielleicht Euch schwach erscheinen,
Weil in der Kindheit noch — (er steht auf) — doch macht mir's nicht
Zum Vorwurf. Dieser schnelle Wechsel hat
Die Sinne mir verwirrt, daß ich mich selbst
Kaum kenne oder weiß, was mein Gefühl!

Ich bin geblendet, gleich dem Auge, das
Nach jahrelanger Nacht auf einmal plötzlich
Der Sonne goldnes Strahlenlicht erschaut.

Inez.

Und ich — ich möcht' vergeh'n vor Dank und Liebe!
Komm mit herein, daß Du den Grund erfahrest,
Der grausam Dich zu den Verstoß'nen warf.
O güt'ger Gott, sey immerdar gepriesen,
Daß endlich Du den Sohn mir zugewiesen!

(Sie gehen ab.)

Fünfter Act.

Erste Scene.

Zimmer im Palaste Guzman.

(Donna Inez geht dem Superior entgegen.)

Superior.

Gott mit Euch, gute Donna! Mög' der Himmel
Mir gnädig seyn, wenn ich der frommen Andacht
Ein Stündchen abstahl, um der Mutter Tugend
Den Sünden gegenüber abzuwägen,
Die gottlos sich der Sohn erlaubt. So laßt
Denn hören, welche Sühn' Ihr habt zu bieten
Dem Himmel für die schwere Kränkung, die
An unserm heil'gen Orden ward begangen.

Inez.

O seyd barmherzig.

Superior.

Donna, keine Sünde
Ist Gott so sehr verhaßt als Kirchenschändung.
Sie ist von allen fluchbelad'nen Lastern
Das fluchenswürdigste. Des Fegfeu'rs Flammen
Vertilgen jedes noch so freche Laster,
Nur diese Todsünd' nicht, wird ihr nicht Sühnung
Durch frommes Opfer aller Erdengüter.

Inez.

Wie — aller?

Superior.

Aller.

Inez.

O, das ist nicht möglich!
Gewiß, mein Reichthum bietet doch genug
Für beide — sollte wohl die Kirch' befried'gen
Und so viel übrig lassen, daß mein Sohn
Die Würde seines Ranges mag behaupten.

Superior.

Er, der den Himmel hat durch Kirchenschändung
Verhöhnet, sollte für nichts and'res leben,
Als für das heil'ge Werk, sich Gott zu sühnen.
Nicht zögern darf er, das gebrochene
Gelübde zu erneuern und mit Thränen
Der Reue auszuwaschen seine Schuld.
Wie lang sein Leben sey, es ist zu kurz,
Ihm Gnade und Vergebung zu erbitten,
Und all sein großer Reichthum ist zu klein,
Die Sühne seiner Sünde zu erkaufen.

Inez.

Hochwürd'ger Vater, nein, das kann nicht seyn.

Superior.

Es muß.

Inez.

So will ich anderwo mich Rathes
Erholen, will zum König geh'n und ihm
Erzählen die Geschichte meines Schmerzes.
Die Guzmans haben ihm zu treu gedient,
Daß er sein Ohr verschlöße ihrer Noth.
Gilts einen Preis, so wollen wir den Handel
Abschließen mit dem römischen Stuhle selbst;
Er wird sich billiger zufrieden geben.

Superior (bei Seite).

Ich muß mich wohl bescheiden, wenn ich nicht
Will Alles in die Schanze schlagen.

(Laut) Donna,

Ich les' in Eurem Herzen, aber kann
Euch keinen Vorwurf machen, daß der Menschheit
Gebrechlichkeit an Euch auch haftet und
In Zwiespalt bringt den Himmel und die Erde —
Der Mutter Liebe und die heil'ge Pflicht.
Doch sprecht, wie wollt Ihr steuern zwischen beiden?
Die Kirch' ist edelmüthig und verzichtet
Nicht selten auf ihr heilig Recht. Sagt an,
Was wollt Ihr bieten?

Inez.

Der Guadalquavir
Bespült mit seinen Wellen einen Strich,
Deß Ernten mit des Herbstes Wiederkehr
Des Landes besten Weinertrag bescheeren.
Sechs Dörfer zählt er mit grundeignen Bauern,
Die seinen Boden pflegen. Dieses Land,

Das schönste, das der Himmel schuf — ich gebe
Es ihm zurück.

Superior.

Der Strich ist mir bekannt.
Ich nehme an die Gabe. Doch es müssen
Noch beigefüget werden Summen Golds,
Um Messen zu bezahlen Jahre lang,
Damit gereinigt werde von der Schändung
Des Klosters Heiligthum.

Inez.

Es sey gewährt.
Indeß vergeßt nicht, Vater, das Versprechen,
Für mein verlornes Kind von Rom Verzeihung
Und Dispensation herbeizuschaffen.

Superior.

Verlaßt Euch drauf.

Inez.

Ich will, hochwürd'ger Herr,
Ihn zu Euch senden. Tadelt ihn, doch nicht
Mit Strenge; denn von seiner neuen Aussicht
Ist ihm die ganze Seel' mit Glut erfüllt.

(Geht ab.)

Superior.

Nunmehr ist unser Kloster wohl am besten
Begabt im ganzen Land. Mein frommes Sehnen
Fand in dem wilden jungen Heuchler, der
Nicht Gott und Menschen fürchtet, guten Vorschub.
Mehr durch der Menschen Sünden als durch Gaben
Der Frömmigkeit gedeiht die heil'ge Kirche.

(Anselmo tritt in Cavaliertracht ein.)

Superior.

Was seh' ich — wie, in solchem Putz den Mann,

Der sich dem Heiligthum geweiht und Dienst
Und Leben seinem Herrn gelobet? Himmel,
Du bist geduldig!

Anselmo.

Ja, er ist es, Vater
Sonst wäre diese Welt voll Sünd' und Schuld
Schon längst in Zornesflammen aufgegangen.
Ich bin ein großer Sünder, aber doch
Nur Einer unter vielen Millionen,
Die irrend sind, wie ich. Es ziemt uns nicht
Zu richten. Er, der uns're Herzen liest,
Kennt die Versuchung, die uns trifft, und kann
Allein abwägen mit gerechter Wage.
Trifft mich ein Vorwurf, trifft er Euch nicht gleichfalls?

Superior.

Wie?

Anselmo.

Meiner Mutter Mund vertraute mir,
Sie hab' Euch eingeweiht in ihren Schmerz
Und Euch genannt das Zeichen der Erkennung —
Dasselbe Zeichen, das in Eurem Kloster
So oft den Anlaß gab zu müß'ger Neugier.
Ihr kanntet, eh' ich das Gelübd' gethan,
Den Rang, den meiner Herkunft ich verdankte,
Und wußtet, welchen Namen ich ererbt.
Warum seyd Ihr in mich gedrungen, daß
Ich das Gelübd' ablege? Schnödes Unrecht!

Superior (bei Seite).

Der Mensch ist dreist. (Laut.) Du kannst mit gleichem Fug
Es für ein schnödes Unrecht auch erklären,
Daß man Dir zu dem Himmel helfen wollte.
Ich setzte Dich nur auf den rechten Pfad.

Anselmo.

Es war ein schlüpfriger. Ehrwürd'ger Vater,
Ich strauchelte.

Superior.

Du thatest's. Aber hätte
Nicht liebevoll die tugendhafte Mutter
Zur Rettung Dir die Hand geboten, wäre
Der Fall Dir zum Verderben wohl geworden.

Anselmo.

Ich fühl' mich so voll Dankes gegen Gott,
Daß ich nicht mäckeln will ob Menschenthaten.
Wir sind den Blinden gleich. Ihr meintet's gut
Und glaubtet einen Dienst mir zu erweisen.
Ich dank Euch.

Superior.

Auch will ich Dir ferner dienen.
Mein Sohn, noch heute Abend geht ein Bote
Nach Rom ab, und noch ehe abgelaufen
Ein Monat ist, kömmt Dispensation.
Bis dahin aber kehrst Du in das Kloster
Zurück und nimmst die Kutte wieder auf.
Verhalte Dich geordnet, denn vier Wochen
Sind eine kurze Frist bloß.

Anselmo.

Ach, Sie sind
Ein Menschenalter dem Gefangnen. Dennoch
Ist weise Euer Rath, und ich gehorche
In aller Demuth.

Superior.

Wohl gethan, mein Sohn.

Von Deiner Thorheit wissen nur wir selbst,
Drum harr' ich Dein noch vor der Abendglocke.

(Geht ab.)

Anselmo.

„Hätt liebevoll die Mutter nicht die Hand
Zur Rettung mir geboten!“ Nun ich denke,
Der Fall wär' zum Verderben mir geworden,
Wenn sie hätt' leer dieselbe ausgestreckt.
Die Freiheit kaufte ich zu schwerem Preis.
Allmächt'ges Gold, was nur die Erde bietet,
Steht Dir zu Kauf — ja, mehr noch leistest Du,
Denn scheint es doch, als könnten heil'ge Männer
Dagegen Einem auch den Himmel tauschen.
Indeß, sein Rath ist gut — nur muß zuvor
Ich Isidora sehen, deren Unschuld
Der thaubeträuften Rose gleich, wenn sie
Von roher Hand gerüttelt, ihrer Bürde
In süßen Schauern sich entladen wird.
Die schwere Schuld hat ihren reinen Sinn
Erschüttert und sie weigert jetzo Liebe
Dem Mann, der untreu seinem Himmel ward.
Sie wollte mich nicht seh'n — doch hat die Fürsprach'
Der liebevollen Mutter sie vermocht,
Mir ein Zusammentreffen zu gestatten,
Damit entschieden werde, ob mein Zustand
Nicht jetzo gar noch schlimmer als zuvor.
Will sie mich ungehört verdammen, steht
Jetzt eine wilde Bahn, der Seele höchst
Gefährlich mir bevor, vergleichbar der
Des jungen Löwen, welcher seine Kette
Zerrissen und nach Raub die Welt durchstreift.

*

Zweite Scene.

Isidora's Zimmer im Palaste Guzman. Isidora kniet eine Weile vor einem kleinen Betpulte und steht dann auf.

Isidora.

Ich möchte beten; aber des Gedankens
Erdrückende Gewalt an ein Gelübde,
Gering geachtet oder gar verachtet
Von dem erlesnen Stern und Führer meiner
Nur zu vertrauensvollen Seele, hemmt
Im Innern mir den Aufschwung zu dem Himmel,
Daß nichts will über meine Lippen dringen,
Als des gebrochnen Herzen herbes Weh!
Wen liebe ich? — Wie konnt' ich auch erwachen
Aus meinem Wonnetraum zu solchem Elend!
Du thöricht liebend Mädchen, daß sein Glück und Herz
So unbedacht konnt' in ein Schifflein setzen!
Die Barke sinkt und soll mit ihrer Fracht
Jetzt unstät treiben auf den wilden Wellen
Des Zweifels, Schrecks und hoffnungslosen Kleinmuths.
O Isidora, soll Dein reines Herz
Sich ketten an den wilden Apostaten
Des Mönchthums, der am Morgen Priester war
Und schwärmend durch die Straßen zog bei Nacht —
Die Kutte Morgens, Abends die Guitarre?
Hat in der Mummerei von Meßbuch und
Tonsur er nicht die Welt, die heil'ge Kirche
Und obendrein den Himmel auch verhöhnt?
Solch' einen Mann zu lieben — wie war's möglich,
Daß eine Guzman sich konnt' so vergessen!
Doch ist er nicht mein Vetter — selbst ein Guzman?
Und dennoch muß ich ihm entsagen. Nein

Ich will von dieser Stell' mich nicht erheben,
Bis ich bin frei von ihm und seiner Liebe.

(Sie bleibt eine Weile stumm knieen und fährt dann fort.)

Anselmo — — Heil'ge Jungfrau will kein Name
Als nun der seine aus dem armen Herzen
Sich im Gebete heben? Nun, so will
Ich selbst mich binden durch ein theu'r Gelübde:
So hör' denn Himmel — feierlich entsag' ich — —

Anselmo (eintretend).

Jedwedem Gram, mein heißgeliebtes Leben,
Denn fortan soll des Schmerzes arger Wurm
Nicht mehr in Deines Glückes Blüthe fressen.

(Er nähert sich Isidora, die plötzlich aufsteht.)

Isidora.

Berühr' mich nicht — komm mir nicht nah, Anselmo.

Anselmo (sie mit Innigkeit anblickend).

O Isidora!

Isidora.

Heil'ge Jungfrau gib
Mir Kraft in dieser prüfungsvollen Stunde.
Anselmo, dieser Blick bringt Elend nur
Dem Herzen, nur zu fest an Dich gekettet,
Doch fortan bloß in heil'ger Liebe.

Anselmo.

Ist
Nicht alle Liebe heilig — und die heiligste
Nicht die, die quillt aus Deinem reinen Herzen?
Durch sie gewaschen werden weiß wie Schnee
In kurzer Frist die Makeln meiner Brust.

Isidora.

Hör' mich Anselmo — es ist fest beschlossen,
Daß wir uns nie und nimmer wiederseh'n.

Anselmo.

Und kannst Du diese Worte sprechen? (Er kniet nieder.) Sieh
Mich hier vor Dir im Staub — mein sehnend Auge
Sucht Deines. Wende es nicht ab von mir
Und wiederhole nicht die harten Worte.
Du kannst nicht, o mein Herz.

Isidora (die Augen noch immer abwendend).

Wir dürfen nimmer
Uns wiederseh'n.

Anselmo.

Nicht glaub' ich Deiner Stimme.
Laß mich nur einmal — einmal fest in's Auge
Dir schau'n; und dann, wenn Du den Spruch, der mir
Das Herz zerreißet, wiederholst, will erst
Ich's glauben. (Pause.) Wie — noch immer abgewendet?
O Isidora, wer hat Dir das Herz
So grausam umgewandelt? War's ein Teufel
Von einem Weib, ein schnöder Pfaff vielleicht,
Der achselträgerisch und sündenhetzend
Mit Heuchelreden schändlich Dich berückt?
Du fährst zusammen? Ha, so ist's das letzte —
Fluch über ihn! (Er steht auf.)

Isidora (kömmt voll Würde in den Vordergrund und tritt vor ihn hin).

Anselmo, fluch' ihm nicht —
Du bist der Pfaffe mit den Heuchelreden.

(Anselmo bedeckt das Gesicht mit der Hand).

Ein guter Engel hat mir meinen Sinn
Erleuchtet und mir Dein vergangen Leben
Gezeigt. Vor meine Augen traten hin
In schwarzen Haufen Deine schwere Sünden,
Und jene stumme Stimme, die den Scepter
In jedem Busen schwingt, hat ernst gesprochen

Gebiet'risch fordernd, daß ich dem entsage,
Der Allem Hohn sprach. Jene leise Stimme
Sagt auch, daß für uns beide jenseits nur
Ein glücklich Einen sey zu hoffen; aber
Dies zu erringen muß der Pilgerlauf
Hienieden seyn ein Weg der strengen Buße,
Anhaltenden Gebets und der Gelübde
Erneuerung. — Ist es nicht gut, Anselmo — —

Anselmo.

O Isidora, nennst Du gut die Folter?
Ist's gut, wenn flüssig Feuer durch die Adern
In wildem Strome quillt, bis sie verdorren?
Und ist es gut, den Engel aufzufinden,
Der halb hinüber trug die Seele über
Den Abgrund der Verdammten, aber plötzlich
Sie von sich schleudert, daß sie niederwirble
Zum Aufenthalt der ew'gen Höllenqualen?
O wahrlich — selbst die Hölle sinkt in Nichts
Zusammen, wenn ich mit der Folter sie
Vergleich', womit Dein Wort die Brust mir füllt.

Isidora.

Anselmo, hör' mich.

Anselmo.

Höre mich zuvor.
Soll meine Seele nicht verloren seyn,
Darf uns nichts trennen! Stößst Du mich von Dir,
So mag es auch der Himmel thun. Hier steh' ich,
O Isidora, mit dem einen Fuß
Des Himmels Schwell' berührend, Du im Innern.
Ruf mich zu Dir — dann ist der Himmel mein
Und Du — doch winkst Du mich zurück, so such ich
Die Hölle unten. Auf dein Haupt die That.

Isidora.

Wie fürchterlich, Anselmo — o wie schrecklich!

Anselmo.

Erlaube mir die Frage, welche Sünde
Scheint Dir solch' eine schwere Buß zu fordern?

Isidora.

Gebrochene Gelübde — —

Anselmo.

Legt ich doch
Sie ab erst, eh' ich ihren Sinn erkannt,
Da man voll Truges sie mir aufgedrungen;
Denn wohl war's jenen Elenden bewußt,
Daß sie dadurch mir mein Geburtsrecht stahlen —
's war sündig, zum Gelübde mich zu drängen.
Und hat auf Erden nicht der Papst die Macht,
Weit mehr zu lösen, als die Mönche binden?
Dies meine Antwort.

Isidora.

Sie befriedigt nicht.
Wer ein Gelübd' entweiht, das heiliger —
Doch nein, nicht heiliger, denn welches Band
Wär' heil'ger als die Kette, die das Glück
Von zweien Wesen an einander knüpft,
Bis sie der Tod löst? — aber wer Gelübde
Dem Himmel bricht, Anselmo — —

Anselmo.

Wer war Schuld?

Isidora.

Nicht diese Saite — such' im Weibe nicht
Den schwachen Fleck, den Schmeichelei besticht.
Du kennst mich nicht — hab' doch in kurzer Zeit erst

Ich selbst mich kennen lernen. Schweige von
Des Himmels Stellvertreter — kann der Mensch
Das Bündniß lösen, das mit Gott geschlossen?

Anselmo.

Jetzt wird es, Isidora, mir zur Pflicht,
Dich zu ermahnen und Dir aufzudecken
Wie auch den Reinsten seine Menschenschwäche
Zum Gleiten bringen kann. Ein Mädchen, kaum
Gereift zur Jungfrau, wagt in ihrem Stolz
Die Lehren uns're Glaubens zu bestreiten,
Zu rütteln an dem Eckstein uns'rer Kirche
Und dreist zurückzuweisen, was die Heil'gen
Seit vielen hundert Jahren schon geglaubt.

Isidora.

's ist wahr — 's ist wahr! Ich selbst verfiel der Sünde
Des Glaubensmangels, gegen die ich thöricht
Und stolz zu eifern mich verleiten ließ.

(Gegen Anselmo gewendet.)

Doch bist Du noch nicht frei; selbst dies Gespräch,
Anselmo, scheint Entweihung mir zu seyn.

Anselmo.

Nein, Isidora! Gilt Dir die Erlaubniß
Des heil'gen Vaters, dessen geist'gem Scepter
Ich noch gehorche, nichts — und nichts die Weihe
Der Heil'gen, die uns mehr als Mutter ist?
Scheint's doch, ich sey als Mönch — obschon ich kaum
Ein solcher noch zu nennen — für Dich blos
Des bittren Hasses Stichblatt.

Isidora.

O Anselmo,
Sprich nicht von Haß — es ist ein herbes Wort;
Sag' lieber Furcht — vor dem, was Gott gehört.

War's kein Verbrechen, als Du wie ein Dieb
Verkleidet mein vertrauend Herz geraubt?
Wie lautet die Sophistik denn, Anselmo,
Mit der Du diese schnöde That beschönigst?

Anselmo.

Durch Worte nicht, durch Thaten, Isidora,
Will ich beweisen, daß des Raubs ich würdig:
Die ersten schuld' ich Gott. Noch heute Nacht
Werd' ich durch strenge Buße die Befleckung
Der Seele reinigen und in Zerknirschung
Auf meinen Knieen liegen, bis von Rom
Die Dispensation verfolgt — und dann — —

Isidora.

Und dann? — o mein Anselmo!

Anselmo.

Dann
Soll's höhnend Ritter oder Dame wagen,
Zu sagen, wenn um eine Guzman freit
Ein Guzman — daß das Mönchlein breit sich mache
Und daß die Braut berauben mußt das Kloster
Um ihren Herrn. O glaub' mir, Isidora,
Sie lassen's bleiben, denn ich trage dann
Des Kriegers Zier, den Stahl an meiner Seite.
Ich kehre heim vom blutgetränkten Feld,
An Lorbeern reich, ein sieggekrönter Held —
Wo nicht, so traure Du um den Erschlagnen.
Nicht stehl' ich mich zu Dir vom düstern Kloster,
Denn von dem Schlachtroß spring' ich durch die Thür
Ganz Spanien, nah' und ferne, soll in mir,
Dem Mönch, den Helden preisen. Glaubst Du nicht
Der Federhelm gereich' zu besserm Putze
Anselmo's Haupt als eine Mönchskaputze?

Doch jetzt leb' wohl, o meine Isidora —
Leb' wohl — für kurze Frist! Seh' ich Dich wieder,
Wirft sich der Krieger Dir zu Füßen nieder,
Erbittend sich, von der verlobten Braut
Ein Zeichen, dem in Schlachten er vertraut
Als Talisman. Dein muß ich würdig seyn.

Isidora (ihn umarmend).

Du bist's. Lebwohl. Der Herr gedenke Dein!

(Geht ab.)

Anselmo.

Allmächt'ge Tugend, unter Deine Herrschaft
Will ich mich beugen. Holde Jungfrau, die
In ihrer Herrlichkeit hat meinen Sünden
Den Spiegel vorgehalten, führe stets
Mich auf dem Pfad des Glückes und des Friedens!
Doch jetzt zurück in's Kloster, bis die Stunde
Der Freiheit neu mich ruft. Doch fast vergaß ich
Daß heute Nacht der tapfere Don Felix
Mein harret. O, wie ist mir dieses Streites
Verwünschte Thorheit jetzt verhasset. Doch lässet
Sich's ändern nicht. Als in der Welt ich freundlos,
Mocht' ich nicht achten eines Lebens, das
Nicht der Erhaltung werth, und ohne Rücksicht
Hätt' tagelang dem Mordkampf ich gestanden.

(Geht ab.)

Dritte Scene.

Ein Theil des Gartens bei Serafina's Hause.

Antonio (tritt ein).

Diese Mönchskutte, die ich von meinem Gebieter borgte, hat sich mir sehr werthvoll erwiesen, denn ich hätte nie diese Stelle erreicht,

wenn ich mich nicht also maskirt hätte. (Er öffnet sein Gewand und zeigt, daß Gesicht und Kleider mit Blut befleckt sind.) Hier ist Blut genug — vielleicht sogar edles. Gott sey Dank, daß es nicht das meinige ist, denn ich habe es mir von dem Barbier ausgebeten. Sancho wird mich nicht erkennen. Ich sehe sie aus der Ferne kommen. (Er nimmt die Kutte ab, versteckt sie hinter den Bäumen und legt sie dann nieder.) Nun ein Bischen Selbstmord — Lopez ist nicht mehr.

(Sancho und Nina treten ein.)

Sancho.

Hier haben wir gefochten und in der Nähe muß sich auch die Leiche befinden.

Nina (deutet entsetzt auf den daliegenden Körper).

Was ist dies? Sancho, es ist — es ist mein Mann. (Sie bricht in Thränen aus.)

Sancho.

Warum grämt Ihr Euch so? Habt Ihr nicht selbst gewünscht, daß er todt seyn möchte.

Nina.

Leider wünschen wir oft, was uns nicht lieb ist, wenn uns der Zorn des Augenblicks spornt. Was unseren selbsüchtigen Träumen im Momente als nichts erscheint, wird höchst schrecklich in der Wirklichkeit. Ach, armer Lopez! (Sie weint.)

Sancho.

Ei, Nina, hat er Euch nicht schändlich verlassen? Vergaß er nicht seine Gelübde, Euch zu lieben und zu ehren. Heilige Petronilla, warum liebt und ehrt Ihr ihn dann jetzt? Kommt, trocknet Eure Augen, Nina; er ist keiner Thräne werth. (Er küßt ihre Hand.)

Nina.

Ich gebe zu — von Niemand, als von mir. In dem Herzen eines Weibes liegt ein Gefühl, das Ihr nicht begreifen könnt; denn selbst, wenn es unter übler Behandlung brechen will, sehnt es sich nach dem Gatten. Ich muß fort, Sancho, denn ich kann

den Anblick nicht ertragen. Auch Euch kann ich nicht ansehen, denn Ihr habt ihn erschlagen.

Sancho.

Wohin geht Ihr?

Nina.

Ihr könnt mich später oben im Wege wieder treffen. (Nina geht schluchzend ab.)

Sancho.

Das ist eine saubere Geschichte! Die Weiber sind nie eines Sinnes — immerdar Wechsel, Veränderung und Wechsel. Dieser Schurke hat sie zu Toledo verlassen, all' ihr Geld und sogar ihre Kleider mitgenommen, und doch grämt sie sich um ihn. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie mich zurückwiese, weil sie glaubt, daß ich ihn getödtet habe. (Er geht auf Antonio zu.) Wie blutig er ist! Du unfläthiges Aas eines schmutzigen Schurken, ich hätte gute Lust, einen Stoß nach Dir zu führen, um schwören zu können, mein Schwerdt sey durch Deinen Leib gegangen. Heilige Petronilla, welch' ein glücklicher Einfall. (Er zieht halb vom Leder.) Doch, da kommt Jemand, und wenn ich in der Nähe einer blutigen Leiche mit bloßem Schwerdt gefunden würde, so packt man mich als Mörder. (Geht hastig ab.)

(Antonio blickt auf und legt sich dann wieder nieder.)

Beppa (eintretend).

Ich kann meine Gebieterin nicht finden. Sie kam mit mir in den Garten — voll von verzweifelter Leidenschaft gegen Don Gaspar, dessen Tod sie verlangte, und nun hat sich's leider so sehr gewendet, daß sie an irgend einem abgeschiedenen Plätzchen über seine Treulosigkeit weint. Ich muß sie aufsuchen, und ihr Herz stählen, indem ich Isidora lobe. Was ist da? Die Leiche eines Mannes. (geht auf Antonio zu.) Ei, 's ist Antonio, mein unwürdiger Mann — und leider abgerufen ohne Reue, voll Missethaten und Büberei. Möge ihm der Himmel verzeihen! Wer hat diese That

gethan? Wohl jener elende Garcias? Wenn dies der Fall ist, so hat er nur eine Sünde damit gewonnen, denn ich würde eher eine Natter umarmen, als auf seine Werbungen hören. Ich will meine Gebieterin aufsuchen und dann zurückkehren, um ihm ein ehrliches Begräbniß zu geben. Auch soll's an Messen für seine schuldbeladene Seele nicht fehlen. (Geht ab.)

(Antonio steht langsam auf, legt die Mönchskutte wieder an und tritt vor.)

Antonio.

Der feige Schuft Sancho hätte mich beinahe wieder zum Leben gebracht, statt mich getödtet zu haben, wie er sich's rühmte. Kläglicher Wicht, an einem todten Menschen zum Ritter zu werden! Freilich, einen Lebenden wird er nie erschlagen. Nina, ich achte Dich — aber doch müssen wir uns trennen, denn es ist augenscheinlich, daß Du einen andern liebst. Ich will das Pärlein nach jenem Haine nehmen und sie überreden, sich zu heirathen. Was Beppa betrifft, so ist es klar, daß sie nicht nach mir sehen wird, wenn sie mich vermißt. (Geht ab.)

Vierte Scene.

Ein anderer Theil des Gartens. Nina und Sancho.

Nina.

Nein, ich will nichts mehr hören, Sancho, denn es ist mir etwas Schreckliches, so rasch wieder zu heirathen. Die Leiche meines Gatten ist noch unbeerdigt, und doch wollt Ihr haben, daß ich mich wieder auf's Neue binde?

Sancho.

Er war für Euch kein Gatte, sondern nur ein unwürdiger Elender, der Euch getäuscht hat. Erinnert Euch, daß ich Euch schon seit Jahren liebe. Die heilige Petronilla kann mir's bezeugen.

Nina.

Ich weiß es, Sancho, und wünschte, daß ich Lopez nie geheirathet hätte. Warum habt Ihr mich verlassen?

Sancho.

Wie konnte ich's ändern, da ich meinem Gebieter folgen mußte? Aber Ihr wißt ja, daß ich Euch beim Abschiede Treue gelobte. Ihr seyd ungerecht gegen mich gewesen und mir dafür Vergütung schuldig. Ja, bei der heiligen Petronilla, das seyd Ihr!

Nina.

Sie soll Euch auch in gehöriger Zeit werden, Sancho.

Sancho.

Die gegenwärtige Zeit ist die allergehörigste. Wir sind jetzt beisammen und mein Gebieter ist nicht mehr. Kommt, Nina — haltet Euer Versprechen und die heilige Petronilla wird Euch belohnen.

Nina.

Nein, Sancho, Ihr müßt mich nicht also bereden wollen. Wenn ich Eurem Wunsche nachgäbe, so würdet Ihr mich nach der Heirath hassen.

Sancho.

Nie — ich schwöre es bei diesem Kusse (er küßt sie). Ich habe Euch jetzt und will mich nicht von Euch trennen.

(Nina wirft sich in seine Arme.)

(Antonio tritt in der Kutte und mit vorgezogener Kapuze ein.)

Antonio (mit verstellter Stimme).

Ihr guten Leute, eurer Umarmung nach zu schließen müßt ihr wohl Mann und Frau seyn?

Sancho.

Wir sind's noch nicht, hoffen es aber bald zu werden.

Antonio.

Je bälder es geschieht, desto besser ist's, denn dieses Tändeln in

den Abendstunden und in einem abgeschiedenen Haine ist höchst ungebührlich, wo nicht gefährlich. Weib, liebst Du diesen Mann?

Nina.

Ja, mein hochwürdiger Vater.

Antonio.

So muß ich Dir sagen, Mädchen, daß Du dann gut thust nicht länger zu zögern. Ich bin Zeuge Eurer verstohlenen Umarmungen gewesen, und bei der heiligen Kirche, ich halte es für gebührend, daß ihr euch unverweilt vermählt, ehe das Laster den Thron einnimmt, den nur die Tugend behaupten sollte. Kinder, nicht weit von hier ist eine Kapelle, wo fromme Priester Seelenmessen für die Verstorbenen lesen. Dort mögt ihr eure Hände zusammengeben und euren Bund einsegnen lassen.

Sancho.

Ihr müßt diesem frommen Mönche gehorchen und mich glücklich machen. Die heilige Petronilla hat ihn geschickt.

Nina.

Ich willige nur ungerne ein; aber Ihr, Vater, müßt es am besten wissen, obgleich Ihr nicht Alles wißt.

Antonio (bei Seite).

Und doch weiß ich's! (laut) Kommt mit mir, Kinder. Ich will euch den Pfad zeigen, auf dem ihr, durch Priesterhand eingeweiht, ein Fleisch werden könnt. (Sie gehen ab.)

(Serafina und Beppa treten ein.)

Serafina.

Mein irrer Geist hat, gleich dem jungen Schwelger,
Gezogen auf mein Herz, bis es bankrutt ist.
Gott, wie erlahmt die Seele mir! Ich fürchte,
Don Felix's Degen möchte Sieger bleiben —
Er ist ein Mann voll sehn'ger Muskelkraft,
Und Gaspar nur ein Knabe. Schütz' ihn, Himmel!

Beppa.

Um Isidora freien und die Thränen
Der Donna Serafina kalt verhöhnen!
Mein Fräulein, Euch gebricht die stolze Seele
Des Weibes, denn Ihr würdet handeln sonst
Und nicht in eiteln Reden Euch ergehen.
Er ist auf immer Euch verloren. Seit
Heut Mittag hat er nicht ihr Haus verlassen,
Und Alles ist bereit, sie zu vermählen.

Serafina.

Hat man sie wohl allein gelassen? Dann
War sie vielleicht zu thöricht und zu zärtlich.
Er wird sie bald verlassen. Ungetreuer,
Du wirst zurück in diese Arme kehren.

Beppa.

Nicht doch — sie ist zu gut, zu klug und weise.
Mit solchen Reizen ist ihr Leib und Geist
Geschmückt, daß Alles vor ihr knieen möchte,
Wie nicht vor einer Sterblichen. Er wagt
Nicht dran zu denken. Sie ist zu vollkommen.
Gaspar ist ihr allein — Ihr seyd für immer
Beiseits geworfen!

Serafina.

Ist es wirklich so?
Don Gaspar ihr? Nie — nimmer! Ha, beim Himmel
Verlier ich ihn, soll *sie* ihn auch verlieren!
Wenn meine Thränen fallen, sollen mit
Den meinigen auch ihre Zähren rinnen.
Bricht *mir* das Herz, geht's *ihrem* besser nicht;
Und wenn ich sterben soll — ich fühl's, ich werd' es —

So mag man ihr mit mir die Grube graben,
Wenn sie ihn liebt, wie ich. Don Felix, mög'
Getreu Dir seyn, Dein wohlgeprüfter Stahl,
Daß er mir eine Schreckensthat erspare.

Beppa.

Nun sprecht Ihr, wie's dem vielgekränkten Weibe
Gebührt. Ermuthigt Euch — die Rache winkt.
Doch jetzt zurück — bald werden sie erscheinen.

Fünfte Scene.

Ein anderer Theil des Gartens bei dem Hause der Donna Serafina.

Anselmo (tritt ein).

Wär's doch vorüber! Meinen Geist bedrückt
Ein schweres Düster gleich der drohn'den Wolke,
Die sich am ganzen Firmament verbreitet,
Auch nicht ein Fleckchen von der Hoffnung Blau
Frei lassend, um die Seele zu erheitern.
Woher es kömmt? — Ich weiß es nicht. Sein Schwert
Flößt keine Furcht mir ein. Liegt wohl der Grund
In der Veränd'rung meiner Lage? Wer
Nichts zu verlieren hat, wird stets gespornt
Zu kühner That durch des Gewinnes Hoffnung,
Indeß der Reiche in Fortunas Launen
Dem Spieler gleicht, der alle seine Mittel
An solche wagt, die nichts entgegen bieten.

Felix (tritt ein).

Don Gaspar, nicht geschah's mit meinem Willen,
Wenn Ihr zu lange warten mußtet. Sehnlichst
Seh' einem raschen Ausgang ich entgegen.

Anselmo.

Don Felix, Eurem Wunsch zufolge steh'
Ich hier, und wenn Ihr auf dem Kampf beharrt,
Sollt Ihr mich mannhaft finden. Aber offen
Gesprochen — mir ist dieser Zwist, so nutzlos,
Zuwider. Nehmt zurück, was Ihr gesprochen,
Als falsch, so biet' zum Frieden ich die Hand
Und will Euch dann — doch früher nicht — beweisen,
Wie sehr Ihr mich gekränkt.

Felix.

Was ich gesprochen,
Es bleibt gesagt; denn wär' ich auch im Irrthum,
Was ich nicht glauben kann, so habt Ihr mir
Im wackern Perez einen Freund erschlagen.

Anselmo.

Bei meiner Seel', er hat mich schwer verletzt;
Doch will's in dieser Stund' ich nicht beweisen.

Felix.

Beweis Dich selbst als Mann und zieh Dein Schwert,
Denn sieh', die Sonn' ist unter und der Tag
Entfleucht — wir haben keine Zeit zum Sprechen.

(Er zieht.)

(Serafine und Beppa gehen im Hintergrunde über die Bühne.)

Anselmo (zieht seinen Degen).

Wohlan, so müssen wir denn jetzt erproben,
Don Felix, welcher von uns beiden morgen
Auf's Neu begrüßt der Sonne glorreich Licht.
Nehmt Euch in Acht — wie immer auch der Ausgang,
Ihr werdet diese gähe Hast bereuen.

(Sie fechten. Don Felix wird entwaffnet und fällt. Anselmo tritt über ihn hin und setzt ihm die Spitze seines Degens auf die Brust.)

Anselmo.

Du wolltest meine Mannheit kennen lernen
Und gibst wohl jetzo zu, Don Felix, daß
Die Frag' bewiesen ist. Du nanntest mich
Betrüger — das sind solche Menschen nur,
Die ein geborgt Gefieder tragen, um
Nicht für geringer zu erscheinen, sondern
Für größer, als sie wirklich sind. So wisse:
Er, dessen Abkunft Du in Zweifel zogst,
Und dessen ungeduldig Schwert des Winkes
Von seinem Herrn nur harrt, den Schimpf zu rächen,
Ist von dem Blut der Guzman und ihr Erbe:
Ein Haus, dagegen Dein's in Nichts zerfällt.
Don Felix, also ist's, obschon ich's nicht
Enthüllen konnt',

(Serafine und Beppa erscheinen hinten im Gebüsch.)

eh sich die Klingen maßen.
Die Ehr' verbot es; aber nun es kund,
Schenk ich das Leben Dir und biet in Freundschaft
Dir meine Hand, wenn Du sie nehmen willst.

(Felix steht auf. Anselmo gibt ihm sein Schwert zurück.)

Felix.

Dein Handeln ist des wahren Adels Bürge,
Und ich bereu', was vorschnell ich gesprochen,
Mit Freuden widerrufend die Beschimpfung.
Don Gaspar, seyd Ihr jetzt zufrieden?

(Er bietet seine Hand an.)

Anselmo (sie entgegennehmend).

Ja,
Und glücklich. Jetzo bist gewiß Du mein,
O, Isidora. Eine Wonnezukunft

Thut sich den Blicken auf: mein Herz wird voll
Von Dank, den ich gen Himmel sende. Ström',
Du Thau der Reu' und Freude, daß der Unwerth
So hoch gesegnet ward! O, möge lang
Mein Leben seyn, daß ich dem gnäd'gen Himmel
Beweise, wie ich Isidorens würdig.
O Glück! Ich eile jetzt mit Blitzesschnelle — —

(Serafina ist näher getreten und stößt Anselmo einen Dolch in den Rücken.)

Serafina.

Zum Tode!

(Sie will auf ihn zustürzen, hält ihre Arme aus und ruft:)

Gaspar, Gaspar!

(Sie sinkt ohnmächtig zusammen und wird von Beppa und Garcias, welcher gleichfalls eingetreten ist, hinweggetragen. Anselmo lehnt sich auf Don Felix, welcher ihn unterstützt, und sinkt allmählig aus dessen Armen auf den Boden nieder.)

Anselmo.

O, ich fühlt' es,
Obwohl das Wie und Wo mir dunkel war.
Von Serafina! Ich erkannt die Stimme —
Das Grabgeläute — —

Felix.

Wo seyd Ihr verwundet?

Anselmo.

Bei unsrer neugeknüpften Freundschaft bitt' ich,
Don Felix, Euch um einen Liebesdienst.

Felix.

Fluch dieser eifersüchtigen Megäre,
Die tückisch solch ein edel Blut vergoß.

Anselmo.

Nein, flucht ihr nicht; schon allzusehr drückt sie
Der Fluch, denn für ihr ganzes künftiges Leben
Wird sie auf's Bitterste sich selbst verwünschen.
Ich habe ihr vergeben. Doch ist's hart,
So jung zu sterben, und so spät erst glücklich —
Noch peinlicher, von Isidora scheiden.
O, wär' sie hier, daß ich sie trösten könnte!
Die Mutter auch! O, Gott, ihr brichts das Herz!

(Der Superior tritt mit Inez, Isidora, Nina und Sancho ein. Inez und Isidora eilen auf Anselmo zu und knieen an seiner Seite nieder.)

Inez (zu Don Felix).

Unseliger, der diese blut'ge That
Beging, nimm hin der Mutter bittre Flüche!

Anselmo.

Ihr seyd im Irrthum, Mutter; denn den Stoß,
Der mir den Tod bringt, hat nicht er geführt.
Es war ein Weib.

Inez.

Ein Weib, sagst Du? O, sprich:
Wer war die schnöde Bübin? Laß mich's wissen,
Damit mit Weibesrach' ich sie verfolge.

Isidora.

Nie lernt ich fluchen — o, daß jetzt ich's könnte!
Ich kann nur weinen. Mutter, sieh sein Blut —
O, still' es doch — er blutet sich zu Tode.

Inez.

Anselmo, bist Du schwer verwundet?

Anselmo.

Tödtlich.

O, Mutter! 's ist vergeblich, Euch zu täuschen.
Kaum habt Ihr mich gefunden, bin ich schon
Auf's Neue Euch verloren. Bald wird's aus seyn.
(Mit matter Stimme.) Schon sammelt sich zum letzten Kraftversuch
Das Blut im Herzen. Isidora, könnt' ich
Dir sagen nur, wie bitter mir das Scheiden —
Allein die trockne Zung' versagt den Dienst.

Isidora.

Anselmo, scheiden? Sprichst Du nicht von Scheiden?
Nein, nein — Du darfst nicht sterben — nichts vom Scheiden!
Wie, jetzt schon untreu? Kannst Du also sprechen,
Und weißt doch, daß mir's gibt den Todenstoß?

(Sie bricht in Thränen aus und umarmt ihn.)

Anselmo.

O, wollte Gott, daß Deine sanfte Macht
Gewalt hätt' über Tod wie über Leben;
Dann würd' ich nimmer sterben. Aber — Mutter —
Lebt wohl — Leb' wohl — o, meine Isidora!

(Er stöhnt und sinkt todt zurück. Donna Inez bricht ohnmächtig zusammen und wird von Nina und Don Felix mit den Armen aufgefangen. Isidora, deren Gesicht an Anselmo's Brust verborgen war, erhebt das Haupt und wirft einen irren Blick auf die Leiche.)

Isidora.

Anselmo! (Noch lauter). O, Anselmo!

(Sie wirft sich mit einem wilden Schrei auf den Todten. Während sich die übrigen Personen um die Leiche gruppiren, fällt der Vorhang.)

Südwest und bei West Dreiviertelwest.

Jack Littlebrain (Kleinhirn) war seinem Aeußeren nach gut gewachsen und ein so schöner Junge, wie man nur je einen sehen konnte, obschon wir einräumen müssen, daß er das Pulver eben nicht erfunden hatte. Die Natur ist in den meisten Fällen sehr unpartheiisch; sie hat dem Pfauen sein Gefieder gegeben, ohne ihm übrigens, wie männiglich bekannt, auch nur das mindeste Ohr für Musik zu verleihen. Durch die ganze gefiederte Race waltet fast unabänderlich dasselbe Gesetz, und die lieblichsten Sänger sind am ärmlichsten gekleidet. Unter den Säugethieren ist der Elephant zuverläßig am verständigsten, obschon er durchaus nicht als eine Schönheit betrachtet werden kann. Diesem Grundsatze zufolge mochte die Natur wohl geglaubt haben, daß sie genug für Jack that, wenn sie ihn mit äußerer Vollkommenheit begabte, weßhalb sie es nicht eben für nöthig hielt ihn besonders überklug zu machen — ein Gebrechen das ihm unstreitig nicht zur Last gelegt werden konnte, da er im Gegentheil merkwürdig dumm und einfältig war. Wie dem übrigens seyn mochte, die Littlebrains waren seit langer Zeit eine wohlbekannte, zahlreiche und einflußvolle Familie, so daß es nicht an Mitteln fehlte, ihn etwas lernen zu lassen, wenn nur die Lehrgegenstände in seinem Kopf hätten Eingang finden können. Man schickte ihn nach jeder Schule im Land, aber vergeblich, denn nach jeder Vakanz trat ihn der Schulmeister wieder an einen andern ab, der sich vielleicht besser auf das Busbianische System verstand, beide Enden zu gleicher Zeit zu stimuliren. Trotzdem, daß man ihn jeden Tag auf den Meister Langohr setzte, blieb er doch ein Esel, und wenn er nicht schon in den ersten

paar Monaten davon lief, wurde er unvermeidlich seinen Eltern als ein unverbesserlicher Schwerkopf zurückgeschickt. Was war mit ihm anzufangen? Die Littlebrains hatten sich durch ihren Einfluß und ihre Verbindungen stets in der Welt fortzuhelfen gewußt; aber hier hatte man es mit einem zu thun, der gar kein Hirn besaß. Nach vielen pros und contras wie auch manchen berathenden Briefen, welche zwischen den verschiedenen Familienmitgliedern gewechselt wurden, entschied man sich endlich dafür, ihn zur See zu schicken, weil der Bruder seiner Mutter, Sir Theophilus Blazers, Großkreuz des Bathordens, damals der zweite Commandeur auf dem mittelländischen Meere war. Der Herr Oncle Admiral, dessen Sorgfalt er anvertraut werden sollte, sprach sich in Beantwortun: auf das an ihn gerichtete Schreiben dahin aus, daß es in der That furios zugehen müßte, wenn er ihn nicht in die eine oder andere Form leken sollte, und er stehe jedenfalls dafür, daß Jack seinen Kompaß hersagen könne, ehe er noch drei Monate Schiffszwieback gekaut habe. Außerdem sey es sehr leicht, durch das Lieutenantsexamen zu kommen, denn man brauche am Tage der Prüfung nur für jeden examinirenden Kapitän einen Truthahn und ein Dutzend Flaschen starken Ales in das Boot zu packen; der Candidat falle dann gewiß nicht durch, und wenn er auch ebenso unfähig sey, den Anforderungen zu entsprechen, als das Kameel oder das Kabel, wie man zur See sage, dem man zumuthe, durch ein Nadelöhr zu spazieren. Habe er einmal das Examen hinter sich, so werde es nicht schwer fallen, ihm bald zu dem Kommando einer schönen Fregatte und zu einem guten ersten Lieutenant als Amme zu verhelfen; und führe er sich nicht ordentlich auf, so lasse er ihn an Bord des Flaggenschiffes kommen, nehme ihn nach der Kajüte und gebe ihn gehörig die Reitpeitsche zu kosten, wie es andere Admirale unter ähnlichen Umständen gegen ihre eigenen Söhne gehalten hätten. Aus dem Inhalte dieses Antwortschreibens wird der Leser entnehmen, daß die Umstände, welche wir zu berichten gedenken, vor etlich und fünfzig Jahren vorgefallen seyn müssen.

Als man Jack mittheilte, daß er ein Midshipman werden müsse, sah er in der unschuldigsten Weise von der Welt auf (und unschuldig war er, das fehlte nicht), drehte sich auf dem Absatz und pfiff im Hinausgehen gedankenlos vor sich hin. In den letzten drei Monaten, die er zu Hause gewesen, hatte er sich hauptsächlich damit beschäftigt, daß er die Mädchen küßte und sich mit ihnen herumbalgte, während sie ihn ihrerseits für den schönsten Littlebrain erklärten, den England je hervorgebracht habe. Unser Held betrachtete die Vorbereitungen zu seiner Abreise mit völliger Gleichgültigkeit und sagte mit der größten Fassung Jedermann Lebewohl. Er war ein glücklicher, gutmüthiger Bursche, der nie rechnete, weil er es nicht konnte, sich nie für etwas entschied, weil er nicht Verstand genug für eine Wahl besaß nie etwas voraussah, obschon er seiner Nase nach schauen konnte, und nie an etwas dachte, weil er kein Gedächtniß besaß. Der Vers: „Wenn Dummheit Segen ist, ist's Thorheit, weise seyn“ wurde zuverlässig auf Jack gedichtet. Indeß war er doch nicht so ganz geistig vernachläßigt. Er wußte, was gut zu essen oder zu trinken war, denn er hatte eine feine Zunge und ein so scharfes Auge, daß er im Nu entdeckte, ob an der Mauer ein Pfirsich reif war oder nicht; auch hörte er gut, denn er war in der Schule stets der Erste, welcher die Fußtritte des Lehrers vernahm, und ebenso roch er etwas Würziges auf die Entfernung einer Meile, wenn der Wind aus der geeigneten Richtung kam. Ferner wußte er, daß er sich die Finger verbrenne, wenn er sie in's Feuer stecke, daß die Messer schlimme Schnitte verursachen können, daß die Ruthe kitzle — und was dergleichen kleine Grundsätze mehr waren, die in der Regel Kinder zwar schon in einem sehr frühen Alter in Erfahrung bringen, von dem schwerfassenden Jack übrigens erst viel später begriffen wurden. Gut also, unser Held ging, wie er war, zur See, eine reichlich gefüllte Seekiste mit sich nehmend, während sein Vorrath von Ideen in demselben Verhältnisse klein war.

Wir wollen alle weiteren Zwischenvorfallenheiten übergehen, bis

unsern Jack an Bord des Mendacious eingeschifft war, der damals zu Malta lag. Er war ein prachtvolles Schiff, hatte Sir Theophilus Blazers Flagge auf der Vordergaffel aufgehißt und führte hundert und zwanzig Kanonen nebst hundert und zwanzig Midshipmen von verschiedenartigem Kaliber. (Ich übergehe den Kapitän, den Lieutenant und die Schiffsmaten, indem ich nur die werthvollsten Qualifikationen des Schiffs bezeichne.) Jack, der eben zur Puddingzeit anlangte, wurde von seinem Onkel herzlich bewillkommt und zum Mittagmahl eingeladen. Auch machte der Admiral bald die wichtige Entdeckung, daß sein Neffe in allen andern Punkten vielleicht ein großer Einfaltspinsel war, aber doch mit Messer und Gabel vortrefflich umzuspringen wußte. In kurzer Frist fanden übrigens seine Tischgenossen aus, daß er auch mit der Faust nicht dumm war, und seine schlagenden Argumentationen brachten manchen Zwist in's Reine. Ueberhaupt war Jack in allem Körperlichen vollkommen und nur so gar mangelhaft im Geiste.

Das Studium des Kompasses machte ihm daher große Noth, und sein würdiger Onkel Sir Theophilus Blazers konnte in Betreff seiner Zusage nicht Wort halten, da dem armen Jack trotz aller Ohrfeigen die verwünschte Nadel nun und nimmermehr in den Kopf wollte. Es bedurfte aller Cardinaltugenden, um ihn am Vormittag die Cardinalpunkte kennen zu lehren, und er schien sich einen Ehrenpunkt daraus zu machen, sie sammt und sonders vor Sonnenuntergang wieder zu vergessen. Es sah ganz aus, als ginge es ihm wie gewissen Leuten, die nie mehr als eine einzige Idee in dem Kopfe behalten können, denn für Jack gab es nur einen einzigen Punkt zumal, bei dem er stehen blieb, wie ein wohldressirter Hühnerhund. Der Wind wechselte bei ihm nie bis zum andern Tag. Sein Onkel erklärte ihn zwar für einen Dummkopf ohne Gleichen; doch dies regte die Gefühle des Neffen durchaus nicht an, da man ihm das Gleiche schon gar zu oft gesagt hatte.

Ich habe bereits bemerkt, daß Jack eine große Achtung vor dem guten Essen und Trinken hatte — ferner daß er mit einem vortrefflichen Appetit gesegnet war. Jedermann hat seine eigenthümlichen

Liebhabereien, und wenn es etwas gab, was die Gaumen- und Geruchsnerven unsres Helden vorzugsweise kitzelte, so war dies eine gebratene Gans mit Salbei und Zwiebeln. Jack war bereits sieben Monat an Bord des Mendacious gewesen, als es sich eines Tages traf, daß er zu dem Diner des Admirals eingeladen wurde — eine Gelegenheit für welche der Steward eine Gans braten ließ; denn er wußte nicht nur, daß Jack ein großer Freund davon, sondern auch der Neffe des Admirals war, und eine derartige verwandtschaftliche Beziehung wird an Bord eines Flaggenschiffes schon als etwas angeschlagen. Ehe man sich zur Tafel niedersetzte, wünschte der Admiral zu wissen, wie der Wind gehe, und da er nicht wenig ärgerlich war über die langsamen Fortschritte von seines Neffen nautischem Wissen, so sagte er:

„Wohlan, Mr. Littlebrain, steht auf und meldet mir, wie der Wind bläst. Aber wohl gemerkt, da Ihr, wenn ich Euch schicke, neunmal unter zehn einen Fehler macht, so wette ich jetzt fünf Guineen gegen Euer Diner, daß Ihr auch dießmal schlechte Kunde bringt. Fort also, und wir werden bald sehen, ob Ihr Euer Mahl verliert, oder ich mein Geld. Setzt euch, Gentlemen; wir wollen nicht auf Mr. Littlebrain warten."

Unserem Jack wollte die Wette seines Onkels durchaus nicht zusagen, noch weniger aber der Mangel an guter Manier, daß man nicht auf ihn warten mochte. Er hatte, ehe er sich entfernte, just noch Zeit gehabt, die Deckel abnehmen zu sehen und den Gansbratenduft zu schnüffeln.

„Der Admiral wünscht zu wissen, wie der Wind bläst, Sir," sagte Jack zu dem Offizier der Wache.

Der Offizier der Wache ging nach dem Kompaßhäuschen hinab, setzte den Wind so nahe als möglich und entgegnete:

„Sagt Sir Theophilus, daß wir Südwest und West drei Viertel West haben."

„Das ist einer von den verwünschten langen Punkten, die ich nie behalten kann," rief Jack in Verzweiflung.

„Da wirst Du wohl die Gans fangen, wie's im Sprüchwort heißt," bemerkte einer von den Midshipmen.

„Und ich fürchte, ich werde wohl nichts von ihr kriegen," versetzte Jack trostlos. „Was hat er gesagt — Südwest und bei Nord drei Viertel Ost?"

„Nicht ganz," ver etzte sein Kamerad, der ein gutmüthiger Bursche war und herzlich über Jacks Version lachte. „Südwest und bei West drei Viertel West."

„Das kann ich mir nicht merken," rief Jack. „Kann ich's melden, so kriege ich fünf Guineen, wo nicht, so ist's auch mit dem Diner alle. Aber wenn ich noch viel länger hier bleibe, komme ich jedenfalls um das Essen, denn sie sind alle schrecklich heißhungrig und werden nichts übrig lassen."

„Nun, wenn Du mir eine von den Guineen gibst, so will ich Dir zeigen, wie Du's einleiten kannst," sagte der Midshipman.

„Du sollst zwei haben; aber tummle Dich, so lange noch etwas von der Gans übrig ist," entgegnete Jack.

Der Midshipman schrieb den Punkt, aus welchem der Wind blies, der vollen Länge nach auf einen Streifen Papier und heftete ihn mit einer Stecknadel an den Rand von Jacks Hut.

„Da," sagte er; „wenn Du in die Kajüte trittst, so mußt Du den Hut so halten, daß Du es lesen kannst, ohne daß man es bemerkt."

„Wahrhaftig, das kann ich wohl; aber mir wäre es nie eingefallen," versetzte Jack.

„Du hast nicht Witz genug," entgegnete der Midshipman.

„Ei, ich kann keinen Witz in dem Kompaß sehen," erwiederte Jack.

„Gleichviel; tummle Dich nur," sagte der Midshipman.

Wenn nun auch das Gedächtniß unseres Helden sehr treulos war, so leisteten ihm doch seine Augen gute Dienste. Als er daher in die Kajüte trat, beugte er sich sehr höflich über seinen Hut und las ab: „Südwest und bei West drei Viertel West;" dann fügte er, ohne zu lesen, bei — „mit Eurem Wohlnehmen, Sir Theophilus."

„Steward,“ rief der Admiral; „sagt dem Offizier der Wache, er solle herunter kommen.“

„Was haben wir für Wind, Mr. Growler?“

„Südwest und bei West drei Viertel West,“ versetzte der Offizier.

„Dann habt Ihr Eure fünf Guineen gewonnen, Mr. Littlebrain, und Ihr könnt Euch jetzt niedersetzen, um Euch das Mahl belieben zu lassen.“

Unser Held säumte nicht, diesem Auftrage Folge zu geben, und wagte es, im Vertrauen auf seinen errungenen Sieg, den Teller zweimal nach der Gans zu schicken. Nachdem das Mahl abgefertigt, der Wein getrunken und der Kaffee eingenommen war, faßten die Offiziere gleichzeitig den Wink, welcher unvermeidlich das letzte Getränk begleitet, auf, machten ihre Verbeugungen und entfernten sich. Jack folgte ihrem Beispiele; der Admiral aber drückte ihm zuvor noch die gewettete Summe in die Hand und bemerkte, „es müsse ein schlechter Wind seyn, der Niemand etwas Gutes zublase.“

So dachte auch Jack, welcher, nachdem er seinem Freunde für den guten Rath treulich die zwei Guineen eingehändigt hatte, nach Weise der Midshipmen auf der Hütte seine Wache hielt: das heißt, er streckte sich auf den Signaltruhen aus und schickte sich in der erprobtesten Methode zum Schlafe an, indem er das Blinken der Sterne mit dem Blinzeln seiner Augen beantwortete und am Ende die letzteren ganz und gar schloß, damit sies nicht friere. Aber ehe er damit ganz zu Stande kam, dachte er noch an die Gans und an die fünf Guineen. Das Wetter war schwül und der Wind blies sanft und mild noch immer aus derselben Richtung, die Wangen unsres Jack fächelnd, der sich in einer Art von Träumerei erging.

„Wahrhaftig,“ murmelte Jack vor sich hin, „dieser Punkt des Kompasses gefällt mir vornehmlich, und ich glaube nicht, daß ich je Südwest und bei West drei Viertel West vergessen werde. Nein ich liebte nie zuvor einen Punkt in so hohem Grade, obgleich —“

„Ist dies wahr?“ flüsterte eine sanfte Stimme in sein Ohr.

„Liebst Du Südwest und bei West drei Viertel West, und willst Du wie Du sagst, sie nie vergessen?“

„Ei was ist dies?“ sagte Jack seine Augen aufreißend, und sich halb umwendend.

„Ich bins — Südwest und bei West drei Viertel West, die Du liebst, wie Du sagst.“

Littlebrain richtete sich auf und schaute umher. Es war Niemand auf der Hütte, als er selbst und zwei oder drei von der Hinterwache, welche zwischen den Kanonen lagen.

„Ha, wer hat denn hier gesprochen?“ sagte Jack in großem Erstaunen.

„Der Wind, den Du liebst, der Dich längst geliebt hat,“ versetzte dieselbe Stimme. „Wünschest Du mich zu sehen?“

„Dich zu sehen — den Wind zu sehen? — Die Midshipmen haben mich schon oft mit diesem Auftrage in den April geschickt,“ dachte Jack.

„Liebst Du mich, so wie Du sagst, und wie ich Dich liebe?“ fuhr die Stimme fort.

„Nun ja, ich liebe Dich mehr als irgend einen Punkt des Kompasses, obschon ich in meinem Leben nicht geglaubt hätte, daß mir je einer davon gefallen könnte,“ entgegnete Jack.

„Damit bin ich nicht zufrieden. Willst Du ausschließlich mich lieben?“

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich die andern lieben werde,“ erwiederte Jack abermals seine Augen schließend. „Ich hasse sie alle.“

„Und liebst mich?“

„Ja, ich liebe Dich — das ist Thatsache,“ versetzte Jack — denn er dachte an die Gans und die fünf Guineen.

„Dann blicke zurück und Du sollst mich sehen,“ sagte die sanfte Stimme.

Jack, welcher kaum wußte, ob er schlief oder wachte, nahm sich bei dieser Aufforderung abermals die Mühe, seine Augen aufzuriegeln, und erblickte eine feenartige Frauengestalt, so durchsichtig, wie das

Wasser, aber doch augenscheinlich mit Wesenheit begabt. Ihre Züge waren schön, sanft und mild, während ihre Umrisse leicht in dem Winde hin und her zitterten. Sie beugte sich mit süßem Lächeln über ihn, spielte mit seinen kastanienbraunen Locken, berührte leise seine Lippen mit den ihrigen, ließ ihre zitternden Finger über seine Wangen gleiten und ihr warmer Athem schien mit dem seinigen zu verschmelzen. Dann wurde sie kühner; sie umarmte ihn und griff mit ihren Fingern in seinen Halskragen, als verlange sie ihn zu untersuchen.

Jack fühlte ein wonniges Wohlbehagen, das er nicht recht begreifen konnte. Noch einmal zitterten die Lippen der Zauberin auf den seinigen, bald einen Augenblick weilend bald zurückweichend, dann wieder zum Kusse zurückkehrend, und endlich stellte die sanfte Stimme abermals die Frage —"

„Liebst Du mich?"

„Mehr als eine Gans," versetzte Jack.

„Ich weiß nicht, was eine Gans ist," entgegnete die Feengestalt, während sie Jacks wallende Locken hin und her stieß. „Du mußt nur mich lieben. Versprich mir dieß, ehe ich abgelöst werde."

„Wie, hast Du auch gleich mir die erste Wache?" erwiederte Jack.

„Ich bin jetzt hier im Dienste, aber nicht mehr lange. Wir südlichen Winde dürfen nie auf die Dauer an einem Platze bleiben, und wahrscheinlich wird bald eine von meinen Schwestern hergeschickt werden."

„Ich verstehe nicht, von was Du meinst," sagte Jack. „Sprich, wer bist Du und was bist Du; ich will dann Alles thun, um wach zu bleiben. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich fühle mich, seit Du um mich her gefächelt hast, weit mehr zum Schlafe geneigt, als zuvor."

„Dann will ich an Deiner Seite bleiben, und Du sollst mir zuhören. Wie ich Dir sagte, bin ich ein Wind —"

„Das ist furios," unterbrach sie Jack.

„Mein Name ist Südwest und bei West drei Viertel West.“

„Ja, aber das ist ein sehr langer Name. Wenn Du willst, daß ich ihn merken soll, so solltest Du einen kürzeren wählen.“

Dies brachte Fräulein Wind ein wenig auf, und sie blies etwas scharf in Jacks Augenwinkel, fuhr aber dem ungeachtet fort:

„Du bist ein Seemann und solltest natürlich alle Winde des Kompasses bei Namen kennen.“

„Ich wollte, es wäre so; 's ist aber nicht der Fall,“ entgegnete Littlebrain. „Ich kann mir nur den Deinigen merken — keinen andern.“

Wieder zitterte der Wind entzückt auf seinen Lippen, und die Stimme fuhr fort.

„Du weißt, daß der Kompaß zwei und dreißig Punkte hat, die wieder in Viertel abgetheilt sind, so daß es in Wirklichkeit hundert und achtundzwanzig verschiedene Winde gibt.“

„Das ist mehr, als ich mir je merken werde; soviel weiß ich gewiß,“ sagte Jack.

„Gut also; wir sind im Ganzen hundert und acht und zwanzig. Alle Winde, die etwas Nördliches in sich haben, sind rauh und garstig, die südlichen aber sammt und sonders zierlich.“

„Was Du da sagst,“ versetzte unser Held.

„Wir müssen blasen, wenn es von uns verlangt wird, aber der schwerste Dienst fällt gewöhnlich auf die nördlichen Winde, was auch nicht mehr wie billig ist, da sie die stärksten sind, obschon auch wir südlichen hart genug blasen können, wenn wir wollen. Unsere Charaktere sind etwas verschieden. Die böswilligsten sind die nördlichen und östlichen Winde. Die Nordwestwinde haben zwar auch große Gewalt, sind aber nicht unfreundlich. Die südöstlichen Winde wechseln, während wir Südwester als die mildesten und wohlthätigsten betrachtet werden. Verstehst Du mich?“

„Nicht ganz. Du machst den ganzen Kompaß durch, und es ist ein Fakt, daß ich damit nie in's Reine kommen konnte. Ich höre,

was Du sagst, kann Dir aber nicht versprechen, daß ich es behalten will, denn ich kann mich nur des Südwest und bei West drei Viertel West erinnern."

„Es ist mir nur darum zu thun, daß Du Dich meiner erinnerst, und wenn dies geschieht, magst Du alle übrigen vergessen. Du siehst, wir Südweste sind Sommerwinde und werden selten anders, als zu dieser Jahreszeit aufgeboten. Ich habe in den letzten drei Monaten oft über Dein Schiff geblasen und stets in Deiner Nähe geweilt, denn ich liebte Dich."

„Danke Dir — aber jetzt geh weiter, denn die sieben Glockenzüge haben schon geschlagen, und ich möchte mich einthun. Ist die Wache vorbei?"

„Nein, ich werde noch einige Stunden länger blasen. Warum willst Du mich verlassen und nicht bei mir auf dem Decke bleiben?"

„Wie, auf dem Decke bleiben, nachdem meine Wache aus ist? Nein, wenn ich's thue, so blase mich! Das ist nie Midshipmans Manier — aber wie wär's, wenn Du mit mir hinunterkämest und Dich in meiner Hängematte einthätest? Sie ist dicht neben der Lucke, und Du kannst es leicht thun."

„Gut, ich will es thun; aber Du mußt mir etwas versprechen. Du sagst, daß Du mich liebest, und ich bin sehr eifersüchtig, denn wir Winde ersetzen einander gegenseitig. Versprich mir, daß Du nie einen andern Wind nennen willst, als mich, denn wenn Du's thust, können sie an Dich kommen, und sobald ich davon höre, blase ich Euch wahrhaftig die Masten von dem Schiffe."

„Ist Dirs ernst?" fragte Jack, ihre gebrechliche zitternde Gestalt betrachtend.

„Ja, und ich will's noch obendrein an einem Lagerwalle thun, so daß das Schiff auf den Felsen in Trümmern geht. Der Admiral und jede Seele an Bord soll ertrinken."

„Wie, das wolltest Du wirklich?" entgegnete unser Held erstaunt.

„Wenn Du mir Dein Versprechen gibst, nein. Ich komme dann zu Dir, setze mich auf Eure Windsegel nieder, trockne Deine Wäsche an dem Takelwerk, kräusle die Wellen vor Dir her, hänge mich an die Lippen meines Liebchens und drücke es in meine Arme. So versprich mir also, unter keinen Umständen einen anderen Wind zu nennen, als mich."

„Nun ich kann Dir dies wohl versprechen," erwiederte Jack, „denn ich bin sehr geschickt im Vergessen. Du willst also mit mir nach meiner Hängematte kommen und mein Bette theilen? Du wirst eine hübsch kühle Schlafkamerädin seyn in diesen warmen Nächten."

„Ich darf auf meiner Wache nicht schlafen, wie ihr Midshipmen, will aber über Deinen Schlummer wachen, Deine Wangen fächeln und Dich kühl erhalten, bis ich abgelöst werde."

„Wann wirst Du wieder kommen?"

„Ich kann dies nicht sagen — sobald ich eben wieder aufgeboten werde; aber Du darfst darauf zählen, daß ich mit Ungeduld der Stunde harre."

„Da schlagen die acht Glockenzüge," rief Jack aufspringend. „Ich muß jetzt hinuntergehen und den Officier der Mittelwache aufwecken; dann aber thue ich mich sogleich ein, denn mein Ablöser ist nicht so groß, als ich, und ich kann ihn dreschen."

Littlebrain hielt Wort; er weckte seinen Ablöser und zerdrosch ihn sodann, weil es der kleine Mann wagte, Vorstellungen zu machen Die Folge davon war, daß unser Held nach zehn Minuten in seiner Hängematte lag, und Südwest und West bei drei Viertel West kam sachte die Lucke heruntergeschlichen, um in seinen Armen zu ruhen. Jack schlief bald ein und als er am andern Morgen durch den Schiemann geweckt wurde, war seine Schlafkamerädin nicht länger da. Auf die Frage eines Maten, wie der Wind stehe, antwortete der Schiemann, sie hätten eine steife Brise aus Nord-Nord-West. Jack entnahm daraus, daß sein Schätzchen nicht länger im Dienste stand.

Unser Held hatte mit seiner sanften und freundlichen Gesellschafterin eine so glückliche Nacht verbracht, daß er an nichts Anderes mehr denken konnte; er sehnte sich nach ihrer Wiederkunft und fragte nun zu Jedermanns Erstaunen unaufhörlich, aus welcher Richtung der Wind blase. Er dachte unausgesetzt an sie und war in der That so sehr in Südwest und bei West drei Viertel West verliebt, als er es nur seyn konnte. Sie erschien abermals — er erfreute sich auf's Neue ihrer entzückenden Gesellschaft, und sie schlief wieder mit ihm in seiner Hängematte, bis sie nach kurzem Verweilen von einem anderen Winde abgelöst wurde. Wir können Fräulein Wind nicht der Unbeständigkeit zeihen, da die Schuld nicht an ihr lag; ebensowenig war ihr Treulosigkeit zur Last zu legen, denn sie war zärtlich in ihrer Liebe und, wenn sie sich zeigte, lauter Sanftmuth und Milde. Soviel müssen wir übrigens sagen, daß Südwest und bei West drei Viertel West unsern Helden oft in die Klemme brachte; denn Jack hielt Wort und vergaß alle anderen Winde, da es für ihn keinen andern als seinen theuern Südwest und bei West drei Viertel West gab. Jedenfalls muß man ihm übrigens zugestehen, daß er große Ausdauer behauptete, denn er blieb auf seinem Punkte.

Unser Held konnte wohl mit seinen Tischgenossen disputiren, denn man muß nicht gerade der Fähigste seyn, um dafür eine Liebhaberei zu gewinnen. Dabei hielt er es wie alle nicht sehr glänzende Argumentatoren, indem er rechts und links abschweifte, just wie ihm eben irgend etwas in den Kopf kam.

„Welch' ein Unsinn, so zu sprechen," konnte sein Gegner sagen. „Warum gehst Du von dem Punkte ab?"

„Das ist nicht wahr," rief Jack.

„Wohlan denn, welchen Punkt hast Du im Auge?"

„Südwest und bei West drei Viertel West," entgegnete unser Held.

Wer konnte hierauf etwas erwiedern? Aber trotz aller Schwierigkeiten und unter allen Umständen hielt unser Held sein Versprechen, bis es endlich seinem Onkel Sir Theophilus bedenklich wurde, ob er

ihn nicht lieber nach Hause zur Versorgung in einem Irrenhause schicken solle, statt ihn zu dem Range eines Postkapitäns heranzuziehen. Nach reiferer Erwägung fand jedoch der Admiral, daß ein Narrenhäusler ein sehr nutzloses Glied der Gesellschaft sey, während ein Kapitän in der Flotte sich sehr thätig erzeigen könne; er kam deshalb zu dem Schlusse, daß Littlebrain seiner Bestimmung folgen müsse. Endlich galt Jack allgemein als der größte Thor auf dem Schiffe, wogegen übrigens die Damen bemerkten, daß dies wohl möglich, unser Midshipman aber jedenfalls der schönste Junge in der mittelländischen Flotte sey. Wir glauben, daß beide Partieen in ihren Behauptungen vollkommen Recht hatten.

Die Zeit entschwindet — und sogar die Lehrzeit eines Midshipman, obschon es mit ihr nicht ganz so schnell geht, als mit seinem Gelde. Mr. Littlebrains Examen nahte heran. Sir Theophilus, der jetzt die ganze Flotte kommandirte, war fast in Verzweiflung. Wie war es möglich, daß ein Mensch ein Schiff lenken konnte, wenn er nur einen einzigen Punkt des Kompasses in seinem Kopfe hatte?

Sir Theophilus kratzte sich in seiner Perücke, und die Disposition der für das Land so wichtigen mittelländischen Flotte wurde nun nach den moralischen Dispositionen der Kapitäne verändert, welche die Schiffe kommandirten. In jenen Tagen gab es wilde Tartaren im Dienste — Offiziere, die nie einen Fehler übersahen oder nur die mindeste Abweichung von der strengen Pflicht gestatteten. Sie waren zwar allgemein gehaßt, zugleich aber auch die werthvollsten für den Dienst. Daß sein Neffe vor solchen Leuten ein Examen bestehen konnte, war, wie der Admiral wohl wußte, rein unmöglich. Die Folge davon war, daß der Eine wegen Nichts nach Genua geschickt wurde, ein Anderer mußte auf der Höhe von Sardinien auf Schiffe lauern, die gar nicht in der Gegend waren, zwei Weitere sollten nach einer noch gar nicht gebauten französischen Fregatte kreuzen, und so wußte es der Admiral einzuleiten, daß er ein Häuflein Offiziere

zusammenbrachte, die schmiegsam genug waren, um seinen Neffen **unter** der Beförderungsschranke wegkriechen zu lassen, die derselbe nie zu überspringen im Stande gewesen wäre. Das Signal wurde gegeben und unser Held ging an Bord. Sein Onkel hatte bei diesem Anlasse ein kleines Douceur nicht vergessen, und da man keine Truthühner haben konnte, so wurde das Boot mit drei paar Gänsen zum Geschenk für die drei examinirenden Kapitäne befrachtet. Littlebrains Muth entsank, als er dem Schiffe zuruderte, und sogar die Gänse zischten nach ihm, als wollten sie sagen: wenn Du nicht ein so gar dummer Esel wärest, so könnten wir wohl lebend in unsren Ställen bleiben. Es lag viel Wahres in dieser Bemerkung.

Man hätte unserm Jack Littlebrain nichts leichter machen können als sein Examen. Die Fragen waren sammt und sonders zum Voraus abgemacht, und ein wohlwollender Freund hatte für ihn die Antworten aufgeschrieben. Die examinirenden Kapitäne litten augenscheinlich von der Hitze des Wetters; sie hatten die Hände vor der Stirne und blickten während der Antworten Littlebrains auf den Tisch nieder, so daß sie natürlich nicht bemerken konnten, daß er sie ablas. Sobald Littlebrain geantwortet und hinreichend Zeit gehabt hatte, sein Papier unter den Tisch zu werfen, fühlten sich die Kapitäne besser und sahen wieder auf.

Unser Held hatte nur acht Fragen zu beantworten. Ueber sieben war er zur Zufriedenheit weggekommen, worauf es an die sehr einfache achte ging: — „Was ist der Curs und die Distanz von Quessant nach dem Start?"

Nachdem diese Frage gestellt war, versanken die Kapitäne wieder in ein tiefes Nachdenken und verhüllten die Augen mit ihren Handflächen.

Littlebrain hatte seine Antwort — er sah auf das Papier. Was konnte auch einfacher seyn, als die Erwiederung? Und dann standen die Kapitäne sammt und sonders auf, drückten ihm die Hand, bekom-

plimentirten ihn über das an den Tag gelegte Talent, ließen dem Admiral ihre Empfehlungen vermelden und bedankten sich für die Gänse. Jack wollte eben antworten:

„Nord — —“

„Erinnere Dich Deines Versprechens!“ rief eine sanfte Stimme, deren sich Jack wohl erinnerte.

Jack stammelte. — Die Kapitäne blieben stumm und warteten geduldig.

„Ich muß es sagen,“ murmelte Jack.

„Du sollst nicht,“ versetzte der kleine Wind.

„Wahrhaftig, ich muß,“ sagte Jack, „oder ich werde zurückgewiesen.“

Die Kapitäne, über dieser Zögerung und Jacks Murmeln überrascht, blickten auf, und einer davon fragte höflich, ob Mr. Littlebrain nicht sein Schnupftuch oder sonst etwas unter den Tisch habe fallen lassen. Dann hefteten sie ihre Augen wieder auf das grüne Tuch.

„Wenn Du Dich unterstehst, besuche ich Dich nie wieder,“ rief Südwest und bei West drei Viertel West. „Ich komme nicht mehr nach Deiner Hängematte, sondern blase das Schiff an eine Leeküste, so daß jede Seele darauf, Admiral und Alles verloren geht. Erinnere Dich Deines Versprechens!“

„Dann werde ich nicht durchkommen,“ versetzte Jack.

„Glaubst Du, daß ein anderer Punkt des Kompasses Dir durchhelfen werde! Nie! Dazu bin ich zu eifersüchtig. Komm, mein Theuerster.“ Und der Wind zitterte abermals köstlich auf den Lippen unsres Helden, der nicht länger widerstand.

„Südwest und bei West drei Viertel West,“ rief Jack mit Festigkeit.

„Ihr habt ein kleines Versehen gemacht, Mr. Littlebrain,“ sagte einer der Kapitäne. „Seht noch einmal — ich wollte sagen, besinnt Euch noch einmal.“

„Südwest und bei West drei Viertel West,“ wiederholte Jack.

„O, mein Theuerster, wie liebe ich Dich!“ flüsterte der sanfte Wind.

„Ei, Mr. Littlebrain,“ sagte einer der Kapitäne, denn Jack hatte jetzt wirklich das Papier auf den Tisch niedergelegt, „was ist denn jetzt im Winde?“

„Er ist hartnäckig,“ entgegnete Jack.

„Jedenfalls scheint Ihr dies zu seyn,“ entgegnete der Kapitän. „Versucht es noch einmal.“

„Ich habe es,“ dachte Jack, der die letzte Antwort von seinem Papiere abriß. „Ich habe schon einmal in derselben Weise fünf Guineen gewonnen.“ Er händigte den Papierstreifen einem examinirenden Kapitän ein und sagte: „Ich glaube, dies ist recht, Sir.“

„Ja, ganz richtig; aber warum habt Ihr es nicht gesagt, statt es aufzuschreiben, Mr. Littlebrain?“

Jack gab keine Antwort. Sein kleines Schätzchen schmollte ein wenig, sagte aber nichts. Forms halber fand nun eine kurze Berathung Statt. Jeder Kapitän fragte den andern, ob er vollkommen mit Mr. Littlebrains Fähigkeiten zufrieden sey, und die Antwort lautete bejahend, obschon sie sich eigentlich nur vollkommen überzeugt hatten, daß er entweder ein Dummkopf oder ein Narr sey. Da jedoch diese beiden Klassen ihre Vorgänger im Dienst hatten, so wurde auch Jack der Liste beigefügt und am andern Tage zum Lieutenant ernannt.

Unser Held versah seinen Dienst als Lieutenant in der Back, und da der Offizier dort nichts zu thun hat, als auf den Ruf vom Halbdeck mit „Sehr wohl, Sir,“ zu antworten, so kam er mit seiner wichtigen Obliegenheit ohne viele Verstöße zu Stande. Und jetzt fühlte er sich höchst glücklich. Niemand wagte es länger, ihn einen Dummkopf zu nennen, als sein Onkel. Er hatte seine eigene Kajüte, und oft kam seine liebe kleine Südwest und bei West drei Viertel West zum Fenster herein, um sich an seine Seite zu schmiegen.

„Du wirst mich sobald nicht wieder sehen, mein Theurer,“ sagte sie eines Morgens ernst.

„Warum nicht, mein sanftes Liebchen?“ versetzte Jack.

„Erinnerst Du Dich nicht, daß die Wintermonate kommen?“

„Du hast Recht,“ antwortete Jack. „Ich werde mich recht sehr nach Dir sehnen.“

Und Jack sehnte sich lang und viel, denn er liebte seinen theuren Wind und dessen Begleitung, das schöne Wetter. Der Winter kam mit schweren Böen, Regen, Donner und Blitz. Nichts als doppelt gereffte Marssegel und unabläßiges Vieren. Unser Held ging in der Back hin und her und dachte an seinen Lieblingswind. Die Nordoster brausten wüthend, und das Wetter war bitterkalt. Die Offiziere schüttelten, wenn ihre Wache vorüber war, Regen und Sprüh von ihren Kleidern und riefen nach Grog.

„Steward, ein Glas Grog,“ rief der Eine. „Aber stark.“

„Mir auch,“ sagte Jack. „Aber ich will ihn selbst mischen.“

Jack goß sich Rum ein, bis das Glas halb voll war.

„Ei, Littlebrain,“ bemerkte sein Tischgenosse, „eine solche Dose nennen wir einen regelmäßigen Nordwester.“

„So?“ entgegnete Jack. „Nun ja, die Nordwester sagen mir vortrefflich zu, und ich will wie Pech dabei sitzen bleiben.“

Und im ganzen Laufe des Winters zeigte unser Held eine große Vorliebe für die Nordwester. Zu Ende des Februars trat eine schwere Bö ein. Sie blies wüthend drei Tage lang aus Norden und hielt dann inne — kein Wunder, denn sie mußte doch wieder zu Athem kommen. Dann schlug der Wind unter Squallen und schweren Regen um und wieder um, bis er aus jeder Richtung des Kompasses blies.

Die Wache unsers Helden war vorüber. Er stieg hinunter und rief wie gewöhnlich nach einem Nordwester.

„Wie ist der Wind jetzt?“ fragte der erste Lieutenant den Meister, der triefend herunterkam.

„Süd-Süd-West, zieht sich aber jetzt stark nach Westen,“ sagte der alte Spunyarn.

Und so war es. Er vierte mit einem zornigen Stoße rund bis Südwest und bei West drei Viertel West, kam zum Hochlichtfenster herein in das Ohr unseres Helden und rief:

„O Du Falscher!!"

„Falsch?" rief Jack. „Wie, Du hier und noch obendrein zornig? Was gibt's denn?"

„Was es gibt? Glaubst Du, ich wisse es nicht? Was hast Du getrieben, seit ich weg war? Hast Du in meiner Abwesenheit Dich nicht stets mit Nordwestern getröstet?"

„Ei, Du wirst doch nicht eifersüchtig auf einen Nordwester seyn?," versetzte Littlebrain. „Ich gestehe, daß ich eine große Vorliebe dafür habe."

„Wie? Und dies mir ins Gesicht? Ich werde nie wieder kommen, wenn Du mir nicht versprichst, daß Du nichts mehr damit willst zu thun haben. Beeile Dich — ich kann nicht länger als zwei Minuten bleiben, denn es ist jetzt harte Arbeit und wir lösen uns rasch ab. Versprich mir, Du wollest nach keinem Nordwester mehr rufen."

„Wohlan denn," entgegnete Littlebrain, „Du hast doch nichts gegen Halbundhalb einzuwenden?"

„Durchaus nicht; das ist etwas ganz Anderes und hat nichts mit dem Winde zu schaffen."

„Oh, doch," dachte Jack; „denn es bringt den Mann in den Wind. Aber dies darf ich ihr nicht sagen." Dann fuhr er laut fort: „Du machst Dir doch nichts aus einem guten Zuge, he?"

„Nein; ich kümmre mich um nichts, als um die Nordwester."

„Ich will nie mehr danach rufen," erwiederte Jack. „Sie machen mir nur meinen Grog ein wenig stärker, und in Zukunft sollen sie Halbundhalb heißen."

„Das ist lieb! Aber jetzt muß ich fort — vergiß mich nicht."

Und der Wind entfernte sich in großer Eile.

Ungefähr drei Monate nach diesem kurzen Besuche lag die Flotte in der Höhe von Corsika, und unser Held spazierte auf dem Decke hin und her. Er machte sich eben Gedanken, ob er wohl den Gegenstand seiner Liebe bald wieder sehen werde, als einige Meilen von Bastia eine vor Anker liegende Kaperbrigg entdeckt wurde. Die Flottenboote erhielten das Signal, sie herauszuhauen, und der Admiral, welcher wünschte, daß sich sein Neffe irgendwie auszeichne, ertheilte ihm das Kommando des schönsten Fahrzeugs. Nun war Jack so tapfer, als nur einer seyn konnte, denn er hatte nicht genug Verstand, um zu begreifen, was Gefahr war, und so unterlag es keinem Zweifel, daß er sich hervorthun würde. Die Boote traten ihren Dienst an. Jack war der Allererste an Bord und jauchzte seinen Leuten zu, als er in die geschlossenen Reihen seiner Gegner stürzte. War es, daß er seinen Kopf keiner Vertheidigung werth hielt, oder daß er zuviel mit dem Zerschlagen anderer Schädel zu thun hatte, um nach seinem eignen zu sehen — kurz, ein Tamohawk fuhr mit solcher Gewalt gegen seinen Dickkopf nieder, daß er sich tief in seinem Gehirn begrub. Die Kapermannschaft wurde durch die Ueberzahl besiegt, und nun entdeckte man unsern Helden, der unter einem Leichenhaufen noch schwer athmend lag. Man hißte ihn an Bord des Mendacious und schaffte ihn nach der Kajüte seines Onkels. Der Wundarzt untersuchte ihn, schüttelte aber den Kopf.

„Das muß ein furchtbarer Hieb gewesen seyn," sagte er zu dem Admiral. Er ist bis in — —"

„Ja wohl," entgegnete der Admiral, dem die Thränen über die Wangen niederrollten; denn er liebte seinen Neffen.

Nachdem der Wundarzt Allem aufgeboten hatte, was in seiner Kraft lag, verließ er die Kajüte, um die andern Verwundeten zu bedienen. Auch der Admiral begab sich nach dem Halbdeck und ging eine Stunde in wehmüthiger Stimmung hin und her. Dann kehrte er nach der Kajüte zurück und beugte sich über seinen Neffen hin. Jack öffnete die Augen.

„Mein lieber Junge,“ sagte der Admiral, „wie ist's jetzt mit Deinem Kopfe?“

„Südwest und bei West drei Viertel West,“ rief unser Held, bis in den Tod beständig, mit matter Stimme. Dann wandte er sich ein wenig auf die Seite und hauchte seine Seele aus.

Drei Tage nachher, als die Flotte eben Malta angethan hatte, läutete die Schiffsglocke, und die Barkenleute des Admirals brachten eine Leiche, welche in eine Hängematte genäht und mit der britischen Flagge bedeckt war, nach der Laufplanke. Es war ein trüber, wolkichter, fast windloser Tag gewesen. Die Matrosen waren aufgeboten worden und standen nebst den Offizieren mit unbedeckten Häuptern da; der Admiral hatte die Arme gekreuzt und befand sich ganz vorne, während der Kaplan das Bestattungsritual über der Leiche unsers Helden verlas. Im Verlaufe der Ceremonie flappten die Segel, denn der Wind hatte ein wenig umgeschlagen. Der Offizier von der Wache machte eine Bewegung mit der Hand, und der Steuermann ließ das Schiff vom Winde abgehen, damit die Feierlichkeit nicht gestört werde. Zugleich fiel ein sanfter Regen nieder. Der Wind hat zu dem vielgeliebten Punkte unsres Helden gewechselt. Die Theure seines Herzens war herniedergekommen, um über den Verlust ihres Geliebten zu trauern, und die fallenden Regentropfen waren die Thränen, welche sie über den Tod ihres schönen, aber nicht überbegabten Liebhabers vergoß.

Das schlimme Testament.

Ein Schwank in drei Akten.

Personen.

Mister Cadaverous, ein alter Geizhalz, sehr reich und sehr krank.

Edward, ein junger Rechtsgelehrter ohne Praxis.

Mr. Gumarabic, Apotheker.

Seeby, ein Solicitor.

Thomas Montagu, }
John Montagu, } Neffen des Mr. Cadaverous.

James Sterling, }
William Sterling, } Großneffen des Mr. Cadaverous.

Clementine Montagu, Nichte des Mr. Cadaverous.

Mrs. Jellybags, Haushälterin.

Erster Act.

Ein Krankenzimmer.

Mrs. Cadaverous schläft in einem Armstuhl. Er ist von Kissen unterstützt, in seinen Schlafrock gehüllt und hat eine Nachtmütze auf dem Kopfe. — Ein kleiner Tisch mit Arzneiflaschen, Latwergentöpfen u. s. w. — Mrs. Jellybags sitzt in der Nähe des Tisches auf einem Stuhle.

Mrs. Jellybags

(blickt nach Mr. Cadaverous hin und kommt dann nach vorne).

Er schläft noch — der abscheuliche alte Filz! Gott behüte, wie ich ihn hasse — fast ebenso sehr, als er sein Geld liebt. Nun, es liegt wenigstens ein Trost in dem Gedanken, daß er seine Goldstücke nicht mitnehmen kann, und der Doktor sagt, es sey unmöglich, daß er es noch viel länger treibe. Zehn Jahre bin ich seine Sklavin gewesen — zehn Jahre schon bin ich mit dem Oberfeldwebel O'Callaghan von den Blauen versprochen — zehn Jahre muß ich um seinetwillen an Hymens Portale warten — und wie viele tausend Paare mußte ich in der Zwischenzeit durch dasselbe eingehen sehen! Ach, Himmel, ist das nicht genug, um eine arme Wittwe zum Wahnsinn zu treiben? Ich denke, ich habe es gut eingeleitet. Er lebt nun mit allen seinen Verwandten im Streit. Der Doktor Gumarabic will ihn heute darauf aufmerksam machen, daß es zweckmäßig sey, wenn er an sein Testament denke. (Mr. Cadaverous hustet im Schlafe). Er wacht. (Sie sieht nach ihm hin). Nein, doch nicht. Gut; so will ich ihn wecken und ihm seinem Trank geben,

denn nach einem so gemächlichen Schlafe könnte er es wohl noch eine ganze Woche länger treiben.

(Sie geht auf Mr. Cadaverous zu und rüttelt ihn.)

Cadaverous (fährt auf).

Hem, hem, hem! (Er hustet heftig.) O, Mistreß Jellybags, ich bin so gar krank. Hem, hem!

Jellybags.

O, mein theueer Sir, reden Sie doch nicht so. Ich hoffte, Sie sollten sich nach einem so hübschen langen Schlafe viel besser befinden.

Cadaverous.

Nach einem langen Schlafe? O, Du mein Himmel, wahrhaftig, ich kann keine zehn Minuten geschlafen haben.

Jellybags (bei Seite).

Ich weiß das wohl. (Laut.) O, mein theurer Sir, da sind Sie sehr im Irrthume. Die Zeit entschwindet schnell in einem tiefen Schlafe. Ich habe bei Ihnen gewacht und Ihnen die Fliegen abgewehrt. Aber sie müssen jetzt Ihrem Trank nehmen, mein theurer Sir, und zuerst Ihre Pillen.

Cadaverous.

Wie noch immer Pillen und Tränke — ei, wird's denn kein Ende damit nehmen?

Jellybags.

Mit der Zeit schon, mein theurer Sir. Doktor Gumarabic hat verordnet, Sie sollen jede halbe Stunde eine Pille und einen Trank nehmen.

Cadaverous.

Ja wohl — und in den letzten sechs Wochen wurde dies nicht ein einzigesmal versäumt — denn man weckte mich deshalb bei Tag und bei Nacht. Ich fühle mich schwach — sehr schwach! Glauben Sie nicht, daß ich etwas essen dürfte, meine liebe Mrs. Jellybags?

Jellybags.

Etwas essen, mein theurer Mr. Cadaverous? Wie mögen Sie auch nur so reden? Wissen Sie nicht, daß Doktor Gumarabic gesagt hat, es würde Ihr Tod seyn?

Cadaverous.

Nur einen Hühnerflügel oder ein Bischen von der Brust —

Jellybags.

Unmöglich.

Cadaverous.

Dann ein Stückchen trockene Röstschnitte — wenn's nur etwas ist, mein lieber Mr. Jellybags. Ich habe ein solches Nagen im Magen. Hem, hem!

Jellybags.

Mein theurer Sir, Sie würden sterben, wenn Sie nur das mindeste Nährende zu sich nähmen.

Cadaverous.

Ich bin überzeugt, daß ich sterben muß, wenn ich's nicht thue. Wohlan denn, ein Bischen Suppe — das würde mir in der That recht wohl schmecken.

Jellybags.

Suppe wäre Gift für Sie, mein theurer Sir — nein, nein — Sie müssen Ihre Pille und Ihren Trank nehmen.

Cadaverous.

O, Himmel — o Himmel! Achtundvierzig Pillen und achtundvierzig Tränke alle vierundzwanzig Stunden! Und ich soll keinen Augenblick Ruhe haben, weder bei Tag noch bei Nacht!

Jellybags (beschwichtigend).

Sie wissen, mein theurer Herr Cadaverous, das es nur geschieht, um Sie gesund zu machen. Kommen Sie jetzt.

(Sie bietet ihm eine Pille und etwas Wasser in einem Glase.)

Cadaverous

Die letzte ist noch nicht einmal drunten — ich fühle, daß sie mir auf dem halben Wege stecken geblieben ist. Hem!

Jellybags.

Dann spülen Sie beide zumal hinunter — kommen Sie nur, es geschieht zu Ihrem Besten.

Cadaverous.

(nimmt die Pille mit einem sauern Gesichte und hustet sie wieder herauf).

Hem, hem! Da — da ist sie wieder. O Himmel, o Himmel!

Jellybags.

Sie müssen einnehmen, mein theurer Sir. Versuchen Sie es noch einmal.

Cadaverous (hustend).

Mein Husten ist so gar schlimm. (Er nimmt die Pille.) O, mein armer Kopf, ich will mich wieder niederlegen.

Jellybags.

Noch nicht, mein theurer Mr. Cadaverous. Sie müssen noch zuvor Ihren Trank nehmen. Sie wissen, es geschieht um Ihrer Gesundheit willen.

Cadaverous.

Wie, noch einen Trank? Wahrhaftig, ich muß schon zwanzig Tränke in mir haben und dazu noch zwei Schachteln mit Pillen!

Jellybags.

Fügen Sie sich, es ist in einer Minute drunten.

(Cadaverous nimmt das Glas in die Hand und sieht es mit Abscheu an.)

Jellybags.

Kommen Sie.

(Cadaverous schluckt den Trank hinunter, fühlt sich aber sehr unwohl darauf. Er bringt das Taschentuch nach dem Mund, sinkt nach einer Weile ganz erschöpft in den Stuhl zurück und schließt die Augen.)

Jellybags (bei Seite).

Wenn nur der Doktor käme; es ist hohe Zeit, daß er sein Testament macht.

Cadaverous (sein Bein an sich ziehend).

Oh, oh, oh!

Jellybags.

Was ist Ihnen, mein theurer Mr. Cadaverous?

Cadaverous.

O! Dieser Schmerz! — Frottiren Sie mich, Mrs. Jellybags.

Jellybags.

Wo, mein theurer Sir? — Hier? (Sie reibt ihm das Knie.)

Cadaverous

Nein, nein! nicht hier! — O, meine Hüfte!

Jellybags.

Vielleicht hier? (Sie reibt ihm die Hüfte.)

Cadaverous.

Nein! — höher, höher! — o, meine Seite!

Jellybags.

Bin ich hier recht? (Sie reibt ihm die Seite.)

Cadaverous.

Nein — weiter unten!

Jellybags.

Hier? (Sie reibt.)

Cadaverous.

Nein! höher! O, meine Brust! mein Magen! o Himmel! — o Himmel!

Jellybags.

Fühlen Sie sich jetzt besser, mein theurer Sir?

Cadaverous.

O, Himmel! oh! Ich glaube, daß ich sterben muß! Ich fürchte, daß ich ein sehr gottloser Mann gewesen bin.

Jellybags.

Reden Sie nicht so, Mr. Cadaverous. Alle Welt, mit Ausnahme Ihrer Neffen und Nichten, sagt, daß Sie der beste Mann auf Erden seyen.

Cadaverous.

Wirklich? Ich fürchte, ich bin nicht ganz so gut gewesen, als man meint.

Jellybags.

Ich möchte den hören, der mir das Gegentheil sagte. Wahrhaftig, ich risse ihm die Augen aus.

Cadaverous.

Sie sind eine gute Frau, Mrs. Jellybags, und ich werde Ihrer in meinem Testamente nicht vergessen.

Jellybags.

Oh, reden Sie mir nicht von Testamenten, mein theurer Sir. Sie machen mich ganz elend. (Sie bringt das Tuch vor ihre Augen.)

Cadaverous.

Weinen Sie nicht, Mr. Jellybags. Ich will nicht mehr davon reden. (Sinkt erschöpft zurück.)

Jellybags (wischt sich die Augen).

Da kommt Doktor Gumarabic.

(Gumarabic tritt ein).

Gumarabic.

Guten Morgen, Mrs. Jellybags. Nun, wie geht's unserem Patienten? — Besser? he? (Mrs. Jellybags schüttelt den Kopf.)

Gumarabic.

Nicht? Ei, das ist sonderbar. (Geht auf Mr. Cadaverous zu). Nicht besser, mein theurer Sir? — Fühlen Sie sich nicht kräftiger?

Cadaverous (mit tonloser Stimme).

O, nein.

Gumarabic.

Nicht kräftiger? Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen.

(Mrs. Jellybags bringt einen Stuhl herbei. Gamarabic setzt sich nieder, zieht seine Uhr heraus und zählt.)

Gumarabic.

Aussetzend — hundertundfünfunddreißig Schläge — nun, nun — das ist sehr seltsam! Mrs. Jellybags, haben Sie meine Vorschrift pünktlich beobachtet?

Jellybags.

O, ja, Sir — nach dem Buchstaben.

Gumarabic.

Er hat nichts gegessen?

Cadaverous.

Nicht das Mindeste.

Gumarabic.

Und Sie fühlen sich nicht kräftiger? — Sonderbar, sehr sonderbar! Hat er nicht vielleicht etwas getrunken? Bemänteln Sie nichts, Mrs. Jellybags, reden Sie die Wahrheit — keine Suppe — keine warme Brühe?

Jellybags.

Nein, Sir; auf mein Wort, er hat nichts erhalten.

Gumarabic.

Hum! — und doch fühlt er sich nicht kräftiger. Wahrhaftig, daß ist sehr seltsam! — Hat er jede halbe Stunde seine Pillen eingenommen? —

Jellybags.

Ja, Sir — regelmäßig.

Gumarabic.

Und fühlt sich doch nicht besser! Wissen Sie gewiß, daß er zu jeder Pille seinen Trank erhalten?

Jellybags.

Jedesmal, Sir.

Gumarabic.

Und fühlt sich nicht besser — nun, das ist seltsam — in der Thut sehr seltsam! (Steht auf und kömmt mit Mrs. Jellibags von vorne). Wir müssen ihm mit noch mehr Tränken aufhelfen, Mrs. Jellybags. Es ist keine Zeit zu verlieren.

Jellybags.

Ich fürchte, er ist viel schlimmer, Sir.

Gumarabic.

Das fürchte ich nicht, Mrs. Jellybags, denn ich weiß es gewiß. Sehr sonderbar — aber so viel hat es seine Richtigkeit, daß ihn alle Arznei der Welt nicht retten wird. Dennoch müssen wir damit fortfahren — weil — die Medikamente da sind, um eingenommen zu werden.

Jellybags.

ehr wahr, Sir. (Sie flüstert mit Gumarabic.)

Gumarabic.

Ah! ja — ganz in der Ordnung. (Geht auf Mr. Cadaverous zu). Mein theurer Sir, ich habe mein Bestes gethan. Aber dennoch sind Sie krank — sehr krank — was seltsam — höchst seltsam ist! Es ist nicht angenehm — ich möchte wohl sagen, sehr unangenehm — aber wenn Sie noch einige kleine weltliche Angelegenheiten zu besorgen haben — ein Testament zu machen — oder zu Gunsten Ihrer guten Wärterin, Ihres Arztes und sofort ein Codicill beizufügen — so dürfte es gut seyn, wenn Sie nach einem Rechtsgelehrten schickten. Man kann freilich nichts sagen, aber während meiner Praxis habe ich erfahren, daß die Leute bisweilen sterben. 's ist freilich sonderbar — in der That sehr sonderbar — wenn man bedenkt, wie viele Arznei Sie genommen; — aber der Tod kann morgen einkehren.

Cadaverous.

O Himmel — ich bin sehr krank.

Jellybags (schluchzend).

O Himmel! o Himmel! er ist sehr krank.

Gumarabic (kömmt mit Achselzucken nach vorn).

Ja; er ist krank — sehr krank — morgen so todt wie ein Kalb! Nun, jedenfalls ist er dann nicht an Arzneimangel gestorben. Wir müssen ihn augenblicklich noch mehr Tränke geben — es ist keine Zeit zu verlieren — das Leben ist kurz — aber meine Rechnung wird lang — sehr lang seyn!

(Er geht unter dem Fallen des Vorhanges ab.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

Clementine tritt mit einem Briefe in der Hand ein.

Clementine.

Ich habe eben einen Brief von meinem theuren Edward erhalten. Er kennt die gefährliche Lage meines Onkels und sehnt sich darnach, mich zu sprechen. Vermuthlich wird er nicht lange säumen. Hoffentlich sieht ihn Mrs. Jellybags beim Hereinkommen nicht, denn sie würde versuchen, noch mehr Unheil als je anzurichten. Der theure Edward! Wie er mich liebt! (Sie küßt den Brief.)

Edward (tritt ein).

Meine liebliche, meine schöne, meine angebetete Clementine! Ich habe Mr. Gumarabic besucht und von ihm erfahren, daß Ihr Onkel keine vierundzwanzig Stunden mehr leben kann. Ich fliege daher zu Ihnen, meine Süßeste, Theuerste, um — um — —

Clementine.

Um mich zu sehen, Edward. Zuverlässig bedarf dies wohl keiner Entschuldigung?

Edward.

Um Sie wiederholt meiner glühenden, reinen und wandellosen Liebe zu versichern, meine theuerste Clementine — Ihnen zu betheuern, daß ich, wie es in dem Trauungsritual heißt, in kranken und gesunden Tagen, in Reichthum und Armuth stets der Ihrige seyn will, bis der Tod uns scheidet.

Clementine.

Ich nehme das Gelübde an, mein theurer Edward. Sie kennen mein Herz zu gut, als daß ich weiter zu sagen nöthig hätte.

Edward.

Und glaube nicht an die Möglichkeit, daß es sich ändern könnte. Freilich, wenn ich bisweilen daran denke, daß Sie durch den Tod Ihres Onkels, dessen Lieblingsnichte Sie stets gewesen und bei dem Sie so viele Jahre gelebt haben, bald in den Besitz von Tausenden kommen können — daß vielleicht Männer von hohem Rang ihre Adelskronen zu Ihren Füßen niederlegen — dann, Clementine — —

Clementine.

Wie unedelmüthig und unzart! — Edward, ich könnte Sie fast hassen. Sollte ein Bischen Geld einen Einfluß auf meine Neigung üben? Pfui, Edward, schämen Sie sich! Ist dies die gute Meinung, die Sie von meiner Beständigkeit haben? (Sie weint.) Sie müssen mich wohl nach Ihrem eigenen Herzen beurtheilen.

Edward.

Clementine! Theuerste Clementine — ich war — oder vielmehr — das heißt — es war mir nicht Ernst. Aber wenn wir einen Gegenstand schätzen, wie ich Sie schätze, so verdienen wir wohl Vergebung, wenn wir uns zuweilen ein wenig eifersüchtig fühlen. Ja, meine Theuerste, eifersüchtig.

Clementine.

So war es also Eifersucht, Edward, was Sie so unzart machte? Wohlan denn, dies kann ich vergeben.

Edward.

Nichts als Eifersucht, meine Theuerste! Ich kann hin und wieder nicht umhin, an eine Schaar adeliger Bewunderer zu denken, die alle um Sie freien — nicht um Ihrer selbst, sondern um Ihres Geldes willen — und ihren Rang als Köter vorhalten. Dies macht mich eifersüchtig — schrecklich eifersüchtig — ich kann nicht mit gnädigen Herren in die Schranken treten — ein armer Rechtsgelehrter ohne Praxis.

Clementine.

Ich habe Sie um Ihrer selbst willen geliebt, Edward, und hoffe, daß Ihre Liebe zu mir eben so beschaffen ist.

Edward.

Ja, bei meiner Seele, theure Clementine!

Clementine.

Dann wird die Verfügung meines Onkels über sein Eigenthum keinen Wandel in meinem Inneren zur Folge haben. Um Ihretwillen, mein theurer Edward, hoffe ich, daß er mich nicht vergessen wird. Was ist dies? Mrs. Jellybags kommt aus dem Zimmer. Eilen Sie, Edward — man darf Sie hier nicht sehen — fort, mein Theuerster, und möge Gott sie segnen.

Edward (küßt ihre Hand).

Der Himmel erhalte meine angebetete, meine unvergleichliche, meine ewig geliebte Clementine.

(Gehen zu verschiedenen Seiten ab.)

Zweite Scene.

Das Krankenzimmer.

Mr. Cadaverous liegt auf einem Sophabette — Mr. Seedy, der Solicitor, sitzt an seiner Seire und hat auf dem Tische Papiere vor sich liegen.

Seedy.

Ich glaube, Sir, daß jetzt Ihr Testament ganz nach Ihren Weisungen abgefaßt ist. Soll ich es Ihnen nochmal vorlesen? denn obgleich es unterzeichnet und mit Zeugen beglaubigt ist, könnten Sie doch vielleicht noch ein Codicill beizufügen wünschen.

Cadaverous.

Nein, nein, ich habe es zweimal gelesen, Mr. Seedy, und Sie können sich jetzt entfernen. Ich bin krank, sehr krank und wünsche allein zu seyn.

Seedy (legt seine Papiere zusammen und steht auf).

Ich verabschiede mich, Mr. Cadaverous, und hoffe, noch lange von Ihnen als Sachwalter verwendet zu werden.

Cadaverous.

Ich fürchte, nein, Mr. Seedy. Rechtsgelehrte haben keinen großen Einfluß im Himmel, und Ihre Sachwalterschaft wird mir nicht dahin verhelfen.

Seedy (im Abgehen).

Kein Sechspencestück seinem rechtsgelehrten Berather! 's ist nur gut, daß ich weiß, wie ich's gegen die Administratoren mit meiner Rechnung zu halten habe.

(Während er abgeht, tritt Mrs. Jellybags ein.)

Jellybags (das Tuch vor ihren Augen).

Ach, Du mein Himmel! O, Mr. Cadaverous, wie mögen Sie sich auch mit solchen Dingen, als Testamente sind, ermüden und ärgern.

Cadaverous (mit matter Stimme).

Weinen Sie nicht, Mrs. Jellybags. Ich habe Sie nicht vergessen.

Jellybags (schluchzend).

Ich kann nicht — ich muß — weinen. Und da ist auch Miß Clementine — nun Sie todtkrank sind, besteht Sie darauf, Sie zu besuchen.

Cadaverous.

Meine Nichte Clementine? Sie soll hereinkommen, Mrs. Jellybags — ich fühle, daß es schnell mit mir geht. So kann ich denn wohl von Jedermann Abschied nehmen.

Jellybags (schluchzend).

Ach, Du mein gütiger Himmel! Sie können hereinkommen, Miß. (Clementine tritt ein.)

Clementine.

Mein theurer Onkel. Warum haben Sie mich so viele Tage nicht vor sich gelassen? Jeden Morgen habe ich gefragt, ob ich nicht kommen und Sie verpflegen dürfe, und seit mehr als drei Wochen wurde mir jedesmal nur eine Zurückweisung zu Theil.

Cadaverous.

Eine Zurückweisung? Ei, es ist mir nie etwas ausgerichtet worden.

Clementine.

Nichts ausgerichtet worden? Und doch ließ ich jeden Tag anfragen, erhielt aber stets durch Mrs. Jellybags die Antwort, daß Sie mich nicht sehen wollten.

Cadaverous.

Mrs. Jellybags — Mrs. Jellybags — —

Jellybags

Ja, Onkel, es ist so wahr, als ich hier stehe. Und mein Bruder Thomas ist fast jeden Tag, John aber jeden Sonntag hier ge-

wesen, weil er sonst nie sein Comptoir verlassen darf. Auch die Vettern William und James haben sehr oft nachgefragt.

Cadaverous.

Davon weiß ich kein Wort! Ich meinte, alle Welt habe mich vergessen. Warum wurde mir dies nicht mitgetheilt, Mrs. Jellybags?

Jellybags (in Wuth).

Ei, Sie kleines, lügnerisches Geschöpf, wie mögen Sie herkommen, um Ihren guten Onkel etwas aufzubinden? Sie wissen recht wohl, daß Niemand hier gewesen ist, keine Seele. Und was Sie selbst betrifft, so haben Sie zu viel nach einem gewissen Gentleman geschaut, um nur einen Augenblick an Ihren armen Onkel zu denken. Ja, so ist's — Sie haben von seiner Krankheit Vortheil gezogen, um sich in dieser unanständigen Weise zu benehmen. Ich würde ihm Alles gesagt haben, wenn ich nicht gefürchtet hatte, seine Krankheit dadurch zu verschlimmern.

Clementine.

Ha, Sie falsche, heillose Person.

Jellybags.

Das unverschämte kleine Geschöpf — versucht da — Unfug zu stiften, zwischen mir und meinem guten Gebieter; aber es wird nicht gehen. (Zu Clementine bei Seite.) Das Testament ist unterzeichnet, und ich werde Sorge tragen, daß er es nicht ändert. Thun Sie immerhin Ihr Schlimmstes.

Cadaverous (mit matter Stimme).

Geben Sie mir die Arznei, Mistreß — —

Clementine.

Das will ich besorgen, mein lieber Onkel (sie gießt die stärkende Arznei in ein Glas.)

Jellybags (zurückkommend).

So, wollen Sie's besorgen, Miß? — Ja wohl da! Aber Sie sollen nicht.

Clementine.

Seyen Sie ruhig, Mrs. Jellybags — erlauben Sie mir, wenigstens etwas für meinen armen Onkel zu thun.

Cadaverous.

Gebt mir die Mir — —

Jellybags

(hindert Clementine, die Arznei zu verabreichen, indem sie ihr dieselbe abzunehmen sucht).

Sie sollen nicht, Miß! Ich dulde es nicht.

Cadaverous.

Gebt mir die — —

(Mrs. Jellybags und Clementine ringen mit einander, bis endlich Clementine Mrs. Jellybags den Inhalt des Glases in's Gesicht schleudert.)

Clementine.

Wohlan denn — wenn Sie's so haben wollen.

Jellybags (in Wuth).

Du kleine Hexe! Aber ich will dafür Rache nehmen. Warte nur, bis das Testament verlesen ist — weiter sage ich nicht! Gib Acht, ob ich Dich nicht zur Thüre hinausschiebe — ja, das will ich.

Clementine.

Wie Euch beliebt, Mrs. Jellybags; nun muß ich bitten, daß Ihr meinem armen Onkel die stärkende Arznei reicht.

Jellybags.

Ihnen zu Gefallen? — Nein, gewiß nicht! Ich gebe ihm keinen Tropfen, bis ich es für passend halte. Dieses kleine, ehrlose, taugenichtsige — —

Cadaverous.

Gebt mir — — oh!

Jellybags.

Unverschämte — mannsüchtige — —

Clementine.

Oh, was dies betrifft, Mrs. Jellybags, so weiß ich wohl, daß gestern Abend der große Feldwebel hier war. Ihr habt wohl Ursache, von mannsüchtigen Leuten zu reden!

Jellybags.

Ganz gut, Miß! Ganz gut! Warten Sie nur, bis ihr Onkel ausgeathmet hat — und ich will Sie zerhämmern, bis Ihnen der Athem gleichfalls ausgeht.

Cadaverous.

Gebt — — oh!

Clementine.

Mein armer Onkel! Er wird keine Hülfe finden können, bis ich das Zimmer verlasse, und muß daher fort. Das schändliche Weibsbild! (Geht ab.)

Cadaverous.

Oh!

Jellybags.

Ich bin so in Wuth, daß ich sie in Stücke reißen könnte — die kleine, unverschämte Schmeißfliege! Aber ich will mich rächen! Warte nur, bis das Testament verlesen ist, und dann sollst Du mir auf den Straßen verhungern. Ja, ja — das Testament! — das Testament! (Sie hält inne und hascht nach Athem.) Ja so, der Alte ha nach seiner Mixtur gerufen. Ich muß gehen und welche holen. Aber ich will sie lehren, mir Arzneien in's Gesicht zu werfen.

(Sie geht und kehrt mit einer Flasche zurück, aus der sie in ein Glas füllt. Dann geht sie auf Mr. Cadaverous zu.)

Hier, mein theuerster Mr. Cadaverous. Barmherziger Himmel! — Mr. Cadaverous! Ei, er ist ohnmächtig geworden — Mr. Cadaverous! (Sie schreit laut hinaus.) Herr Gott, hilf uns! — er ist todt! Freilich, etwas der Art ist immerhin erschütternd, wie lang man sich auch darnach gesehnt haben mag. Ja, er ist ganz todt (sie kommt nach vorn). So, mit allen seinen Leiden hat es jetzt ein Ende — und

dem Himmel sey Dank, mit den meinigen auch. Jetzt gilt der Oberfeldwebel O'Callagan und — Liebe! Und diese Miß Clementine da — an ihr will ich mich rächen! Aber zuerst das Testament — das Testament!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Mrs. Jellybags.

O Himmel — das ist ein sehr langer Morgen. Ich fühle ein solches Herzklopfen — eine solche Angst — und der arme Feldwebel O'Callaghan kommt gar nicht aus dem Schweiß. Er trinkt und raucht in der Küche drunten, um sich die Zeit zu vertreiben, und wenn der Rechtsgelehrte nicht bald kömmt, so wird der gute Mann noch ganz benebelt. Er spricht vom Kaufen eines Meierhofes auf dem Lande draußen. Nun wir wollen sehen; aber wenn der Sergeant glaubt, er könne mein Geld zum Fenster hinauswerfen, so ist er sehr im Irrthum. Ich bin nicht umsonst dreimal Wittwe geworden und will haben, daß Alles auf mich überschrieben wird. Ja, das soll und muß seyn, oder sonst — kein Feldwebel O'Callaghan für mich. (Clementine tritt ein.) So, Sie sind hier, Miß? Gut; wir wollen nur warten, bis das Testament verlesen ist, und dann werden wir sehen, wer hier zu gebieten hat.

Clementine.

Ich bin darauf ebenso begierig, wie Sie, Mrs. Jellybags. Sie haben vielleicht meinen armen Onkel solange umwedelt, bis er das Testament zu Ihren Gunsten abfassen ließ. Wenn dies übrigens der Fall ist, so verlassen Sie sich drauf, daß ich nichts von Ihren Händen erwarte.

Jellybags.

Da thun Sie wohl daran, Miß. Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie mir die stärkende Mixtur in's Gesicht geworfen.

Clementine.

Ja, und dadurch Sie zum erstenmal in Ihrem Leben roth gemacht.

Jellybags.

Ich werde nicht roth werden, wenn ich Ihnen die Thüre vor der Nase zuschlage.

Clementine.

Lieber wollte ich mein Brod von Thüre zu Thüre betteln, als daß ich Ihnen verpflichtet seyn möchte.

Jellybags.

So weit werden Sie's bald gebracht haben.

Edward (eintretend).

Meine theuerste Clementine, ich bin gekommen, um Ihnen bei diesem ernsten Anlasse meinen Beistand anzubieten.

Jellybags.

Vermuthlich wollen Sie sich überzeugen, Mr. Edward, wie die Sachen stehen, ehe Sie sich zum Heirathen entschließen.

Edward.

Madame, ich bin über alle Geldrücksichten erhaben.

Jellybags.

So sagt Jedermann, wenn er glaubt, daß er das Geld so gut wie in der Tasche habe.

Edward.

Sie beurtheilen Andere nach Ihrer eigenen Person.

Jellybags.

Vielleicht; — jedenfalls erwarte ich für meine langen und treuen Dienstleistungen belohnt zu werden.

Clementine.

Verschwenden Sie kein Wort an sie, mein Lieber. Sie haben mein feierliches Versprechen, daß nichts meine Gefühle gegen Sie ändern soll.

Jellybags.

Das mag seyn; aber ist Ihnen nie eingefallen, Miß, daß sich die Gefühle des Gentleman ändern könnten?

Edward.

Das erbärmliche Weibsbild! (Er setzt für Clementine rechts einen Stuhl und nimmt an ihrer Seite Platz.)

(Die Neffen John, Thomas, William und James treten mit Taschentüchern in den Händen ein und nehmen rechts und links Sitze.)

Jellybags (bei Seite).

Da kommen sie alle, wie die Krähen, wenn sie Aas riechen. Wie abscheulich selbstsüchtig ist nicht diese Welt! Ah, da ist auch Mr. Gumarabic. Wie geht's Ihnen, Sir? (Sie knixt mit gravitätischer Miene.)

Gumarabic.

Sehr gut — ich danke Ihnen, Mrs. Jellybags. Kann nicht das Gleiche von allen meinen Patienten sagen. Bin just vorbeigekommen und dachte, ich könne ein Bischen eintreten und das Verlesen des Testaments mitanhören. Sonderbar — sehr sonderbar, daß mich mein Weg so gelegen hier vorbeiführen mußte. Darf ich fragen, meine theure Mrs. Jellybags, ob Sie anwesend waren, als das Testament ausgefertigt wurde?

Jellybags.

Nein, mein theurer Sir; meine Nerven hätten's nicht ertragen können.

Gumarabic.

Nerven — sonderbar, sehr sonderbar! Dann wissen Sie also nicht, wie über die Sache verfügt wurde?

Jellybags.

Nicht mehr, als der Mann im Monde, mein theurer Sir.

Gumarabic.

Mann im Monde? — Sonderbare Vergleichung von einem Frauenzimmer — sehr sonderbar. Hoffe, meine Aussicht wird sich nicht ganz als Mondschein ausweisen.

Jellybags.

Sollte es auch denken, mein theurer Sir. Doch, da kommt Mr. Seedy und wir werden bald Alles erfahren.

(Mr. Seedy tritt ein. Mr. Jellybags winkt voll Höflichkeit nach einem Stuhle in der Mitte, vor den ein Tisch gesetzt ist. Mr. Seedy nimmt Platz, zieht das Testament aus der Tasche und legt es auf den Tisch. Dann langt er seine Dose heraus, nimmt eine Prise, zieht sein Schnupftuch, schneuzt sich, putzt die Lichter, nimmt die Brille aus seiner Westentasche, setzt sie auf, erbricht die Siegel und verbeugt sich gegen die Gesellschaft. Mrs. Jellybags hat links und Doktor Gumarabic rechts neben ihm Platz genommen. Mrs. Jellybags schluchzt sehr laut und hält ihr Tuch vor das Gesicht.)

Seedy.

Stille, wenn ich bitten darf.

(Mrs. Jellybags hört augenblicklich zu schluchzen auf.)

Edward (den Arm um Clementine's Leib legend).

Meine theuerste Clementine.

Mr. Seedy (räuspert sich zweimal und liest sodann):

„Letzter Wille und Testament des Christoph Cadaverous, Gentleman, zu Copse Horten in der Grafschaft Cumberland.

„Ich, Christoph Cadaverous, fertige hiemit bei gesunden Sinnen meinen letzten Willen und mein Testament.

„Erstlich bitte ich, daß mir alle meine vielen Sünden vergeben werden möchten, wie ich denn auch alle diejenigen um Verzeihung bitte, die ich absichtlich oder unabsichtlich beleidigt habe. Zugleich verzeihe ich allen denjenigen, welche mir Unrecht gethan, sogar dem Schlagwärter Jones, welcher mich an letzten Ostern ungerechterweise zweimal drei Pence zahlen ließ, als ich hinaufging, um meine Di-

vidende in Empfang zu nehmen. Mein persönliches und Realeigenthum übermache ich an meine zwei Freunde Salomon Lazarus und Ezechiel Flint, ersterer in der unteren Themsestraße Nro. 3., letzterer in Lothbury Nr. 16. wohnhaft; sie sollen es bewahren zu nachstehenden Zwecken: —

„Erstlich vermache ich meiner lieben Nichte Clementine Montagu die Summe von hundertundfünfzig Pfunden drei ein halb procentiger Consols zu ausschließlichem Nutz und Frommen. Kapital und Interessen sollen ihr am Tage ihrer Vermählung verabfolgt werden.

(Edward zieht seinen Arm von Clementine zurück, wendet sich halb von ihr ab und reckt sich mit einem „pah!“ in dem Stuhle aus.)

„Meinem Neffen Thomas Montagu hinterlasse ich die Summe von neunzehn Pfunden, neunzehn Schillingen und sechs Pencen. Ich habe die übrigen sechs Pence abgezogen, um ihm die Legatentaxe zu ersparen.

(Thomas wendet sich von dem Rechtsgelehrten ab, kehrt sein Gesicht dem Proscenium zu und kreuzt die Beine.)

„Meinem Neffen John Montagu vermache ich gleichfalls die Summe von neunzehn Pfunden, neunzehn Schillingen und sechs Pencen.

(John wendet sich in der gleichen Weise ab.)

„Meinem Großneffen James Sterling vermache ich die Summe von fünf Pfunden zu einem Traueranzug.

(James folgt dem Beispiel der Uebrigen.)

„Meinem Großneffen William Sterling hinterlasse ich gleichfalls die Summe von fünf Pfunden zu einem Traueranzug.

(William wendet sich gleichfalls ab, wie die Uebrigen.)

„Meiner freundlichen, liebevollen Haushälterin, Mrs. Martha Jellybags — —

(Mrs. Jellybags schluchzt laut und ruft: „Oh Himmel! oh Himmel!“

Mr. Seedy.

Stille, wenn ich bitten darf. (Er liest weiter.)

„Vermache ich zum Dank für alle ihre Aufmerksamkeit während

meiner Krankheit und für ihre zehnjährigen Dienstleistungen meine ganze — —

(Mr. Seedy, der jetzt das Ende der Seite erreicht hat, legt das Testament nieder, langt seine Dose heraus, nimmt eine Prise, schneuzt sich die Nase, putzt die Lichter und fährt fort.)

—„meine ganze Garderobe zu ausschließlicher Benützung und Verfügung; desgleichen meine silberne Uhr sammt dem daran hängenden Schlüssel und Siegel.

„Nachdem ich also für — —

Mrs. Jellybags (welche aufmerksam zugehört hatte, unterbricht Mr. Seedy in großer Aufregung).

Wollen Sie wohl so gut seyn, diesen Theil noch einmal zu lesen?

Seedy.

Mit Vergnügen, Ma'am.

„Meiner freundlichen, liebreichen Haushälterin Mrs. Martha Jellybags vermache ich zum Danke für alle ihre Aufmerksamkeit während meiner Krankheit und für ihre zehnjährigen Dienstleistungen meine ganze Garderobe zu ausschließlicher Benützung und Verfügung; desgleichen meine silberne Uhr sammt dem daran hängenden Schlüssel und Siegel."

(Mrs. Jellybags kreischt laut hinaus und sinkt ohnmächtig in ihren Stuhl zurück, ohne daß ihr Jemand Beistand leistete.)

Seedy (liest fort).

„Nachdem ich also für alle meine Verwandten gesorgt habe, übertrage ich den Rest meiner Habe an die besagten Salomon Lazarus und Ezechiel Flint, damit sie davon einen Spital für Herz-, Lungen-, Leber- und Milzkrankheiten bauen, den Anweisungen zufolge, welche ich als Testamentsbestandtheile und Codicill beigefügt habe."

Wünschen die Verwandten, daß ich diese Verfügungen lesen solle?

Alle.

Nein! nein! nein!

(Mr. Seedy ist im Begriffe die Papiere zusammenzulegen.)

G u m a r a b i c.

Mit Erlaubniß, Sir, ist kein anderes Codicill vorhanden?

S e e d y.

Bitte um Verzeihung, Mr. Gumarabic — ich entsinne mich jetzt, daß in Beziehung auf Sie eines vorhanden ist.

G u m a r a b i c (nickt mit dem Kopfe).

Dacht' ich's doch.

S e e d y (liest).

„Da ich ferner berücksichtigen möchte, daß mir mein Apotheker, Mr. Haustus Gumarabic, während meiner langen Krankheit viele unnöthige Arznei geschickt hat, so ist es mein angelegentlicher Wunsch daß meine Testamentsvollstrecker nicht versäumen möchten, seine Rechnung tariren zu lassen.

G u m a r a b i c (steht auf).

Meine Rechnung tariren? — nun, das ist doch sonderbar. Da kann ich wohl gehen und nach meinen Patienten sehen. (Tritt ab.)

(James und William kommen nach vorne.)

J a m e s.

Nun, Bill, wie steht's mit Deinem Traueranzuge?

W i l l i a m.

Den dank ihm der Teufel, Jem. Wenn der alte Knaster nicht in den Himmel kommt, bis ich ihn anziehe, so wird's ihm jedenfalls schlimm ergehen. Komm — es führt zu nichts, hier zu bleiben.

(John und Thomas kommen nach vorne.)

J o h n.

Was hältst Du von Deinen neunzehn Pfunden, neunzehn Schillingen und sechs Pencen — he?

T h o m a s.

Wir wollen aufwerfen und sehen, wer beide Legate haben soll. Kopf oder Drache?

John.

Stets das Weibsbild.

Thomas.

Du hast gewonnen. So hat's also nicht nur mit meinen Erwartungen, sondern auch mit meiner Wirklichkeit ein Ende. Komm mit; es wird Mrs. Jellybags daran liegen, nach ihrer Garderobe zu sehen.

John.

Ja, und auch nach der silbernen Uhr sammt dem daran hängenden Schlüssel und Siegel. Gott befohlen, Jemmy! ha! ha! (sie gehen lachend ab.)

Clementine.

Pfui, schäme Dich, John. (Sie wendet sich an Edward) Mein theuerster Edward, machen Sie keine so niedergeschlagene Miene. Ich gebe zwar zu, daß ich mich selbst auch verletzt und in meinen Erwartungen getäuscht fühle — aber wir müssen uns in die Umstände schicken. Habe ich Ihnen nicht vor dem Verlesen des Testaments gesagt, daß nichts meine Gefühle gegen Sie ändern werde?

Edward (mit Gleichgültigkeit).

Ja.

Clementine.

Warum sind Sie dann so mißmuthig, mein theuerster Edward?

Edward.

Der verwünschte alte Filz!

Clementine.

Nicht doch, Edward; erinnern Sie sich, daß er todt ist — ich kann ihm vergeben.

Edward.

Aber ich nicht. Hat er nicht meinen Glücksbecher auf den Boden geworfen? Himmel! Welche glückliche Zukunft träumte ich mir nicht von Ihrem Besitze und einem guten Auskommen? Jetzt ist Alles dahin!

Clementine.

Alles dahin, theurer Edward? (Mrs. Jellybags, die bisher stille gesessen, nimmt ihr Tuch von den Augen und lauscht.)

Edward.

Ja, dahin — dahin für immer! Glauben Sie wohl, meine ewig theure Clementine, daß ich so gemein, so grausam und so rücksichtslos gegen Ihre Wohlfahrt seyn könnte, um sie mit bloß hundertundfünfzig Pfunden zu einer Heirath zu veranlassen? Nicht doch — lernen Sie mich besser kennen. Ich opfere mich — mein Glück, kurz Alles für Sie — verbanne mich aus Ihrer theuren Nähe und ziehe mich zurück, um den Rest meines Daseyns in Kummer und Elend zu verbringen. Ach, das Gefühl treibt mich zum Wahnsinn, daß ein glücklicherer Sterblicher diese Hand erhalten und jene Reize besitzen wird, die ich nur zu leichtgläubig schon für mein Eigenthum hielt.

(Er nimmt sein Taschentuch heraus und bedeckt sein Gesicht. Clementine thut desgleichen und weint. Mrs. Jellybags nickt spöttisch mit dem Kopfe.)

Clementine.

Edward!

Edward.

Meine liebe, theure Clementina.

Clementine.

Sie wollen also nichts mehr von mir?

Edward.

Meine Ehre verbietet es mir. Oh, wenn Sie doch meine Gefühle kennten und wüßten, wie dieses arme Herz zerrissen ist!

Clementine.

Verlassen Sie mich nicht, Edward. Sagten Sie nicht selbst, daß Sie in Reichthum und Armuth mein gehören wollen bis uns der Tod scheide?

Edward.

Hab ich dies wirklich gesagt?

Clementine.

Sie wissen dies selbst, Edward.

Edward.

Es ist erstaunlich, wie viel Unsinn man spricht, wenn man verliebt ist. Meine theure Clementine, lassen Sie uns vernünftig seyn. Wir sind vermögenslos, und es ist ein altes Sprichwort, wenn die Armuth zur Thüre hereinkomme, fliege die Liebe zum Fenster hinaus. Soll ich Sie denn elend machen? Nein, nimmermehr! Hören Sie mich, Clementine. Ich will edelmüthig seyn, und entbinde Sie aller Ihrer Gelübde. Sie sind frei. Sollte je die Zeit kommen, daß mir die Sonne des Wohlstandes scheint und ich hinreichend von dem Unrathe, den ich verachte, besitze, um uns Beide zu ernähren, so will ich zurückkehren, um dann meiner Clementine, wenn sie nicht inzwischen eine andere Verbindung eingegangen hat, mein Vermögen und mich selbst zu Füßen zu legen. Bis dahin leben Sie wohl, theuerste Clementine!

Clementine (sinkt schluchzend auf den Stuhl).

Grausamer Edward! Oh mein Herz wird brechen!

Edward.

Ich vermag mich selbst nicht länger zu halten. Leben Sie wohl! leben Sie wohl! (Geht ab.)

Jellybags.

Nun, das ist doch wenigstens einiger Trost. (Zu Clementine.) Habe ich Ihnen nicht gesagt, Miß, daß Andere ihren Sinn ändern könnten, wenn's auch bei Ihnen nicht der Fall wäre.

Clementine.

Verlassen Sie mich — verlassen Sie mich.

Jellybags.

Nein, ich will nicht. Ich habe jedenfalls so gut ein Recht, hier zu seyn, wie Sie. Ich werde bleiben, Miß.

Clementine (steht auf).

So bleiben Sie denn — ich kann ja selbst gehen. O Edward, Edward! (Geht weinend ab.)

Jellybags (allein).

Wahrhaftig, ich meinte, ich müsse bersten. Mußt' ich da die Leute glauben lassen, als sey mir Alles gleichgültig, während ich doch den alten Wicht aus dem Sarg heraus hätte reißen können, um ihn mit meinen Fäusten zu bearbeiten. Seine Garderobe! Wenn die Leute seine Garderobe so gut kennten, wie ich — ich, die sie ihm in den letzten zehn Jahren soviel geflickt hat — es ist kein Hemd, kein Strumpf darunter, woraus sich sechs Pence erzielen ließen! Und seine übrigen Kleider — der Jude würde sie kaum in seinen Sack stecken! (Sie weint.) Ach du mein gütiger Himmel! Am Ende geht's mir just wie Clementine; denn wenn der Feldwebel O'Callaghan Alles erfährt, so marschirt er zuverlässig ohne Trommelstreich ab, wie dieser Mr. Edward, und noch obendrein mit allem Gelde, das ich ihm geborgt habe. O diese Männer — diese Männer! — mögen sie nun leben oder sterben, so steckt doch nichts als Verrath in ihnen! Wenn sie dergleichen thun, als seyen sie verliebt, so haben sie's nur auf unser Geld abgesehen; und selbst wenn sie abfahren, hinterlassen sie uns nichts, als ein schlechtes Testament! *)

(Während sie schluchzend abgeht, fällt der Vorhang.)

---

*) Hier ein unübertragbares Wortspiel, durch welches auch der Titel der Posse mehr Humor gewinnt. Ill will heißt Groll, zugleich aber auch ein schlimmes Testament. Die Schlußstelle, wörtlich übertragen, lautet: „Und wenn sie ihr Testament (will) machen, hinterlassen sie uns nichts als Groll (ill will)."

Der himmelblaue Domino.

Es war ein schöner Herbstabend, und ich hatte mich mit einem Freunde bis in die Nacht hinein auf der Piazze Grande von Lucca ergangen. Wir sprachen von unserem heimischen England, aus dem ich mich schon seit vier Jahren verbannt hatte, um in Italien zu wohnen und meine schwache Gesundheit zu befestigen. Auch hatte mich der reine Himmel und das dolce far niente jenes üppigen Klimas viel länger, als nöthig gewesen wäre, festgehalten. Wir theilten uns den Inhalt der Briefe mit, die mit der letzten Post angelangt waren, sprachen über Politik, große Männer, Bekannte, Freunde und Verwandte, und als wir endlich der Unterhaltung satt waren, versanken wir beide in eine angenehme Träumerei, zu den über uns blinkenden Sternen aufsehend. Da erhob sich mein Freund plötzlich und wünschte mir gute Nacht.

„Wohin wollen Sie, Albert?“ fragte ich.

„Ich hatte beinahe vergessen, daß ich diesen Abend bestellt bin. Ich habe Jemanden die Zusage gegeben, auf dem Maskenball der Marquesa di Cesto mit ihm zusammenzutreffen.“

„Pah! Sind Sie derartiger Dinge noch nicht satt?“ versetzte ich. „Dieses ewige Gewühl von schwarzen Masken und Dominos in allen Farben — die schwerfälligen Harlekine und Narren, die nur auf dem Maskenballe ihre natürliche Tracht zeigen und im gewöhnlichen Leben stets vermummt sind — Nonnen ohne Heiligkeit in ihren Ideen, Mönche ohne eine Spur von Religion, häßliche Liebesgöttinnen, Dianen ohne Keuschheit und Heben so alt wie unsere Großmütter.“

„Sie haben wohl Recht, Herbert, und das Leben ist an sich schon eine hinreichende Maskerade — aber wie gesagt, es handelt sich um eine wichtige Bestellung, und ich darf es darin nicht fehlen lassen."

„Gut; so wünsche ich Ihnen mehr Vergnügen, als ich in der Regel diesen burlesken Zusammenkünften abgewinnen kann," versetzte ich. „Leben Sie wohl — und viel Glück!"

Albert eilte von hinnen.

Ich blieb noch eine halbe Stunde auf meiner Bank sitzen und kehrte dann nach meiner Wohnung zurück. Mein Diener Antonio zündete die Kerze an und entfernte sich. Auf meinem Tische lag ein Billet — es war eine Einladung der Marquesa. Ich warf es bei Seite und nahm ein Buch auf, dessen Lektüre Nachdenken erforderte; aber das Rädergerassel unter meinen Fenstern gestattete mir nicht, meine Aufmerksamkeit zu sammeln. Ich warf das Buch bei Seite, rückte meinen Stuhl an's Fenster, und sah den Equipagen zu, in welchen die Masken augenscheinlich in süßen Vorgefühlen der Lust vorbeifuhren. Ich war in einer cynischen Stimmung. Welche Thoren, dachte ich — und doch, wie Viele werden sich versammeln. Das wird ein Gewühl abgeben. Und was mag wohl Albert Wichtiges vorhaben? — Mit solchen Betrachtungen erging ich mich die nächsten zehn Minuten, während welcher wenigstens fünftig Karrossen an meiner Wohnung vorbeikamen.

Dann dachte ich an das fürstliche Vermögen der Marquesa, an den prächtigen Palast, wo die Maskerade gegeben werden sollte, und an die Schaustellung des Prunkes, welche dort zu erwarten stand.

„Der Großherzog und sämmtliche Personen von Auszeichnung, die sich in Lucca befinden, werden sich deshalb einfinden. Ich hätte gute Lust, selbst auch zu gehen."

Es entschwanden einige weitere Minuten. Da ich mich einsam fühlte, so nahm ich mir vor, meinen Einfall in Ausführung zu bringen. Ich wandte mich von dem Fenster ab und zog die Klingel.

„Besorgt mir einen Domino, Antonio — so dunkelfarbig als nur möglich; und sagt Carlo, er solle mit dem Wagen vorfahren."

Antonio entfernte sich und kehrte erst zurück, nachdem der Wagen schon vor der Thüre stand.

„Signor, es thut mir sehr leid; aber ich bin fast in jedem Laden von Lucca herumgekommen, ohne etwas Anderes, als einen himmelblauen Domino auffinden zu können, den ich mit mir gebracht habe."

„Himmelblau? Auf der ganzen Maskerade wird es keine zwei himmelblaue Dominos geben, und ich mache mich dadurch so auffallend, daß ich eben so gut unverholen meinen Namen nennen könnte."

„Man ist unter einem himmelblauen Domino so gut maskirt, wie unter einem schwarzen, Signor, wenn man nur an sich zu halten weiß," bemerkte Antonio.

„Sehr wahr," entgegnete ich. „Gebt mir meine Maske."

Ich hüllte mich in den himmelblauen Domino, ging die Treppe hinunter, warf mich in den Wagen und ließ mich nach dem Palazzo der Marquesa fahren. Nach einer halben Stunde langten wir an dem Thore an, das zu dem prächtigen Landsitze der Marquesa führte. Von hier an führte eine mehrere hundert Schritte lange Allee, welche mit Guirlanden von verschiedenfarbigen Lampen anmuthig behangen war, bis zu dem Palaste, von dem aus mir bereits die rauschende Musik entgegentönte. Als ich den Platz vor der Marmortreppenflucht erreichte, die den Eingang zu dem Palast bildete, erstaunte ich über die Großartigkeit, den guten Geschmack und die Verschwendung, welche allenthalben zur Schau gestellt waren. Der Palast selbst kam mir wie ein Zaubergebäude von Diamanten und köstlichen Steinen vor, das die Genien von Aladdins Ring und Lampe errichtet hatte — so vollständig war der Marmor durch eine Masse vielfarbigen Lichtes verhüllt, dessen Wiederschein auf hundert Schritte hin die Helle des Tages verbreitete. In den Spaziergängen, welche dem Pa-

last zunächst lagen, befanden sich viele Sinnbilder und transparente Gestalten; in weiteren Abständen aber wurde Alles dunkel — und noch dunkler durch den Gegensatz mit dem Lichtmeere, welches bis auf eine gewisse Entfernung von dem Schauplatze des Festes wogte. Charaktermasken und Dominos zogen in jeder Richtung hin und her. Die Meisten kehrten übrigens wieder um, sobald sie die dunkeln Spaziergänge erreicht hatten, während nur wenige Paare nach den Stellen weiter gingen, wo sie keine Lauscher erwarteten.

„Eine sehr lebendige Scene," dachte ich, als der Wagen Halt machte. „Ich habe es nicht zu bedauern, daß ich selbst daran Theil nehme." Sobald ich abgestiegen war ging ich die Marmortreppen nach der geräumigen Halle hinauf, wo der größere Theil der Gesellschaft versammelt war. Die Musik hatte für einen Augenblick zu spielen aufgehört. Da jedoch der Geruch der exotischen Pflanzen, welche die Halle zierten, zu gewaltig auf mich wirkte, so wollte ich eben wieder die Treppe hinuntergehen, als meine Hand plötzlich von einer Maske in veilchenfarbigem Domino ergriffen und mit Wärme gedrückt wurde.

„Ich bin sehr erfreut, daß Sie gekommen sind; wir fürchteten schon, daß wir nicht auf Sie zählen dürften. Ich komme bald wieder zu Ihnen," sagte der Domino und verschwand dann im Gedränge.

Es fiel mir augenblicklich ein, daß die Maske wohl mein Freund Albert seyn könne. „Seltsam," dachte ich, „daß er mich gleich erkannt hat!" Und abermals verfiel ich auf die abgeschmackte Einbildung, ich müsse deshalb erkannt worden seyn, weil ich einen so augenfälligen Domino trug. Was kann er von mir wollen? Gewiß ist er in eine unerwartete Schwierigkeit gerathen."

Unter derartigen Betrachtungen stieg ich langsam die Treppe hinunter, wobei ich hin und wieder für einen Augenblick Halt machte und mich in Muthmaßungen verlor. Da wurde ich wieder durch einen leichten Schlag auf die Schulter angehalten. Ich blickte zu-

rück und erkannte eine weibliche Gestalt, die eine Halbmaske trug. Sie war augenscheinlich jung, und ich fühlte mich überzeugt, daß sie schön seyn müsse.

„Kein Wort,“ flüsterte sie, den Finger an ihre Lippen legend. „Folgen Sie mir.“

Natürlich ging ich ihr nach, denn wer hätte einer solchen Aufforderung widerstehen können?

„Sie kommen spät,“ sagte die Unbekannte, nachdem wir uns soweit von dem Palaste entfernt hatten, daß wir von den Gästen nicht gehört werden konnten.

„Ich habe mich erst vor einer Stunde entschließen können, zu erscheinen,“ versetzte ich.

„Ich fürchtete, Sie würden ganz ausbleiben, obschon Albert das Gegentheil behauptete. Er hatte Recht und sagte mir eben, daß er Sie gesprochen habe.“

„Wie? war der veilchenrothe Domino Albert?“

„Ja; aber ich darf jetzt nicht bei Ihnen bleiben — mein Vater sieht sonst nach mir. Albert hält ihn im Gespräch. Nach einer halben Stunde wird er Sie wieder aufsuchen. Hat er Ihnen auseinandergesetzt, was vorgefallen ist?“

„Kein Wort.“

„Wenn er keine Zeit haben sollte — was muthmaßlich der Fall seyn wird, da er die Vorbereitungen besorgen muß — so will ich wo möglich einige Zeilen schreiben und Ihnen Aufklärung geben, oder Ihnen doch mündlich mittheilen, was Sie zu thun haben; aber ich bin so ängstlich und besorgt! Wir bedürfen in der That Ihres Beistands. Adieu!“

Mit diesen Worten huschte die schöne Unbekannte von hinnen.

„Was Henkers hat Alles dies zu bedeuten?“ murmelte ich, als ich der sich entfernenden Gestalt nachsah. „Albert sagte mir zwar, es handle sich um eine Bestellung, machte mich aber nicht zu seinem Vertrauten. Es scheint, daß erst diesen Abend etwas

vorgefallen ist, was ihn meines Beistandes bedürftig machte. Nun, er soll ihm nicht entstehen."

Ich schlenderte eine halbe Stunde unter den Orangenbäumen auf und ab, die zwischen den farbigen Lampen ihren herrlichen Duft in die Luft sandten, und machte mir Gedanken über die Absichten meines Freundes; denn es war mir nicht ganz wohl bei der Sache zu Muth, da wir uns in einem Lande befanden, wo einer Liebesintrike durch alle ihre Irrgewinde das Stilett auf dem Fuß zu folgen pflegt. Endlich wurde ich abermals von dem veilchenfarbigen Domino angeredet.

„Bst!" flüsterte er mir zu, indem er mir ein Papier in die Hand steckte und sich dabei sorgfältig umsah. „Wenn ich Sie verlassen habe, so lesen Sie dies. Finden Sie sich nach einer Stunde an dieser Stelle wieder ein. Sind Sie bewaffnet?"

„Nein," versetzte ich; „aber Albert — —"

„Es ist vielleicht nicht nöthig; aber doch dürfte es räthlich seyn, wenn Sie dies zu sich stecken. Ich kann nicht warten."

Mit diesen Worten drückte er mir ein Stilett in die Hand und entfernte sich hastig.

Ich hatte im Sinne gehabt, Albert zu fragen, was er im Schilde führe, und warum er statt des Italienischen nicht Englisch spreche, da er sich dadurch um so mehr gegen Lauscher sichere. Aber eine weitere Erwägung zeigte mir, daß er im letzten Punkte vollkommen Recht hatte, denn wenn man ihn Englisch sprechen hörte, so konnte er dadurch verrathen oder wenigstens als Ausländer erkannt werden.

„Das ist eine sehr geheimnißvolle Geschichte," dachte ist; „aber vermuthlich wird mir dieses Papier die Sache erklären. Augenscheinlich handelt sich's um Gefahr, da er mir sonst nicht die Waffe gegeben haben würde."

Ich drehte das Stilett ein paarmal gegen das Licht der mir

zunächst hängenden Lampe und untersuchte die Klinge; als ich aber aufblickte, bemerkte ich, daß ein schwarzer Domino vor mir stand.

„Ich dächte es sey scharf genug," sagte der Domino. „Ihr braucht nur einen guten Stoß zu führen. Ich habe in dem nächsten Gange auf Euch gewartet, weil ich meinte, dort sey unser Stelldichein. Hier ist ein Papier, das Ihr auf seinen Anzug heften könnt. Ich will es einleiten, daß er sich nach einer Stunde unter irgend einem scheinbaren Vorwande hier einfinden muß. Nach seinem Tode steckt Ihr ihm dies Packet in den Busen — verstanden? Führt ein gutes Ziel — und denkt an die tausend Zechinen. Hier ist mein Ring und ich will ihn einlösen, sobald Euer Werk gethan ist. Die Anderen werden bald hier seyn. Die Losung ist: ‚Mailand.' Aber ich darf mich hier nicht blicken lassen. Warum auch einen himmelblauen Domino? Er ist zu augenfällig für's Entkommen. Nachdem er mir das Packet und den Ring eingehändigt hatte, verschwand er in dem Orangenhain, der uns umgab.

Ich war in Staunen verloren. Da stand ich — alle meine Hände voll: zwei Blätter Papier, ein Packet, ein Stilett und ein Diamantring.

„Nun," dachte ich, „diesmal hat man mich zuverläßig für Jemand anders genommen, denn ein Bravo bin ich nicht. Da geht irgend ein schnödes Werk vor, das ich vielleicht verhindern kann. ‚Aber warum einen himmelblauen Domino?' fragte er. Ich könnte wohl dieselbe Frage stellen. Warum zum Henker mußte ich in einem himmelblauen Domino, oder überhaupt in einem Domino herkommen?"

Ich steckte den Ring an meinen Finger, das Stilett und das Packet aber in meine Brust, worauf ich nach dem Garten auf der andern Seite des Palastes eilte, um dasebst die geheimnißvolle Mittheilung zu lesen, welche mir mein Freund Albert zugeschoben hatte. Unterwegs fand ich mehr und mehr Gefallen an dem Geheimniß und an der Gefahr, welche mit allen diesen Angelegenheiten in Verbindung zu stehen schien. Ich fühlte mich sicher, da ich

nur zur Wehr ein Stilett in meinem Busen hatte, und beschloß in der Sache gerade auszugehen, bis sie enthüllt wäre.

Sobald ich die letzte Lampe auf der andern Seite des Palastes erreicht hatte, hielt ich das geheimnißvolle Blatt gegen das Licht. Der Inhalt war italienisch und von Frauenhand geschrieben:

„Wir haben uns zur Flucht entschlossen, denn wir können hier nicht auf Sicherheit zählen, da wir auf allen Seiten mit Stiletten umringt sind. Wir dürfen auf Verzeihung rechnen, sobald die Papiere, welche Albert mit der heutigen Post erhalten hat, und die Ihnen beim nächsten Zusammentreffen anvertraut werden sollen, meinem Vater vorgelegt sind. Wir bedürfen Ihres Beistands zu Entfernung unseres Schatzes. Unsere Pferde sind bereit, und wenige Stunden werden uns in Sicherheit bringen. Von Ihnen hoffen wir übrigens, daß Sie uns in Ihrem Wagen folgen und das nachbringen werden, was uns bei unserer Eile eine große Belästigung seyn würde. Wenn Albert Sie wieder sieht, wird er im Stande seyn, Ihnen zu sagen, wie über dasselbe verfügt werden soll. Folgen Sie uns rasch und zählen Sie auf den innigen Dank

Ihrer Viola.

Nachschrift. Ich schreibe dies in großer Hast, da ich meinen Vater keinen Augenblick verlassen kann, ohne besorgen zu müssen, daß er mich aufsuche.

Was soll alles dies heißen? Albert hat mir nichts von Papieren gesagt, die er heute erhalten habe. Viola! Ich hörte ihn nie diesen Namen nennen. Er sagte mir freilich, ich solle dies lesen, da ich darin die nöthige Aufklärung finden werde; aber ich will mich hängen lassen, wenn ich nicht noch mehr im Dunkeln bin, als je! — Ich soll ihnen den Schatz in meinem Wagen nachbringen — aber es steht kein Wort da, wohin! Vermuthlich will er mit einer reichen Erbin davongehen. Der Henker hole dich,

himmelblauer Domino! Da bin — mit zwei Fetzen Papiers, einem Packet, einem Stilett und einem Ring. Ich soll noch ein weiteres Packet erhalten, und einen Schatz weiter befördern. Nun, die Sache wird sich aufklären. Ich will auf meinen Posten zurück; aber zuerst muß ich doch sehen, was auf dem Blatte steht, das ich an des Mannes Kleid heften soll, nachdem ich ihn getödtet habe.

Ich hielt es gegen das Licht, und las in großen Buchstaben: **„Lohn des Verraths!“**

„Kurz und bündig,“ murmelte ich, während ich das Papier in meine Tasche steckte. „Jetzt will ich übrigens an den Ort meiner Bestellung zurück, denn die Stunde muß beinahe abgelaufen seyn.“

Auf dem Rückwege dachte ich wieder an Viola's Mittheilung, welche von den allenthalben lauernden Stiletten sprach. „Wahrhaftig, Albert kann doch nicht die Person seyn, die ich, der Aufforderung des schwarzen Dominos gemäß, abfertigen soll. Und doch wäre es möglich — auch sollen sich mir noch Andere anschließen, ehe eine Stunde abgelaufen ist.“

Da kam mir ein Gedanke. Wer nun auch die Person war, deren Leben in Gefahr stand — ob Albert oder eine andere — ich konnte sie retten.

Meine Träumerei wurde abermals durch ein Klopfen auf meine Schulter unterbrochen.

„Bin ich recht? Was ist die Losung?“

„Mailand!“ versetzte ich flüsternd.

„Fehlt nicht — Giacomo und Tomaso sind in der Nähe — ich will sie holen.“

Der Mann entfernte sich und erschien nach einer Minute mit zwei Andern, die geduckt unter den Orangebäumen näher schlichen.

„Da sind wir Alle, Felippo,“ flüsterte der Erste. „Er soll ehestens hier eintreffen.“

„Bst!“ entgegnete ich, gleichfalls flüsternd, indem ich ihnen den Brillantring entgegenhielt, der an meinem Finger funkelte.

„Ah, Signor, haltet zu Gnaden," versetzte der Mann in gedämpfter Stimme, „ich glaubte, es wäre Felippo."

„Nicht so laut," erwiederte ich in gedämpfter Stimme. „Alles ist entdeckt und Felippo festgenommen worden. Ihr müßt augenblicklich fort und sollt morgen mehr erfahren."

„Corpo di Bacco! Wo Signor? An dem alten Platze?"

„Ja — doch jetzt hinweg und rettet euch."

Nach einigen Sekunden waren die Banditen unter den Bäumen verschwunden und ich stand allein.

* * *

„Sklaven des Ringes, diesmal habt ihr jedenfalls meinem Geheiße Folge geleistet," dachte ich, und betrachtete mir den Ring aufmerksam. Es war ein prachtvoller Solitar, der viele hundert Kronen werth seyn mochte. „Wirst du je den Weg zu dem gesetzlichen Eigenthümer zurückfinden?" fragte ich mich eben im Geiste, als Albert in seinem violetfarbigen Domino erschien.

„Es war unklug von Ihnen, mir durch den schwarzen Domino jenes Billet zu schicken," begann er hastig. „Sagte ich Ihnen nicht, daß ich in einer Stunde hier seyn werde? Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Folgen Sie mir hurtig und schweigen Sie."

Ich folgte — das Billet, auf welches Albert anspielte, bedurfte keiner Erklärung. Dies war in der That der einzige Theil der ganzen Geschichte, den ich begriff. Er ging etwa dreihundert Schritte auf dem Wege, der durch den Wald führte, voran.

„Dort," sagte er, „in jenem engen Wege werden Sie meinen treuen Neger mit dem ihm anvertrauten Gute finden. Er wird es Ihnen nicht übergeben, wenn Sie ihm nicht diesen Ring zeigen."

Und Albert steckte mir einen Ring an den Finger.

„Aber Albert —"

Da kamen mir mit einemmale Gedanken. Albert hatte meines Wissens nie einen treuen Neger gehabt. Der Violetfarbige mußte mich also irrthümlich für seinen Freund halten.

*

„Ich fürchte," fuhr ich fort — —

„Fürchten? Lassen Sie mich doch dies nicht von Ihnen hören. Sie haben noch nie die Furcht gekannt," fügte er bei. „Was haben Sie zwischen hier und Pisa zu fürchten? In drei Stunden sind Sie mit Ihren Pferden dort. Aber hier ist das Packet, das Sie selbst überliefern müssen. Nun Sie wissen, wo der Neger ist, können Sie nach dem Palast zurückkehren und es zu seinen eigenen Händen übergeben; aber bestehen Sie darauf, daß er es augenblicklich lese. Dann zögern Sie übrigens keinen Augenblick mehr, sondern eilen Sie, uns beizustehen. Während der Großherzog die Papiere liest, bin ich mit Viola entkommen."

„Ich kann wahrhaftig von alledem nichts begreifen," sagte ich, das Packet entgegennehmend.

„Sie werden Aufklärung finden, sobald Sie zu Pisa anlangen. Aber jetzt zu dem Herzog. Ich will zu dem Neger gehen und ihn auf Ihre Ankunft vorbereiten."

„Aber erlauben Sie mir — —"

„Kein Wort mehr, wenn Sie mich lieben," versetzte der Veilchenfarbige, der, wie ich mich jetzt aus der Stimme völlig überzeugt hatte, nicht Albert war. Es waltete hier ein Geheimniß, in das ich irrthümlicherweise hineingezogen worden war; indeß konnte ich jetzt nicht mehr zurücktreten, ohne die betreffenden Partieen zu opfern, wer sie auch seyn mochten

„Gut," sagte ich, als ich mich dem Palaste zuwandte; „ich muß schon fortfahren, denn als Gentleman und Mann von Ehre, darf ich mich nicht weigern. Ich will dem Großherzog das Packet überliefern und auch den Schatz nach Pisa transportiren; hole der Henker diesen himmelblauen Domino."

Auf meinem Weg nach dem Palaste wurde ich von dem schwarzen Domino angeredet.

„Mailand!" entgegnete ich.

„Ist Alles in Richtigkeit, Felippo?" flüsterte er mir zu.

„Vollkommen, Signor?“ lautete meine Antwort.

„Wo ist er?“

Ich deutete mit den Fingern auf eine Gruppe von Orangebäumen.

„Aber das Papier und das Packet?“

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Dann macht Euch aus aus dem Staube — ich werde Euch morgen sehen.“

„An dem alten Platze, Signor?“

„Ja,“ antwortete der schwarze Domino, der jetzt in einen Kreuzpfad einbog und verschwand. In dem Palaste angelangt, stieg ich die Treppen hinauf, brach mir durch das Gedränge Bahn und bemerkte den Großherzog in einem inneren Salon. Die Dame, welche mich angeredet hatte, lehnte auf seinem Arme. Da fiel mir denn bei, daß der Großherzog nur eine einzige Tochter hatte, die Viola hieß. Ich trat in den Salon, der nicht sehr voll war, ging dreist auf den Großherzog zu, übergab ihm das Packet und bat ihn, daß er demselben unverweilt seine Aufmerksamkeit zuwenden möchte. Dann verbeugte ich mich und eilte hinweg. Abermals kam ich durch die gedrängt volle Halle und langte an der Marmortreppe an.

„Haben Sie es übergeben?“ fragte eine gedämpfte Stimme ganz in der Nähe.

„Ja,“ antwortete ich; „aber Signor — —“

„Keine Sylbe, Carlo. Wenn Sie mich lieben, so eilen Sie nach dem Walde.“

Und der veilchenblaue Domino warf sich in das Gewühl, welches die Halle füllte.

„Jetzt kommt's an meine Reise nach Pisa,“ sagte ich. „Zum Henker, am Ende bin ich gar in Hochverrath verwickelt, weil ich einen himmelblauen Domino angelegt habe. Nun, da ist nicht zu helfen.“

Nach einigen Minuten hatte ich die schmale Allee erreicht. Ich ging ungefähr fünfzig Schritte in derselben fort und bemerkte endlich die glänzenden Augen eines niedergeduckten Negers. Ich konnte im Licht der Sterne unterscheiden, daß er einen Korb oder etwas der Art vor sich hatte.

„Was führt Euch hieher, Signor?" fragte der Neger, sich erhebend.

„Ich soll Euch das abnehmen, was Eurer Obhut anvertraut ist. Ich habe hier in dem Ringe Eures Gebieters die Legitimation."

Der Neger betastete den Ring, um ihn an seiner Form und Größe zu erkennen.

„Hier ist es, Signor," sagte er, den Korb mit Sorgfalt aufhebend und in meine Arme gebend. Er war nicht schwer, obgleich etwas lästig wegen seines Umfanges.

„Hört, Signor — welch' ein Tumult in dem Palazzo. Ihr müßt Euch beeilen; auch darf ich mich nicht in Eurer Nähe blicken lassen."

Und der Neger stürzte wie ein Pfeil durch das Gebüsch.

Auch ich eilte mit meinem Korbe, dessen Inhalt ich nicht kannte, hinweg, denn die Angelegenheit war augenscheinlich zu einer Krisis gekommen. Als ich aus der schmalen Allee auftauchte, sah ich mehrere Gestalten raschen Schrittes den Gang herunterkommen. Eine Art panischer Schrecken erfaßte mich und ich nahm zu den Fersen meine Zuflucht. Sobald ich fand, daß man mir nachsetzte, vergrößerte ich meine Eile. In dem Dunkel der Nacht stolperte ich unglücklicherweise über einen Stamm und fiel mit dem Korbe zu Boden. Da belehrte mich auf einmal ein Geschrei aus dem Innern desselben, daß der Schatz, welcher meiner sichern Obhut vertraut worden, ein Kind war. Ich besorgte, es könnte Schaden genommen haben. Für den Augenblick die Gefahr einer Gefangenschaft ganz vergessend, öffnete ich den Deckel und untersuchte die Glieder des Kindes, während ich es zugleich zu beschwichtigen suchte. Wie ich in meinem himmelblauen Domino so da saß und den Säugling zum Schweigen zu bringen versuchte, wurde ich an beiden Schultern gefaßt, und ich fand, daß ich ein Gefangener war.

„Was soll diese Rohheit, Signori?" fragte ich, kaum wissend, was ich sagen sollte.

„Ihr seyd auf Befehl des Großherzogs verhaftet," lautete die Antwort.

„Ich — verhaftet? Warum? Ich bin ein Engländer."

„Gleichviel, der Befehl lautet, alle himmelblauen Dominos im Garten festzunehmen.“

„Hole der Henker den himmelblauen Domino,“ dachte ich wenigstens zum zwanzigstenmal. „Nun, Signori, ich will euch begleiten; aber zuerst laßt mich versuchen, ob ich dieses arme verschüchterte Kind nicht beschwichtigen kann.“

„Sonderbar, daß er in demselben Augenblick mit einem Kinde davon laufen will, in welchem die Prinzessin verschwunden ist,“ bemerkte einer meiner Häscher.

„Ihr habt Recht, Signor,“ versetzte ich; „es ist sehr sonderbar — und noch sonderbarer, daß ich es ebensowenig erklären kann, als Ihr. Ich bin jetzt bereit, euch zu begleiten. Will wohl einer von euch die Güte haben, den Korb zu tragen, während ich selbst für das Kind sorge?“

Nach einigen Minuten waren wir in dem Palast angelangt. Ich hatte noch immer meine Maske vorgebunden und wurde durch das Gedränge nach dem Salon geführt, wo ich früher das Packet an den Großherzog abgeliefert hatte.

„Da ist er! da ist er!“ lief ein Geflüster durch die überfüllte Halle. „Heilige Jungfrau! Er hat ein Kind in seinen Armen! Bambino bellissimo!“

So lauteten die Ausrufe der Verwunderung und Ueberraschung, als man mir Bahn machte. Als ich vor dem Großherzog anlangte, fand ich ihn augenscheinlich in einem Zustand großer Aufregung.

„Er ist's!“ rief der Herzog. „Bekennt! Seyd Ihr nicht der Mann, der mir vor einer Viertelstunde ein Packet übergeben hat?“

„Ja, Euer Hoheit,“ versetzte ich, indem ich das erschreckte Kind hätschelte und zu beschwichtigen versuchte.

„Wer gab es Euch?“

„Eure Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß es nicht.“

„Was ist dies für ein Kind?“

„Eure Hoheit halten zu Gunsten, ich weiß es nicht.“

„Wie seyd Ihr dazu gekommen?“

„Ich habe es aus jenem Korbe, Hoheit."

„Wer gab Euch den Korb?"

„Eure Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß es nicht."

„Ihr wollt Euer Spiel mit mir treiben. Durchsucht ihn."

„Eure Hoheit halten zu Gnaden, die Mühe läßt sich ersparen, wenn eine von den Damen mir das Kind abnehmen will. Ich habe diesen Abend viele Geschenke erhalten, die ich sammt und sonders Eurer Hoheit vorzulegen mir die Ehre geben will."

Eine von den Damen hielt ihre Arme nach dem Kind aus, welches sich augenblicklich von mir zu ihr hinüberbeugte, da es natürlich eher in dem anderen Geschlecht einen Freund in der Noth suchte.

„Erstlich, Hoheit, habe ich heute Abend diesen Ring erhalten."

Ich nahm den Ring ab, den ich von dem veilchenfarbigen Domino erhalten hatte und überreichte ihn dem Großherzog.

„Und von wem?" fragte der Großherzog, der ihn augenblicklich erkannte.

„Eure Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß es nicht. Auch wurde mir noch ein anderer Ring übergeben, Hoheit," fuhr ich fort, indem ich den abzog, welchen ich aus der Hand des schwarzen Dominos empfangen hatte.

„Und wer gab Euch dies?" fragte der Großherzog, der ihn abermals erkannte.

„Eure Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß es nicht. Desgleichen dieses Stilett, obschon ich wiederholen muß, daß ich nicht anzugeben im Stande bin, wer der Geber war. Ferner dieses Packet und die Anweisung, es in den Busen eines todten Mannes zu stecken."

„Und vermuthlich kennt Ihr die Person, welche es Euch einhändigte, ebenso wenig?"

„Eure Hoheit sprechen vollkommen richtig. Auch kenne ich die Person nicht, welche mich aufforderte, Ihnen jenes Packet zu übergeben. Desgleichen habe ich hier ein Blatt Papier, welches ich auf die Kleider eines Menschen heften sollte, nachdem ich ihn ermordet hätte."

„Wirklich? Und in alledem schützt Ihr Unwissenheit vor?"

„Ich habe stets nur die eine Antwort zu geben, Hoheit — ich weiß von nichts.“

„Vielleicht kennt Ihr nicht einmal Euren Namen oder Euren Beruf,“ bemerkte der Großherzog höhnend.

„Ja, Hoheit,“ versetzte ich, meine Maske abnehmend; „in diesem Betracht weiß ich wohl Auskunft zu geben. Ich bin ein Engländer und, wie ich hoffe, ein Mann von Ehre. Mein Name ist Herbert und ich habe mehr als einmal die Ehre gehabt, bei den Fêten Eurer Hoheit Gast zu seyn.“

„Signor, ich erkenne Sie,“ entgegnete der Großherzog. „Ich wünsche, daß das Zimmer geräumt werde — ich muß mit diesem Herrn allein sprechen.“ -

Sobald die Gesellschaft den Salon verlassen hatte, theilte ich dem Großherzog alle meine Abenderlebnisse ausführlich mit und Se. Hoheit zollte mir die größte Aufmerksamkeit. Sobald ich damit fertig geworden war, enthüllte mir der Herrscher von Lucca das ganze Geheimniß, in Betreff dessen ich jetzt die Neugierde meiner Leser befriedigen will.

Der Großherzog hatte eine einzige Tochter, Namens Viola, die er mit Rodolf, dem Grafen von Istria, zu vermählen wünschte. Aber Viola hatte bereits Albert, den Marquis von Salerno, kennen gelernt, und aus ihrer Bekanntschaft war ein Liebesverhältniß entsprungen. Obgleich nun der Großherzog seine Tochter nicht zu einer Vermählung mit dem Grafen Rodolf zwingen wollte, so mochte er doch nichts von einem Bunde mit dem Marquis Albert hören. Graf Rodolf hatte die Vertraulichkeit entdeckt, welche zwischen Viola und dem Marquis von Salerno stattfand, und schon mehr als einen erfolglosen Versuch gemacht, sich seines Nebenbuhlers durch Meuchelmörder zu entledigen. Nach einiger Zeit hatte sich Viola im Geheim mit dem Marquis vermählt und ein Jahr später auf ihrem Landsitze, ohne daß ihr Vater eine Ahnung davon hatte, ein männliches Kind geboren, welches als der Sprößling einer in's Vertrauen gezogenen Hofdame gelten mußte. Zu jener Periode hatten sich die geheimen Gesellschaf-

ten, namentlich die Carbonari, in Italien furchtbar gemacht, so daß alle gekrönten Häupter und regierenden Fürsten Allem aufboten, um sie zu unterdrücken. Graf Rodolf stand an der Spitze dieser Gesellschaften und hatte sich dabei betheiligt, um seine Macht zu erhöhen und sich die Mittel zu sichern, seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Der Marquis von Salerno hatte hievon Kunde erhalten und sich seit einiger Zeit Mühe gegeben, Beweise gegen den Grafen aufzubringen, denn er wußte, daß derselbe, wenn ihm dies gelang, sich nicht mehr in dem Staate Lucca durfte blicken lassen. Andererseits hatte Graf Rodolf alle Vorbereitungen zum Morde des Marquis getroffen und sich vorgenommen, die That bei dem Maskenballe in Ausführung bringen zu lassen.

Dem Marquis von Salerno war von dieser Absicht Kunde zugegangen; auch hatte er an demselben Morgen den Beweis gegen den Grafen Rodolf aufgebracht, den er nun an den Großherzog zu übermachen gedachte. Weil er aber wußte, daß es die Carbonari auf sein Leben abgesehen hatten, und er zugleich den Zorn des Großherzogs über seine geheime Vermählung fürchtete, so beschloß er, mit seiner Gattin nach Pisa zu entfliehen, indem er hoffte, der Beweis, daß Graf Rodolf mit den Carbonaris in Verbindung stehe, und ein wenig Zeit werde den Unwillen des Großherzogs beschwichtigen. Der Marquis hatte Alles so eingeleitet, daß er in der Nacht des Maskenballes aus den großherzoglichen Besitzungen entweichen konnte, weil ihm seine Gattin von dem Landsitze der Marquesa aus weit besser folgen konnte, als von dem wohlbewachten Palaste des Großherzogs. Es war jedoch nöthig, daß sie zu Pferde reisten, weshalb sie ihr Kind nicht mit sich nehmen konnten. Viola wollte es nicht zurücklassen, weshalb der Marquis an seinen Freund, den Grafen d'Ossore, um Beistand gebeten und ihm aufgetragen hatte, zur leichteren Erkennung auf dem Maskenballe die seltene Farbe himmelblau zu tragen. Der Graf hatte übrigens am nämlichen Morgen seine Stadtwohnung verlassen, um sich einer Jagdpartie anzuschließen, und deshalb den Brief nicht erhalten, wovon übrigens weder der Marquis noch Viola Kunde

hatte. So war der Stand der Dinge zu der Zeit, als ich den himmelblauen Domino anlegte, um auf die Maskerade zu gehen.

Mein erstes Zusammentreffen mit dem Marquis in dem violetfarbenen Domino läßt sich leicht erklären. Da ich die Farbe himmelblau trug, wurde ich für den Grafen d'Ossore gehalten, ich selbst aber in den Irrthum verstrickt, weil der Marquis denselben Taufnamen trug, wie mein englischer Freund. Das zweite Zusammentreffen mit dem Grafen Rodolf, dem schwarzen Domino, war zufällig. Er hatte den Carbonari Felippo und seine Begleiter nach dem nächsten Gange bestellt, weil er mich aber beim Lampenschein mein Stilett untersuchen sah, mich für Felippo gehalten, der den verabredeten Weg verfehlt habe. Die Papiere, welche mir von dem Grafen Rodolf übergeben worden, waren Cabonari-Papiere. Ich sollte sie in den Busen des ermordeten Marquis stecken, um der ganzen Sache den Anschein zu geben, als habe er zu jener Gesellschaft gehört; das auf seine Kleider geheftete Blatt sollte darthun, daß er von den Carbonaris wegen Verraths ermordet worden sey. Das Packet, welches mir der Marquis für den Großherzog übergeben hatte, enthielt die Beweise, daß Graf Rodolfo zu den geheimen Gesellschaften gehörte; auch hatte er einen Brief angeschlossen, in welchem er seine geheime Vermählung mit Viola zugestand. Und jetzt wird wohl der Leser den ganzen Zusammenhang dieser verwickelten Angelegenheit begreifen.

Nachdem die betreffenden Aufklärungen stattgefunden hatten, wagte ich es, Seine Hoheit um die Erlaubniß zu bitten, daß ich mein Versprechen erfüllen und der Mutter ihr Kind bringen dürfe; es sey ein Ehrenpunkt für mich, meine Zusage zu halten, um so mehr, da jede Zögerung seine Tochter in die tiefste Betrübniß setzen müsse. Auch erlaubte ich mir, beizufügen, daß ich hoffe, Seine Hoheit werde vergeben, was sich nicht ändern lasse; zugleich werde ich mich glücklich schätzen, seiner Tochter und dem Marquis eine so erfreuliche Kunde zu hinterbringen.

Der Großherzog schritt eine Minute im Zimmer hin und her und versetzte sodann:

„Signor Herbert, ich bin so erbittert über die Schurkerei und

Tücke des Grafen Rodolf, daß ich kaum zu bemerken brauche, wie meine Tochter, selbst wenn sie frei wäre, nie seine Gattin werden dürfte; überhaupt werde ich ihn unverweilt aus meinem Gebiete weisen. Sie sind das Werkzeug gewesen, um das Leben des Marquis von Salerno zu retten, der mein Schwiegersohn ist, und wie die Sachen jetzt stehen, bin ich Ihnen sehr verpflichtet. Daß Sie mit Benützung des Ringes, den Sie von dem Grafen erhielten, die Bravos entließen, war ein Meisterzug. Sie sollen das Vergnügen haben, meiner Tochter und ihrem Gatten meine Verzeihung zu überbringen. Was übrigens das Kind betrifft, so kann es ebenso gut hier bleiben. Sagen Sie Viola, ich behalte es als Geisel für die rasche Rückkehr seiner Mutter."

Ich verabschiedete mich von dem Großherzog und eilte nach Pisa, wo ich bald den Zufluchtsort des Marquis und seiner Gattin auffand. Ich ließ meinen Namen melden und bat um augenblickliches Gehör, da ich Botschaft von dem Großherzog zu überbringen habe. Beide waren in großer Bestürzung. Der Graf d'Ossore war am Abend spät nach Hause zurückgekehrt, hatte den Brief des Marquis vorgefunden und eilte dann unverzögert nach dem Palazzo der Marquesa, wo er eben anlangte, als die Flucht entdeckt worden war. Er folgte den Entwichenen augenblicklich nach Pisa und gab ihnen die nöthige Aufklärung, woraus sie dann entnahmen, daß sie mit einer unbekannten Person verkehrt hatten, durch welche sie aller Wahrscheinlichkeit nach verrathen worden waren.

Es würde schwer seyn, ihr Erstaunen und ihre Freude zu schildern, als ich ihnen die Einzelnheiten des Vorgefallenen schilderte und mit dem Auftrage, den mir der Großherzog vertraut hatte, schloß. Auch brauche ich kaum beizufügen, wie mir die Beweise der Dankbarkeit, welche ich während eines späteren Aufenthalts in Italien von Seiten des Marquis und seiner Gattin erhielt, keinen Anlaß gaben, zu bereuen, daß ich mich bei dem Maskenballe der Marquesa di Cesto in einem himmelblauen Domino eingestellt hatte.

Moderne Stadthäuser.

Ich habe oft gedacht, wenn man den Unterschied der Bequemlichkeit ins Auge faßt, den vor sechzig oder hundert Jahren gebaute Häuser in Vergleichung mit den modernen Gebäuden bieten, so dürfte der Ruf des Zauberers im Aladdin, wenn er statt der „neuen Lampen“ neue Häuser gesetzt hätte, nicht so gar abgeschmackt erscheinen. Ich kann von Glück sagen, daß ich den größten Theil meines Lebens in einem alten Hause zubrachte, welches, wie ich glaube, unter der Regierung der Königin Elisabeth gebaut wurde. Mein Vater wohnte darin, noch ehe ich das Licht erblickt hatte; ich wurde in demselben geboren, und es ist auch mein väterliches Erbtheil geblieben. Unglücklicherweise mußte ich mich übrigens auch seither drei Jahre in einem der modern gebauten Häuser behelfen, und obgleich ich wohl meinen Antheil an den Uebeln, die uns Allen zugemessen sind, gehabt habe, so muß ich doch mein wirkliches Unglück nur von den ersten Monaten an datiren, in welchen ich davon Besitz genommen. Mit meines Lesers Erlaubniß will ich unverweilt auf meine Geschichte eingehen, da sie Anderen zur Warnung dienen mag, die sich vielleicht des guten alten Sprüchleins: „Begnügt euch mit dem, was ihr habt,“ nicht erinnern.

Ich bin verheirathet und habe sechs Kinder. Meine drei ältesten sind Töchter und haben jetzt eine Schule in der Nähe von Portman Square verlassen, die sie dem Wunsche meiner Gattin gemäß besuchen sollten, da die Anstalt um der letzten Feile willen, die sie der Erziehung junger Damen gibt, im Rufe steht. Bis zu ihrer Rückkehr unter mein Dach hatte ich nie eine Beschwerde über mein zu Bromp-

ton gelegenes Haus gehört. Es war groß, luftig, gemächlich und hatte in seiner Umgebung einige Morgen Landes, das mit schönem Gehäge versehen war. Ich besaß daselbst jede Gemächlichkeit, die man vernünftigerweise wünschen konnte; meine Gattin und meine Töchter hatten ihre Equipage — kurz, mein Hauswesen war in jedem Betracht das eines Gentleman.

Meine Töchter waren jedoch kaum zwei Monate von der Schule zurückgekehrt, als ich schon hören mußte, wir „lebten aus der Welt“ obschon wir keine anderthalb Meilen nach Hide Park Corner hatten. Zu meinem Erstaunen stimmte meine Frau in diese Klagen ein, und da ging es nun vom Morgen bis zum Abend fort: „Wir könnten dies oder dieses thun, aber es geht nicht, weil wir hier ganz von der Welt abgeschieden sind.“ Es war zu weit, um in der Stadt zu diniren, zu weit für die Leute, an unserm Mittagsmahle Theil zu nehmen, zu weit, um ins Theater oder in die Oper zu gehen, zu weit, um in den Park zu fahren, sogar zu weit, um in den Kensingtongärten spazieren zu gehen. Ich stellte vor, wir hätten bereits seit einer sehr schönen Anzahl von Jahren auswärts gespeist, Besuche erhalten und uns aller übrigen Belustigungen erfreut, und ich glaube nicht, daß Brompton sich weiter von London weggemacht habe, da sich im Gegentheil London immer mehr und mehr unserem Aufenthaltsorte nähere. Aber dies Alles half nichts — jeden Tag klang die Phrase in meine Ohren: „aus der Welt,“ bis ich fast zu wünschen begann, daß ich gleichfalls aus der Welt seyn möchte. Doch was helfen die besten Beweisgründe, wenn man Frauenzimmer zu Opponenten hat! Es blieb mir nur die Wahl, entweder mein Haus aufzugeben und ein anderes in London zu nehmen, oder auf meinen Frieden zu verzichten. Mit einem unmuthigen Seufzer fügte ich mich endlich darein, einen Platz zu verlassen der mir durch Gewohnheit und viele Erinnerungen theuer geworden war. Es wurde daher beschlossen, Brompton Hall zu vermiethen, oder zu verkaufen, unverweilt aber ein Haus in einem von den Squaren der Hauptstadt aufzusuchen. Wenn meine Gattin

und meine Töchter gefunden hatten, daß London für alle andere Zwecke viel zu entfernt lag, so war es doch jedenfalls nicht zu weit für die Häuserjagd. Sie befanden sich Woche um Woche unabläßig auf dem Weg und entschieden sich endlich für eine Wohnung in der Nähe von Belgrave Square, welche, wie sie wiederholt versicherten, die ganze Frische und Annehmlichkeit der Landluft nebst allen Vortheilen der Stadt bot. Am andern Tage wurde ich mitgeschleppt, um das Haus zu besichtigen und mein Gutachten abzugeben, obschon ich aus den Lobsprüchen, die ich ohne Unterlaß hören mußte, entnehmen konnte, daß von mir nicht *meine* Meinung, sondern die *ihrige* verlangt werde.

Demgemäß brachen wir am andern Tage unmittelbar nach dem Frühstück auf, um mit dem Baumeister zusammen zu treffen, der sich an Ort und Stelle einfinden wollte. Das fragliche Haus stand in einer Straße, die erst mit Gebänden versehen werden sollte, und war außen mit Steinfarbe angestrichen. Es hatte die Nummer Zwei, denn Nummer Eins war schon fertig; die Fenster waren jedoch noch schlimm von der Tünche und Farbe besudelt. Nummer Zwei stand vollständig da und war, wie der Baumeister versicherte, zum augenblicklichen Bezuge bereit. Nummer Drei hatte noch keine so bedeutenden Fortschritte gemacht. Was die übrigen betraf, so boten sie vorderhand bloße Gerippe, an denen noch nicht einmal die Thürtreppen gebaut waren; denn man mußte vermittelst einer bretternen Zugbrücke in dieselben eintreten.

Der Bauherr stand an der Hausthüre und verbeugte sich sehr achtungsvoll gegen uns.

„Ei,“ bemerkte ich, als ich die Haufen Mörtel, Kalk und Ziegel betrachtete, die in allen Richtungen umherstanden, „da werden wir wohl die nächsten zwei Jahre in Staub und Kalkgeruch ersticken.“

„Das darf Sie nicht beunruhigen, Sir,“ bemerkte der Bauherr. „Jedes Haus in der Reihe wird noch vor dem Winter fertig. Es finden so viele Nachfragen statt, daß wir unmöglich denselben entsprechen können.“

Wir traten in das Haus.

„Ist es nicht ein schöner Eingang?“ sagte meine Frau. „So hübsch und reinlich.“

Ich hatte hierauf nichts zu erwiedern, denn es sah allerdings recht hübsch und reinlich aus.

Wir gingen in das Speisezimmer.

„Welch' ein herrliches Gemach!“ rief meine älteste Tochter. „Wie Viele mögen wohl hier speisen können?“

„Hum!“ versetzte ich. „Ungefähr zwölf, denke ich, wenn's mit Gemächlichkeit geschehen soll.“

„Du mein Himmel!“ bemerkte der Bauherr. „Sie haben gar keinen Begriff von dem Umfang der Häuser, und man täuscht sich sehr, so lange ein Zimmer unmöblirt ist. Sie haben hier mit Gemächlichkeit zu zwanzigen Platz und ich berufe mich dabei auf die Damen. Sind Sie nicht auch der Ansicht, Madame?“

„Allerdings,“ antwortete meine Frau.

Dann begaben wir uns nach den Besuchzimmern, Schlafgemächern und Dachstübchen.

Jedes Schlafgemach wurde durch meine Frau und meine Töchter passend vertheilt — diese für uns, jene für die Dienstboten — und Alles dies in Gegenwart des Bauherrn, welcher auf das, was vorging sorgfältig achtete. Die Küche, die Speisekammer, der Spielbank, das Kohlenloch, der Kehrichtwinkel — Alles wurde bewundert; es war so nett, so reinlich, so hübsch beisammen, und man brauchte, wie der Bauherr bemerkte, nirgends einen Nagel zu schlagen.

„Nun, mein Lieber, was meinst Du jetzt? ist es nicht ein bezauberndes Haus?“ sagte meine Gattin, als wir wieder nach dem Speisezimmer hinunterstiegen.

„Es ist ein recht artiges Haus, meine Liebe; aber doch müssen wir die Sache ein wenig überlegen,“ versetzte ich.

„Ueberlegen, mein Theurer?“ entgegnete meine Gattin. „Hast Du denn an der Einsicht nicht genug?“

„Ich fürchte, daß ich Ihnen keine sehr lange Zeit dazu gönnen kann, Sir," bemerkte der Bauherr. „Es sind schon zwei andere Partieen da gewesen, und ich muß um zwei Uhr Antwort ertheilen."

„Mr. Smithers sagte mir dies gestern schon," flüsterte meine Frau.

„Wie hoch schlagen Sie den Miethpreis an, Mr. Smithers?"

„Nur zu zweihundert Pfund jährlich."

„Ist eine Grundrente damit verbunden?"

„Nur siebenundzwanzig Pfund, zehn Schillinge."

„Und die Taxe?"

„O sie sind eine bloße Kleinigkeit."

„Der Miethpreis scheint mir sehr hoch zu seyn."

„Hoch, mein theurer Sir? Bedenken Sie doch die Lage — die Vortheile. Wir können sie zu diesem Preise nicht schnell genug bauen. Aber natürlich müssen Sie das selbst am besten wissen, Sir," versetzte er, gleichgültig an das Fenster tretend.

„Nimm es, mein Lieber," sagte meine Frau.

„Du mußt es nehmen, Papa."

„Bitte, nimm es, Papa."

„Mr. Wie ist der Name, ich bitte um Verzeihung —"

„Smithers," sagte der Bauherr sich umwendend.

„Auf welche Termine gedenken Sie Ihr Haus zu vermiethen, Mr. Smithers."

„Auf sieben, vierzehn oder einundzwanzig Jahre, je nach dem Wunsche der Liebhaber, Sir."

„Ich würde mirs gefallen lassen, es auf drei Jahre zu nehmen."

„Auf drei Jahre, mein theurer Sir? da würden Sie sich selbst Unrecht thun. Sie verlören beim Ausziehen den halben Werth der wandfesten Geräthschaften — und dann das Möbelwerk. Verlassen Sie sich darauf, Sir, wenn Sie einmal eingezogen sind, wünschen Sie nie wieder auszuziehen."

„Möglich," versetzte ich, „aber ich will es blos auf drei Jahre nehmen. Vielleicht sagt mir die Stadtluft nicht zu, und wenn die

Leute, wie Sie sagen, auf die Häuser so versessen sind, so kann es Ihnen ja gleichgültig seyn."

„Ich fürchte, Sir, daß für eine so kurze Zeit — —"

„Ich nehme es nicht für länger," entgegnete ich, indem ich aufstand, froh, einen Entschuldigungsgrund für's Wiederfortkommen aufgefunden zu haben.

„O Papa!"

„Mein lieber Mann —"

„In diesem Punkte lasse ich mir nichts einreden," entgegnete ich. „Ich miethe mich blos auf drei Jahre ein und behalte mir das Recht vor, wenn es mir genehm ist, den Kontrakt zu verlängern."

Der Bauherr bemerkte, daß ich Ernst machte.

„Nun, Sir," bemerkte er, „ich weiß kaum, was ich sagen soll; aber um die Wünsche der Damen nicht zu vereiteln, will ich Sie meinetwegen als Miethsmann für drei Jahre annehmen."

„Zu Geier mit dem Kerl," dachte ich. Aber man nahm mich beim Worte und die Sache war abgethan. Mr. Smithers zog Papier und Dinte heraus, und dann wurden auf einem kleinen Tannentische, der mit verschiedenen Farbenfleckfen bedeckt war, zwei Kontrakte geschrieben. Somit war Alles im Reinen.

Wir stiegen in den Wagen und fuhren nach Hause. Meine Frau und meine Töchter waren entzückt. Auch ich mußte dergleichen thun, als sey ich mit dem abgeschlossenen Handel wohl zufrieden, um ihnen die Freude nicht zu verderben; indeß muß ich doch sagen, daß ich meine schlimmen Vorahnungen hatte, obgleich das Haus recht nett aussah.

„Jedenfalls," dachte ich, „währt die Miethzeit nur drei Jahre." Und so tröstete ich mich selbst.

Am andern Tage war das ganze Haus in Bewegung. Ich glaube, meine Frau und meine Töchter hatten sich schon vor Tag aus den Federn gemacht. Als ich in das Frühstückzimmer kam, entdeckte ich, daß die Gemälde heruntergenommen worden waren und Alles zum

Packen bereit gehalten wurde, obschon vor Wochen keine Aussicht vorhanden war, in dem neuen Hause einziehen zu können. Nach dem Frühstück brach meine Gattin nach der Stadt auf, um Teppiche und Vorhänge zu bestellen; auch kehrte sie, sehr ermüdet von den Anstrengungen des Tages, erst Abends um sechs Uhr wieder zurück. Sie brachte das Maaß zu den Kaminrösten, wie auch das Maaß der Schlafzimmer und Dachstübchen mit sich, um danach die Teppiche ummodeln zu können, denn es war ausgemacht, daß über Brompton Hall verfügt werden sollte, wobei man dem neuen Bewohner zu einer billigen Schätzung das Möbelwerk überlassen wollte. Ich that dergleichen, als willige ich ein, war aber in meinem Innern fest entschlossen, Brompton Hall nur für die Dauer meiner Stadthaus-Miethe abzugeben. Ich übergehe einen Monat des Gewühls und der Verwirrung, an dessen Ende ich mich wohlbehalten in dem neuen Hause installirt sah. Es war vollständig möblirt und nur der Teppich des Besuchszimmers noch nicht gelegt, obschon er mit Packschnüren in der Mitte des Gemaches aufgerollt war. Meine Frau gab mir hierüber bald die nöthige Aufklärung. „Es sey stets Brauch," sagte sie, „beim Bezuge eines neuen Hauses ein Tischrücken zu geben, und damit sollte ein kleiner Tanz verbunden werden." Ihr und meinen Töchtern zu Gefallen erhob ich dagegen keinen Einwurf.

Ich habe stets bemerkt, daß ein beantragter kleiner Tanz unabänderlich zu einem großen wird; denn von der Zeit des Vorschlags an bis zum Ausgeben der Karten vergrößert er sich wie ein rollender Schneeball. Dies hat übrigens vielleicht seine Gründe in der außerordentlichen Schwierigkeit der Erforschung, wo man die Grenzlinie zwischen den Freunden und bloßen Bekannten ziehen soll. Wenn die Weiber und Töchter etwas Derartiges beabsichtigen, so holen sie zuerst die Erlaubniß für den Ball ein und kommen dann erst hintendrein mit dem Souper. Anfangs soll es eine bloße Standpartie werden — Sandwiches, Kuchen und Erfrischungen; aber dann steigert sich's zu einer

regelmäßigen Sitzung, bei der vor Allem Gunter präsidirt. Die Musik schwillt von zwei Geigen und einem Piano zu Collinets Bande an, und es bewährt sich dabei das alte Sprichwort von dem Finger und der Hand. Zu alledem gab ich jedoch meine Zustimmung, denn ich konnte es erschwingen und wollte gern meiner Frau und meinen Töchtern eine Freude machen.

Der Ball wurde gegeben und das Tischrücken endigte mit einem Hauseinreißen, denn just vor der Souper-Quadrille, wie sie genannt wird, als eben ungefähr vierundzwanzig Paare die grande ronde machten, ließen sich von unten Ausrufe des Schreckens und lautes Geschrei vernehmen; auch war bald das ganze Stiegenhaus mit Staub erfüllt.

„Was gibts denn?“ rief meine Gattin, welche mit mir nach dem Treppengeländer hinauseilte.

„Ma'am,“ sagte einer von Gunters Leuten, der die Zipfel seines mit weißem Staub bedeckten, blauen Fracks abschüttelte, „die ganze Decke des Speisezimmers ist heruntergekommen.“

„Die Decke heruntergekommen?“ kreischte meine Gattin.

„Ja, Ma'am,“ versetzte unser eigener Diener; „und das Souper sammt den Tischen ist von der Last derselben ganz flach gedrückt.“

Da hatten wir eine Katastrophe. Meine Frau eilte hinunter, und ich folgte. Wahrhaftig, das Gewicht des Mörtels hatte Alles unter sich erdrückt — wir trafen ein wahres Chaos. Das Eingemachte, die Geleen, die Pasteten, die kalten Braten, die Cremes hatten sich mit dem Kalk, dem Roßhaar und dem Stucco zu einem einzigen großen Trümmerhaufen vermischt. Wir hatten das Miniaturbild einer Schweizerlawine vor uns.

„Gütiger Himmel, wie schrecklich!“ rief meine Gattin.

„Gut, daß Niemand im Zimmer gewesen ist,“ versetzte ich.

„Was kann wohl der Grund davon seyn?“ fragte meine Frau.

„Diese neuen Häuser, Sir, können das Tanzen nicht ertragen,“ bemerkte Mr. Gunters erster Gehülfe.

„So scheint es,“ entgegnete ich.

Dieser unglückliche Zufall gab Anlaß, daß die Partie aufbrach. Die Geladenen sahen, daß auf das ersehnte Souper nicht mehr zu rechnen war, weßhalb sie ihre Shawls umwarfen und uns verließen, damit wir nach Muße mit dem Wrack aufräumen könnten. In der That war, wie meine Töchter erklärten, der Ball ebensogut wie das Souper verderbt worden.

Am andern Morgen schickte ich nach Mr. Smithers und zeigte ihm, was vorgefallen oder vielmehr eingefallen war.

„Mein Gott, das thut mir recht leid; aber Sie müssen zu viele Leute oben gehabt haben — das ist klar.“

„Allerdings, Mr. Smithers; wir haben gestern Abend einen Ball gehabt.“

„Einen Ball? Oh dann nimmt mich's nicht Wunder.“

„Nicht Wunder? Wie, Sie wollen damit doch nicht sagen, daß man keinen Ball halten solle?“

„Allerdings, Sir. Wir bauen für Privatwohnungen keine Ballsäle — das wäre unmöglich, Sir. Der Preis des Bauholzes ist ungeheuer und die Kraft, die wir zugeben müßten, würde uns nie bezahlt werden.“

„Was meinen Sie damit? Behaupten Sie, daß in London keine Bälle gegeben werden?“

„O nein, Sir — das nicht: aber Sie werden selbst wissen, daß dies nur von wenigen Leuten geschieht. Sogar unser hoher Adel miethet Willis' Zimmer für seine Bälle. Freilich, einige der alten Häuser, zum Beispiel Devonshire-House, lassen sich wohl für derartige Belustigungen brauchen.“

„Aber, Mr. Smithers, ich erwarte, daß Sie diese Decke wieder herstellen werden.“

„Sehr verbunden, Sir, daß Sie mich mit dem Auftrage beehren — ich werde Sie so billig bedienen, wie irgend Einer,“ versetzte Mr.

Smithers mit einer Verbeugung. „Ich will unverweilt meine Arbeiter aufbieten — sie sind nur in dem nächsten Hause.“

Für vierzehn Tage sahen wir uns verurtheilt, in dem Hinterzimmer zu speisen, und dann schickte Mr. Smithers eine Rechnung ein, welche mich mehr kostete, als Ball und Souper.

Sobald diesem Schaden abgeholfen war, beschloß ich meine Gemälde aufzuhängen, denn ich war seit Jahren an ihren Anblick gewöhnt und vermißte sie sehr. Ich schickte nach einem Zimmermann und gab ihm die nöthigen Anweisungen.

„Ich habe jetzt genau die Mitte,“ sagte der Mann, auf seinem Trippel stehend; „aber ich kann kein Holz finden,“ fuhr er fort, indem er mit seinem Hammer anschlug.

„Kein Holz finden?“

„Nein, Sir,“ versetzte der Mann, so weit er reichen konnte von rechts nach links anschlagend. „Mit Nägeln ist nichts zu machen, Sir. Aber in diesen neugebauten Häusern findet man nie Holz.“

„Zum Geier mit den neuen Häusern!“ rief ich.

„Das ist freilich recht ärgerlich, mein Lieber!“ sagte meine Frau.

„Es scheint, daß die neuen Häuser ebensowenig für Gemälde, als für Bälle gebaut werden,“ versetzte ich mit einem Seufzer. „Was ist da anzufangen?“

„Ich denk', Sir, wenn Sie von einer Ecke zur andern Messingstäbe ziehen ließen, so könnten wir die Mittel finden, sie fest zu machen,“ bemerkte der Zimmermann. „Aber Holz ist keines da, dies ist gewiß.“

„Zum Teufel, aus was ist denn das Haus gebaut?“ rief ich.

„Alles aus Latten und Mörtel,“ versetzte der Mann, rechts und links anschlagend.

Ich mußte ein schönes Geld für die Stäbe auslegen, und endlich hingen meine Gemälde an der Wand. Die nächste Widerwärtigkeit die wir zu erstehen hatten, war ein sehr übler Geruch, der von den Abzugskanälen aufstieg; wir mußten daher nach den Maurern schicken.

Da stellte sich nun heraus, daß sich die engen Kanäle verstopft hatten. Man mußte das ganze Grundwerk aufbrechen, und für den Aufwand von vierzig Pfunden wurde der Uebelstand gehoben. Wir hatten nun zwei Monate Ruhe, und ich hoffte, daß es jetzt gemächlicher fortgehe, aber eines Tages hörte ich, als ich an einer Thür vorbeiging, zwischen meiner Frau und meinen Töchtern ein Gespräch, das mir, ich gestehe es, viele Freude machte.

„Es ist doch recht ärgerlich, Mama, daß man nicht weiß, wo man etwas unterbringen soll. Im ganzen Hause ist kein Wandschrank — ja nicht einmal eine Gerümpelkammer.“

„Du hast Recht, meine Liebe. Es wundert mich, daß wir dies nicht gleich anfangs bemerkten. Wir hatten zu Brompton Hall so schöne Wandschränke.“

„O ja — ich wollte, wir hätten sie hier, Mama. Könnten wir nicht welche anbringen lassen?“

„Ich mag mit dem Papa nicht darüber sprechen, meine Liebe; er hat schon wegen der Decke und des Abzugskanals so viele Unkosten gehabt.“

„Dann unterlasse es lieber, Mama. Der Papa ist in der That recht liebevoll.“

Die Aequinoctialzeit kam heran und wir hatten viel Sturm mit häufigem Regen. Die Dachschiefer wurden weggeblasen und rasselten die ganze Nacht, während der Wind um die Ecke des Squares heulte. Am andern Morgen liefen Klagen von den Bewohnern sämmtlicher Dachstübchen ein. Die Betten waren von dem hereinsickernden Regen durchnäßt worden; Einer hatte das Waschbecken auf den Boden stellen müssen, um die Traufe aufzufangen, und Alle erklärten, daß das Dach wie ein Sieb sey. Ich schickte wieder nach Mr. Smithers und beschwerte mich.

„Diesmal, Mr. Smithers,“ sagte ich, den Kontrakt hervorziehend, „werden Sie mir, glaube ich, zugestehen müssen, daß der Hausbesitzer für die Verbesserung einzustehen hat.“

„Allerdings, Sir, allerdings,“ entgegnete Herr Smithers. „Ich werde einen meiner Leute beauftragen, augenblicklich darnach zu sehen. Indeß muß man bei so schweren Stürmen stets gewärtigen, daß der Schiefer sich ein wenig bewegt. Gräfinnen und Herzoginnen sind sehr leicht, und der Wind bricht sich darunter Bahn.“

„Gräfinnen und Herzoginnen, sehr leicht?“ rief meine Gattin. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Das ist der Name, den wir dem Schiefer geben, Madame,“ sagte er. „Wir können auf eine anderthalb Ziegelmauer kein schweres Dach setzen, da sie es nicht tragen würde.“

„Eine Anderthalbziegelmauer?“ rief ich. „Das ist freilich nicht ganz sicher bei einem so hohen Hause, Mr. Smithers.“

„Sie hätten Recht, wenn es ein einzeln stehendes Haus wäre; aber in einer Reihe,“ fügt er bei, „unterstützt eines das andere.“

„Gott sey Dank,“ dachte ich, „daß ich mich nur auf drei Jahre eingemiethet habe und sechs Monate schon abgelaufen sind.“

Die Widerwärtigkeiten dieser Periode waren innerlich gewesen; jetzt aber hatten wir auch die äußeren Verdrießlichkeiten zu erfahren, die ein modern gebautes Haus im Gefolge hat.

„Nummer Eins ist vergeben, Papa, und man schafft das Möbelwerk hinein,“ sagte mein älteste Tochter. „Ich hoffe, wir werden artige Nachbarn bekommen, und William sagte zu Mary, Herr Smithers habe ihm auf der Straße gesagt, daß er nun Nummer Drei so schnell als möglich in den Stand setzen werde.“

Die Kunde war richtig, wie wir im Laufe der nächsten drei oder vier Wochen aus dem Getöse der Zimmermannshämmer entnehmen konnten. Den ganzen Tag über wurden unsere Ohren gequält, und auch in der Nacht war uns nur kurze Ruhe beschieden. Es hatte den Anschein, als hämmerte man in unserem eigenen Hause, nicht in dem nächsten; und in dieser Weise ging es fort von Morgens sechs Uhr an bis Abends sieben Uhr. Ich wurde fast zu Tode gehämmert, und zum Unglück regnete es ohne Unterlaß.

so daß ich nicht ausgehen konnte, um den Lärm zu vermeiden. Da hatte ich denn nichts zu thun, als meine Gemälde anzusehen, wie sie unter jedem Anschlagen in die Höhe hüpften. Endlich war Nummer Drei gedielt, getäfelt und mit Fenstern versehen. Wir hatten nun eine Woche Ruhe.

Mittlerweile hatte man Nummer Eins möblirt, und die Miethleute waren eingezogen. Sie bestanden aus einem gichtbrüchigen alten Gentleman und seiner Gattin, welche, wie das Gerücht sagte, früher seine Köchin gewesen war. Die Hoffnungen meiner Töchter auf eine angenehme Nachbarschaft wurden dadurch vereitelt, und ehe unsere Nachbarn noch eine Woche eingezogen waren, zeigte sich eine neue Widerwärtigkeit. Das Bette des alten Gentlemans stand an der Scheidewand, und wenn Nachts sein Anfall über ihn kam, hörten wir deutlich sein Stöhnen und seine Verwünschungen. Meine Frau und meine Töchter erklärten, daß es ganz schrecklich sey und daß sie davor nicht schlafen könnten.

Am ersten Tage kam ein Billet:

„Mrs. Whortlebacks Kompliment an Mr. und Mrs. B. und sie bittet, daß die jungen Leute nicht auf dem Piano spielen möchten, da Mr. Whortleback sehr übel von der Gicht behaftet ist.“

Nun waren meine Töchter gute Klavierspielerinnen und übten sich viel. Dieses Billet übte daher durchaus keine tröstliche Wirkung. Es war barbarisch, zu spielen, wenn der alte Gentleman krank war; aber das Nichtspielen beraubte uns unseres größten Vergnügens.

„Ach, Himmel! wie so gar ärgerlich,“ riefen meine Töchter.

„Ja, meine Liebe; aber wenn wir sein Stöhnen hören können, so ist es kein Wunder, daß er auch das Piano und die Harfe hört. Bedenkt nur, die Wand ist nur anderthalb Ziegel dick.“

„Es wundert mich, daß ihn die Musik nicht beruhigt,“ bemerkte die älteste.

„Die Musik ist für einen Leidenden Spott, und ein Mann, der

gerädert wird, findet keine Milderung seiner Schmerzen in den Melodien des schönsten Orchesters."

Nach einer Woche, während welcher wir uns jeden Tag nach Mr. Whortlebacks Gesundheit erkundigen ließen, wagten wir es wieder, zum Piano und zur Harfe zu greifen. Darüber wurde nun der alte Gentleman ärgerlich und ließ einen Trompeter kommen, den er mit dem Auftrage auf den Balkon setzte, alle nur erdenkliche Mißtöne hervorzustoßen, so oft sich die Harfe und das Piano vernehmen ließen. Wir standen also in offener Feindseligkeit mit unserem einzigen Nachbar und konnten nun bei jedem Spielversuche meiner Töchter so sicher für ein paar Tage auf schlechte Trompetenübungen zählen, daß endlich das Piano geschlossen und die Harfe in Ruhe blieb. Vor Ablauf des Jahres war auch Nummer Drei bewohnt, und nun hatten wir neue Verdrießlichkeiten. Unsere Nachbarschaft bestand aus einer großen Familie mit vier jungen Frauenzimmern, welche Musik lernten. Das war nun mein liebe Noth. Den ganzen Tag lang das ewige Gehack, denn wenn eine Schwester aufstand, setzte sich die andere nieder; und Jedermann weiß, wie leidig der erste Unterricht in der Musik auf alle diejenigen wirkt, welche zuhören müssen. Sie hatten es just so weit gebracht, um ein einziges Stückchen zu spielen, das vom Morgen bis in die Nacht unabläßig in unsern Ohren hallte. Wir mochten nicht unser Kompliment vermelden oder einen Trompeter aufbieten, und mußten uns daher darein fügen. Da außerdem die Kinderstube sich an der Scheidewand befand, so hatten wir den Lärm und das Schreien der Kinder auf der einen, das Stöhnen und die Verwünschungen des Gentleman auf der andern Seite.

Man gewöhnt sich übrigens an Alles, und wir fanden uns nachgerade in unsere ärgerlicher Lage. Dennoch konnte ich bemerken, daß meine Frau, wenn sie glaubte, daß ich nicht zuhöre, mit den sie besuchenden Freundinnen stets über die Widerwärtigkeiten sprechen, die wir erduldeten, und ich fühlte mich überzeugt, daß

sie und meine Töchter sich ebenso sehr nach Brompton-Hall zurücksehnten, wie ich. Die Vortheile, die sie sich von ihrer Stadtwohnung versprochen hatten, waren nicht in Erfüllung gegangen. Die meisten unserer Freunde wohnten weit ferner von uns, als früher, und außerdem hatten wir ihnen nicht mehr dieselben Unterhaltungen zu bieten. Bei unserer früheren kleinen Entfernung von der Stadt, wurden wir mehr von denen besucht, welche keine Equipage hielten. das heißt von den jungen Männern — und dies waren natürlich die Personen, um die sich meine Gattin und meine Töchter am meisten kümmerten. Welche Annehmlichkeit, mit dem Felleisen herunterzukommen — sich für den Nachmittag der frischen Luft und des ländlichen Grüns zu erfreuen — bei uns zu speisen, zu schlafen, zu frühstücken und am andern Morgen mit den Wagen, welche jede Viertelstunde vorbeikamen, zurückzukehren! Aber bei uns in — Square zu diniren, wenn man für die Miethkutschen hin und her so viel bezahlen und um eilf Uhr Abends wieder zurückkehren mußte — nein, dies hatte durchaus nichts Lockendes. Wir fanden, daß wir nicht halb so viel besucht wurden, wie zu Brompton-Hall. Dies war der herbste Schlag von allen, und meine Frauenzimmer saßen stundenlang seufzend am Fenster; denn oft verging ein ganzer Tag, ohne daß nur eine einzige Freundin oder Bekannte einsprach, um die Einförmigkeit zu erleichtern.

Demungeachtet blieben wir in unserm neuen Hause, denn ich dachte, die drei Jahre seyen gut verwendet, wenn sie meine Gattin und Töchter von ihrer Stadtmanie kurirten; und obgleich mir nicht entging, daß sie sich angelegentlich zurücksehnten, so brachte ich die Sache doch nie zur Sprache, denn ich hatte mir vorgenommen, die Kur zu einer radikalen zu machen. Die Nummern Vier, Fünf, Sechs, Sieben, Acht waren im Laufe des nächsten Jahrs fertig und in Folge der Ueberredungen unseres Mr. Smithers das darauf folgende Frühjahr von verschiedenen Partieen bezogen. Nun kam eine neue Aergerlichkeit. Nichts als ein ewiges Ziehen an der Klingel. Der

Bediente murrte und konnte mit seiner Arbeit nicht fertig werden. Wenn man dann mit ihm schmälte, versetzte er, man könne keine Zeit für's Geschäft finden, denn wenn er seine Messer und Teller reinige, werde die Klingel gezogen; er müsse sich dann waschen, seine Jacke anziehen und die Hausthüre öffnen, um dem nächsten Besten Rede zu stehen, der nach der Wohnung irgend eines Neu-angekommenen fragte, weil dazu immer die am längsten bewohnten Häuser ausersehen würden. Monate lang nahm das Klingeln kein Ende, und drei unserer Bedienten kündigten den Dienst, weil sie nicht an einem so schlechten Platze bleiben wollten. In derselben Weise hatten wir auch mit Briefen und Billeten zu kämpfen, die man uns auf Gerathewohl mit der Frage brachte: „Wohnt Mr. So und So nicht hier?" — „Nein." — „Können Sie mir nicht sagen, wo ich ihn zu finden habe?" — So ging es ohne Unterlaß fort, und es entschwanden im Laufe des Tages keine fünf Minuten, ohne daß die Hausthürklingel gezogen wurde. Um nicht ewig meine Bedienten wechseln zu müssen, sah ich mich endlich genöthigt, einen Extraknaben für die Beantwortung der unaufhörlichen Fragen an der Thüre aufzustellen.

Endlich waren zwei Jahre und neun Monate abgelaufen. Meine Gattin stellte nun hin und wieder die Frage, ob ich den Kontrakt zu erneuern wünsche, worauf ihn natürlich erwiederte, „daß ich das viele Wechseln nicht leiden könne."

Nun wurde die Sache anders angegriffen. Sie bemerkte, daß Clara seit einiger Zeit nicht ganz wohl sey und daß ihr wahrscheinlich die Landluft gut bekommen dürfte; ich beliebte jedoch anderer Ansicht zu seyn.

Eines Tages kam ich nach Hause, rieb in scheinbarem Vergnügen meine Hände und sagte:

„Nun, endlich habe ich ein Anerbieten für Brompton-Hall auf die Dauer von sieben Jahren — ein sehr schönes Offert und gute Miethleute. Ich freue mich, daß ich es einmal vom Halse habe."

Meine Frau machte ein betrübtes Gesicht, und meine Töchter ließen die Köpfchen sinken.

„Hast Du es schon verliehen, Papa?“ fragte die eine schüchtern.

„Nein, noch nicht; aber ich muß morgen früh eine Antwort geben.“

„Das bedarf denn doch der Ueberlegung, mein Lieber,“ versetzte meine Gattin.

„Der Ueberlegung?“ entgegnete ich. „Ei, meine Liebe, das Haus ist eingesehen worden, und ich habe schon seit drei Jahren versucht, es gut an den Mann zu bringen. Ich entsinne mich, daß ich mir Ueberlegung ausbedung, ehe ich dieses Haus miethete; aber Du wolltest mir dies nicht gelten lassen.“

„Es wäre freilich gut gewesen, wenn wir darauf eingegangen wären,“ sagte Clara.

„Ja freilich,“ meinte eine andere meiner Töchter.

„Die Sache verhält sich so, mein Lieber,“ sagte meine Gattin, die sich hinter meinen Stuhl stellte und ihre Arme um meinen Nacken schlang; „wir Alle wünschen wieder nach Brompton zurückzukehren.“

„Ja, ja, Papa,“ fügten meine Töchter bei, die mich nun von allen Seiten umarmten.

„Ihr räumt mir also ein, daß ich Recht hatte, als ich mich bloß für drei Jahre einmiethen wollte?“

„Ach, ja! es war ein Glück, daß Du mit solcher Entschiedenheit darauf bestandst.“

„Gut denn; wenn dies der Fall ist, so wollen wir dieses Haus räumen und, sobald es euch beliebt, wieder nach Brompton-Hall zurückgehen.“

Ich brauche kaum zu bemerken, daß wir mit Entzücken wieder von unserm alten Hause Besitz nahmen, und daß ich von keinen weiteren Anmuthungen im Betreff eines Wohnungswechsels behelligt wurde. Auch hörte ich nie wieder die Prase, daß wir „aus der Welt lebten.“

Die Kunst, glücklich zu seyn.

„Schneide Dir den Rock nach Deinem Tuche,“ ist ein altes und weises Sprüchwort; und wenn die Leute ihre Ideen nach ihren Umständen eintheilen wollten, so könnten wir Alle viel glücklicher seyn. Wenn wir obendrein mit unseren hinschwindenden zeitlichen Gütern auch unsere Vorstellungen um einige Nägel herabspannen könnten, so wäre das Glück stets in unserem Bereich. Nicht was wir haben oder nicht haben, erhöht oder verkümmert unser Wohlbefinden, sondern das Sehnen nach mehr, der Neid gegen Andere und der Wunsch, in der Welt bedeutungsvoller aufzutreten, als man wirklich befugt ist, zerstört unsern Seelenfrieden und führt uns zuletzt in's Verderben.

Ich habe nie einen Menschen sich so wohlgemuth in seine Verhältnisse schicken sehen, als meinen Freund Alexander Willemott. Seit unseren Schuljahren sah ich ihn zum erstenmal wieder am Schlusse des Krieges. Er hatte mit der Regierung bedeutende Montirungsakkorde abgeschlossen und sich dadurch, wie das Gerücht ging, ein ungeheures Vermögen erworben, obgleich seine Conti noch nicht bezahlt waren. In der That wurden seine Mittel zu so großer Ausdehnung angegeben, daß es hieß, er könnte mit Prüfung derselben zwei Jahre lang sechs Rechner beschäftigen, ehe er mit der Bilanz fertig würde. Wie gesagt war er mit mir in der Schule gewesen, und als ich von Ostindien zurückkehrte, besuchte ich ihn, um unsere alte Bekanntschaft zu erneuern und ihm zu seinem Erfolge Glück zu wünschen.

„Mein theurer Reinolds, ich bin entzückt, Dich zu sehen. Du

mußt mit mir nach Belem-Castle hinunter, wo Dich meine Frau mit Freuden empfangen wird. Du sollst dann auch meine beiden Mädchen sehen."

Ich willigte ein. Die Chaise machte vor einem prächtigen Hause Halt, und ich wurde durch einen Haufen mit Livréen versehener Diener geführt. Alles war im üppigsten und großartigsten Maßstabe. Nachdem ich der Dame des Hauses mein Kompliment gemacht hatte, zog ich mich zurück, um mich für die Mahlzeit vorzubereiten, denn es war bereits halb acht Uhr vorbei. Um acht Uhr setzten wir uns nieder. Auf meine Bemerkung, daß es mir leid thäte, wenn ich zu einer Zögerung Anlaß gegeben hätte, entgegnete Willemott:

„Im Gegentheil, mein lieber Reinolds; wir diniren nie früher. Ich kann mir nicht denken, wie die Leute um vier oder fünf Uhr zu ihrer Hauptmahlzeit niedersitzen können; denn ich vermöchte um diese Zeit keinen Bissen anzurühren."

Das Diner war vortrefflich und ich zollte demselben die gebührenden Lobsprüche.

„Sey unbesorgt, mein lieber Freund — mein Koch ist ein artiste extraordinaire — ein regelmäßiger cordon bleu. Du kannst Alles essen, ohne eine Indigestion befürchten zu müssen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie die Leute bei der englischen Küche unserer Tage zu leben im Stande sind. Ich speise selten auswärts, weil ich immer Angst habe, ich könnte vergiftet werden. Verlaß Dich darauf, ein guter Koch verlängert Dir die Tage, und man sollte kein Geld scheuen, um sich einen tüchtigen Burschen zu gewinnen."

Sobald sich die Damen entfernt hatten und wir allein waren, ergingen wir uns in freundschaftlichem Gespräche. Ich drückte meine Bewunderung über seine Töchter aus, die sehr schöne und elegante Mädchen waren.

„Ja, ja — sie sind allerdings mehr als mittelmäßig," ver-

setzte er. „Es haben sich schon viele Werber eingestellt, die übrigens meinen Wünschen nicht entsprachen. Die Baronets sind heutzutage wohlfeil und irische Lords gelten gar nichts. Jedenfalls möchte ich sie gemächlich versorgt sehen. Nun ja, das wird sich finden. Versuche diesen Claret — er ist vortrefflich und macht kein auch Kopfweh, wenn man ihm noch so kräftig zuspricht. Ich kann mir nicht denken, wie die Leute Portwein trinken mögen."

Am nächsten Morgen machte er mir den Vorschlag zu einer Fahrt um den Park. Ich willigte ein, und wir brachen in einem schönen offenen Wagen auf, der von vier Grauschimmeln, auf denen Postillons ritten, rasch fortgezogen wurde. Während wir so dahinsausten, bemerkte er:

„In der Stadt kann ich natürlich nur ein Paar nehmen; aber auf dem Lande fahre ich nie ohne vier Pferden aus. Ein vierspänniger Zug hat eine ganz entzückende Spannkraft. Der Geist wird elastisch darunter, und man fühlt, daß den armen Thieren ihr Geschäft nicht sauer wird. Ich bleibe lieber zu Haus, wenn ich nicht mit Vieren fahren kann."

Unsere Spazierfahrt war sehr angenehm, und in ähnlichen Belustigungen verbrachte ich eine der angenehmsten Wochen, deren ich mich entsinnen kann. Willemott war nicht im Mindesten verändert — er benahm sich so freundschaftlich, so aufrichtig und so offenherzig gegen mich, wie zur Zeit, als er noch auf der Schule war. Ich verließ ihn hocherfreut über seinen Wohlstand und mußte zugeben, daß er ihn verdiente, obgleich seine Ideen einen so großartigen Maßstab angenommen hatten.

Nach Ablauf meines Urlaubs ging ich wieder nach Indien, wo ich ungefähr vier Jahre blieb. Bei meiner Rückkehr fragte ich nach meinem Freunde Willemott und erfuhr, daß sich seine Umstände und Aussichten sehr verändert hätten. Aus vielen Gründen — darunter namentlich ein Wechsel in dem Gouvernement, die Nothwendigkeit der Beschränkung des Staatshaushaltes und die

andere Deutung, die man den Worten von Willemotts Kontrakt unterlegte — waren bedeutende Posten in seinen Rechnungen gestrichen worden, und statt eines Millionärs war er jetzt nur noch ein Gentleman mit einem schönen Vermögen. Er hatte Belem-Castle verkauft und lebte nun zu Richmond, wo er um seiner Gastfreundlichkeit willen in der ganzen Umgegend als eine gute Erwerbung betrachtet wurde. Ich ersah die eheste Gelegenheit, um hinunterz gehen und ihn zu besuchen.

„Ah, mein theurer Reinolds, es ist recht freundlich von Dir, daß Du ohne Einladung zu mir kömmst. Dein Zimmer ist bereit und das Bett wohl gelüftet — denn es ist während der drei letzten Nächte nicht frei geworden. Komm — meine Frau wird entzückt seyn, Dich wieder zu sehen.“

Ich fand die zwei Mädchen unverheirathet; aber sie waren noch jung. Die ganze Familie schien so glücklich, so zufrieden und freundlich zu seyn, als nur je. Wir setzten uns um sechs Uhr zur Tafel, bei welcher der Lakei und der Kutscher aufwarteten. Das Mahl war gut, aber nicht durch den artiste extraordinaire bereitet. Ich lobte Alles.

„Ja,“ versetzte er, „Jane ist eine recht gute Köchin und vereinigt die Solidität der englischen Küche mit der Feinheit der französischen. Ich finde darin eine entschiedene Verbesserung und betrachte das Mädchen als einen wahren Schatz.“

Nach dem Diner bemerkte er:

„Du weißt natürlich, daß ich Belem-Castle verkauft und mein Hauswesen eingeschränkt habe. Die Regierung hat mich nicht schön behandelt; aber ich wurde dem Erbarmen der Kommissionäre preisgegeben, und ein Haufen von Leuten erlaubt sich wohl Dinge, deren sie sich einzeln schämen würden. Das Gehässige einer Maßregel mag Niemand allein auf sich nehmen, und ich fürchte, es ist nur das Gefühl der Schande, was uns ehrlich erhält. Indeß habe ich immer noch ein hübsches Vermögen und fühle mich stets glücklich,

wenn mich Freunde, namentlich aber alte Schulkameraden besuchen. Willst Du Portwein oder Claret? Beide sind sehr fein. Beiläufig — ich will Dich in ein Familiengeheimniß einweihen. Louise ist mit dem Oberst Miller verlobt — eine vortreffliche Partie! Sie macht uns Alle glücklich.

Am andern Tage fuhren wir nicht in einer offenen Carosse, wie früher, sondern in einer zweispännigen Halbkutsche aus.

„Du hast da schöne Pferde," bemerkte ich.

„Ja," versetzte er; „ich liebe gute Pferde, und da ich nur noch ein Paar halte, so sehe ich dabei auf die besten! In vier Pferden liegt ein gewisser Grad von Anmaßung, die ich nicht leiden kann — es hat immer den Anschein, als wünsche man seine Nachbarn auszustechen."

Ich verbrachte bei ihm ein paar sehr angenehme Tage und schied dann wieder aus seiner wirthlichen Behausung. Im Winter wurde ich von einer schweren Lungenentzündung befallen, und ich befolgte den Rath meiner Aerzte, nach dem südlichen Frankreich zu gehen, wo ich zwei Jahre blieb. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß Willemott unglücklich in den Stocks spekulirt hatte. Er war nicht mehr in Richmond, sondern wohnte jetzt in Clapham. Am nächsten Tage begegnete ich ihm in der Nähe der Börse.

„Reynolds, es freut mich, Dich zu sehen. Thompson sagte mir, daß Du zurückgekehrt seyst. Wenn Du nichts Besseres zu thun weißt, so besuche mich; ich will mit Dir um vier Uhr hinunterfahren, falls es Dir recht ist."

Ich sagte zu und traf mit ihm um vier Uhr an den Livréeställen über der eisernen Brücke zusammen. Sein Wagen wurde herausgeführt — es war ein Phaeton mit zwei langschwänzigen Ponies — und wir brachen im Galopp auf.

„Holen sie nicht gut aus? Wir werden noch in gehöriger Zeit anlangen, um vor fünf Uhr, unserer Dinerzeit, ein paar Schuhe anzulegen. Späte Mahlzeiten sagen mir nicht zu und

machen gerne Indigestionen. Natürlich weißt Du, daß Louise einen kleinen Knaben hat?"

Ich hatte nichts davon gewußt, brachte aber meine Glückwünsche an.

„Ja, und ist jetzt mit ihrem Gatten nach Indien gegangen. Marie ist gleichfalls versprochen — eine sehr gute Partie — mit einem Mr. Rivers, einem Advokaten. Er ist dieses Jahr in die Liste aufgenommen worden und hat schöne Aussichten. Anfangs wird's ihnen freilich ein wenig knapp gehen; aber wir müssen sehen, was wir für sie thun können."

Wir machten vor einer zierlichen Häuserreihe, deren Namen ich vergessen habe, Halt, und der einzige männliche Bediente kam heraus, um die Ponies nach dem Stalle zu bringen, während das Mädchen mein Gepäcke in Empfang nahm. Ich wurde von Mrs. Willemott mit der früheren Wärme bewillkommt. Das Haus war klein, aber sehr nett; von der früheren Großartigkeit zeigten sich aber nur noch einige Lieblingsgegenstände der Damen. Wir setzten uns um fünf Uhr zu einem einfachen Mahl nieder und wurden von dem Lakaien bedient, der nach dem Striegeln der Pferde seine Livrée angezogen hatte.

„Eine gute einfache Köchin ist im Grunde doch das Beste," bemerkte Willemott, „denn die sogenannten Künstlerinnen lassen sich nicht zum Sieden und Braten herab. Willst Du nicht etwas von diesem Lendenbraten nehmen? Die untere Schnitte ist vortrefflich. Meine Liebe, gib doch Mrs. Reynolds etwas von dem Yorkshire-Pudding."

Als wir nach dem Diner allein waren, erzählte mir Willemott unverhohlen, wie er zu seinen Verlusten gekommen war.

„Ich kann Niemand einen Vorwurf machen, als mir selbst," sagte er. „Ich wünschte ein kleines Sümmchen für die Mädchen zusammenzubringen, und indem ich ihr sicheres Erbtheil auf's Spiel setzte, brachte ich sie fast um Alles. Wie dem übrigens seyn mag,

es steht uns noch immer eine Flasche Portwein und ein Beefsteak zu Gebot — und was kann man in der Welt mehr haben? Willst Du Portwein, oder weißen? Claret kann ich Dir nicht bieten."

Wir versorgten eine Flasche Portwein; aber ich konnte an Willemott keinen Unterschied bemerken. Er war noch ebenso heiter und wohlgemuth, als nur je. Am nächsten Tage fuhr er mich wieder nach der Stadt. Während unsrer Fahrt bemerkte er:

„Ich liebe die Ponies — sie machen so gar wenig Mühe. Auch ziehe ich diese Halbkutsche einem Einspänner vor, da ich doch meine Frau und meine Töchter darin unterbringen kann. Es ist selbstsüchtig, einen Wagen blos für sich zu halten, und ein einspänniges Pferd an einer vierräderigen Doppelchaise ist doch Thierquälerei.

Ich ging nach Schottland und blieb daselbst ungefähr ein Jahr. Nach meiner Rückkehr fand ich, daß mein Freund Willemott abermals sein Quartier gewechselt hatte. Er befand sich zu Brighton und da ich nichts Besseres zu thun hatte, so setzte ich mich in die „Times" und langte an dem Bedfort-Hotel an. Erst nach einiger Nachfrage konnte ich seine Adresse ausfindig machen. Er wohnte in einem achtbaren, aber nicht fashionablen Theile dieser überfüllten Stadt. Willemott empfing mich gerade so herzlich wie früher.

„Ich kann Dir kein Bette anbieten, aber Du mußt jeden Tag mit uns frühstücken und diniren. Unser Haus ist klein, aber dennoch sehr gemächlich, und in Brighton lebt sich's recht angenehm. Du weißt, daß Mary verheirathet ist. Ein guter Platz in den Gerichtshöfen wurde zum Kaufe ausgeboten und ich trat mit meiner Frau die Uebereinkunft, ihn für Rivers zu erstehen. Dieser Aufwand zwang uns allerdings zu einiger Einschränkung, aber die Kinder haben doch ihr gutes Auskommen. Was mich betrifft, so bin ich vom Geschäft ganz zurückgetreten. Warum sollte ich mich auch placken, da meine beiden Töchter verheirathet sind, und wir genug zu leben haben? Brighton ist eine gesunde lebhafte Stadt, und Wagen mit Pferde hat man hier nicht nöthig, da es an jeder Straßenecke Flies gibt."

Ich nahm seine Einladung zum Diner an. Bei Tische wartete ein Mädchen auf; aber trotz der großen Einfachheit war doch Alles sehr reinlich und gemächlich.

„Ich habe noch eine Flasche Wein für einen Freund," sagte Willemott, „aber ich für meine Person ziehe den Whisky-Toddy vor, da er mir besser zusagt. Auf die Gesundheit meiner beiden Mädchen! Gottes Segen über sie, und möge es ihnen wohl ergehen!

„Mein theurer Willemott," sagte ich, „ich nehme mir die Freiheit eines alten Freundes, mein Erstaunen über Deine Philosophie auszudrücken. Wenn ich an Belem-Castle, an Dein großes Hauswesen, an Deinen Luxus an Deinen französischen Koch und an Deinen Marstall denke, so kann ich mich nicht genug wundern, wie Du bei einem derartigen Wechsel Deiner Verhältnisse so zufriedenen Geistes seyn kannst."

„Mein lieber Freund, ich wundere mich selbst darüber," versetzte er. „Damals würde ich es nie geglaubt haben, daß ich unter so veränderten Umständen glücklich leben könne; aber die Sache verhält sich so, daß ich, trotz meiner Lieferungen für die Armee, ein gutes Gewissen habe. Zudem ist meine Gattin eine vortreffliche Frau, die nicht an sich selbst denkt, wenn sie nur mich und ihre Töchter heiter sieht. Ferner habe ich mir's zum Grundsatz gemacht, weil's doch einmal mit mir bergab geht, Gründe aufzusuchen, warum ich dennoch dankbar seyn darf, und so kann keine Unzufriedenheit aufkommen. Verlaß Dich darauf, Reynold, der Verlust eines Vermögens wird uns nicht unglücklich machen, so lange im Hausstande Frieden und Liebe waltet."

Ich verabschiedete mich von Willemott und seiner Gattin mit inniger Hochachtung, denn ich hatte mich überzeugt, daß seine Gleichgültigkeit gegen weltliche Vortheile nicht erkünstelt war. Die Trauben waren nicht sauer, weil sie so hoch hingen; wohl aber hatte er die ganze Kunst, glücklich zu seyn, gelernt, indem er sich mit dem begnügte, was er hatte, und „den Rock nach seinem Tuche schnitt."

Wie man eine fashionable Novelle schreiben muß.

Erster Theil.

Zimmer in Lincolns Inn.

(Arthur Ansard sitzt an einem Tische ohne Acten und hat die Advokatenperücke auf einem Ständer neben sich stehen. Er wirft einen trostlosen Blick auf das Zeichen seines Amtes und spricht vor sich hin.)

Ja, da stehst Du, „Genosse meiner Mühe, meiner Gefühle und meines Ruhms.“ Wir passen nicht zusammen, denn wir haben noch nie einen Prozeß mit einander gewonnen. Nun, mit Berichten für die juridischen Journals und mit Beiträgen für die Taschenbücher werde ich wohl alle meine Bedürfnisse bestreiten können, nur nicht den Posten an meinen Schneider, und da seine Rechnung charakteristisch lang ist, so denke ich, ich werde wohl im Stande seyn, sie noch bis zum nächsten Termin strecken zu können. Mittlerweile hoffe ich, meine Zusage an Mr. C.. erfüllen zu können, der mir den Auftrag gab, eine fashionable Novelle „aus der Feder eines Adeligen“ zu schreiben. Aber wie greife ich dies an, da ich in meinem Leben nie ein vornehmes Haus betreten habe, und unter Hof nichts Anderes verstehe, als den Gerichtshof von Queens Bench? Wahrhaftig, ich weiß mir da nicht besser zu helfen als mein Kamerad, der Ständer da, welcher so selbstgefällig dumm unter meiner ehrwürdigen Perücke hervorschaut. Mit den Bedienten, den Equipagen, den Portiers und Allem, was auf der Straße vorgeht, wollte ich wohl zu Stande kommen, aber das Treiben im Innern ist mir ein böhmisches Dorf. Ich werde nicht über das erste Kapitel

wegkommen, und doch muß die Rechnung des Schneiders bezahlt werden. (Ein Pochen von außen.) Herein!

Barnstaple (tritt ein).

B. Frohe Weihnachten, Arthur.

A. Setz' Dich, mein lieber Freund; aber höhne mich nicht mit frohen Weihnachten, denn die sind bei mir längst ausgewandert. Antworte mir ernstlich, hältst Du es für möglich, daß ein Mensch das schildert, was er nie sah?

B. (stützt das Kinn auf seinen Stock.) Warum sollte es nicht möglich seyn? Eine andere Frage wäre freilich, ob die Schilderung ganz richtig werden kann.

A. Aber setzen wir den Fall, daß die Personen, welche sie lesen, die Sache selbst nie gesehen haben?

B. Nun, dann hat's nicht viel zu bedeuten, ob die Schilderung richtig ist, oder nicht.

A. Du hast mir eine Last von der Seele genommen, aber dennoch fühle ich mich nicht ganz wohl dabei. Ich habe es übernommen, für C.. eine fashionable Novelle zu schreiben.

B. Was verstehst Du unter einer fashionablen Novelle?

A. Das kann ich wahrhaftig kaum sagen. Seine Bedingungen lauten, daß es eine fashionable Novelle in drei Bänden mit wenigstens je dreihundert Seiten seyn müsse."

B. Das heißt, Du sollst ihm helfen, dem Publikum etwas aufzubinden?

A. Ich fürchte, es läuft auf etwas der Art heraus. Er verlangte weiter, daß die Arbeit als die eines sehr talentvollen Adeligen ausposaunt werden müsse.

B. Darauf solltest Du Dich nicht einlassen, Ansard.

A. Mein Gewissen sagt mir das Nämliche, aber die Rechnung meines Schneiders legt ihr Veto gegen diesen Spruch ein, da sie mit dem Gewissen nichts zu schaffen hat. Sieh nur her. (Er entfaltet eine lange Rechnung.)

B. Nun ja, ich muß zugeben, Ansard, daß Du einen gewichtigen Entschuldigungsgrund hast. Wenn der Teufel treibt, muß man — aber Du besitzst Fähigkeiten für Besseres.

A. Ich fühle, daß sie für den gegenwärtigen Fall nicht weit her sind. Aber, was kann ich thun? Der Mann will nichts Anderes haben und sagt, das Publikum lese sonst nichts.

B. Das heißt, weil ein einziger talentvoller Autor das Publikum durch seinen Styl und die ihm inwohnende Kraft in Erstaunen gesetzt und gewissermaßen eine Schule für Neulinge gegründet hat, so soll seine Popularität durch verächtliche Nachahmung beeinträchtigt werden. Man möchte toll werden, wenn man sieht, wenn das wohlfeilere Flitterwerk Anderer dem Publikum statt Goldes verpfändet werden soll; aber noch ärgerlicher ist es, daß die Mehrheit des Publikums den Unterschied zwischen dem Metall und der Legirung nicht zu würdigen versteht. Weißt Du, Ansard, daß Du durch diese Arbeit den Ruf eines sehr geistvollen Mannes beeinträchtigst?

A. Wird er meine Schneiderrechnung zahlen?

B. Nein, er wird wohl genug mit seiner eigenen zu thun haben. Aber, was sagt Dein Schneider?

A. Ach, der ist ein Radikal-Reformer und erklärt, daß er sich nicht mit halben Maaßregeln begnüge, denn am ersten März wolle er die ganze Rechnung, keinen Farthing weniger, bezahlt haben. Und Mr. C.. erwartet gleichfalls von mir am zehnten Februar die Novelle, die ganze Novelle, und zwar eine fashionable Novelle. Sieh hier, Barnstable. (Er zeigt ihm die Schneidersrechnung.)

B. Ich sehe, wie es steht. Er „zahlt die Armuth Dir und nicht den Willen.“

A. Und mit Deiner Erlaubniß, ich muß meine Rechnung bezahlen. (Er verbeugt sich.)

B. Nun, nun, ich kann Dir helfen. Nichts ist schwerer, als eine gute Novelle zu schreiben, dagegen aber auch nichts leichter,

als die Abfassung einer schlechten. Wenn ich nicht über die Versuchung erhaben wäre, könnte ich Dir in jedem ordentlichen Jahre ein ganzes Dutzend in die Feder diktiren — im Schaltjahr vielleicht gar dreizehn. So verbanne denn diese Christfestwolke von Deiner Stirne; lasse ab, an dem unrechten Ende Deiner Feder zu nagen, und spitze Dir das rechte. Ich habe eine Stunde für Dich übrig.

A. Ich danke Dir; diese Deine übrige Stunde erspart mir vielleicht einen ganzen Tag. Ich bin ganz Ohr — fahre fort.

B. Der erste Punkt, der in's Auge gefaßt werden muß, ist das tempus oder die Zeit — der nächste ist der locus oder der Platz — und zuletzt kommt es an die dramatis personas. Dann kannst Du Deine Novelle Kapitel um Kapitel aufbauen.

A. Aufbauen?

B. Ja, aufbauen. Du hast Deine gegebenen Dimensionen, und das Innere bleibt Deiner eigenen Ausschmückung überlassen. Zuerst also die Eröffnung. Ich denke, wir führen den Helden in sein Ankleidezimmer. Wir haben etwas der Art in Pelham, und wenn wir auch seine Verdienste nicht kopiren können, so muß dies doch in Betreff seiner Eigenthümlichkeit geschehen. Außerdem ist's stets sehr wirksam. Ein Ankleidezimmer oder Boudoir vornehmer Personen weiht den gemeinen Menschen in die Arkana ein, in denen er schwelgt.

A. Nichts kann besser seyn.

B. Was dann die Zeit betrifft, so lassen wir den Helden noch im Bette liegen — ich denke um vier Uhr Nachmittags.

A. Morgens, willst Du sagen.

B. Nein, Nachmittags. Ich will zugeben, daß fashionable junge Männer im wirklichen Leben um dieselbe Zeit aufstehen, wie andere Leute, aber in einer fashionablen Novelle darf die hohe Person nie früh aus den Federn kommen. Schon der Gedanke macht, daß die Handwerksfrau ihre Augen zum Himmel erhebt. Fange also

an: „Es war ungefähr drei und dreißig Minuten über vier Uhr Nachmittags — —"

A. Das ist auf die Minute pünktlich.

B. „Als das schön gemeißelte — —"

A. Gemeißelt?

B. Ja. Vornehme Leute sind immer gemeißelt, die gemeinen aber nur gegossen — „schöngemeißelte Haupt des hochwohlgebornen Augustus Bouverie noch immer auf seinem seidenen Pfühle lag. Seine schwellenden Antinous-Locken waren in Papillotten vom schönsten Atlaspapier gewickelt und das tout ensemble seines Kopfes —"

A. Tout ensemble?

B. Ja; fahre nur fort. — „Schmiegte sich sanft unter dem feinsten Netzgeflecht, zusammengesetzt aus den Fäden, welche das zarte Gespenst des italienischen Wurms geliefert hatte.

A. Ah; jetzt begreife ich — eine seidene Nachtmütze. Aber, warum kann ich das Kind nicht mit einemmale beim Namen nennen?

B. Weil Du eine fashionable Novelle schreibst. — „Mit dem Zeigefinger seiner im Handschuh steckenden linken Hand — —"

A. Aber er kommt ja nicht von einem Spaziergang, sondern liegt noch immer in seinem Bette.

B. Du verstehst doch gar nichts. — „Behandschuheten linken Hand rieb er sich leicht die Pforte des rechten Auges, welche sich bei der stummen Mahnung aufthat und den holden Jüngling in den Stand setzte, nach einer mit Brillanten besäeten Repetiruhr hinzublicken und genau den Zeitpunkt zu unterscheiden, welchen wir dem Leser bereits mitgetheilt haben, und mit dem wir unsere Geschichte eröffnen."

A. In der That ein sehr großartiger Eingang.

B. Nicht großartiger, als für eine fashionable Novelle nöthig ist. — „Bei dem Tone einer silbernen Clochette nähert sich der treue Schweizerdiener Coridon, welcher schon seit einiger Zeit an

der Thüre gestanden und gewartet hatte, bis sein Gebieter sich dem Reiche des Somnus entrissen, in leichten, mit Filz belegten Tanzschuhen und lautlosen Schritts dem Bette, ähnlich dem Vorrücken des Abends, der sich über das Antlitz der Natur stiehlt."

A. Eine sehr ungereimte Vergleichung.

B. Nicht für eine fashionable Novelle. — „Da stand er nun, ein Bild der Schweigsamkeit, das sich zu den Füßen der stolzen Würde beugt."

A. In der That, Barnstable, das ist zu outré.

B. Um kein Jota — ich bin in der wahren „Cambyses Laune." — „Coridon zog sachte die rosafarbigten Gros de Naples-Vorhänge, die vielleicht nur zu übermäßig mit den feinsten Brüsslerspitzen gefranst waren, zurück und rief im Tone zitternder Ehrfurcht und Anhänglichkeit: ‚Monsieur a bien dormi?' ‚Coridon' sagte der hochwohlgeborene Augustus Bouverie, und stützte sich auf den Ellenbogen, jene anmuthige Haltung annehmend, die ihn so sehr auszeichnete, wenn er bei Almacks auf den Ottomanen ruhte — —"

A. Weißt Du gewiß, daß dort Ottomanen sind?

B. Nein; aber Deine Leser können Dir nicht das Gegentheil beweisen. — ‚Coridon,' sagte er, seinen Diener vom Kopf bis zum Fuße musternd und ihn zuletzt mit strengem Gesichte ansehend, ‚Coridon, Du wirst beleibt, wenn nicht etwa gar das, was die Leute f e t t nennen.' Der Schweizerdiener fuhr in zierlichem Erstaunen drei Schritte zurück, zog seine Augbraunen auf, breitete seine Handflächen nach vorne, erhob seine Schulter bis über den Kopf und rief: ‚Pardon, Mylord, j'en aurais une horreur parfaite.' ‚Ich sage Dir', entgegnete unser anmuthig zurückgelehnter Held, ‚daß dem so ist, Coridon, und ich schreibe dies Deiner Vorliebe zu jenem abscheulichen Getränk zu, das man Portwein nennt. Trinke mir ja nichts Anderes als Hochheimer und Mosler, Bursche. Auch fürchte ich, Du trägst Dich mit einem schnöden Hange nach Schöps-

und Ochsenfleisch. Beschränke Dich auf Salat und versündige Dich ja nicht mehr als einmal in der Woche mit einer Omelette. Coridon muß visionär und durchscheinend seyn, oder er ist kein Coridon für mich. Nimm mir meine Nachthandschuhe ab und hilf mir aufstehen. Es ist vier Uhr vorbei, und die Sonne muß inzwischen diesen Erdball hinreichend gelüftet haben.“

A. O, ich habe es jetzt. Ich fühle, daß ich noch eine ganze Stunde fortmachen kann.

B. Du mußt länger dazu brauchen, ehe Du ihn aus dem Bette heraus und in dem Ankleidezimmer hast. Fünf Kapitel sind zum mindesten nöthig, ehe er sich in seinen Putz geworfen hat; denn wie könntest Du sonst eine fashionable Novelle schreiben, in welchem Du mit ein paar Ereignissen drei Bände füllen mußt? Aber zwei Schlagpunkte sind absolut nöthig für den Herausgeber der — — Gazette, damit sie als Proben vorgelegt werden können, ehe er mit seinem Lobe schließt. Glaubst Du, daß Du jetzt eine Woche ohne meinen Beistand fortfahren kannst?

A. Ich denke, wenn Du mir nur noch einige allgemeine Ideen geben willst. Für's Erste — muß ich stets in diesem Style beharren?

B. Nein; ich dächte, das solltest Du besser wissen. Du mußt da und dort einige philosophische Brocken einflechten.

A. Philosophie in eine fashionable Novelle?

B. Zuverlässig, sonst beklagt man sich über Geringfügigkeit. Aber hin und wieder ein Stückchen Philosophie, so unverständlich als möglich, drückt dem Werke den Stempel der Gedankenfülle auf. In dem Ankleidezimmer oder im Boudoir herrscht gelegentlich die Philosophie des Epikur, anderwärts aber, namentlich in der freien Luft die stoische.

A. Ich fürchte, ich kann damit nicht zu Stande kommen, ohne daß ich mir ein Muster vorhalte, nach dem ich zeichne. Da

fällt mir ein — ich glaube, Eugen Aram sagt etwas sehr Schönes über eine Sternnacht.

B. Ja; es ist eine der prachtvollsten Stellen, die in unserer Sprache geschrieben sind. Aber ich will keine Entweihung haben, Arthur — greife wieder zu der Feder und schreibe. Wir wollen annehmen, unser Held habe sich von der Festlichkeit eines überfüllten Ballsaals zurückgezogen. Die Scenerie ist ländlich. In der Nähe liegt der Landsitz des Lords, der den Ball gegeben, und unser Held wandert in einen Kirchhof, der feucht und traurig unter einem dicken Londoner Nebel liegt. In dem leichten Ballanzug wirft er sich auf ein Grab. „Ihr Todten," ruft er, „wo seyd ihr? Umflattern mich jetzt eure körperlosen Geister — sind sie eingehüllt in diesen schrecklichen Schleier der Natur, um unsichtbar auf das Leben niederzuschauen? Schwimmt ihr in diesem unerträglichen Nebel — eine Wahrheit noch nebeligter und unerträglicher? Haltet Ihr heute Nacht Euer Jubelfest oder kauert Ihr Euch hinter diesen mahnenden Steinen, Jedem zuklappernd, der es wagt, Euer Gebiet zu betreten? Hier kann ich Zwiesprache halten mit meiner Seele — in der unsichtbaren Gegenwart derer, welche mir das Geheimniß wohl aufklären könnten, aber nicht dürfen. Fort — es soll nicht seyn."

A. Was soll nicht seyn?

B. Das ist das Geheimniß, welches dem Selbstgespräch seine Spitze verleiht. Ueberlasse es der Einbildungskraft des Lesers.

A. Ich verstehe. Aber dennoch kann ich den Hochwohlgebornen Augustus nicht viel länger im Bette liegen lassen, obschon ich kaum glaube, daß ich im Stande bin, ihn ohne Deinen Beistand herauszubringen. Ich weiß nicht, wie ein Mensch anmuthig aus seinem Bette kommen kann. Er muß doch seine bloßen Beine zeigen, und die Veränderung der Lage ist an sich sehr linkisch.

B. Nicht halb so linkisch, wie Du. Begreifst Du nicht, daß

er gar nicht aus dem Bette heraus muß — das heißt, durch Beschreibung?

A. Aber wie dann?

B. Man schweigt darüber. Du fährst folgendermaßen fort: — „‚Ich möchte wohl ein Bad von sechsundsiebenzig und einem halben Grade nehmen, Coridon,‘ bemerkte der ehrenwerthe Augustus Bouverie, als er seinen gestickten Schlafrock um seine zierlich geformten Glieder warf und in eine Chaise longue sank, welche der treue Diener nach dem Feuer rückte.“ Du siehst, er ist aus dem Bett, ohne daß etwas darüber gesagt wird.

A. Ich bitte, fahre fort.

B. „‚Wie ist das Bad parfümirt?‘ ‚Eau de mille fleurs.‘ ‚Eau de mille fleurs? Sagte ich Dir nicht erst letzte Woche, daß mir dieses schnöde Gemisch zuwider sey? Es ist so verstümpert worden, daß nichts mehr davon übrig ist, als sein Name. Besorge mir augenblicklich ein anderes Bad à la Violette. Das Eau de mille fleurs, wenn noch davon übrig ist, kannst Du für den Pudel verbrauchen — aber wohlgemerkt, nur wenn Du ihn zum Lüften hinausnimmst, nicht wenn er mit mir geht.‘“

A. Vortrefflich! Ich fühle jetzt das wahre Verdienst eines Ausschließlichen. Aber Du sagtest etwas von Ankleidezimmern und und einer Philosophie innerhalb der Thüren.

B. Wohl; und Du hast hier eine gute Gelegenheit sie einzuführen. Coridon geht in das Vorgemach, um ein neues Bad zu bereiten und unser Held ist natürlich ärgerlich, daß er sich nicht unverweilt das Vergnügen des Badens bereiten kann. Er muß die Hände an die Stirne drücken. Beiläufig, vergiß nicht, in Deiner Schilderung die Stirne als hoch und weiß wie Schnee zu zeichnen; alle aristokratischen Stirnen sind so — wenigstens in einer fashionabeln Novelle.

A. Wie, auch die der Damen?

B. Nur die der Heldin — die andern können um des Gegen-

satzes willen niedriger seyn. Um jedoch wieder auf die Philosophie zu kommen: „Er schlägt sich vor die Stirne, erhebt sein Auge langsam gegen die Decke und läßt seinen rechten Arm ebenso langsam an der Seite der Chaise longue niedersinken. Dann ruft er mit einer so gedämpften Stimme, daß man sie für ein Flüstern halten könnte, wenn ihre Intonation nicht so klar und glockenartig wäre — —“

A. Er ruft flüsternd?

B. Natürlich. Man kann ja auch im Geiste rufen, warum nicht flüsternd?

A. Ich begreife — Dein Argument ist unumstößlich.

B. Halt noch einen Augenblick — so wird's besser gehen. „Der hochwohlgeborne Augustus Bouverie sah sich nicht so fast allein, als er fühlte, daß düstere, melancholische Schatten sich über seinen Geist breiteten und sein klopfendes Herz in ihre diamantenen Fesseln schlugen. Dem überwältigenden Eindrucke sich hingebend rief er: ‚So ist das Leben — wir bedürfen nur eine einzige Blume, und man bietet sie uns in widerlicher Weise zu Tausenden an. Es ist uns versagt, was wir wünschen, und wie haben zum Ueberdrusse das, was nicht des Hinnehmens werth ist. Von der Wiege bis zu unserem Grabe trauernd, stoßen wir bei unserer Geburt den schrillen Schrei aus und sinken mit dem matten Wehklagen des Schreckens in Vergessenheit. Warum sollten wir denn je die Thorheit begehen, glücklich zu seyn?‘

A. Zum Henker, das geht ja in's Kreuz und in die Quere.

B. Pah! Schweige — 's ist nur die Einleitung zu dem Ende. „Die Ueberzeugung setzt in marterndes Erstaunen — die Bestimmung schreibt vor und trügt — die Anziehung treibt uns von hinnen — die Demüthigung hebt unsere Thatkraft. So schreiten wir zurück in die Gegenwart und schaudern über dem Elysium der Nachwelt.“

A. Ich habe Alles dies niedergeschrieben, Barnstaple, kann aber bei meiner Seele keinen Sinn darin finden.

B. Wenn Du auch nur eine einzige Partikel darin verstanden hättest, so müßte sie wieder heraus. Dies ist die wahre Philosophie einer fashionabeln Novelle, und das höchste Interesse liegt in der Unverständlichkeit. Die Leute haben eine so hohe Meinung von ihrer eigenen Fähigkeit, daß Sie Dich verachten würden, wenn Sie Dich verständen; aber eine Dosis, wie diese, erfüllt sie mit Verehrung gegen Deine Talente.

A. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber Du sagtest, ich müsse das Ankleidezimmer schildern.

B. Nichts ist leichter. Vergleiche es mit dem Altar eines Lieblingsheiligen in einer reichbegabten katholischen Kirche. Wenigstens drei Tische, die in methodischer Verwirrung überladen sind — das Material lauter Gegenstände, welche dazu dienen, die menschliche Gestalt zu einer göttlichen zu verschönern. Gefärbte Parfümerieen in Krystallflakons, Gold und Silber. Bist Du in Verlegenheit, so besuche Bayley und Blew oder Smith in Bond-Street. Betrachte Alles, was Du siehst, genau und führe es in dem Kataloge auf. Du kannst nicht zu umständlich seyn. Aber Arthur, Du mußt nicht erwarten, daß ich das ganze Buch für Dich schreibe.

A. In der That, ich mache keine so maßlose Ansprüche an Deine Gutmüthigkeit; aber wohlgemerkt, aus den mir gegebenen Winken bringe ich vielleicht vier oder fünf Kapitel zusammen — wie soll ich übrigens ein solches Geschöpf des Hirns in Bewegung setzen? Es ist so ätherisch, daß es mir wegschmelzen wird, so gebrechlich, daß ich stets fürchten muß, es werde mir in Stücke schmettern. Hilf mir nur noch, den hochwohlgebornen Herrn in's Frühstückzimmer zu schaffen, und dann will ich dich vorderhand nicht weiter belästigen. Kleide ihn an und schaffe ihn vollends die Treppe hinunter.

B. Da hat man wieder die Unfähigkeit. Ihn die Treppe

hinunterbringen! Der Held einer fashionablen Novelle steigt nie nach dem ersten Stock hinauf. Schlafgemach, Ankleidezimmer, Frühstückzimmer, Bibliothek und Boudoir — Alles ist parterre. Was den Anzug betrifft, so mußt Du ihn erst schildern, wenn er vollständig da ist, ohne Dich in ein regelmäßiges Detail einzulassen, mit Ausnahme dessen, daß er im Gespräch mit seinem Valet etwas Unerhörtes oder Superfeines verlangt. Du läßt ihn nicht von einem Zimmer in's andere gehen, sondern leitest es folgendermaßen ein: — „Erst als die französische Uhr, welche den Mantelsims zierte, dreimal ihre Weisen sammt allen Variationen gespielt hatte, erschien der hochwohlgeborne Augustus Bouverie in seiner Bibliothek, wo er seinen emsigen Coridon fand, welcher eben Räucherkerzchen verbrannte, um die schnöden Ausdünstungen der verdichteten Londoner Atmosphäre zu verscheuchen. Er warf sich wieder in einen Zustand der Ruhe und schüttelte stets den Kopf auf die wiederholten fast rührenden Bitten seines treuen Dieners, der ihm abwechselnd den Hyson von Pekoe, den Bohea von Twanky, die würzige Beere von der asiatischen Küste und das schäumende duftige Decokt der indianischen Nuß anbot, bis er sich endlich bewegen ließ, ein kleines Kelchgläschen von eau sucrée zu schlürfen." Die Sache verhält sich nämlich so, Arthur, er ist verliebt — bemerkst Du dies nicht? Jetzt führst Du einen Freund ein, der ihn neckt — dann kommt der Entschluß, nicht mehr an die Heldin zu denken — ein Billet auf einem goldenen Präsentirteller — ein Gegenentschluß — Bedenken, ob die Equipage vorfahren soll — schließliche Entscheidung — Hut, Handschuh und ein Zobelüberrock — mittlerweile wirst Du die ersten hundertundfünfzig Seiten hinter Dich gebracht haben.

A. Ich begreife — aber dort werde ich sicherlich stecken bleiben, wenn Du mir nicht mit Deinem Beistand an die Hand gehst.

B. Den sollst Du haben, mein lieber Freund. In einer

Woche will ich wieder ansprechen und sehen, wie weit Du gekommen bist. Wir bringen dann die Heldin auf die Bühne. Dies fordert einigen Takt, kann ich Dir sagen. Au revoir.

A. Dank, tausend Dank, mein theurer Bornstaple. Lebe wohl. (Barnstaple geht ab.)

A. (überblickt seine Memoranda).

Es wird gehen! (er hüpft und tanzt in dem Zimmer) Hurrah! meine Schneidersrechnung wird am Ende doch noch bezahlt werden.

Zweiter Theil.

Mr. Arthur Ansards Zimmer, wie früher

(Mr. Ansard hat die Augen auf den Perückenstock geheftet und nagt an dem hinteren Ende seiner Feder. Der Tisch ist mit Papier bedeckt und zeigt starke Symptome von den Forschritten der Novelle.)

Ansard (allein).

Wo bleibt doch Barnstaple? Wenn er nicht bald kömmt, bringe ich meine Novelle ohne Heldin fertig. Nun, ich wäre nicht der Erste, dem's mit den Frauenzimmern nicht glücken wollte. (Er fährt fort, in tiefem Brüten an seiner Feder zu nagen.)

(Barnstaple tritt unbemerkt ein und schlägt Ansard auf die Schulter. Letzterer fährt auf.)

B. Ei, Freund Ansard, willst Du Dir an Deiner Feder Dein Mittagessen holen? Nicht jedem Novellenschreiber wird es so gut, dies auch nur anticipando zu thun. Hast Du meine Weisungen benützt?

A. Wollte Gott. Ich versichere Dich, diese leichte Diät hat nicht, wie man etwa erwarten möchte, zu Unterstützung eines schweren Kopfes beigetragen, und eine einzige Feder ist nicht zureichend, meinen Genius zu befähigen, daß er seinen Flug in die Höhe nehme. Wenn das Publikum wüßte, welche langweilige Arbeit das Schreiben einer Novelle ist, so würde es sich nicht wundern, wenn

auch das Lesen langweilig werden muß. Ex nihilo nihil fit. Barnstaple, der Brunnen meines Gehirns ist erschöpft.

B. Du warst allerdings bei meinem Eintreten sehr vertieft, denn ich mußte mich selbst vorstellen.

A. Ich wollte, Du hättest mit Dir zugleich auch eine andere Person vorgestellt, so wärest Du um's Doppelte willkommen gewesen.

B. Wen meinst Du?

A. Meine Heldin. Ich habe Deine Weisungen buchstäblich befolgt. Mein Held ist so gleichgültig, wie wahrscheinlich auch der Leser seyn wird, und hat noch nicht einmal einen Gegenstand seiner Liebe. In der That, er ist nur von sich selbst bezaubert. Ich habe ihn seinen Coridon fortschicken lassen.

B. Wie hast Du dies eingeleitet?

A. Er schickte ihn fort, um nach einem Wappen an dem Schlage einer Equipage zu sehen. In der Hast, die Wünsche seines Gebieters in Vollzug zu setzen, kam er mit von Schweiß triefender Stirne zurück — ein Verbrechen, für das er augenblicklich aus dem Dienste gejagt wird.

B. Bravo — es war unverzeihlich — aber dennoch — —

A. Oh, ich weiß, was Du meinst — ich habe es ganz eingeleitet. Er hat eine Pension von hundert Pfund jährlich.

B. Mein theurer Ansard, Du hast meine Erwartungen übertroffen; aber nun zu unserer Heldin.

A. Ach, freilich; hilf mir — denn ich habe alle meine Kräfte erschöpft.

B. Es ist allerdings viel Takt nöthig, um sie dem Leser vorzustellen. Unglücklicherweise ist es uns versagt, nach Weise der Alten eine ganze Schaar von Gottheiten aufzubieten, um irgend einer großen Person in Schwierigkeiten oder dem Autor aus denselben zu helfen. Aber da uns ein solcher Beistand nicht zu Gebot steht, so müssen wir eben, wie der Schauspieler, der seine Rolle vergessen hat, uns behelfen. Hast Du Dich auf nichts Neues be-

sonnen? denn wir dürfen sogar an fashionablen Novellen kein Plagiat begehen.

B. Ich habe mich hin und her besonnen, kann aber nichts Neues finden, wenn wir sie nicht in einer Windsbraut herbringen — dies ist noch nicht versucht worden.

B. In einer Windsbraut? Ich weiß nicht, dies scheint gefährlich. Dennoch — wenn wir sie auf eine Klippe setzten, die gegen den stürmischen Ocean hinaushängt und an ihrem Fuße von einer wilden Brandung gepeitscht wird; wir lassen sie ihr Selbstgespräch zu Ende bringen, und plötzlich erhebt sich rasch und unbemerkt eine weiße Wolke — das rasch sich bildende Vacuum — das Rauschen gewaltiger Winde durch die majestätische Alpenlandschaft — der um sie treibende Wirbel würde zuerst Bewunderung der ungeheuren Naturkräfte, dann Erstaunen und zuletzt Unruhe erregen, weil sie findet, daß sie sich unwillkürlich im Kreise bewegen muß, bis sie endlich umherspinnt, wie ein gut gepeitschter Kreisel, und so sich dem gefährlichen Rande des Absturzes nähert — es ist kühn und jedenfalls ganz neu. Ich denke, es wird gehen. Porträtire ihre zarten hervorblickenden Füßchen — die Gewalt der Elemente erhebt sie auf die Zehenspitzen, die jetzt den Boden berühren und dann wieder ihn verschmähen. Ihr Anzug flattert weit hinaus, wie der unserer Herbelé in ihrer letzten und besten Pirouette — sie dreht sich rund und rund — ihre weißen Arme sind wild in die Luft geworfen. Nicht einmal Corinna hat sich je in anmuthigeren Attitüden gezeigt. Jetzt sieht man ihren sich verkürzenden Knöchel — jetzt die runderen Theile — aber nur nicht zu hoch hinauf — der Wind steigert sich — ihre Entfernung von dem Rande des Absturzes wird immer kleiner — sie hat keinen Athem mehr, um zu rufen — es fehlt ihr an dem Vermögen, sich auf den Boden niederzuwerfen — der wilde, gewaltige Gott der Elemente droht sie zu entführen, und sie wird von dem hochwohlgebornen Augustus Bouverie entdeckt, der eben sein Selbstgespräch auf einem nahen Hügel beendigt hat. Er ist

entzückt über ihre Gefahr — ehe er zur Rettung herbeistürzt, macht er eine Pause für den Zweck der Bewunderung und eine andere in der Absicht, seinen Hemdkragen zu ordnen.

A. Zum Teufel auch!

B. Natürlich. Der Held einer fashionablen Novelle darf nie aus seiner Kaste fallen. Trotz Sturm, Windsbraut, bis zum Kopfe aufschlagenden Wellen oder gähnenden Abgründen, ist er stets der elegante, taktvolle hochwohlgeborene Augustus Bouverie. Um Dich für die Unterbrechung zu strafen, habe ich gut Lust, ihn, ehe er aufbricht, eine Prise Schnupftaback nehmen zu lassen. Gut — er fliegt zu ihrem Beistande herzu — wird selbst von dem gewaltigen Wirbel erfaßt, welcher ihn hindert, seiner Dame näher zu kommen, denn trotz seiner Gewaltanstrengungen führt ihn die Windsbraut in eine entgegengesetzte Richtung. Sie nähern sich — weichen von einander — sie schreit, ohne gehört zu werden — streckt ihre Arme nach Hilfe aus — sie will dieselben in Verzweiflung sinken lassen, kann aber nicht, denn sie sind durch die furchtbare Gewalt der Elemente über ihrem Kopfe festgebannt. In dem einen Augenblicke sind sie sich nahe, im nächsten wieder getrennt. Im Nu befinden sie sich dicht an dem Rande des Abgrundes, und die Wogen brüllen entzückt über ihre vermeintlichen Opfer. Dann aber tritt plötzlich ein günstiger Wechsel ein. Der Wirbelwind führt sie von dem Orte der Gefahr ab — sie kreiseln wieder zurück — und so kannst Du sie lassen, um ein neues Kapitel anzufangen.

A. Aber ist nicht Alles dies physisch unmöglich?

B. Keineswegs. Es liegt nichts Unnatürliches in einer Windsbraut und man weiß, daß sie die Wirkung übt, Alles im Kreise zu drehen. Warum sollte die Heldin und der ehrenwerthe Augustus Bouverie nicht gleichfalls den Naturgesetzen unterworfen seyn? Und außerdem schreiben wir ja eine fashionable Novelle. So wild und unwahrscheinlich diese Windsbraut auch erscheinen mag, liegt sie doch im Bereiche der Möglichkeit, mit welcher es viele Novellen

nicht einmal so genau nehmen. Denke nur an die Trinkscene in — — und an andere Outrés, in welchen der Autor alle Wahrscheinlichkeit zur Thüre hinausgeworfen und damit geendigt hat, daß auch die Möglichkeit zum Fenster hinausfliegen mußte. Thorheit und Tollheit bleiben auf dem Platze und machen ihre tausend Sprünge vor einem bewundernden Publikum, das sich, hoch entzückt über die Neuheit, in dem Rufe ergeht: „Wie schön!"

A. Es heißt eben: „Kaufe das Buch und lobe den Autor."

B. Ganz recht. Nachdem Du den Helden und die Heldin in einer eigenthümlich interessanten Lage verlassen hast, machst Du mit größter Nonchalance einen Sprung nach dem Kontinent, rasest auf den Gipfel des Montblanc und hältst Reden über die Schichten, aus denen die Mondberge im mittleren Afrika bestehen. Du bist philosophisch gewesen und mußt nun auch ein Geologe werden. Niemand kann dann sagen, daß Dein Buch eine leichte Lektüre sey.

A. Dies läßt sich von wenigen Novellen behaupten. In den meisten nimmt sogar der Rauch die Schwere des Bleis an.

A. Es gibt noch ein schwereres Metall, welchem schöpferische Gewalt inwohnt — um die Rechnung eines drängenden Schneiders zu bezahlen.

A. Meinst Du nicht, es sey nach der Philosophie und Geologie gerathen, auch ein Bischen moralisch zu werden?

B. Pah! Ich hätte Dir mehr Verstand zugetraut. Die große Kunst des Novellenschreibens besteht darin, sogar das Laster zu verherrlichen, indem man es eng mit versöhnenden Eigenschaften verbindet. Verlaß Dich darauf, Ansard, es gibt keine tiefere und innigere Befriedigung, als die bloße Unterhaltung im Novellenlesen — eine Befriedigung, die nicht weniger wirklich ist, weil wir sie uns nicht zugestehen mögen. Es ist eine Freude, zu sehen, daß alle unsere selbstsüchtigen Lieblingsideen in einem so angenehmen Gewande auftreten. Wir überreden uns gerne, daß unser falscher Stolz passende Würde, unsere Wildheit Muth, unsere Feigheit Klugheit, unsere Ir=

religion Freisinnigkeit und unsere gemeineren Liebhabereien bloße Galanterien seyen.

A. Sehr wahr, Barnstaple; aber diese Windsbraut will mir doch gar nicht gefallen.

B. Je nun, so laß sie fahren; sie war Deine eigene Idee. Wir wollen's noch einmal versuchen. Fällt Dir keine Schwierigkeit ein, in welche wir sie werfen können, damit der Held herbeikommen, um sie mit éclat zu retten?

A. Ihr weißer Zelter wird scheu.

B. Und der Leser auch; das ist alt, ganz alt!

A. Ein wilder Stier nähert sich ihr mit seinen Hörnern und ist im Begriffe, nach ihr zu stoßen.

B. Da wirft man Dein Buch mit Verachtung weg. 's ist schaal — ganz schaal.

A. Ein Schiffbruch — die Wellen sind im Begriff, sich über ihr zu schließen.

B. In demselben Augenblicke schließt man Dein Buch — verbraucht — völlig verbraucht.

A. In dunkler Mitternacht bricht Feuer aus — sie ist bereits von Flammen umringt — —

B. So wird es auch Deinem Werke ergehen. Der angewiderte Leser wirft es in's Feuer — schlimmer und schlimmer.

A. Zum Henker — ich soll sie also weder der Erde noch der Luft, weder dem Feuer noch dem Wasser aussetzen? Ich habe gute Lust, sie an ihren Strumpfbändern aufzuhängen; der Held kömmt dann und schneidet sie ab.

B. Du könntest was Schlimmeres und Besseres thun.

A. Wie, mich selbst hängen?

B. Dies würde freilich allen Deinen Schwierigkeiten ein Ende machen. Aber ich glaube, Ansard, ich kann Deine Heldin in eine wirklich kritische und sehr bedenkliche Lage versetzen. Der Held soll

ihr dann zu Hülfe kommen wie ein niedersteigender Gott, der einen griechischen oder trojanischen Krieger rettet.

A. Oder wie Bacchus, der eine Ariadne in ihrem Unglück tröstet.

B. Vielleicht eine bessere Vergleichung. Die Folge wird seyn, daß in dem Busen der Jungfrau ewige Dankbarkeit die Mutter ewiger Liebe wird. Diese ewige Leidenschaft dauert natürlich nur, bis sie verheirathet sind.

A. Ich bin ganz Ohr.

B. Für ihre erste gelegentliche Zusammenkunft mußt Du eine glänzende Dinerpartie beschicken. Setze die Gesellschaft an den Tisch.

A. Du hast am Ende im Sinne, sie an einem Hühnerknochen ersticken zu lassen.

B. Wahrhaftig, Du bringst mich noch um, wie Simson die Philister.

A. Mit dem Kinnbacken eines fashionablen Novellenschreibers, willst Du sagen.

B. Ja. Aber um fortzufahren — sie sitzen um den Tisch. Kannst Du ein großartiges Diner beschreiben?

A. Allerdings; ich habe mehr als einmal an einem derartigen Gelage theilgenommen.

B. Wo?

A. Wir hatten einmal eine Gesellschaft, dreihundert Köpfe stark, in der Freimaurertaverne.

B. Pah — ein bloßes Schweinemahl.

A. Wohlan denn, ich dinirte auch bei dem letzten Lordmayor.

B. Noch schlimmer. 's ist übrigens von keiner Bedeutung, mein theurer Ansard. Nichts ist schwerer zu erhalten und leichter zu beschreiben, als ein gutes Diner. Ich las einmal eine sehr fashionable Novelle von einem sehr fashionablen Buchhändler (denn der Autor ist ein bloßes non ens) und war nicht wenig überrascht über die Genauigkeit, mit welcher in dem Werke ein gutes Diner gezeichnet

war. Das Geheimniß klärte sich mir kurze Zeit nachher auf, als mir zufälligerweise in Sams' Bibliothek Eustache Eude's Werk in die Hand fiel. Ich fand darin, daß der Autor ganz den Angaben dieses berühmten Gastronomen gefolgt war. Du kannst das Buch borgen.

A. Gut; wir wollen annehmen, daß dies geschehen sey. Aber jetzt möchte ich doch auch wissen, worin die Gefahr besteht, aus welcher die Heldin gerettet werden soll.

B. Das will ich Dir erklären. Es gibt zwei Arten von Daseyn — die eine ist die bloße sterbliche Existenz, die von geringem Belang ist, vorausgesetzt, daß der Held und die Heldin anständig sterben, gleich Cäsar; die andere hat dagegen mehr zu sagen — nämlich die fashionable. Laß Deinen Helden nur ein einzigesmal in diesem Betracht seine Kaste verlieren, und er ist virtuell todt. Ein einziger Fehlgriff — ein Uebersehen, und es ist ein tödtlicher Stoß geführt worden, gegen den es kein Heilmittel, keine Rettung gibt. Nehmen wir zum Beispiel an, unsere Heldin sey ganz verwirrt durch den Anblick des Helden — sie wird distraite, rêveuse — kurz, sie hat alle ihre Besinnung und Geistesgegenwart verloren. Man hat ihr filet de soles vorgelegt. Die einzige Sauce, die je hiezu genommen wird, ist eine macédoine — man bietet ihr diese, zu gleicher Zeit aber auch eine andere an, obschon es etwas Unerhörtes wäre, die letztere zu dem gedachten Gerichte zu essen. In ihrer Zerstreutheit ist sie im Begriffe, von der unrechten Sauce zu nehmen, folglich gerade auf dem Punkte, an ihrer fashionablen Existenz einen unwiederbringlichen Selbstmord zu begehen, während die scharfen, grauen Augen des Sir Antinous Antipes, eines Schiedsrichters in Modesachen, auf ihr haften. In diesem verhängnißvollen Augenblicke, der ihrem Daseyn den Todesstoß geben soll, berührt der hochwohlgeborene Augustus Bouverie, welcher neben ihr sitzt, sanft ihren séduisante Aermel und flüstert ihr mit einem geschmeidigen Lächeln zu, daß die andere die sauce macédoine sey. Sie bemerkt

ihren Irrthum, zittert über die Gefahr und belohnt ihn mit einem Lächeln, das in die tiefsten Winkel seines Herzens dringt. Dann bedient sie sich der rechten Sauce, schießt einen Blick verächtlichen Triumphes auf Sir Antinous Antipes und läßt ihre Seele in Dankbarkeit und Liebe sich erweitern, während sie ihre Solen in die Sauce taucht.

A. Ich sehe, ich sehe. Vielen Dank; die Heldin ist nun ein schönes Gegenstück zu meinem Helden.

„Ein solches Pärchen trug die Erde nie;
Natur schuf beide völlig für einander.“

B. Nun, da Du so dankbar bist, will ich Dir noch einen weiteren Wink geben. Es gibt in den Novellen eine Art Falle, die ihres Fanges nie verfehlt — nämlich einen reichen, alten, menschenfeindlichen Onkel, der in demselben Augenblicke, in welchem er über den um Geld verlegenen Helden bitter böse ist, ein Taschenbuch herauszieht und — wir wollen sagen — fünfzehn oder zwanzigtausend Pfund in Banknoten abzählt, um ihm aus seinen Schwierigkeiten zu helfen. Ein alter Rock und Einsilbigkeit erhöhen das Ganze.

A. (mit einem Seufzer) Wahr. Leider gibt es keine solche Onkel im wirklichen Leben. Wollte Gott, es wäre so.

B. Ich bitte um Verzeihung; ich kenne keine Zeit, in welcher mein Onkel*) mit mehr Banknoten ausgerückt wäre, als in der gegenwärtigen.

A. Ja; aber es geschieht für empfangenen Werth, der vielleicht das Doppelte und Dreifache des bezahlten Geldes beträgt.

B. Zugegeben; aber ich fürchte, er ist der einzige noch vorhandene rechte Onkel, wenn wir die fashionablen Novellen ausnehmen. Du begreifst übrigens die Bedeutung dieses neuen Bundesgenossen?

A. Zuverlässig. Du bist wahrhaftig — — doch nein, ich will nicht weiter sagen. Da man einem wahrhaft großen Manne nicht

*) So nennt man die Pfandleiher.

mit Zartheit schmeicheln kann, so muß man es lieber gar nicht versuchen und Schweigen wird zum besten Tribute. Ich bin stumm; Du begreifst daher die volle Kraft meines beredten Denkens.

B. (sich verbeugend). Nun, Ausard, Du hast die wohlfeilste Weise, von der ich je hörte, aufgefunden, um Deine Dankbarkeitsrechnungen zu bezahlen. „Arm sogar im Danken," ist von Shakspeare sehr gut gesagt; aber es scheint, Du bist reich im Nichtshaben, um damit zu bezahlen. Wenn Du denselben Grundsatz auf Deine Gläubiger anwenden könntest, so brauchtest Du keine Novellen zu schreiben.

B. Ach, mein lieber Freund, die meinige ist noch nicht geschrieben. Doch es ist noch ein wichtiger Zug — ja der wichtigste von allen vorhanden — der Styl — die Diktion — hierüber, Barnstaple, hast Du mir noch keinen Vortrag gehalten.

B. (pomphaft). Als Demosthenes gefragt wurde, was die drei Hauptattribute der Beredtsamkeit seyen, antwortete er: Action — Action — und wieder Action. Dies ist auch der Grundsatz, den die irischen Mimbers im Hause der Gemeinen befolgen. Nun gibt es gleichfalls drei wichtige Erfordernisse in der Diktion einer fashionablen Novelle. Das erste, mein theurer Freund, ist — Flüssigkeit; das zweite Flüssigkeit; und das dritte abermals Flüssigkeit. Dies gilt bei dem Einfältigen für Witz, bei Andern für Geringschätzung, und sogar die Verständigeren werden nicht im Stande seyn, den Unterschied nachzuweisen, ohne Gefahr zu laufen, daß man sie des Neides beschuldige. Man muß jeden Mangel mit einem noch größeren decken; denn wer kann Dünnbier geschmacklos nennen, wenn es sauer ist, oder schaal, wenn's in der Flasche dasteht und der Schaum oben herausquillt?

A. Der Rath ist vortrefflich; aber ich fürchte, daß diese Flüssigkeit ebenso schwer zu gewinnen ist, als der Ton einer wahren Beredtsamkeit.

B. Schwer? Du brauchst nur einen Band von — — zu lesen, und Du bist völlig davon gesättigt. Aber wenn Du zur Hauptquelle

gehen willst, wie die meisten fashionablen Novellenschreiber der letzten Zeit gethan haben, so halte Dich an die Kammermädchen, um den geistigen Sinn der Flüchtigkeit aufzufassen; die dritte liefert Dir ein Londoner Lakai und wenn Du eine noch höhere Ordnung von Flüchtigkeit haben willst, die recht pomphaft leer ist — ich möchte diese die politische nennen — so lies die Reden einiger unsrer Parlamentsmitglieder. Man muß sie nur lesen, denn ich wünsche Niemand etwas so Arges, daß ich ihm die Qual anthun möchte, sie zu hören — lies sie, sage ich, und Du hast den höchsten Grad in der Ordnung hohler Flüchtigkeit gefunden.

A. Ich sehe jetzt klar. Die Bemerkungen sind so wahr, als strenge. Wenn wir mit den Gänsen sprechen wollen, müssen wir uns herablassen, zu zischen. Aber dennoch, mein theurer Barnstaple — obgleich Du mir zur Genüge bewiesen hast, daß in einer fashionablen Novolle ein Knoten durchaus unnöthig ist, bist Du nicht der Ansicht, daß eine Katastrophe oder eine Art Ende des Werkes da seyn sollte? Sollte nicht der Leser auf einen gewissen Standpunkt gebracht werden, wenn es zu dem Worte „finis" kömmt, damit er in einer Art von Betäubung ausriefe: „und dann — —"

B. Wenn man es ihm so gut werden ließe, so erhielte der Narr mehr, als er verdiente. Ich weiß nicht, ob es nicht sogar räthlich seyn würde, in der Mitte eines Satzes, eines Wortes, ja sogar einer Sylbe aufzuhören, wenn es möglich wäre. Ich bin überzeugt, ein solcher Schluß würde besser seyn, als das zimpferliche Ablaufen der meisten fashionablen Novellen. Zersprenge die Hauptfeder Deiner Uhr und nur ein Esel kann von Dir erwarten, daß Du ihm sagest, wie wir an der Stunde sind. Zerreiße den Faden Deiner Erzählung in derselben Weise, und nur ein unvernünftiges Wesen kann einen vernünftigen Schluß verlangen. Im Falle eines zarten Unglücks schließest Du mit den Worten: „Der hochwohlgebornen Mister Augustus Bouverie war entsetzt. Er stürzte in anmuthigem Wahnsinn, besonnener Hast und linkischer Liebenswürdigkeit auf sie zu, um ihr

die schrecklichen Worte in's Ohr zu flüstern: „es ist zu spät!‘“ Dann zwei Gedankenstriche und **Finis.**

A. Ich sehe; die schöne und aufgeregte Leserin wird eine schlaflose Nacht verbringen, um den verstümmelten Satz zu enträthseln. Es gelingt ihr nicht, und deshalb nennt sie das Buch entzückend. Aber sollte nicht vor diesem glücklichen und schauervollen Climax eine Hochzeit stattfinden?

B. Ja; Alles ist für die Vermählung eingeleitet — man hat den Wagen abgeschickt, den Schmuck angekauft, aber noch nicht bezahlt, die Kleider probirt, die Gesellschaft eingeladen — so sogar schon in dem blauen und weißen Salon versammelt. Seine hochbischöfliche Gnaden stehen hinter dem extemporirten Altar — er wischt seine Brille, trommelt auf sein Gebetbuch — alle Augen sind auf die Thüre geheftet, die nicht aufgehen will — die Braut wird ohnmächtig, denn der Bräutigam kommt nicht — er ist nicht „bei Stimmung“ — ein Etwas, ein eigentliches Nichts hat ihm einen unübersteiglichen Widerwillen eingeflößt — er schleudert sein Glück in die Winde, obgleich er nie mit glühenderer Innigkeit geliebt hat, als in dem Augenblicke, in welchem er seine Geliebte aufgibt. So kämpft er drei Duelle mit den beiden Brüdern und dem Vater. Er verwundet einen der jungen Männer gefährlich, den andern nur leicht und feuert seine Pistole in die Luft, wenn er mit dem Vater zusammentrifft — wie könnte er nach dem Leben des Mannes stehen, der seiner Angebeteten das Leben gab? Unser Held kann immer treffen, wohin ihm beliebt — vergleiche jede Novelle in Mr. C . . s Sammlung. Der Held wird ein Menschenfeind und die Heldin wahnsinnig. Ersterer heirathet eine alte zahnlose Wittwe, um dem eingebildeten Widerwillen zu entkommen, den ihm der Anblick einer unverheiratheten Frau bietet, und Letztere verbindet sich mit einem alten Unthier, das jeden Abend ihr Leben bedroht und sie jeden Morgen in Schrecken setzt — zur vollen Schadloshaltung für den Verlust des Mannes ihrer Neigung. Sie sind beide romantisch elend. Dann kommen die tantalisirenden

Scenen zarten Unglücks und so endet Dein dritter Band ohne was immer für einen Schluß. Sapienti sat. Oder wenn Du lieber willst, so laß die alte Wittwe an einer Magenüberladung sterben und das Unthier, welches die Heldin geheirathet hat, einen Selbstmord begehen, damit sich das Pärchen nach so unerhörten Prüfungen frisch und schön, wie nur je mit einander verbinden kann.

A. Tausend Dank. Deine Worte sollen nicht weggeworfen seyn. Kann ich Dir für Deine Güte je einen Gefallen erweisen?

B. Oh, mein lieber Freund, den allergrößten. Wie ich sehe, wird Deine Arbeit in allen Punkten eine höchst fashionable Novelle werden; aber erweise mir die unschätzbare Gunst, mich nie aufzufordern, daß ich sie lese.

Wie eine Reisebeschreibung abzufassen ist.

Mr. Ansards Zimmer.

A. (allein). Ich meinte, es sey schon schwer genug, auf das Geheiß eines Buchhändlers eine Novelle zusammenzubringen, aber nun bin ich gar verurtheilt, niederzusitzen und meine Reisen zu beschreiben — Reisen, die sich nie weiter ausgedehnt haben, als nach meinem Kosttische in dem Lincolns-Inn-Kaffeehause, oder zu einem Sonntagsspaziergange nach Hampstead. Diese nun zu einer Rheinreise im Jahre 18— anzuschwellen — nein, 's ist wahrhaftig unmöglich. Oh, daß Barnstaple hier wäre, denn er hat sich als mein Schutzengel erwiesen! Der schläfrige, pfiffige Hund —

Barnstaple (tritt ein).

B. Bitte, mein theurer Ansard, auf wen willst Du dieses Prädikat in Anwendung bringen?

A. Mein theurer Barnstaple, ich war nie mehr erfreut, Dich zu sehen. Setze Dich; ich habe Dir viel mitzutheilen — über mich selbst und über meine Schwierigkeiten.

B. Die Unterhaltung verspricht mir da jedenfalls viel Interesse.

A. Für die wahre Freundschaft ist Alles interessant.

B. Ha, ich bemerke, daß Du etwas brauchst. Aber ehe Du mir Dein Anliegen mittheilst, möchte ich gerne wissen, wie Deine Novelle abging.

A. Wunderbar gut. Sie wurde Lord G.. zugeschrieben. Der Köder beizte und siebenhundert und fünfzig Exemplare gingen in einer ersten Auflage ab; die übrigen wurden in einer zweiten verkauft.

B. Ohne daß ein neuer Abdruck besorgt worden wäre?

A. Ja. Ich war ganz überrascht über meinen Erfolg und sagte dies auch meinem Verleger; er entgegnete jedoch, daß es ihm nicht bange sey, von jedem beliebigen Mist eine Ausgabe zu verkaufen.

B. Nicht sehr schmeichelhaft.

A. Allerdings; aber seine Wechsel wurden honorirt und ich tröstete mich. Um übrigens zur Sache zu kommen — er hat mir einen weiteren Auftrag gegeben — eine Rheinreise im Jahre 18—; zwei Bände in Großoktav. Was ist da anzufangen, Barnstaple?

B. Du schreibst sie eben.

A. Aber Du weißt wohl, daß ich in meinem Leben nie England verlassen habe.

B. Gleichviel; Du schreibst.

A. Das ist leicht gesagt; aber wie zum Teufel soll ich es angehen? Etwas zu beschreiben, was ich nie gesehen habe — Ereignisse zu schildern, die sich nie zutrugen — Ansichten zu entwerfen, von denen mir nicht einmal eine Idee zu Gebot steht — eine Postfahrt in meinem alten Lehnstuhle. Du hast gut von Schreiben reden, aber sage mir, wie?

B. Noch einmal — schreibe und stecke das Geld ein. Erlaube mir, Ansard, Dir zu bedeuten, daß Du ein gewaltiger Geldschnabel

bist. Ich will machen, daß dieser Berg von Schwierigkeiten wie Schnee vor den mächtigen Strahlen der Sonne dahinschmilzt. Man heißt Dich etwas schreiben, was Du nie gesehen hast; aber Andere haben es gesehen und dies wird Dich ebensogut zu Deinem Zwecke führen. Um Ereignisse zu schildern, die sich nie zugetragen haben, muß man zur Erfindungsgabe seine Zuflucht nehmen; sie werden dadurch nur um so unterhaltlicher. Was die Ansichten betrifft, so kennen sie die wenigsten Deiner Leser; und kannst Du Dir da nicht mit Stahlstichen helfen? Eine Postfahrt im Lehnstuhl ist eine recht angenehme und wohlfeile Reisemethode, da Du weder Pferde noch Postillone zu bezahlen hast und die schlechten Straßen des Continents Dir nicht die Seele aus dem Leibe rütteln. Verlaß Dich darauf, die besten Reisen sind diejenigen, welche man im warmen Stübchen schreibt, ohne daß man je dabei nöthig gehabt hätte, seinen Fuß in das Paketboot von Calais zu setzen.

A. Das ist Alles ein Geheimniß für mich. Ich muß in der That ein rechter Gelbschnabel seyn, wie Du sagst.

B. Ei, mein lieber Freund, mit einem Wegweiser und einem Zeitungslexicon wollte ich weit unterhaltlichere Reisebeschreibungen abfassen, als die Hälfte derer ist, welche man jetzt dem Publikum unterschiebt. Du hast nichts zu thun, als die Spalten auszufüllen.

A. Vor Allem möchte ich die Spalten meines Magens füllen, Barnstaple, denn unter uns, die Zeiten sind schlimm.

B. So gut soll's Dir werden, wenn uD meinem Rathe folgen willst. Ich habe Dich gelehrt, wie Du eine fashionable Novelle schreiben mußt, und es müßte in der That schlimm gehen, wenn ich Dich nicht auch den Rhein hinaufbringen sollte. Freilich gehts ohne ein wenig Unkosten nicht ab — Du mußt für ein Vierteljahr auf eine Leihbibliothek abbonniren, denn ich wünsche, daß das, was Du leistest, gut ausfalle.

A. Barnstaple, ich will auf Alles eingehen.

B. Wohlan denn, da Du so vernünftig bist, so will ich fortfah-

ren. Du mußt durch alle die verschiedenen „Rheinreisen“ „Zwei Monate am Rhein,“ „Herbst am Rhein,“ u. s. w. — kurz durch Alles waten, was Du über diesen Gegenstand zusammenbringen kannst. Dies ist, wie Du finden wirst, der mühsamste Theil der Aufgabe. Eines dieser Werke, das berühmteste, machst Du zu Deinem Wegweiser und folgst seinem Laufe, obschon nicht genau — doch das will ich Dir später auseinandersetzen. Du bist im Allgemeinen überall mit dem Autor einverstanden, lobst seine Genauigkeit und Treue — kannst ihn auch gelegentlich citiren. Dieß ist nicht mehr wie billig, denn wenn man einen Menschen beraubt (und ich gedenke ihn völlig auszuziehen), so fordert es der Anstand, daß man ihm gute Worte gibt. Auf alle Andere schimpfst Du und läßt keinen guten Fetzen an ihnen. Dadurch sicherst Du Dir einen großen Vortheil, denn Du machst Dir dadurch den besten Schriftsteller zum Freund — er vergißt Deine Freibeutereien, weil Du ihn lobst und Andere heruntersetzest. Ist sein Werk richtig, so muß es auch das Deinige seyn; er lobt es allenthalben — sucht Dich vielleicht gar auf und bittet Dich, mit ihm zu speisen.

A. Wie könnte ich ihm je ins Gesicht sehen?

B. Wie magst Du so reden? Er ist Dir im Gegentheil verpflichtet, denn Deine Reisen geben den seinigen einen weiteren Schwung.

A. Aber, Barnstaple, gesetzt, ich befolge diesen Theil Deines Raths, der mir ganz vortrefflich erscheint, wie kann ich Anderen widersprechen, wenn sie wahrscheinlich in ihren Behauptungen vollkommen Recht haben?

B. Wenn dieß der Fall ist, so trägt die Tugend ihren Lohn in sich selber. Es ist nöthig, daß Du eine Reisebeschreibung zu Stande bringst und alle Reisenden widersprechen einander — ergo mußt Du widersprechen oder es glaubt Dir Niemand, daß Du wirklich gereist hast. Aber bei dem Widersprechen darf es nicht bleiben, sondern Du mußt sie sogar verhöhnen.

A. Gut; aber erkläre mir, wie ich dies anzugreifen habe.

B. Nichts ist einfacher. Es mißt zum Beispiel einer ein merkwürdiges, altes Gebäude: es ist siebenhundert siebenundvierzig Fuß lang. Du mißst es wieder und erklärst seine Angabe für einen Irrthum, denn es hat nur siebenhundert siebenundzwanzig Fuß. Um gewiß zu gehen, hast Du es zweimal gemessen, und dieß muß ihn überzeugen.

A. Aber wer selbst den Maaßstab angelegt hat, Barnstaple, kann doch unmöglich von dem verbessert werden, der dies nicht von sich zu rühmen vermag.

B. Ich will zugeben, daß seine Angabe auf einen halben Zoll hin richtig ist — doch dies kommt nicht in Betracht. Das Publikum wird aller Wahrscheinlichkeit nach Dir glauben, weil Du zuletzt geschrieben und den Umfang verkleinert hast. Reisende stehen im Rufe, Alles zu vergrößern, und wenn Dir das Publikum nicht glauben will, so soll es hingehen und selbst messen.

A. Wenn nun ein dritter Reisender die Untersuchung anstellt und findet, daß ich Unrecht habe?

B. Dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß er seinen beiden Vorgängern Unrecht gibt. Aber was kümmert das Dich? Dein Buch ist inzwischen verkauft.

A. „Sehr wahr, o König!“ Ich erfasse jetzt schon die Grundzüge und lebe der Ueberzeugung, daß ich mit Deiner freundlichen Unterstützung zu Stande kommen werde. Aber, Barnstaple, der Anfang ist ein wichtiger Punkt. Wenn ich nur das erste Kapitel hätte, so wollte ich schon weiter kommen. Auch gebricht's mir an einer richtigen Vorstellung von dem modus oder dem Style. Das erste Kapitel würde mir den Schlüssel für die ganze übrige Weise mit allen ihren Variationen angeben.

B. Wohlan denn, so nimm Deine Feder auf. Aber ehe ich anfange, muß ich Dir bemerken, daß sogar für Reisebeschreibungen eine gewisse Methode erforderlich ist. Für jedes Kapitel mußt Du gewisse Landmarken haben, die Dich führen. Zähle zum Beispiel die folgenden auf und sammle Dir die Werke, die darüber Auskunft geben, so

daß Du das Belehrende mit dem Unterhaltenden mischen kannst. Reise-Bemerkungen über ein Land auf dem Durchfluge — Anekdote — Ankunft in einer Stadt — Kirchen — Bevölkerung — historische Bemerkungen — weitere Anekdote — Essen und Trinken — Naturmerkwürdigkeiten — Egoismus — Bemerkungen über die Frauen — (die Männer kümmern Dich nicht) — abermals eine Anekdote — Betrachtungen — ein Abenteuer und dann zu Bette. Du begreifst, Ansard, daß Du, in diesen Memoranden Alles hast, was Du brauchst. Du brauchst Dich nicht gerade absolut, aber doch im Allgemeinen daran zu halten. Wie Du bemerktest, es ist nur die Weise, die unendliche Variationen haben kann. Bist Du in Verlegenheit oder hast Du Langeweile, so rufst Du stets eine Grisette herein und thust ein Bischen geheimnißvoll. Vor Allem aber scheue Dich nicht, zu viel von Dir selbst zu sprechen.

A. Vielen Dank. Aber jetzt, mein theurer Barnstaple, das erste Kapitel.

B. Dein Styl muß blumenreich — ich sollte sagen, blühend seyn. Mit ein paar falschen Beiwörtern auf einer Seite brauchst Du's nicht genau zu nehmen, denn etwas der Art wird nie bemerkt. Von den ersten zwei Seiten hängt viel ab. Du darfst nicht schon im Anfang hinken. Wir wollen daher ganz besonders sorgfältig seyn. Nimm Deine Feder auf.

(Barnstaple sinnt eine Weile nach und fährt dann fort:)

„Ein hartnäckiger Husten, welcher nicht einmal dem balsamischen Einflusse des lieblichen Frühjahrs von 18— weichen wollte und mich mit einer nachhaltigen Lungenbeschwerde bedrohte, bewog mich, dem wiederholten Zureden meiner Aerzte Folge zu geben und zu Abwendung einer wahrscheinlichen Gefahr eine Luftveränderung zu versuchen. Indeß war es schwierig zu ermitteln, wohin ich meine Schritte lenken sollte. Brighton, Torquay, Cromer, Ilfracombe waren mir zu besucht, und an jedem dieser fashionablen Zufluchtsorte durfte ich darauf zählen, mit zahlreichen Bekannten zusammenzutreffen, deren Zureden mich veranlassen konnte, von der regelmäßigen Diät abzuweichen,

auf der meine ärztlichen Rathgeber so entschieden bestanden. Nach vielem Erwägen entschloß ich mich zu einer Rheinreise, um dem unbarmherzigen Winter unseres nördlichen Klimas in dem milderen Lande der Geschichte zu entrinnen.

A. Das Land der Geschichte? Vermuthlich meinst Du Italien; aber soll ich so weit gehen?

B. Nein; aber Du kannst Dich erholen und nach Belieben wieder zurückkommen, um auf dem Serpentine Schlittschuhe zu laufen. Du bemerkst, Ansard, ich habe keinen Burschen mit fünfzig Pfunden in der Tasche aus Dir gemacht, der da aufbricht, um dieselben durch eine Reisebeschreibung in dreihundert Pfund umzuwandeln. Ich vermied absichtlich Margate, Ramsgate, Broadstairs und alle die gemeinen Kurorte und habe aus demselben Grunde von den Aerzten in der Mehrzahl gesprochen. Kurz, Niemand, der diesen Abschnitt liest, wird anders glauben, als daß Du ein junger Mann von Rang und Vermögen seyst, der sich aus dem Gelde nichts macht und Hunderte auf eine Kur verwendet, die er vielleicht durch ein Bischen Regelmäßigkeit und eine Dose Ipecacuanha vollbringen könnte.

A. Ich wollte, es wäre so, aber dennoch will ich en grand Seigneur reisen — es ist sogar in der Einbildungskraft weit angenehmer, als wenn man in einer „Diligence“ herumgestoßen wird.

B. Auch kann ich Dich versichern, daß Du dadurch Dein Werk in weit größeren Respekt setzest. Doch fahren wir fort. Wenn Du England verlässest, so sprich stets von dessen G a s t f r e u n d l i c h k e i t. Die Engländer lieben dies. Hast Du keine Verwandte oder Freunde, bei denen Du wohl angeschrieben werden möchtest? Oeffentliche Namenserwähnung im Druck thut Wunder, namentlich wenn man den betreffenden Personen ein schön gebundenes Exemplar „von dem Autor“ übermacht.

A. In der That, Barnstaple, ich kenne Niemand. Meine arme Mutter wohnt in Cumberland, und das liegt nicht en route. Ein Bruder von ihr, Namens Forster, fiele allerdings in den Weg;

aber er ist ein reicher und geiziger alter Hagestolz, von dessen Gastfreundlichkeit ich nicht viel sagen kann. Ich habe ihn zweimal besucht, und er hat mich nicht einmal zum Diner gebeten.

B. Gleichviel. Die Leute lassen sich gern wegen Tugenden loben, die sie nicht besitzen — und Dein Onkel bedankt sich vielleicht durch ein Legat dafür. Sage denn, Du habest das wirthliche Dach Deines ehrenwerthen und edelherzigen Verwandten, Mister Forster, verlassen und dabei gefühlt — —

A. Gefühlt?

B. Nun ja, Du fühltest, als er Dir die Hand drückte, daß eine plötzliche Auflösung aller Bande der Liebe und Verwandtschaft stattgefunden habe.

A. Da es in dieser Richtung immer so ausgesehen hat, so kann ich dies mit gutem Gewissen sagen.

B. Du langst zu Dovór an (wohlgemerkt, Du mußt es Dovór buchstabiren) gehst müde und nachdenksam zu Bett und schiffst Dich am andern Morgen früh ein. Eine rauhe Fahrt — —

A. Und natürlich die Seekrankheit?

B. Nein, Ansard; ich will Dir einen Beweis von meinem Geschmacke geben — Du sollst nicht seekrank werden.

A. Ich dächte denn doch.

B. Alle Reisenden werden es und füllen ein paar Seiten mit Klagen ad nauseam — deshalb sollst Du nicht seekrank werden. Wohlgemerkt — zu Deinem Erstaunen wirst Du nicht seekrank. Die andern Passagiere leiden furchtbar. Ein einziger junger Dandy pafft in wüthender Bravour mit seiner Cigarre darauf los, bis er sie gleich einem Pfeil aus dem Blasrohr eines südamerikanischen Indianers über Bord sendet. Führe einen Ehemann mit einem hübschen Weibe ein — er eifersüchtig wie ein Hund, bis er so krank wird wie eine Katze — Deine Aufmerksamkeiten — sie ruht in Deinen Armen, während er sich über das Leeschanddeck hängt — ihre Dankbarkeit — wohlbehaltene Ankunft zu Calais — süßes Lä-

cheln der Dame — barsches Benehmen des Gentleman — ein paar Winke — und Fallenlassen des Schleiers — Du verstehst?

A. Vollkommen. Dies Alles will ich einleiten.

B. Und wie Du den Fuß an's Land setzst, mußt Du Dich zum erstenmal seekrank fühlen.

A. Am Lande?

B. Ja, Du taumelst umher und kannst nicht stehen — ganz die Symptome wie an Bord. Du drückst Dein Erstaunen über diese seltsame Wirkung aus, die Du Dir nicht erklären kannst, und überläßst die Untersuchung den Pathologen, indem Du Dich damit begnügst, das Faktum anzugeben.

A. Das Faktum? O Barnstaple!

B. Das wird ein großer Treffer seyn für ein erstes Kapitel. Du kehrst die Ordnung der Dinge um.

A. Das zuverlässig. Soll ich das erste Kapitel mit diesem Faktum schließen?

B. Nein. Reisende gehen stets an dem Ende eines jeden Kapitels zu Bette. Das ist ein weiser Plan, der bis zu einem gewissen Grade befolgt werden muß. Du hast ein Gepäckabenteuer — wirst davon getrennt — irgend ein pfiffiger kleiner Knirps hat sich des Felleisens bemächtigt — es ist nirgend zu finden. Du geräthst ganz in Verzweiflung, gehst nach dem Hotel d'Angleterre und findest, daß Dir der Wirth und die Garçons entgegenkommen, welche Dir melden, daß sich Dein Wagen schon in der Remise befinde und Deine Zimmer bereit seyen. Du steigst nach dem Schlafgemach hinauf und findest, daß das Gepäck nicht nur dort, sondern schon nett ausgelegt ist — Dein Mantelsack aufgeschnallt, dem Koffer die Seile abgenommen — und der kleine Spitzbube von Commissionär steht, den Hut in der Hand, daneben. Ein Lächeln de malice blitzt auf seinem Gesichte. Er hat sich selbst als Deinen Domestique de place installirt. Du nimmst ihn gerade wegen seiner Unverschämtheit — lobst die Cotelettes und den „vin de

Beaune" — wünschest dem Leser gute Nacht und gehst zu Bette. So endigt das erste Kapitel. (Ansard steht auf, nimmt Barnstaples Hand, die er, ohne zu sprechen, mit Wärme drückt. Barnstaple lächelt und entfernt sich. Ansard bleibt in eifriger Arbeit an seinem Pulte.)

* * *

(Arthur Ansard in seinem Zimmer allein; er hat die Feder in seiner Hand.)

A. Vortrefflich! Das letzte war ein Treffer! Es hat ganz den Anschein der Wirklichkeit. Allerdings borgte ich den Wink, aber das kann mir Niemand beweisen. (Er gähnt.) Ach! ich habe erst die Hälfte meiner Reise zurückgelegt, und doch sind meine Ideen schon ganz erschöpft. Ich bin ganz so abgemattet, wie eines der deutschen Postpferde, die ich in meinem letzten Kapitel geschildert habe. (Er nickt und schläft ein.)

(Barnstaple pocht an die Thüre; da er keine Antwort erhält, so tritt er ohne Weiteres ein.)

B. Wie, er schläft? Was mag ihn wohl zum Einnicken gebracht haben? (Er liest das Manuscript auf dem Tische.) Kein Wunder — das reicht zu, um Jeden augenblicklich einzuschläfern. He, Ansard!

A. (Fährt noch halb im Schlafe auf.) Jetzt schon? Ei, ich habe ja kaum meine Augen geschlossen. Nun gut; ich bin augenblicklich angekleidet. Man soll unten etwas Kaffee bereit halten. Henry, hast Du Auftrag ertheilt, daß die hintern Federn ausgebessert werden? (Nickt wieder mit geschlossenen Augen.)

B. Holla! Was hast Du denn, Ansard? Am Ende glaubst Du wahrhaftig, daß Du auf Reisen seyest.

A. (Aufwachend.) Auf mein Wort, Barnstaple, ich träumte etwas der Art. Ich meinte nach der erschöpfenden Tagreise, die ich gestern geschrieben, in einem Bette des Hotel de Londres zu liegen. Wahrhaftig, ich habe mich ganz in die Ueberzeugung hineingeschrieben, daß ich ein Postreisender sey.

B. Um so besser — Du hast Dich mit Deinem eigenen Werke

verkörpert, was bei jedem Dichter der Fall seyn muß, obschon sie sich nur selten zu diesem Desiderat erheben. Doch jetzt sprich — wie kommst Du vorwärts?

A. Ich danke es Dir, daß es recht hübsch geht. In den letzten drei Wochen bin ich stets mit vier Postpferden gereist.

B. Und wie weit bist Du gekommen?

A. Halbwegs — das heißt in die Mitte meines zweiten Bands. Aber ich bin recht froh, daß Du kommst, um mir beizustehen, Barnstaple; denn offen gestanden, ich war im Begriffe, zusammenzubrechen.

B. Ja, Du sagtest etwas von den Hinterfedern Deines Wagens.

A. Die kann ich ohne Deinen Beistand ausbessern; aber ich meine meinen Geist, der zusammenbricht. Ich sehne mich nach Gesellschaft. Dieses Postreisen ist ein langweiliges Geschäft. Wenn ich nur einen Reisegefährten einführen könnte — —

B. Das sollst Du auch. In der nächsten Stadt, wo Du Halt machst, kaufst Du einen P u d e l.

A. Einen Pudel, Barnstaple? Was zum Teufel kann mich ein Pudel nützen?

B. In Nothfällen wird er sich als einen treueren Freund und besseren Gefährten ausweisen, als irgend ein Geschöpf von Deiner eigenen Species. Ein männlicher Begleiter ist im Grunde bald erschöpft, und eine Gesellschafterin, die allerdings angenehm seyn würde, ist nicht zuläßig. Gesetzt, Du nimmst einen jungen Reisenden in Deine Equipage auf — was hast Du dann? Er ist schön, angenehm, romantisch und sofort; aber Du darfst seine Ansichten nicht mit den Deinigen in Widerspruch treten lassen, und wenn sie zusammentreffen, so ist er überflüssig. Nun ist aber ein Pudel ein talentvolles Thier, und es ist weit wahrscheinlicher, daß Du auf einen klugen Hund triffst, als auf einen klugen Menschen. Der Pudel ist also, was Du brauchst. Du berichtest, wie Du ihn zum erstenmale zu Gesicht bekamst, und dann kauftest, schilderst seine Größe, Farbe und Fähigkeiten, und erzählst Geschicht-

chen von seiner Schlauheit, für deren Wahrheit der Wirth und alle Garçons des Hotels bürgen. Im Verlauf der Reise nimmt seine Anhänglichkeit an Dich zu, und Du schließest je das dritte Kapitel mit Deinem „treuen Mouton."

A. Wird dies aber nicht als geringfügig betrachtet werden?

B. Keineswegs. Denn seichten Köpfen gefällt etwas der Art, und diejenigen, welche mehr Verstand haben, meinen vielleicht, daß Mouton nicht gerade zu den Reiseuntersuchungen gehöre, sind aber zu wohl bekannt mit den Tugenden der Hunderaçe, als daß sie die Zuneigung nicht zu würdigen wüßten, die man für einen so treuen Begleiter zu fassen geneigt ist; um deswillen vergeben sie auch, wenn Du seiner mit Vorliebe Erwähnung thust. Außerdem gewinnt dadurch Deine Reise an Wahrscheinlichkeit. Was die Leserinnen betrifft, so werden sie Deinen Mouton sogar Dir vorziehen.

A. Allgewaltiger und mächtiger Zauberer, dessen windiger Stab gleich dem des Aaron alle anderen verschluckt, selbst den der göttlichen Wahrheit nicht ausgenommen, ich gehorche Dir! Mouton soll zu meinem Beistand aufgeboten werden; er soll blühen und gedeihen, meine Feder aber schwunghaft werden im Preise seiner endlosen Vollkommenheiten. Aber was soll ich für ihn zahlen, Barnstaple?

B. (Besinnt sich eine Weile.) Nicht weniger als vierzig Louisd'or.

A. Vierzig Louisd'or für einen Pudel?

B. Zuverlässig! Keinen Sous weniger. Der Werth von Allem wird von der Welt genau nach dem angeschlagen, was es kostet. Ein Mouton für fünf Franken würde wenig Interesse erwecken. Sein Werth steigt in den Augen des Lesers in dem Verhältnisse des für ihn bezahlten Preises, denn dieses gilt für den unläugbarsten Beweis seiner wunderbaren Klugheit, mit der Du den Leser unterhalten willst.

A. Und in was besteht seine Klugheit?

B. Er muß Alles thun, nur nicht gerade sprechen — ja und

sogar das Letztere soweit thun, daß er den ersten Theil des „lieben Augustin“ heulen kann.

A. Sein Instinkt soll unsere gerühmte Vernunft zu Schanden machen, aber — — es wird wohl gut seyn, wenn ich ihn nicht mit nach Hause bringe?

B. Natürlich. Es ist absolut nöthig, ihn umzubringen, damit sein Ruf die Leute nicht veranlasse, ihn aufzusuchen; denn dies würde gewiß der Fall seyn, obschon man sich wahrscheinlich wegen seines Gebieters keine solche Mühe nehmen würde. Lady Cork zögerte keinen Augenblick, ihn zu einem literarischen Soirée einzuladen. Du mußt ihn daher in einer möglichst wirksamen Weise tödten und gewinnst daraus den Vortheil, wenigstens zehn Seiten mit seinen letzten Augenblicken zu füllen. Er leckt Dir die Hand — Deine eigenen Lamentationen — untröstlicher Kummer von Seiten Henrys — und endlich das Gerben seiner Haut zum Andenken.

A. Eine schöne Episode, für die ich Dir herzlichen Dank sage. Aber, Barnstaple, ich habe noch ein paar wirksame Stellen im Auge. Mehrere Beschreibungen von Gebirgen, Abgründen, Wasserfällen und ähnlichen Schöpfungswundern werden von mir umgemodelt, und ich drücke in mehreren Fällen meine Verachtung und Ueberraschung aus über die Furcht, welche andere Reisende dabei an den Tag legten. Ich bin zweimal verirrt — mit drei Wölfen zusammengekommen — viermal von der Nacht überfallen worden — und verdankte dabei dem Schein ferner Lichter ein Lager um Mitternacht, nachdem die Pferde nicht mehr weiter gehen wollten. Alles dies ist reiner Zufall und gibt mir hübsche Gelegenheit für Schilderungen. Ich habe mir auch eine schöne Stelle in . . 's Werk angestrichen. Sie betrifft einen Dom mit einer großartigen Prozession. (Er liest.) „Man denke sich die Wirkung der lieblichen Sonnenstrahlen auf die alten Fenster — die verschiedenen Farben, die sich an den gothischen Säulen reflektiren — Pracht der Prozession — herrliche Meßgewänder — Schwenken der Rauch-

fässer — dichtes Gedränge — Erhebung der Menge, die en masse niedersinkt.“ Die Schilderung ist in der That großartig, und ich brauche eine ähnliche für mein Werk. Ein paar solche Stellen wären sehr geeignet für die unparteiischen Kritiker, welche sie abdrucken lassen, ehe das Publikum das Ganze lesen darf. Aber wir haben da die Schwierigkeit, daß ich die Stelle nicht zu borgen wage.

B. Ei, das mußt Du thun — und die Deinige soll sogar noch schöner werden, ohne daß es Jemand wagen darf, Dich des Plagiats zu beschuldigen.

A. Wie wäre dies möglich, mein theurer Bernstaple? Sprich; ich bin voll Ungeduld.

B. Seine Schilderung bezieht sich auf eine gewisse Stunde des Tages. Du schilderst nun die Scene fast in denselben Worten, denn Du hast ebenso gut das Recht, eine Cathedrale zu besuchen wie er; was jedoch das Uebrige betrifft, da liegt das Geheimniß. Du mußt bei N a c h t in die Kirche gehen. Statt den „lieblichen Sonnenstrahlen“ sprichst Du von dem blassen, melancholischen Licht, und statt der farbigen Fenster, die sich an den gothischen Säulen „reflektiren,“ „verdunkelst Du das massenhafte Gebäude, und erhellst nur die Fenster mit den silbernen Strahlen des Mondes.“ Der herrliche Tag muß Tausenden von Wachskerzen Platz machen — die schönen Verzierungen des Gewölbes sind leider nicht klar zu unterscheiden — aber Du mußt entzückt seyn von dem grellen Licht und Schatten. Die Flamme auf dem Altar — feierliche Stunde der Nacht — Gefühle der Ehrfurcht — halb ein Katholik — religiöse Betrachtungen u. s. w. Begreifst Du?

A. Ja. Wie der Rest meines Werkes soll Alles M o n d s c h e i n seyn. Ich will Deinen Rath befolgen, Barnstaple; aber hast Du nicht noch eine oder die andere Idee, die mir Aushülfe leisten könnte.

B. Hast Du schon von Köchen gesprochen?

A. Bis jetzt noch nicht.

B. Du mußt jetzt bereits ein Bischen Gastronom geworden seyn. Sprich ernstlich vom Essen.

A. (Schreibt.) Ich habe ein Memorandum gemacht.

B. Hast Du noch keinen Streit gehabt?

A. Nein.

B. Dann führe einen ernstlichen Zwist herbei — führe Klage bei dem Bürgermeister, bei dem Schultheißen oder Kommandanten oder wer es nur seyn mag. Man spielt den Eisenfresser gegen Dich — aber Du bist entschlossen und fest wie ein Engländer — bestehst auf Deinem Rechte und bringst es am Ende so weit, daß man Dir tausendmal Abbitte leistet. Dies kitzelt die Nationaleitelkeit und wird mit Interesse gelesen.

A. (Schreibt.) Der Streit ist angemerkt. Steht Deinem fruchtbaren Gehirne nichts Weiteres zu Gebote, Barnstaple?

B. Bist Du schon ernstlich krank gewesen?

A. Nein, ich habe mich noch nicht einmal über Kopfweh beklagt.

B. Dann thu Alles, nur nicht sterben. Henry weint und ist trostlos — Mouton heult zu den Füßen Deines Bettes — Du stößst die Aerzte mit Fußtritten aus dem Zimmer und kurirst Dich selbst mit drei Dutzend Flaschen Champagner.

A. (Schreibt.) Sehr krank — kurirt mit drei Dutzend Flaschen Champagner. Ich wollte die Krankheit wandelte mich wirklich an, vorausgesetzt, daß ich der Kur gratis versichert seyn dürfte. Fahre fort, mein lieber Barnstaple.

B. Du kannst hier eine Episode einflechten — Delirium — leichte Zwischenräume — sanfte Weiberstimme — zarte Aufmerksamkeit — geheimnißvolle Entdeckung durch eine geschwätzige Wirthin — ewiger Dank — aber keine Heirath — ein Apostroph — und Alles Uebrige der Conjektur überlassen.

A. (Schreibt.) Stimme — Aufmerksamkeit — Conjektur — ich denke, ich kann damit zu Stande kommen.

B. Beiläufig, hast Du Madame de Staël mit in's Spiel gebracht?

A. Nein — wie zum Teufel sollte ich dies angehen?

B. Wie alle anderen Reisenden ziehst Du sie an Kopf und Schultern herein. Gleichviel wie — wenn Du sie nur hast.

A. (Schreibt.) Madame de Staël an den Schultern. Das ist nicht sehr höflich gegen eine Dame. Deine Winke sind unbezahlbar. Bitte, fahre fort.

B. Ei, Du hast diesen Morgen bereits mehr Winke erhalten, als für drei Bände nöthig wären. Laß mich übrigens sehen. (Er denkt ein wenig nach.) Du findest Dich in Geldverlegenheit.

A. Eine traurige Wirklichkeit, Barnstaple. Diese Partie werde ich gut ausführen können, da die Wahrheit meine Feder leiten wird.

B. Um so besser. Doch um fortzufahren — 's wird Dir nichts nachgeschickt — verdrießliche Lage — Du erklärst Dich gegen Jemand — erhältst Kredit zu jedem Belang — und bekomplimentirst Deine Landsleute.

A. (Schreibt.) Kredit zu jedem Belang — welche angenehme Idee. Aber ich begreife nicht ganz den Sinn Deines letzten Winkes, Barnstaple.

B. Alle verständigen Reisenden legen es durch ihr ganzes Werk darauf an, der Nation wegen ihres Reichthums, ihres Namens und ihres Rufes in fremden Ländern zu schmeicheln. Dadurch gewinnt man gierige Leser und wird in entsprechendem Grade gelobt. Wenn ich je meine Reisen in's Innere von Afrika oder nach dem Nordpol schreibe, so werde ich nicht säumen, zu Timbuktoo einen Wechsel zu diskontiren oder eine Anweisung bei den Eskimos in Geld umzusetzen, ohne daß ich dabei die mindeste Schwierigkeit zu befürchten hätte. Ich glaube nun, daß Dich Deine eigene Erfindungsgabe, Deine Plagiate und meine Winke in den Stand setzen werden, eine sehr pikante Reisebeschreibung zu liefern. In

dieser Ueberzeugung lasse ich Dich Deine Reise fortsetzen, für die Dir am Schlusse der gerechte Lohn nicht ausbleiben wird. Wenn wir uns wieder treffen, hoffe ich Dich angekündigt zu sehen.

A. Ja, aber hoffentlich nicht bloßgestellt. Du weißt, ich bin inkognito.

B. Natürlich; dies wird Deiner Erzählung ein zugäbliches Interesse verleihen. Alle Welt sucht dann den Verfasser zu errathen. Adieu, voyageur. (Geht ab.)

A. Und möge der Himmel verhüten, daß ich nicht ausgefunden werde. Aber was ist zu thun? Mit den Prozessen will es so bald noch nicht gehen, und da muß ich eben die Kenntnisse meines Berufs in Anwendung bringen, wie ich kann, indem ich mich so gedehnt, vielleicht so prosaisch und jedenfalls so lügenhaft erweise, wie die Glücklicheren meiner Zunftgenossen.

Wie ein Roman zu schreiben.

(Mr. Arthur Ansard sitzt an seinem Tische und liest sich eine Stahlfeder aus einer Karte aus, auf welcher ein ganzes Dutzend, wie Soldaten in der Parade, aufgenäht sind.)

A. Ich muß einen regelmäßigen Grabstichel finden, um dieses Kapitel des Entsetzens zu schreiben; denn ein Gänsekiel reicht dabei nicht zu. Wohlan denn — will sehen — —

(Er liest; inzwischen kömmt Barnstaple unvermerkt zur Thüre herein.)

„Bei diesem höchst schaudervollen Anblicke lüpfte das Haar Pistlianteriskis langsam die Sammtmütze auf dem Kopfe, als säße sie auf den rasselnden Stacheln irgend eines aufgebrachten Stachelschweines! (ich denke dies ist neu) — seine Nasenlöcher erwei-

terten sich in einer Ausdehnung, daß man mit Leichtigkeit in jedes hätte eine Musketenkugel werfen können — sein Mund that sich so unnatürlich weit auf, daß die Winkel ausrissen und das Blut langsam zu beiden Seiten über das stachelige Kinn niederträufelte — während sich aus Furcht jeder Zahn aus seiner Höhle losmachte. Er konnte kein Wort hervorbringen, denn seine Zunge klebte voll Entsetzen an seinem Gaumen, wie die Bäuche frischer schlammigter Solen, die ein Fischweib paarweise zusammengelegt hat. Aber wenn auch sein Sprachorgan gelähmt war, ließ sich dies doch nicht von seinem Herzen sagen, denn dieses schlug mit einem Ungestüm an seine Rippen, daß dem Brustbeine eine Verrenkung drohte; die pochenden Töne hallten durch das dunkle, feuchte, unterirdische —" ich denke so wird's recht seyn — es liegt Nachdruck darin.

B. Allerdings und zwar ein tüchtiger. Was soll dies wieder heißen?

A. Mein theurer Barnstaple, Du hier? Ich schreibe einen Roman für B . . . Er soll für eine Uebersetzung gelten.

B. Die Deutschen werden Dir unendlich verbunden seyn. Aber, mein lieber Freund, Du scheinst in die alte Schule verfallen zu seyn — dies ist nicht länger Mode.

A. Mein Auftrag lautet für die alte Schule. B . . . ist hierauf ganz besonders vers.ssen und sagt, er beabsichtige, eine Reaktion — eine große Reaktion.

B. Wie, in der Literatur? Nun, er versteht sich auf die Sache so gut, als Einer. Wollte Gott, es wäre in Allem anders, und wir könnten die guten alten Zeiten wieder sehen.

A. Offen gestanden, ich beabsichtigte dieses Werk zu Stande zu bringen, ohne Dir ein Wort zu sagen. Ich wollte Dich überraschen.

B. Du hast mich wirklich mit den paar Linien, die ich gehört habe, sehr überrascht, mein Freund. Wie zum Henker willst

Du Deinen Kerl aus diesem Zustand von Asphyrie wieder herausbringen?

B. Allmählig — langsam — sehr langsam — in der Weise, wie der allgemeinen Annahme zufolge wir Rechtsgelehrte in den Himmel kommen. Ich will Dir übrigens sagen, was ich gethan habe, nur um Dir einen Begriff von meinem Werke zu geben. Erstlich habe ich ein Schloß so hoch in die Luft gebaut, daß die Adler, selbst in ihrem weitesten Schwunge, unten nur wie Zaunkönige aussehen.

B. Das ist ganz recht.

A. Es hat unterirdische Gänge, gegen welche die Abzugskanäle von London eine Bagatelle sind, und alle führen nach einer kleinen Höhle, just über dem Hochwasserstande der Seeküste. Letztere ist mit Gesträusch und Gebüsch bedeckt und ihr Eingang eben groß groß genug, daß sich ein Mensch hineinzwängen kann.

B. Das ist Alles recht. Du kannst nicht zu tief unter den Boden gehen. In der That sollten die beiden ersten Bände und der beste Theil des dritten ganz in den Eingeweiden der Erde spielen. Du mußt Deinen Helden und Deine Heldin erst im letzten Kapitel a n ' s L i c h t k o m m e n l a s s e n.

A. Dann würden sie früher nicht geboren, und wie wäre es mir möglich, sie zu verheirathen? Dennoch folge ich so ziemlich Deiner Idee; und, Barnstaple, denke Dir nur meine Heldin — eine solche Liebe — sie hat den Gegenstand ihrer Neigung noch nie gesehen, ist ihm aber dennoch aufopfernd zugethan und hat um seinetwillen mehr gelitten, als irgend ein Sterblicher aushalten kann.

B. Das ist bei den meisten Heldinnen der Fall.

A. Ich halte sie drei oder vier Jahre in unterirdischen Kerkern bei Schwarzbrod und einem zerbrochenen Wasserkrug eingesperrt; sie hat sich fast zu todt hungern müssen — lag Monate um Monate auf nassem Stroh — wurde zweimal von Hirnfieber heimgesucht. Fünfmal wollte man ihr Gewalt anthun, aber stets fand

in den Gürteln der schändlichen Uebelthäter ein Stilett, welches sie ihnen in's Herz stieß, so daß sie mit oder ohne Seufzer ihre ruchlosen Seelen aushauchten.

B. Vortrefflich. Und natürlich kommt sie jedesmal so frisch, so lieblich, so rein, so bezaubernd und so beständig, als nur je, aus ihren Kerkern?

A. Allerdings. Nichts kann ihren wechselnden Abenteuern, ihrer unvergänglichen Schönheit und der wandellosen Reinheit ihrer Person gleichkommen; und was das Leben betrifft, so besitzt sie dessen mehr als tausend Katzen. Nachdem sie neun Monate in einem vier Fuß großen Kerker gesessen hat und sie endlich befreit ist, duftet die Luft von der Ambrosia, welche ihre süße Gestalt aushaucht.

B. Das kann ich mir denken. Es fragt sich nur, nach was Ambrosia riecht Aber laß mich etwas von Deinem Helden hören.

A. Er ist ein Fürst und ein Räuber.

B. Ein Doppelberuf, der durchaus keine gegenseitige Unverträglichkeit in sich faßt. Fahre fort.

A. Er ist der Hauptmann einer Räuberbande — zeigt sich da, dort und überall. Er füllt ganz Europa mit Schrecken, Bewunderung und Liebe.

B. Sehr gut.

A. Warum er unter die Räuber gegangen ist, bleibt natürlich ein Geheimniß; denn auf mein Wort, ich weiß es eigentlich selbst nicht. Aber der unbedingte Gehorsam seiner Leute und die vielen Handlungen der Großmuth, deren er sich schuldig macht, sind wahrhaft wunderbar. Ich lasse ihn mehr Geld verschenken, als seine ganze Bande zusammenstehlen kann, was freilich in so fern ärgerlich ist, da sich die Frage erheben dürfte, wie er es angreife, seine Leute beisammen zu erhalten und sie mit Nahrung und sonstigen Nothdürftigkeiten zu versehen.

B. Natürlich mit Anweisungen auf seine fürstlichen Domänen.

A. Ich habe einige sehr großartige und erstaunlich wirksame Scenen. Was hältst Du zum Beispiel davon — ich lasse ihn in dem Augenblicke, als nach der heiligen Messe in der St. Peterskirche zu Rom der Papst die geweihte Oblatte in den Mund nehmen und die ganze Welt segnen will, die Hostie aus des Papsts Hand reißen und damit auf und davon gehen.

B. Und zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf? Das ist ein Geheimniß, welches ich nicht enthülle. Die ganze Anordnung dieser Scene ist bewunderungswürdig. Die Räuber sind in Priester verkleidet und funktioniren mit, ohne daß sie ausfindig gemacht werden.

B. Aber das ist etwas kirchenschänderisch.

A. Nun, es scheint nur so zu seyn; denn er gibt dem Papst für sein Benehmen Gründe an, mit denen sich der heilige Vater völlig begnügt. Letzterer ertheilt ihm sogar seinen Segen und erweist ihm große Hochachtung.

B. Da müssen sie sehr gewichtige Gründe gehabt haben.

A. Ebendeshalb dürfen sie nicht veröffentlicht werden.

B. Das heißt, bis zum Schlusse des Werks.

A. Nein, gar nicht. Ich überlasse das Meiste der Einbildungskraft des Lesers, denn man ergeht sich so gar gern in Muthmaßungen. Alles, was das Publikum erfährt, besteht darin, daß er keck erscheint und eine Audienz verlangt. Er wird hineingeführt und auf ein Zeichen, welches unser Held macht und über das der Papst fast von seinem Stuhle aufspringt, folgt ein geheimes Gespräch. Nach einer Stunde kommt er wieder heraus, und der Papst begleitet ihn unter Verbeugungen bis unter die Thüre. Jedermann ist erstaunt und betrachtet ihn fast für einen Heiligen.

B. Das dürfte in einem katholischen Lande etwas stark erscheinen. Aber sage mir, Ansard, worin liegt der Knoten?

A. Der Knoten? Ich habe keinen.

B. Nicht?

A. Nein, ich verwirre den Leser mit gewissen Materialien. Ich habe meine Schlösser und Kerker, meine Korridors und krachende Thüren, meine guten und schlimmen Schurken. Kettengeklirr und Waffengerassel, Dolche für die Herren und Stilette für die Damen — dunkle Wälder und Gebüsch, Zechgelage und Mahlzeiten, Schlafscenen, Räuber und Mönche, Geldbörsen und Folterinstrumente, ein Jesuit, der ein eingefleischter Teufel ist, ein schöner Held und eine liebliche Heldin. Alles dies werfe ich zusammen, bisweilen auf der Oberwelt, bisweilen unterirdisch. Erklärungen halte ich nicht für nöthig.

B. Hast Du nichts Uebernatürliches?

A. O, ja. Ich habe einen Hund mit wahrhaft übernatürlichem Instinkt und zwei oder drei Erscheinungen, welche aussagen müssen, was nie auf eine andere Weise bekannt werden konnte. Ich dekorire meine Höhlen und Kerker mit geschwollenen Kröten und schlammigten Molchen, mit unaufhörlichem Wassergeträufel und mit Ketten, die viel zu schwer sind, um erhoben werden zu können. Aber die daran Gefesselten klirren damit, während sie in ihren Zellen auf- und abgehen und Selbstgespräche halten. So viel über meine unterirdische Scenerie. Oben bevölkere ich die Hallen mit Pagen und Strausfedern, mit Rittern in glänzender Rüstung, mit einem unerschöpflichen Vorrath des edelsten Weines und mit Bechern, die zu schwer sind, um gelüpft werden zu können; dennoch leeren sie die Ritter in einem einzigen Zuge, während sie dasitzen und der Musik der Minnesänger zuhören.

B. Bravo, Ansard, bravo. Es scheint, daß Du für diesen Roman meines Beistandes nicht bedarfst.

A. Nein; wenn ich mir nicht mehr recht zu helfen weiß, habe ich stets einen mitleidigen, frommen Mönch zur Seite, welcher ein wunderbares Restaurativ, einen herrlichen Heilbalsam aus seinem

Busen gießt. Die beutelschneiderischen Ankündigungen von Solomons Gilead Balsam sind wahre Tröpfe gegen die wahren Verdienste meiner Pharmakopoe, die in einer kleinen Phiole enthalten ist.

B. Darf ich nun fragen, wie Dein Buch heißen soll? Denn ich weiß, daß es mehr Zeit kostet, einen guten Titel zu finden, als drei ganze Bände zu schreiben.

A. Ich nenne es das unenthüllte Geheimniß, und zwar mit allem Fuge, weil es nie aufgeklärt wird. Wenn Du nichts dagegen hast, will ich Dir einige Stellen vorlesen — ich denke, Du wirst ihnen Deinen Beifall nicht versagen. Nehmen wir beispielhalber diese hier im zweiten Bande. Du mußt nämlich wissen, daß Angelikanarinella (denn dies ist der Name meiner Heldin) in einen nur vier Fuß großen Kerker geworfen worden ist — in ein Loch, das sechshundert Fuß tief unter der Erdoberfläche liegt. Die Wege sind so verwickelt, die unterirdischen Gänge so weit und die Kerker so zahlreich, daß sich der schändliche Mohr, welcher sie dem Auftrag seines Gebieters gemäß eingesperrt hat, in dem Labyrinthe verirrt und nicht mehr ausfindig machen kann, in welchem Kerker er sie suchen muß. Drei Tage forscht er vergeblich nach ihr, und während dieser ganzen Zeit bleibt unsere Heldin ohne Nahrung. Er sucht noch immer fort und zerkratzt sich verzweifelt sein wolliges Haar; denn er soll einen langsamen Foltertod sterben, wenn er sie nicht wieder zum Vorschein bringt. Du bemerkst, daß der Hauptmann, welcher sie in diesen Kerker warf, verzweifelt in sie verliebt ist.

B. Das finde ich ganz natürlich, denn nur durch Mißhandlung zeigt man eine wahrhaft romantische Liebe. Sie ist übrigens ebenso gut, als der Mohr, in einer schlimmen Klemme.

A. Zugegeben; aber sie spricht sich wie die Heldin eines Romans aus. Höre. (Er liest.) „Die schöne und göttlich geformte Gestalt der engelgleichen Angelikanarinella drückte das feuchte, mo-

dernde Stroh, welches der schieläugige, dicklippige Mohr für sie zur Ruhe hingeworfen hatte — für sie, die daran gewöhnt gewesen, daß ihr diensteifrige Mädchen unter dem ausgesucht geschnitzten und prachtvoll vergoldeten Baldachine sybaritische Leinwand des feinsten Gewebes ausbreiteten und vor der Schlummernden die seidenen Vorhänge mit ihren Quasten des reinsten Goldstaubs niederließen."

B. Vermuthlich meinst Du dies nur figürlich und willst damit Goldquasten sagen.

A. Nichts Anders. „Jeder einzelne Halm dieses modrigen, feuchten Lagers wurde elastisch vor Entzücken, einen solchen Engelsdruck tragen zu dürfen; und während unsere Heldin ihre unaussprechlich strahlenden Augen in der dunkeln Leere umherwarf, mit dem Lichte derselben jeden Winkel des Kerkers erhellend, bemerkte sie, daß die vielen Reptilien, die sie in ihrem engen Grab umgaben, sich an ihre Seite schmiegten und mit stummem Ausdrucke der Liebe und Bewunderung an ihr hinaufsahen. Ihre dunkeln Augenbälle wurden für einen Augenblick mit einer klaren himmlischen Thräne erfüllt, und der niederfallende Thau verbreitete ein noch viel helleres Leuchten über das mitfühlende Gewürm, welches ihren unverdienten Leiden seinen Zoll abtrug. Sie reckte ihre schöne Hand aus, deren ‚feine Modelirung' — (Du siehst, ich habe dies Cooper abgestohlen) — deren feine Modelirung Andere so oft auf den Gedanken brachte, sie sey nicht körperlich, sondern ätherisch, erhob mit der ganzen Zärtheit der ersten Liebe eine ehrwürdige Kröte, welche ihr zulächelte, und drückte das interessante Thier an sich, so daß es an ihrem Busen zappelte und sich an denselben schmiegen konnte. ‚Armes Kind des Moders, der Dunkelheit und des niederträufelnden Wassers,' rief sie in ihren Flötentönen, ‚das Du unter der nassen, faulenden Mauer Schirm suchst und von der Mutter Natur in Deiner Gestalt so vernachlässigt bist, ruhe für eine Weile im Frieden, wo Fürsten und Edle Dich beneiden würden, wenn sie Dein gegenwärtiges Loos kennten. Doch dies soll nie geschehen; diese Lippen

sollen nie etwas laut werden lassen, was Dein Daseyn gefährden könnte. Fürchte Dich daher nicht vor ihrer Feindschaft, und während Du langsam dahin kriechst, auf dem Platze, der Dir für Dein Daseyn angewiesen ist, vergiß mich nicht, sondern weihe dem Andenken der verfolgten, der unschuldigen Angelikanarinella eine gelegentliche Thränenperle!‘“ Was hältst Du hievon?

B. Hum! Zuverlässig ein sehr warmes Gemälde — indessen ganz natürlich. Du weißt, eine Person von ihrer Bedeutung kann nicht ohne ein Bischen Schmeichelei bestehen, und da müssen denn die Kröten diese Aufgabe erfüllen.

A. Ich habe viele unterirdische Selbstgespräche, die für immer verloren seyn würden, wenn ich nicht diese Akteure mit in's Spiel gebracht hätte, und ich glaube, ich kann mir viel darauf zu gute thun. Doch jetzt will ich zu dem zweiten Bande übergehen und Dir einen anderen morceau vorlesen, in welchem ich mich in neckischerer Weise ergehe. Ich habe eine unserer modernen Schriftstellerinnen nachgeahmt, deren Sprache natürlich ganz richtig seyn muß, da sie Alles weiß, was sich für Helden und Heldinnen ziemt. Freilich muß ich gestehen, daß ich mich nicht ganz von Diebstahl frei erhielt.

B. Laß hören.

A. „Die liebliche Angelikanarinella duchtelte eine Zeit lang in diesem Feengemache umher, und ‚machte dann Kalender.‘ Endlich warf sie sich auf den Boden, riß das Miniaturbild heraus, schluckste, während sie es ansah, und weinte sich denn in Schlaf.

B. Duchteln und schlucksen! Was soll denn dies für eine Sprache seyn?

A. Das ist ganz richtig, mein lieber Freund, und vermuthlich das verfeinerte Kauderwelsch der modernen Boudoirs, welches nur den Eingeweihten bekannt ist.

B. Das könnte man wohl aus den Boudoirs weglassen, und auch ich rathe Dir, keinen Gebrauch davon zu machen.

A. Nun, ich dachte, eine Dame, die so gar besonder sey, müsse an sich schon ein Musterbild der Vollkommenheit seyn.

B. Das folgt durchaus nicht.

A. Jetzt möchte ich Dir aber auch vorlesen, wie ich es einleiten will, daß mein Geheimniß nie veröffentlicht wird. Es ist nur Vieren bekannt.

B. Ein Geheimniß, um das vier Leute wissen? Da mußt Du's pfiffig angreifen.

A. Das ist auch der Fall, wie Du hören wirst. Sie Alle treffen sich in einer dunkeln Gallerie, ohne sich übrigens zu erwarten, denn sie haben's nur auf den Helden abgesehen, den sie gerne ermorden möchten. Jeder hat nämlich, ohne Vorwissen des Andern, die Hauptperson unter dem Vorwande bestellt, daß er ihm das große Geheimniß mittheilen wolle. Die Scene ist gut geschildert, aber ziemlich lange; ich will deshalb mit einemmale zu dem Dénouement übergehen.

B. Ich bin gespannt.

A. „Absenpresentini tastete sich an der schleimigen Mauer fort, als der Athem eines andern menschlichen Wesens an sein Ohr schlug; er blieb stehen und hielt den eigenen an. ‚Nein, nein,‘ murmelte der Andere, ‚das Geheimniß des Blutes und des Goldes soll bei mir bleiben. Wenn er kommt, so wird er seinen Tod finden.‘ In einem Nu stack Absenpresentinis Dolch in der Brust des Letzteren, welcher lautlos zusammensank. ‚Das Geheimniß des Blutes und des Goldes soll allein bei mir bleiben,‘ rief Absenpresentini. ‚Es bleibt bei Dir,‘ rief Phosphorini, ihm seinen Stahl in den Rücken bohrend. Absenpresentini fiel ohne Stöhnen nieder, und Phosphorini, der seinen Dolch zurückzog, rief: ‚Wer kann jetzt das Geheimniß sagen, als ich?‘ ‚Nein, Du nicht,‘ ließ sich Vortiskini vernehmen, indem er sein Schwert erhub und in die Richtung schlug, von wo die Stimme ausgegangen war. Das treue Eisen spaltete den verlornen Phosphorini in zwei Theile,

so daß er ohne Laut niederstürzte. ‚Jetzt kann ich das Geheimniß des Blutes und Goldes bewahren,' sagte Vortiskini, indem er sein Schwert in die Scheide steckte. ‚Du sollst es,' rief der verschmitzte Jesuit, der jetzt sein Stilett in das Herz des Räubers stieß, so daß er ohne Aechzen darnieder sank. ‚Das Geheimniß, durch welches unserem Orden Schmach zugehen könnte, ist jetzt allein bei mir und soll mit mir sterben.' Der Jesuit erhob nun seine Hand. ‚Und so opfert nun zum Ruhm und zur Ehre seiner Gesellschaft Manfredini sein Leben.' Er drückte das scharfe Instrument in sein Herz und starb ohne Stöhnen. ‚Halt!' rief unser Held —

B. Ich bin mit ihm einverstanden — halt, Ansard, oder Du tödtest auch mich — aber nicht ohne Stöhnen.

A. Glaubst Du nicht, daß sich die Sache gut spielt?

B. Ganz so gut, als sie sich liest. Sage mir doch — ist Alles so wie dieses?

A. Das überlasse ich Deinem Urtheil. Während des Schreibens habe ich mich selbst halb umgebracht, denn ich kaue jeden Abend Opium, um Ideen zu erhalten. Höre weiter.

B. Schone mich, Ansard, schone mich, denn meine Nerven sind etwas zart. Für den Rest will ich mich mit Deinem Worte begnügen.

A. Ich wollte, meine Gläubiger thäten dasselbe, meine Wäscherin nicht ausgenommen. Aber da habe ich keine Hoffnung, und es ist mir nichts mehr geblieben, als diese alte Uhr meines Vaters, welche mich an das erinnert, was ich von Anderem nicht erringen kann — Zeit. Wie dem übrigens seyn mag, Alles hat seine Frist, und wenn mein Novelle fertig ist, sollen auch meine Gläubiger mich bereit finden.

B. Diese sind Deine einzige Entschuldigung, Ansard.

A. Da bitte ich recht sehr um Verzeihung — das Publikum verlangt heutzutage etwas Pikantes. Wir haben Tausende, welche

gut schreiben, aber das Publikum hat dies zum Ekel satt und will dagegen etwas Kräftiges haben.

B. Das heißt etwas Schlechtes, he? Nun, Ansard, damit kannst Du es zuverlässig zufrieden stellen.

A. Mein lieber Barnstaple, Du mußt diese Art zu schreiben, nicht so gar heruntersetzen — sie ist nicht schlecht, sondern fordert im Gegentheile viel Kunst. Man könnte sie die intelektuelle und ätherische Schreibart nennen. Du bemerkst, daß sie sich nie durch Wahrscheinlichkeiten oder auch nur Möglichkeiten hindern läßt. Der verächtliche Staub der Menschheit ist abgelegt, und die gemeinen Bedürfnisse der gröberen Gefühle unserer Natur finden keine Stelle. Die Novelle birgt nichts, als Gemüth und Leidenschaft. Körperliche Attribute und Nothwendigkeiten sind bei Seite geworfen, da sie den Zauber der Vollkommenheit zerstören. Nichts kann meine Heldin beflecken oder zu Grunde richten. Leiden erhöhen den Glanz ihrer Schönheit, wie das Feuer den des reinen Goldes; nichts kann sie tödten, weil sie ganz Seele ist Was meine Männer betrifft, so wirst Du, wenn Du mein Werk liest —

B. Ja, wenn ich es thue.

A. Und das geschieht natürlich — wie gesagt, Du wirst dann bemerken, daß auch sie ihre Appetite abgelegt haben. Sie essen nie, trinken nie, schlafen nie — und sind stets zur Hand, wenn man sie braucht, ohne daß dabei auf Zeit oder Raum Rücksicht genommen werden müßte. Nun liegt in dieser Schreibart eine große Schönheit. Die Frauenzimmer beten sie an, weil sie finden, daß ihr Geschlecht aller jener menschlichen Nothdürftigkeiten entkleidet ist, ohne die es in der That ein Geschlecht von Engeln seyn würde. Der Spiegel ist ihnen vorgehalten und sie finden sich vollkommen — kein Wunder, daß sie sich so sehr daran vergnügen. Das andere Geschlecht verweilt gleichfalls gerne bei Bildern von weiblicher Vollkommenheit, weil man sie doch nur im Romane oder in den Träumen jüngerer Tage finden kann.

B. Es liegt einige Wahrheit in diesen Bemerkungen. Jede Putzjungfer, die im Bette bei dem gestohlenen Lichtstümpchen Deine Seiten verschlingt, glaubt in Deiner Angelikanarinella ihr eigenes Bild zu finden, und jeder Ladenjunge, der Bindfaden vermißt und gelbe Seife abwiegt, trägt sich mit der Ueberzeugung, daß ihm selbst die Attribute Deines Helden zukommen.

A. Ganz recht. So lange man beide Geschlechter vollkommen zeichnet, darf man des Gelesenwerdens sicher seyn, weil man dadurch der Menschennatur und der Eigenliebe schmeichelt; denn die Leser glauben, ihr eigenes Porträt vor sich zu haben. Was nun ein Gemälde aus dem wirklichen Leben betrifft — —

B. So ergeht's demselben wie Wouvermanns besten Bildern, welche nicht Viele kaufen mögen, weil seine Hunde im Vordergrund sich gerade so verhalten, wie alle Hunde, wenn man sie aus ihrem Stall gelassen hat.

A. Wouvermann hätte das besser wissen und seine Hunde manierlicher machen sollen, wenn er erwartete, daß seine Gemälde in den Besuchzimmern der Vornehmen aufgehangen werden.

B. Sehr wahr.

A. Vielleicht möchtest Du noch eine oder die andere Stelle anhören?

B. Entschuldige mich — ich kann mir Alles denken. Hoffentlich wird diese Beschäftigung der Besorgung Deiner Advokatenpraxis keinen Abtrag thun, Ansard?

A. Gewiß nicht, mein lieber Barnstaple, denn meiner Praxis kann kein Abtrag gethan werden. Zwar bin ich in die Advokatenliste eingezeichnet, kann aber keine Beschäftigung für meinen Beruf finden. Ich sitze schon ein ganzes Jahr in Perücke und Amtstracht da und kann's vielleicht noch ein Dutzend Jahre so treiben, ehe es mir so gut wird, aufstehen zu dürfen und die gnädigen Herren anzureden. Ich habe mich durch meine Advokatur noch keine Guinee verdient und kann höchstens erwarten, daß ich als Richter nach

Sierra Leone geschickt oder vielleicht zu einem Kommissär am Requetenhofe gemacht werde.

B. Du bist in der That sehr bescheiden in Deinem Streben. Ich erinnere mich noch der Zeit, Ansard, als Du von goldenem Ruhme und dem Wollsacke träumtest. Dein Ehrgeiz bewog Dich, bis in die Mitternacht hinein zu arbeiten, und Du zeigtest eine Energie — —

A (legt seine Hand an die Stirne und stützt die Ellenbogen auf den Tisch). Was kann ich thun, Barnstaple? Wenn ich auf Prozesse zählen will, wird mein Daseyn nur ein kurzer Prozeß seyn — wir Alle müssen leben.

B. Ich will Dir nicht entgegenhalten, was Richelieu zu einem Deiner schriftstellerischen Kollegen sagte: „Je ne vois pas la nécessité," muß Dir übrigens doch bemerken — wenn Du in Zukunft das Publikum bloß mit solchen Unsinn behelligen willst, so ist's nur um so besser, je kürzer Dein Daseyn ist.

Die Sage vom Glockenfelsen.

Durch die Straßen der beiden Städte Perth und Dundee ging eine großartige Procession. Die frommen Aebte zogen in ihren heiligen Gewändern unter vergoldeten Traghimmeln einher, die Mönche sangen, die Rauchfässer wurden hin- und hergeschwenkt, Matrosen trugen Flaggen und Banner, und die Büßer hatten sich mit angezündeten Kerzen dem Zuge angeschlossen. Der heilige Antonius, der Schutzpatron aller Derjenigen, welche sich dem stürmischen Ocean anvertrauen, wurde mit großem Gepränge durch die Straßen getragen, und während die Procession weiter zog, fielen an allen Orten von den Fenstern unterschiedliche Gaben nieder, welche durch kleine, als Engel gekleidete Knaben in silbernen Schiffen aufgefangen wurden. Der Zug dauerte den ganzen Tag über und die Opferausbeute der beiden Städte belief sich zu einer bedeutenden Summe. Die Gaben waren reichlich geflossen, denn es waren nur Wenige vorhanden, welche nicht in ihrem eigenen Kreise oder unter ihren Bekannten einen theuren Verlust zu beklagen hatten — so schlimm hatte der gefährliche Fels gehaust, welcher in der Fahrstraße aller jener Schiffe lag, die in den Frith of Tay einliefen.

Die Processionen waren deshalb veranstaltet worden, damit eine hinreichende Geldsumme zusammengebracht würde, um den vorgeschlagenen Plan eines abenteuerlichen, kühnen, jungen Seemanns in Ausführung zu bringen, welcher auf dem Felsen eine Glocke befestigen wollte; diese sollte so angebracht werden, damit der leichteste Windzug den Hammer rühre und durch das Läuten die Matrosen vor der nahen Gefahr gewarnt würden. Auch reichten die

erzielten Mittel vollkommen für die Ausführung des Vorhabens zu. Nun lebte in Amsterdam ein Kaufmann, welcher, der Aussage von Andrew M'Elise zufolge, eine Glocke besaß, die vermöge ihres Tons und ihrer Größe vollkommen dem beabsichtigten Zwecke entsprach, und der Antragsteller wurde deshalb vermöge einhelligen Rathsbeschlusses ermächtigt, die Reise zu machen und die Glocke zu erstehen.

Andrew M'Elise schiffte sich mit dem Gelde ein und langte glücklich an Ort und Stelle an. Er war oft zu Amsterdam gewesen und hatte bei dem gedachten Kaufmann, welcher Vandermaclin hieß, im Dienste gestanden. Die Aufmerksamkeit, welche er den Angelegenheiten seines Principals bewies, wie auch die Gewandtheit und Schnelligkeit aller seiner Bewegungen, hatten ihm oft Mynheer Vandermaclins wärmste Lobsprüche zugezogen; auch pflegten Herr und Schiffer oft ihre Abende traulich bei einem mäßigen Gläschen Schiedam und dem Dampfe des beschaulichen Meerschaums zu verbringen. Vandermaclin hatte oft gewünscht, einen Sohn wie Andrew M'Elise zu haben, dem er in der ruhigen Ueberzeugung seine Habe hinterlassen könne, daß der Haufen nicht zerstreut, sondern im Gegentheile noch sehr vermehrt werden müsse.

Vandermaclin war ein Wittwer und hatte eine einzige Tochter, die eben erst aus der Pension nach der Wohnung ihres Vaters zurückgekehrt war, um daselbst die häuslichen Obliegenheiten zu übernehmen. M'Elise hatte die schöne Katharina noch nie zuvor gesehen.

„Ihr kommt also, Mynheer M'Elise," sagte Vandermaclin, der in dem Erdgeschoßmagazine seines Hauses saß, „um die berühmte Glocke von Utrecht zu kaufen und sie auf jenem Felsen anzubringen, dessen Gefährlichkeit wir so oft in den Feierabendstunden besprochen haben? Ihr wißt, daß ich gleichfalls viel von jenem Felsen gelitten habe, obschon ich noch immerhin von Glück sagen kann. Der Preis ist natürlich bedeutend, denn die Glocke fällt nicht gering ins Gewicht."

„Wir sind darauf vorbereitet, sie zu bezahlen, Mynheer Vandermaclin.“

„Dennoch sollt Ihr, weil sich's um eine gute Sache und um einen guten Zweck handelt, um nichts überfordert werden. Ich will nicht von der schönen Arbeit reden und verlange weiter nichts, als ihren Metallwerth — denselben Preis, welchen mir der Jude Isaak vor vier Monaten geboten hat. Ich fordere nicht den Verkaufs-, sondern den Zahlpreis eines Juden, was keinen geringen Unterschied macht. Habt Ihr zehntausend Gülden?“

„Ja, und noch mehr.“

„Das ist mein Preis, Mynheer M'Elise; ich verlange nicht weiter, denn ich will auch meinen Theil zu dem guten Werke beitragen. Seyd Ihr zufrieden und gilt der Handel?“

„Ja, und die frommen Aebte werden Euch noch obendrein für Eure Großmuth ihren Dank auf Pergament ausdrücken, Mynheer Vandermaclin.“

„Der Dank kühner Matrosen ist mir lieber, als der, welchen mir müßige Kirchenleute spenden. Indeß gleichviel — der Handel gilt. Wir wollen jetzt hineingehen, denn es ist Zeit, die Thüren zu schließen. Wir greifen zu unsern Pfeifen, und Ihr sollt meine schöne Tochter Katharina kennen lernen.“

Zu der Zeit, von der wir sprechen, war M'Elise ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt. Er hatte etwas über Mittelgröße, war zierlich von Person und zeigte in seinem Gesichte das Gepräge eines edlen Freimuths, welcher Alle gewann, die ihn sahen.

Sein Benehmen war, wie das der meisten Seeleute, kühn, aber nicht anstößig. Sein Auge hatte die durchbohrende Schärfe des Adlerblicks und seine ganze Seele schien daraus zu sprechen. Sein erstes Zusammentreffen mit der Tochter Vandermaclins war verhängnißvoll, denn die beiden Leutchen schienen die Bestimmung zu tragen, sich gegenseitig zu vereinigen.

Sie liebten sich nicht nach der Weise Anderer, sondern mit einer

Innigkeit, die sich unmöglich schildern läßt, obschon sie kaum ein Wort darüber wechselten. Sie trafen wieder und wieder zusammen — aber nur ihre Augen bekundeten, was in ihrem Innern vorging. Die Glocke wurde an Bord des Schiffes gebracht, das Geld dafür erlegt, und M'Elise konnte nicht länger zögern. Es war ihm, als müsse ihm das Herz brechen, als er sich losreißen sollte von dem Lande, wo Alles zurückblieb, was er auf Erden ersehnte. Und auch Katharina fühlte in ihrem Daseyn eine Oede. Der Athem versagte ihr, wie sie das Schiff den Hafen verlassen sah, und als sich nicht einmal mehr das stolze, weiße Bramsegel über dem Horizonte blicken ließ, warf sie sich auf ihr Lager nieder, um zu weinen. Aber auch M'Elise ließ nach dem Abfahren stundenlang die Wange auf seiner Hand ruhen, wieder und wieder sich jeden Zug der unvergleichlichen Katharina vergegenwärtigend.

Zwei Monate waren entschwunden, während welcher Zeit M'Elise emsig beschäftigt war, für seine Arbeit auf dem Felsen die Ebbe zu benützen. Endlich war Alles bereit, und auf's Neue fand eine prunkvolle Procession Statt, die aber diesmal zu Wasser abgehalten wurde. An einem schönen, windstillen Sommermorgen brachen in einer langen Bootreihe die Aebte und Mönche nebst den Ortsobrigkeiten und Anderen, welche sich für das Werk interessirten, von dem Aberbrothwick-Gestade auf, unterschiedliche Fahnen und andere Symbole mit sich führend. Die Musik ertönte auf dem Wasser, und der feierliche Chorgesang der Mönche ließ sich an einem Orte vernehmen, wo er nie zuvor gehört wurde und nie wieder gehört werden wird. M'Elise befand sich in einem kleinen Fahrzeuge, das eigens für die Glocke gebaut war, an dem Felsen; auch hatte er die Scheerbalken bei sich, vermittelst deren das tönende Werkzeug an den Strebepfeilern, welche in den massiven Fels gehauen waren, aufgehangen werden sollte. Die Glocke war an ihrem Platze, und der Abt weihte sie, mit heiligem Wasser das Metall besprengend, das in Zukunft durch die Wellen der Salzsee gepeitscht werden sollte. Auf's Neue erklangen Musik und

Gesang; aber im Verlaufe hob sich der Wind allmählig und mit dem Steigen desselben begann die Glocke laut und tief zu tönen. Dieß war das Signal zur Rückkehr — der Warneruf, daß das Wetter im Begriffe war, sich zu wenden. Die Procession ruderte wieder nach Aberbrothwick und langte zu guter Zeit an. Eine Stunde später aber wurde das Felsgestade wieder von den Wellen gepeitscht, und die Glocke tönte laut und rasch, obgleich Niemand mehr in der Nähe war, als die Möven, welche erschreckt durch die Luft kreischten; denn die Töne auf dem Felsen, welchen sie so oft während der Ebbezeit zu ihrem Ruheplatze gemacht hatten, waren ihnen ungewohnt. M'Elise hatte sein Werk vollendet. Die Glocke war befestigt und er eilte abermals mit seinem Schiffe nach Amsterdam zurück. Er wohnte wieder in dem Hause Vandermaclins und sah aufs Neue den Abgott seiner Seele. Dießmal sprachen sie und tauschten gegenseitig ihre Gelübde für Leben und Tod. Aber Vandermaclin bemerkte den Zustand ihrer Herzen nicht. Der junge Matrose war ihm zu niedrig, zu arm, um eine Partie für seine Tochter seyn zu können, weßhalb er sich auch nicht entfernt träumen ließ, er könnte sich je erdreisten, von Liebe sprechen zu wollen. Er wurde jedoch bald enttäuscht, denn M'Elise bekannte freimüthig seine Neigung und bat um Katharinens Hand — eine Anmuthung, ob der Vandermaclins Gesicht im Zorne erglühte.

„Mynheer M'Elise," sagte er nach einer Pause, als wolle er seine Gefühle unterdrücken, „wenn ein Mann heirathet, so muß er auch zeigen, daß er die Mittel besitzt, seine Gattin zu ernähren, und zwar dem Range und dem Wohlstande gemäß zu ernähren, an den sie in dem Vaterhause gewöhnt war. Könnt Ihr mich in diesem Punkte überzeugen, so will ich Euch Katharinens Hand nicht versagen."

„Bis jetzt bin ich noch nicht in der Lage," versetzte M'Elise, „aber ich bin jung und kann arbeiten, besitze einiges Geld und werde noch mehr gewinnen. Sagt mir, welche Summe Ihr für nöthig

haltet, um meine Werbung um die Hand Eurer Tochter zu rechtfertigen?"

„Zeigt mir zwölftausend Gülden und sie ist Euer," versetzte der Kaufmann.

„Ich habe nur dreitausend," entgegnete M'Elise.

„Dann denkt nicht mehr an Katharina. Es ist eine thörichte Leidenschaft, und Ihr müßt sie vergessen. Auch wünsche ich nicht, Mynheer M'Elise, daß Ihr mit der Neigung meiner Tochter Euer Spiel treibt. Sie muß Euch vergessen, und dieß läßt sich einzig dadurch erzielen, daß Ihr nie wieder mit ihr zusammentrefft. Ich bin Euch zwar wohl gewogen, Mynheer M'Elise, muß Euch aber doch bitten, daß Ihr mein Haus verlaßt."

Mit gramgebeugtem Herzen verließ M'Elise das Haus des Kaufmanns, wußte es aber doch einzuleiten, daß ein Brief, in welchem er das Resultat seiner Bewerbung auseinandersetzte, in Katharinas Hände kam. Vandermaclin erhielt hievon Kunde und schickte Katharina nach einem Kloster, wo sie bis zur Abreise ihres Liebhabers bleiben sollte. Zugleich schrieb er auch an einen Korrespondenten nach Dundee und forderte ihn auf, ihm fortan seine Güter nicht durch das Schiff zugehen zu lassen, welches von M'Elise befehligt werde.

Unser junger Kapitän erhielt hievon Nachricht — ein Todesstoß für seine Hoffnungen; aber dennoch zögerte er und schob seine Abreise immer länger auf. Er war nicht mehr der thätige, energische Seemann, sondern vernachläßigte jetzt Alles, sogar seinen Anzug.

Er wußte, in welchem Kloster die schöne Katharina eingesperrt war, und ging deshalb oft im Hofe umher, um sie etwa für einen Augenblick zu sehen, aber vergeblich. Sein Schiff war jetzt geladen und er konnte nicht länger zögern. Am andern Morgen sollte er ausfahren. Aber noch einmal machte der unglückliche junge

Mann seinen gewohnten Spaziergang, um die Mauern anzusehen, die Alles entheilten, was ihm auf Erden theuer war. Seine Träumerei wurde durch das Niederfallen eines Steines unterbrochen; er nahm ihn auf und fand, daß mit einem seidenen Faden ein Streifen Papier daran geheftet war. Er rollte das Blatt auf — es enthielt in Katharinas Handschrift nur die zwei Worte: „Die Glocke."

Die Glocke! M'Elise stutzte, denn er begriff augenblicklich den Sinn. Der ganze Plan zuckte wie ein elektrischer Schlag durch sein Gehirn. Ja, von dieser Seite aus konnte er sich noch Glück versprechen. Das Material derselben war zehntausend Gülden werth, denn der Jude Isaak hatte diese Summe geboten und war noch immer Käufer. Er konnte noch mit Katharina glücklich werden und segnete sie für den Scharfsinn, der ihn auf die Mittel hinwies. Für einige Minuten stand er wie verzückt da, aber dann trat die Gegenwirkung ein. Was hatte er im Sinne? Raub des Heiligen — Grausamkeit! Die Glocke war durch die Kirche geweiht und durch die Almosen frommer Andacht erkauft worden. Sie hing auf dem Felsen, um das Leben der Matrosen, seiner Berufsgenossen, zu retten, und wenn er sie wegnahm, machte er sich nicht für alle Leben verantwortlich, die dadurch verloren gingen? Schrieen nicht die Thränen der Waisen, die Wehklagen der Wittwen gegen ihn zum Himmel? Nein, nein, nimmermehr! Das Verbrechen war zu schrecklich. M'Elise stampfte auf das Papier und dachte, er werde durch Satan in der Gestalt eines Weibes versucht. Aber wenn die Verlockung in dieser Gestalt erscheint, so ist der Mann verloren — er rief sich Katharinas Reize in's Gedächtniß, und sein Widerwillen entschwand. Er beschloß die That zu vollbringen und Katharina zu gewinnen, selbst wenn seine Seele darüber verloren ginge.

Andrew M'Elise segelte von Amsterdam ab und Katharina erhielt ihre Freiheit wieder. Vandermaclin drang in sie, aus den

vielen Freiern, die sie umlagerten, einen Gatten auszuwählen, aber vergeblich. Sie erinnerte ihn daran, daß er sich verpflichtet habe, die Tochter M'Elise zum Weibe zu geben, sobald er zwölftausend Gülden aufzählen könne — eine Zusage, von der er nicht abgehen dürfe. Vandermaclin machte ihr zwar Vorstellungen, indem er ihr bedeutete, daß im glücklichsten Falle ihr Liebhaber alt werden müsse, bis er sie zusammenbringe, räumte aber doch ein, daß er das Versprechen gegeben habe und daß er es als ehrlicher Mann halten müsse, vorausgesetzt, daß M'Elise das seinige im Laufe von zwei Jahren erfülle; nach dieser Zeit dürfe aber ihre Verheirathung nicht länger aufgeschoben werden. Und Katharina schlug ihre Augen zum Himmel auf und flüsterte mit gerungenen Händen: „Die Glocke!“ Ach, daß wir den Himmel anrufen mögen, wenn wir etwas Unrechtes wünschen! Aber die Sterblichen sind blind und nie blinder, als wenn sie unter dem Einflusse der Leidenschaft stehen.

Im Sommer desselbigen Jahres traf M'Elise seine Maßregeln. Er hatte sich den Beistand einiger schuftigen Matrosen gesichert und den Vortheil einer glatten See zur Zeit der Hochfluth benützt, um die Glocke an Bord seines Schiffes zu bringen — eine Arbeit, die ihm wenig Schwierigkeit machte, da er sie selbst aufgehangen hatte und wohl wußte, wie sie festgemacht war. Er segelte nach Amsterdam, und der Himmel ließ ihn mit seiner verbrecherischen Fracht wohlbehalten anlangen. Indeß lief er nicht wie früher vor Vandermaclins Hause in den Kanal ein, sondern wählte eine hintere Fahrstraße, welche nach der Wohnung des Juden Isaak führte. Er ging bei nächtlicher Weile in dessen Haus und meldete ihm, welchen Kauf er ihm anbieten könne. Die scharfen, grauen Augen der krummrückigen Israeliten funkelten vor Entzücken, denn er wußte, daß er einen großen Gewinn machen könne. Um Mitternacht wurde die Glocke an den Krahnen befestigt und wohlbehalten in dem Magazine des Juden untergebracht, welcher nun dem ent-

zückten M'Elise die zehntausend Gülden auszahlte. Der Gedanke des Letzteren weilte nun bei dem Besitze seiner Katharina, nicht aber bei dem begangenen schändlichen Raube.

Leider aber sind wir nur zu oft genöthigt, zu Verbergung eines einzigen Verbrechens uns in noch schwerere zu verstricken, und dies war auch bei Andrew M'Elise der Fall. Er hatte seinen Gehülfen tausend Gülden für ihre Theilnahme versprochen; aber diese wollten jetzt einen gleichen Antheil an der Beute haben und drohten mit augenblicklichem Bekenntniß der schwarzen That.

M'Elise raste, fluchte und zerraufte sich das Haar. Er versprach ihnen das Geld zu geben, sobald er Katharina geheirathet habe; aber sie wollten nicht darauf eingehen. Wieder kam ihm der Teufel zu Hülfe und flüsterte ihm zu, wie er handeln sollte. Er willigte ein. In der darauf folgenden Nacht fand die Theilung statt. Seine Spießgesellen versammelten sich in der Kajüte, und er gab ihnen Wein, von dem sie reichlich tranken. Aber der Wein war vergiftet und sie starben sammt und sonders, noch ehe der Tag anbrach. M'Elise versah ihre Leichen mit schweren Gewichten und versenkte sie in den tiefen Kanal. Denn erbrach er seine Lucken, um dem Schiffe das Ansehen der Plünderung zu geben, und begab sich vor die Behörden, um die Meldung zu machen, daß ihn seine Mannschaft beraubt habe und flüchtig geworden sey. Es wurden augenblicklich Nachforschungen angestellt, aber vergeblich; man nahm deshalb an, daß sie in einem Boote entwichen seyen.

Unter schweren Gewissensfoltern begab sich M'Elise abermals nach Vandermaclins Hause, zählte die zwölftausend Gülden auf und forderte seine Braut. Der Kaufmann, welcher fühlte, daß das Glück seiner Tochter auf dem Spiele stand, ertheilte jetzt seine Einwilligung. M'Elise gab an, er müsse eiligst nach England zurückkehren und sich mit den Kaufleuten benehmen, deren Waaren geraubt worden seyen. Die Heirath fand deshalb nach einigen Tagen statt und Katharina nahm den Mörder in ihre Arme auf.

Alles war scheinbar voll Freude und Jubel, aber M'Elise's Herz fühlte sich schwer bedrückt, denn nun er sein Ziel erreicht hatte, machte er die Entdeckung, daß er es — ach, nur zu theuer — um den Frieden seiner Seele erkauft hatte. Katharina kümmerte sich jedoch nicht darum, denn ihr ganzes Sinnen und Denken wurde durch die Gluth ihrer Leidenschaft verzehrt. Ja, sogar die Schuld machte ihr den Gatten noch theurer, denn hatte er sie nicht um ihretwillen auf sich geladen? M'Elise nahm die Morgengabe seiner jungen Gattin in Empfang und eilte mit seinem Schiffe von hinnen; denn die Leichen lagen noch immer in dem Kanal, und er zitterte ob dem Augenblicke, der sein Verbrechen enthüllen konnte. Vandermaclin sagte seiner Tochter Lebewohl — aber eine unheimliche Ahnung, für die er sich keinen Grund angeben konnte, beschlich ihn. Es war ihm, als sollte er sie nie wieder sehen.

„Hinunter — hinunter, Katharina! — Dies ist kein Platz für Dich," rief M'Elise, als er an dem Steuer seines Schiffes stand. „Hinunter, meine Theuerste, oder Du wirst über Bord gewaschen. Jede Welle droht in unsere Decke zu brechen, und wir haben bereits zwei Mann verloren. Hinunter, Katharina, hinunter, sage ich Dir."

„Ich fürchte mich nicht; laß mich bei Dir bleiben."

„Ich sage Dir, hinunter," rief M'Elise zornig.

Und Katharina gehorchte, einen vorwurfsvollen Blick auf ihn werfend.

Der Sturm erreichte seine Höhe. Die Sonne war untergegangen, schwarze, ungeheure Wellen hetzten sich, und das mastenlose Schiff wurde dem Lande zugetrieben. Der Wind heulte und pfiff scharf durch jeden Spalt in den Bollwerken des Schiffes. Drei Tage hatten sie vergeblich gegen den Sturm angekämpft, und wenn jetzt nicht schnell ein Wechsel eintrat, war alle Aussicht vorüber; denn die Küste lag, nur ein paar Meilen entfernt, in ihrem Lee. Nichts konnte sie retten, wenn sie nicht die Mündung des Frith of

Tay gewannen und von dort aus auf Dundee abhielten. Aber da lag eine kochende Brandung vor ihnen; die See tobte in der pechfinstern Nacht, und ihre Masten schwammen in weiter Ferne auf den Wellen. M'Elise stand bei dem Steuer und hielt die Breitseite des Schiffes gegen das Meer gekehrt. Sein Herz war voll Bitterkeit, sein schuldiges Gewissen drückte ihn zu Boden, und er sehnte sich nach dem Tode, obgleich er ihn fürchtete; denn war er nicht ein Entweiher des Heiligen und ein Mörder? Gab es keinen rächenden Gott über ihm?

Abermals erschien Katharina auf dem Decke und klammerte sich, Beistand suchend, an Andrew an.

„Ich kann nicht unten bleiben. Sage mir, wird es bald vorüber seyn?“

„Ja,“ versetzte M'Elise düster; „es wird bald mit uns Allen ein Ende haben.“

„Wie meinst Du dies? Du hast mir doch gesagt, es sey keine Gefahr vorhanden.“

„Ich habe die Unwahrheit gesprochen — der Tod ist nahe und auf ihn folgt die Verdammniß; denn um Deinetwillen habe ich meine Seele aufgegeben.“

„Oh, sprich nicht so.“

„Ja, ich spreche so. Laß ab von mir, laß ab von mir, Weib, oder ich fluche Dir.“

„Mir fluchen, Andrew? O, nein! Küsse mich, Andrew; und wenn wir umkommen sollen, so wollen wir Arm in Arm sterben.“

„'s ist ebenso gut, denn Du hast mich in den Untergang gezerrt. Verlasse mich, sage ich, Du Verfluchte.“

So war jetzt in dem Augenblicke, in welchem der Tod ihm in's Gesicht starrte, seine schuldbeladene Liebe in Haß umgewandelt worden.

Katharina gab keine Antwort. Sie warf sich auf das Deck

und gab sich den Gefühlen des bittersten Schmerzes hin. Wie sie so da lag und M'Elise noch immer das Steuer lenkte, legte sich der Wind; das Schiff wurde nicht länger abwärts getragen, obschon die Wellen noch bergehoch gingen. Die Matrosen an Bord ermuthigten sich. Einige Segeltrümmer wurden in die Reste der Maste gesetzt, und auf's Neue erwachte die Hoffnung auf Rettung. M'Elise sprach nicht, sondern bewachte das Steuer. Der Wind nahm eine günstige Wendung, und jedes Herz schwoll in Freude. Der Frith of Tay stand nun offen vor ihnen, und sie waren gerettet! Mit erleichtertem Herzen hielt M'Elise das Schiff ab und übergab das Steuer dem Maten. Er eilte zu Katharina, welche auf dem Decke lag, richtete sie auf und flüsterte ihr im Ton wiederkehrender Liebe Trost zu. Aber sie hörte ihn nicht — der Fluch wollte nicht aus ihrer Erinnerung weichen, und sie weinte bitterlich.

„Wir sind gerettet, meine theure Katharina."

„Besser, wir wären zu Grunde gegangen!" versetzte sie in wehmüthigem Tone.

„Nicht doch — sprich nicht so, wenn Dich Dein Andrew an seine Brust drückt."

„Die Verfluchte!"

„Es war Wahnsinn — nichts Anderes — ich wußte nicht, was ich sagte."

Aber das Eisen war in ihre Seele gedrungen und ihr Herz gebrochen.

„Ihr würdet gut thun, Auftrag zu ertheilen, daß auf den Glockenfelsen geachtet wird," bemerkte der Mann am Steuer gegen M'Elise.

Der Glockenfels! M'Elise schauderte und gab keine Antwort. Das Schiff ging, von See und Wind getrieben, vorwärts, das einemal hoch erhoben und über der Brandung thürmend, das anderemal tief in dem hohlen Troge von dem wildbewegten Elemente eingemauert. M'Elise hielt seine Katharina noch immer in seinen

Armen, ohne daß dieselbe auf seine Liebkosungen antwortete, als eine plötzliche Erschütterung sie auf das Deck zurückwarf. Das Krachen des Gebälks, das Strömen der Wogen über den Stern und das Umhielen des Schiffes war nur das Werk einiger Minuten. Ein abermaliger furchtbarer Stoß — der Kiel trennte sich — das Schiff stürzte ganz auf die Seite — und die tobenden Wellen fegten darüber weg.

M'Elise schleuderte die, welche er so wahnsinnig geliebt hatte, von sich und warf sich in die Wogen. Katharina stürzte ihm mit einem Schrei nach, und Alles war vorüber.

Wenn sich der Sturm erhebt, die kreischenden Möven das Land suchen und der Fischer mit seiner Barke nach dem Gestade eilt, sieht man mit Blitzesschnelle aus den Wolken die Gestalt von Andrew M'Elise niedersteigen. Die schwere Glocke hängt an seinem Halse und zieht ihn hinab zu seinem Gericht.

Aber wenn Alles glatt und ruhig ist, die See ebbet und die Welle sanft den Felsen küßt, so sehen die Schiffer, welche von dem Frith of Tay wegsegeln, im Lichte des silbernen Mondes oft die Gestalt der schönen Katharina, welche ihnen mit der Schärpe winkt, zum Signale, daß sie sich nähern und sie von ihrem Fels wegnehmen möchten. Bisweilen bietet sie ihnen auch einen Brief an für ihren Vater Vandermaclin. Ihr Gesicht drückt stets Trauer aus, und sie weint, wenn die vorsichtigen Matrosen, die Augen auf sie geheftet und ihre Arme verschlingend, in stummer Furcht weiter ziehen.

Mondschein.

Diejenigen, welche unsere westindischen Besitzungen besuchten, müssen sich oft an dem Humor und der Schlauheit belustigt haben, den man an den begabteren Negern findet, namentlich wenn ihre Gebieter gleichfalls eine humoristische Ader besitzen. Der schwarze Diener scheint über die Wunderlichkeiten seines Herrn nachzudenken, und da er dessen Charakter durchaus studirt hat, so weiß er wohl, wie weit er in seinen Freiheiten gehen darf, ohne eine Züchtigung befürchten zu müssen.

Ein derartiges interessantes Pröbchen traf ich einmal in einem Neger, Namens Mondschein. Dieser gehörte einem in seiner Weise gleichfalls sehr seltsamen Manne, der viele Jahre Hafenmeister in Portroyal gewesen war, dann aber sich mit einer Pension zurückgezogen hatte und zu Ryde auf der Insel Wight ein kleines Haus bewohnte. Er hieß Cockle, war aber früher stets als Kapitän Cockle angeredet worden und behielt auch diesen Titel bei bis zum Tage seines Todes. Von Person war er sehr groß und wohlbeleibt, an Gestalt einer Strahlmuschel nicht unähnlich, denn wenn man ihn ansah, konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die ungeschlachte Figur ihre Ortsbewegungen weit leichter durch ein Gerolltwerden, als durch Gehen bewerkstelligen könne. Ueberhaupt gehörte auch Lokomotion nicht zu seiner Liebhaberei, denn er ging selten weiter, als in dem kleinen Garten vor seinem Hause umher, in welchem er mit nicht geringem Stolze Nelken und Goldblumen zog. Sein Kopf war ganz kahl, glatt und glänzend weiß, sein Gesicht aber hatte eine rosigere Tinte, die sich an der Spitze seiner Nase bis zu einem brennenden

Noth vertiefte. Er war früher der Kommandeur eines Kauffahrers gewesen und hatte sich während seines Aufenthalts in dem warmen Klima hübsch auf den Trunk gelegt, der dann zuletzt bei ihm zur bleibenden Gewohnheit geworden war. Was unseren Mondschein betraf, so hatte er denselben als einen siebenjährigen Knaben für dreihundert Dollars gekauft und bei seiner Rückkehr nach England mit sich genommen.

Mondschein war seinem Gebieter sehr zugethan, liebte es aber auch, wenn man ihn gewähren ließ, und trug sich mit einer ganz besonderen Zuneigung zu der Grogflasche seines Herrn.

Seine erste Zuneigung war eine Tugend, die zweite Menschennatur und die dritte, der Ansicht des alten Cockle zufolge, ein Verbrechen von ernstlicher Größe. Ich besuchte den Kapitän oft, denn sein Humor war sehr belustigend, und da er selten ausging, so freute er sich stets, wenn er Bekannte bei sich sah. Ein weiterer Grund meiner öfteren Besuche war, daß ich selten in sein Haus kommen konnte, ohne eine belustigende Scene zu finden, die aus einem Streite zwischen dem Herrn und dem Knechte hervorging. Ich war damals in dem Zolldienste beschäftigt und hatte meinen Posten ungefähr vier Meilen von Cockles Wohnung. Eines Morgens kam ich zu ihm und traf ihn wie gewöhnlich in seinem Wohnstübchen zu ebener Erde.

„Nun, Cockle, alter Knabe, wie geht's Euch?"

„Offen gestanden, Bob, gar nicht gut. Ich sitze auf dem Fußschemel, nämlich in diesem Armstuhl, und mache, wie Ihr bemerkt, in ein paar Sackhosen Reu und Leid. Gestern Nacht war ich halb über See und so ziemlich guter Dinge, aber diesen Morgen liege ich hoch und trocken — es ist mir unausstehlich miserabel. Habe gestern Nacht mehr Segel geführt, als Ballast, und darüber meinen Kopf verloren; diesen Morgen finde ich ihn wieder, aber es steckt, glaube ich, eine halbe Schiffslast Beschwerungsmaterial darin. Daran ist nur meine Gutmüthigkeit schuld."

„Wie so, Cockle?“

„Ach, der Jack Piper ist gestern hier gewesen. Damit er nun nicht allen Grog trinke und den Heimweg nicht mehr finde, trank ich selbst Einiges davon — es wäre dem armen Teufel schlimm gegangen, wenn ich mich nicht seiner angenommen hätte! — und nun, seht Ihr, muß ich für meine Gutmüthigkeit büßen. Die Fügsamkeit meines Charakters ist mein Verderben gewesen und hat mich zu dieser Kugel abgerundet, indem sie alle meine scharfen Ecken abschliff, Bob.“

„Ihr habt Euch da allerdings sehr umsichtig und wohlwollend benommen, Cockle, namentlich wenn man weiß, wie sehr Ihr dabei gegen Eure Neigungen ankämpfen mußtet.“

„Ja, Bob, ja; ich bin der Milchpunsch der Menschenfreundlichkeit. Ich weine oft — wenn der Schornstein raucht, und bisweilen — wenn ich zu viel lache. Ihr seht, ich gebe nicht nur, wie Andere, mein Geld weg, sondern habe gestern Abend auch meinen Kopf daran gesetzt, um einem Nebenmenschen beizustehen. Indeß könnte ich diesen Morgen für eine oder zwei Stunden meines oberen Stockwerks wohl entrathen.“

„Ei, sprecht nicht so. Ich will zwar glauben, daß Ihr das oberste Stübchen für eine Weile missen könntet, aber Ihr wärt doch nicht im Stande ohne Euren Mund auskommen, Cockle.“

„Sehr wahr, Bob. Ein Kerl ohne Mund wäre wie ein Schiff ohne Hüttenlucke. Da wir eben davon reden — die Kämme meines Mundes sind etwas trocken — was meint Ihr, Bob, sollen wir Mondschein rufen?“

„Für den Mondschein ist doch der Tag gar zu helle.“

„Er ist nur eine Finsterniß — eine totale Finsterniß, darf ich sagen. Die Sache ist nämlich die — mein Kopf wird mir gar so schwer, daß er mir auf den Schultern umherrollt, und ich muß meine Kehle ein wenig ansteifen, damit sie als passende Stütze diene. He, Mondschein, erscheine, Du schwarzgesichtiger Spitzbube!“

Der Neger war außen mit Reinigen der Messer beschäftigt und antwortete, ohne jedoch seine Arbeit zu unterbrechen:

„Wie ich kann schein, Massa Cockle, wenn Ihr mir nie geb Scheiner?“

„Nein; aber an Deinen unteren Rand, an Dein Schienbein will ich Dir Eins geben, daß Du meinen sollst, es habe Dich ein Planet getroffen, wenn Du nicht augenblicklich Dein garstiges Gesicht zeigst,“ entgegnete Cockle.

„Massa Cockle, Ihr diesen Morgen ganz ein Wörterbuch.“

„Herein, Schlingel!“

„Ei, Ihr diesen Morgen so gar persönlich, Sär,“ erwiederte Mondschein, auf seinem Riemen fortreibend; „mein Gesicht scheint nicht mehr als Eure weiße Glatz ohne Haar.“

„Ich habe jedesmal eines ausgerissen, Du Schurke, so oft Du mir meinen Grog stahlst, und jetzt sind sie alle fort.“ Dann fügte er gegen mich bei: „Die Haare sind wie die Ratten, welche das Schiff verlassen, sobald es alt wird. Nun, Bob, ich möchte doch wissen, wie lange uns der Spitzbube noch warten lassen wird. Ich brachte ihn mit nach Hause und gab ihm seine Freiheit, aber reicht man einem solchen Schurken den Finger, so nimmt er die ganze Hand. Mondschein, ich fange an, zornig zu werden; die Spitze meiner Nase ist bereits roth.“

„Komme gleich, Massa Cockle.

Mondschein gab seinem Messer noch ein paar weitere Striche und trat dann in das Zimmer.

„Ihr mich gerufen, Sär?“

„Was hilft auch bei Dir das Rufen, Du schwarzer Halunke!“

„Ei, Sär, das nicht schön — Ihr sag mir immer: ‚Mondschein, thu stets ein Ding zuerst.‘ So ich gehorch nur Ordre und mach mit Messern fertig — wie dies geschehen, so ich komm und will hören nächste Ordre.“

„Bring' etwas kalt Wasser und einige Gläser.“

Mondschein erschien bald mit dem Geforderten und entfernte sich dann wieder, indem er mir zugrinste.

„Mondschein — wohin willst Du, Du Dieb? — Wann sahst Du je, daß ich kalt Wasser trank oder es meinen Freunden anbot?"

„Nie gesehen es Euch trinken, als einmal, und damals Ihr duslig und meinen es sey Branntwein; aber Ihr geb sehr oft nichts als Wasser Euren Freunden, Massa Cockle."

„Wann, Du Schurke?"

„Ei, sehr oft; Ihr sag, daß Wasser ganz stark genug für mich."

„Das geschieht, weil ich Dich liebe, Mondschein. Grog ist ein schlimmer Feind für uns."

„Massa Cockle recht schöne Christ — er lieb seinen Feind," fiel Mondschein ein, indem er mich ansah.

„Jedenfalls scheue ich mich nicht, meinem Feinde in's Gesicht zu sehen — gib also die Flasche heraus."

Mondschein setzte die Flasche auf den Tisch.

„Nun, Bob," sagte Cockle, „was sagt Ihr zu einem Siebenglöckler? He, holla! Was ist aus all' dem Grog geworden?"

„Aller trunken gestern Nacht, Massa Cockle," versetzte Mondschein.

„Ha, Du ebenholzener Dieb, ich will darauf schwören, daß gestern, als ich mein letztes Glas nahm, noch eine halbe Flasche vorhanden war, denn ich hielt sie gegen das Licht, um zu sehen, was noch drin sey."

„So mir Gott helf, Massa Cockle, als Ihr ging Trepp hinauf, war nicht ein Tropfen in der Flasch übrig."

„Willst Du drauf schwören, Mondschein, daß Du gestern Nacht nichts davon getrunken hast?

„Nein, Massa Cockle, weil ich Gentleman und der nie sag Lüg — ich trinken, weil Ihr mir geben."

„Dann muß ich in der That betrunken gewesen seyn. Aber sprich, wie hab' ich es Dir gegeben? Sage mir jedes Wort."

„Ja, Massa Cockle, ich machen, daß Ihr auf Alles wieder besinnt. Wie Massa Piper geh fort, Ihr sah nach der Butell und dann sagen: ‚eh ich in's Bett geh, ich nimm noch ein Glas um hinaufzukommen' — dann ich sag: ‚schätz wohl, wenn Ihr das thut, Ihr nimmer im Stand seyd, hinaufzukommen.' Dann Ihr sag: ‚Mondschein, Du guter Kerl (Ihr mich immer nenn eine gute Kerl, wenn Ihr mich brauch) Du mußt mir helf.' Ihr trink Euer Grog — Ihr fall zurück in die Stuhl und Ihr schließ zuerst ein Aug und dann schließ Ihr das andere. Ich sah mehr Grog auf dem Tisch — so nimm ich die Butell und sag: ‚Massa Cockle, Ihr geh Stiegen hinauf?' Und Ihr sag: ‚ja, ja, sogleich.' Dann halt ich die Butell auf und sag zu Euch: ‚Massa soll ich Euch helf?' Und Ihr sag: ‚ja, Du mußt mir helf.' So nimm ich denn ein Glas Grog, weil Ihr zu mir sag, daß ich Euch helf.'"

„Ich meinte aber nicht, Du sollest Dir zu meinem Groge helfen, Du Spitzbube!"

„Ja, Massa, als Ihr mir sag, zu helf Euch mit der Butell, ich gehorch Ordre und helf mir. Dann, Sär, ich wart ein wenig mehr und sag: ‚Massa, Ihr jetzt Stieg' hinauf,' und Ihr fahr zusamm und erwach; und Ihr sag: ‚ja, ja.' Und dann erheb ich die Butell und zeig Euch wieder und sag: ‚soll ich Euch helf, Massa?' und dann Ihr sag: ‚ja.' So ich gehorch Ordre wieder und nimm noch ein Glas. Dann mach Ihr auf Mund und schnarch — so seh ich wieder und seh nur ein kleines Glas noch in der Flasch; und ich ruf Euch: ‚Massa Cockle, Massa Cockle' und Ihr sag: ‚hei!' — und dann sink Euch Kopf auf die Brust und ich sag: ‚Massa Cockle, hier nur noch eine kleine Tropf, soll ich es trink?' Und Ihr nick mit Eurem Kopf auf die Brust und sag nichts — so ich nicht ganz gewiß und sag noch einmal: ‚Massa Cockle, soll ich mach Garaus mit diese kleine Tropf?' Und Ihr nick wieder mit dem Kopf. Dann sag ich: ‚Alles recht' und ich sage: ‚Ihr ein sehr guter Meister, Massa Cockle;' und ich trink die Butell aus.

„Nun, Massa, hab Ihr die ganze Geschicht, und sie ist wahrhaftig wahr."

Ich bemerkte, daß sich Cockle ebenso sehr über diesen Bericht seines Negers belustigte, als ich selbst; aber dennoch machte er eine finstere Miene.

„Es scheint also, Bursche, Du hast meinen hülflosen Zustand benützt, um Dir selbst zu etwas zu verhelfen."

„Massa Cockle, Ihr eben erst sag zu Massa Farran, daß Ihr trink so viel bloß aus Gutmüthigkeit gegen Massa Piper — ich thu gerad so aus lauter Gutmüthigkeit."

„Nun, Meister Mondschein, ich muß etwas Grog haben," versetzte Cockle, „und da Du gestern Nacht Dir selbst dazu geholfen hast, so mußt Du jetzt auch mir dazu helfen. Nimm ihn her, wo Du willst, ich gebe Dir zehn Minuten Zeit — —"

„Schätz wohl, Ihr gib mir zehn Schilling, Sär," unterbrach ihn Mondschein; „das ist besser."

„Das Geld ist Alles fort, und ich nehme erst Donnerstag wieder ein, weil da mein Quartal flüssig wird. Entweder schaffst Du mir Grog, oder Du kriegst mehr Rippenstöße als Halbpence."

„Wenn Ihr nicht hab Geld, wie soll ich Grog kriegen, Massa Cockle? Missy O'Bottom sag mir am letzten Quartaltag, wenn Ihr nicht zahl die ganze Rechnung, so sie nur halb zufrieden: Ihr führ nur an die Leut, und sie geb nix Kredit mehr."

„Zum Geier mit der alten Hexe! Würdet Ihr's wohl glauben, Bob, daß Mrs. Rowbottom in diesen letzten zwei Jahren immer mit mir anbinden wollte? — Hatte im Sinn, mich zum Wirth zur Gans und Pfefferbüchse zu machen, und ich sollte sie als Hausmöbel mit in den Kauf nehmen. Schätz wohl, ich sollte die Gans seyn, und sie die Pfefferbüchse; aber wir konnten nie auf diesen Curs anlegen. Erstlich ist zu viel an ihr und zweitens zu viel an mir. Ich erklärte dies der Alten, so gut ich konnte, und sie blähte sich auf wie ein Luftballon und sagte, wenn die Leute einander in Wirklich-

keit zugethan seyen, so machten sie sich nichts aus derartigen kleinen Hindernissen."

„Aber Ihr müßt doch süß mit ihr gethan haben, Cockle?"

„Nur ein klein wenig Zucker, um den ekelhaften Geschmack meiner langen Rechnung aus ihrem Munde zu nehmen. Was den verliebten Theil der Sache betrifft, so ist dieser ganz auf ihrer Seite. Ich widerspreche nie einer Dame aus Höflichkeitsrücksichten; aber seit ich der Alten reinen Wein eingeschenkt habe, ist sie scheu geworden und will mir keine halbe Pinte mehr borgen — ist's nicht so, Mondschein?"

„Ja, Sär; wenn ich probir sie zu beschwatz und ihr Versprechungen geb, so sagt sie, das lauter Mondschein. Aber Sär, ich will's noch einmal probir — ich denk, ich weiß wie."

Und Mondschein verschwand, uns hinsichtlich seiner Plane völlig im Dunkeln lassend.

„Es nimmt mich Wunder, daß Ihr nie geheirathet habt, Cockle," bemerkte ich.

„Ihr würdet Euch nicht wundern, wenn Ihr Alles wüßtet. Ich muß übrigens sagen, daß ich einmal — nur ein einzigesmal sehr nahe daran war. Und wen meint Ihr wohl? — Eine Farbige."

„Wie, eine Schwarze?"

„Nein; nicht einmal halb schwarz, sondern bloß viertel — was man in Westindien eine Quadroone nennt. Aber dem Himmel sey Dank, sie hat mir einen Korb gegeben."

„Euch einen Korb gegeben? Zum Henker, Cockle, ich hätte mir nimmermehr gedacht, daß Euch eine Farbige zurückweisen könnte."

„'s war aber dennoch so. Ihr sollt hören, wie es zuging. Sie war das Quadroonenweib (Ihr wißt, was dies heißen will) eines Pflanzers, Namens Guineß. Dieser starb und vermachte ihr nicht nur ihre Freiheit, sondern auch vier gute Häuser in Portroyal und zwei Dutzend Sklaven. Er war ungefähr zwei Jahre todt und

sie mochte etwa dreißig zählen, als ich sie kennen lernte. Sie war sehr reich, denn sie hatte ein gutes Einkommen und gab nichts aus — ihren Verbrauch für Juwelen und Putz ausgenommen, womit sie ihre Person herausstaffirte, die selbst damals noch recht schön war, da sie nie Familie gehabt hatte. Nun, wenn ich auch nicht sehr in sie verliebt war, so standen mir doch dafür ihre Häuser und ihr Geld um so besser an, und ich pflegte in der Veranda bei ihr zu sitzen, mich in sentimentalen Gesprächen ergehend. Eines Tages stellte ich ihr meinen Antrag. ‚Massa Cockle,‘ sagte sie, ‚es sind zwei Ding, die mir nicht gefall, und das eine ist, daß mir Euer Name nicht ansteht. Wenn ich nun Euern Antrag annehmen soll, so müßt Ihr wechseln Euern Nam.‘

„‚Ich dächte, wenn Ihr auf meinen Antrag eingeht, Mrs. Guineß, so käme das Namenwechseln an Euch. Ich weiß nicht, wie ich es angreifen müßte, um den meinigen zu ändern,‘“ entgegnete ich.

„‚Ich stell Nachfrag, Massa Cockle und finde, daß Ihr könn krieg durch Akt und Parlament einen andern Nam.‘

„‚Durch eine Parlamentsakte?‘ rief ich.

„‚Ja, Sär; und ich zahl lieber fünfhundert goldene Joës, eh' ich will hör, daß mich die Leute Missy Cockle nennen — das ist ein Schaalfisch,‘ sagte sie und rümpfte ihre Nase.

„‚Hum!‘ entgegnete ich; ‚und darf ich fragen, was Euer nächster Wunsch ist?‘

„‚Das andere Ding, Sär, ist, Ihr hab kein Waffenschild, Ihr hab kein Sigel an Eurer Uhr mit Vögeln und Thieren darauf. Wenn Ihr mir nun versprech, daß Ihr wollt nehm ein andern Nam und kauf einen Waffenschild, dann, Sär, will ich die Sach in Betracht nehmen.‘

„‚Spart Euch die Mühe, Ma'am,‘ versetzte ich aufspringend. ‚Meine Antwort ist kurz — — eher will ich Euch und Eure ganze Nachkommenschaft gehangen sehen!‘“

„Ei, der Tausend, das ist ein possierlicher Schluß für einen Heirathsantrag; aber da kömmt Mondschein."

Der Schwarze trat in's Zimmer und setzte eine volle Flasche auf den Tisch.

„Da ist er, Sär," sagte er grinsend.

„Recht so, Mondschein; jetzt will ich Dir vergeben. Aber wie hast Du's eingeleitet?"

„Ich Euch erzähl die ganze Geschicht, Sär — zuerst ich seh Missy O'Bottom und ich sag: ‚wie geht's, wie Ihr Euch befind diesen Morgen? Massa kommt, glaub ich, bei Gelegenheit, aber er fast sich fürcht,' sage ich. Sagt sie: ‚vor was fürchtet er sich?' ‚Er denk, Ihr zornig — nicht ihn sehen mög — ihn nicht mehr lieben. Er sehr leid — sehr krank im Herz — er sehr viel in Lieb mit Euch.'"

„Den Teufel, das hast Du gesagt?" brüllte Cockle. „Nun wird mir die Alte wieder zusetzen, und ich wollte doch lieber, sie läge als Boje bei dem Royal George."

„Massa noch nicht Alles hören. Ich sag: ‚Missy O'Bottom, gesetzt Ihr nicht ausschwatz, ich Euch sag. — Massa ruft diesen Morgen vor reines Hemd und ich sag, kein rein Hemd da heut, Sär.' Er sagt: ‚bring mir reines Hemd.' Und dann zieht er ein reines Hemd an und ein paar reine Sackhosen und sagt, ich muß bürsten sein best blau Rock. Ich sag: ‚vor was All dies?' Er leg seine Hand auf sein Kopf, hol sein Athem und sag: ‚ich fürcht, Missy O'Bottom mich jetzt nicht hören — ich hab nicht Kurasch.' Und dann sitzt er in seine volle Anzug hin und geht nicht. Dann er sag: ‚Mondschein, gib mir ein einzig Glas Grog, dann ich hab Kurasch.' Ich hol die Butell und aller Grog fort — nicht eine kleine Tropf übrig; dann fällt Massa in sein groß Armstuhl nieder und sag: ‚Ich kann nie gehen.' ‚Aber,' sagt Missy O'Bottom, ‚warum läßt er nicht holen?' ‚Von wegen,' sag ich, ‚Quartaltag ist noch nicht kommen — alles Geld fort.' — Dann sagt sie: ‚wenn

der arme Massa so gar übel dran ist, dann borg ich ihm eine Butell — Du mach ihm mein Kompliment und sag' ich sehr glücklich ihn zu sehen und wolle zu Haus bleiben' — dann ich sag: 'Missy O'Bottom, gesetzt, Massa komm nicht, sobald er ein, zwei Gläser Grog getrunken hat, so schneid mir den Kopf ab.' Das ist Alles, Sär.'"

„So, das ist Alles; Du Spitzbube hast mich da in eine saubere Patsche gebracht! Was ist jetzt anzufangen?"

„Wir wollen zuerst ein Gläschen Grog zu uns nehmen, Cockle," versetzte ich. „Wir haben lange darauf warten müssen — dann können wir die Sache besprechen."

„Bob, Ihr seyd ein gescheidter Mann, und die Alte war nicht dumm, daß sie den Branntwein schickte. Es gehört Holländermuth dazu, um eine so alte, holländisch gebaute Schuyte anzugreifen. Wir wollen uns die Spinneweben aus der Kehle schwemmen und dann sehen, wie wir uns aus dieser Klemme ziehen. Schätz wohl, ich muß diesmal 'theuer für die Pfeife zahlen,' die ich da annetze. Nun, was ist anzufangen, Bob?"

„Ich denke, wir könnten dies am besten dem Mondschein überlassen," versetzte ich.

„Ihr habt Recht. — He, Bursche, da Du mich in diese saubere Pätsche gebracht hast, so mußt Du mich auch wieder herausholen — hörst Du?"

„Ja, Massa Cockle, ich denk — aber hab nicht Kurasch."

„Ah, ich verstehe, Du rußiger Kerl; so trink dies und sieh zu, ob es Dir Deinen Witz aufhellt. Der Halunke ist ein regelmäßiger Schlagbaumwärter — für Alles muß ich ihm Zoll zahlen."

„Massa Cockle, ich sag Missy O'Bottom, daß Ihr komm, sobald Ihr hab zwei Gläser Grog. Gesetz Ihr trink nur eines?"

„Bin nicht dabei, Mondschein, denn ich mische mir eben das zweite. Du mußt etwas Besseres ausfindig machen."

„Ein einzig Glas Grog geb nicht mehr als ein einzig Gedank — den Ihr hab."

„Gut, da hast Du noch eines. — Aber vergiß nicht, daß Du es nur unter der Bedingung erhältst, mich aus der Klemme zu ziehen. Geschieht dies nicht, so sollst Du darein kommen, denn ich zerbläue Dich, bis Du so — so weiß bist, wie Schnee."

„Schätz wohl, Ihr können nicht waschen einen Neger weiß, so Ihr ihn auch nicht weiß prügeln, Massa Cockle," fügte Mondschein bei.

„Der Kerl setzt mir scharf zu, Bob. Meint Ihr nicht?" versetzte Cockle lachend. „Wohlan denn, ehe Du trinkst, erinnere Dich an die Bedingungen."

„Zuerst trink und dies gewiß mach," versetzte Mondschein, den Branntwein hinunterschluckend; „denn hintendrein darüber denken. Eh! ich habe es," rief Mondschein und verschwand durch die Thüre.

Cockle und ich fuhren fort, über unserem Grog zu plaudern, denn etwas der Art kommt den Seeleuten zu jeder Stunde des Tages gelegen. Etwa zehn Minuten nachher bemerkte Cockle den Neger in dem kleinen Gärtchen.

„Da ist der Kerl, Bob. Was mag er wohl treiben?"

„Er pflückt, glaube ich, nur einen Blumenstrauß," entgegnete ich, zum Fenster hinaussehend.

„Der Spitzbube reißt mir alle meine Goldblumen ab. Haltet ihn, Bob."

Aber Mondschein ließ sich nicht halten, sondern setzte hurtig über das niedrige Pfahlwerk weg. Es stund fast eine Stunde an, ehe er zurückkehrte, und als er in das Zimmer trat, fanden wir, daß er sich auf's Beste herausstaffirt hatte. Er sah ganz wie ein Dandy aus und hatte einige von den schönsten Blumen seines Gebieters zu einem großen Strauße zusammengebunden, der in seinem Knopfloche stack.

„Alles recht, alles recht; das letzte Glas Grog gib mir schöne Idee. Ihr hab Euch nicht mehr zu kümmern um Missy O'Bottom."

„Nun, so laß hören," sagte Cockle.

„Ich putz mich ganz proper heraus, wie Ihr seh, Massa. Ich nimm mein Blumenstrauß — —"

„Ja, ich sehe dies, und mögest Du dafür gehangen werden."

„Nicht bös seyn, Massa Cockle. Ich sage zu Missy O'Bottom: ‚Massa nicht kann komm, er sehr leid und so er mich schick.'

„‚Gut,' sagt sie: ‚was hab Ihr zu sagen? Setzt Euch, Mondschein, Ihr ein sehr hübscher Mann.' Dann sag ich: ‚Massa Cockle lieb Euch sehr viel; er denk die ganze Tag, wie er Euch mach glücklich. Denn er sag, Missy O'Bottom sehr schöne Frau, mache sehr schöne Weib.' Dann sagt Missy O'Bottom: ‚eine kleine Tropf,' und sie bring eine Butell aus dem Schrank und laß mich etwas trink, was mir den Magen ganz warm macht. Und dann sie sag: ‚Mondschein, was Eure Massa sagen?' Dann ich sag — Massa sag: ‚Ihr schöne Frau, mach eine gute Ehweib;' aber er schüttelt Kopf und sag: ‚ich sehr alter Mann, für nichts gut; ich denk die ganze Tag, wie ich sie mach glücklich und ich find es — Mondschein, Du ein junger Mann und ein schöner Kerl; Du ein guter Diener und ich es nicht lieb, daß Du weggehst; aber ich denk, Du eine sehr schöne Mann machst für Missy O'Bottom. So ich nicht kümmre für mich und Du gehst zu Missy O'Bottom und sag ihr, ich Dich schick, daß ich mich trennen woll von Dir und Dich ihr geben zum Mann.'

Cockle und ich brachen in ein Gelächter aus.

„Gut; und was sagte Mrs. Rowbottom dazu?"

„Sie spring auf und such mir in Haar zu kommen; aber ich ducke mein Kopf und sie lang fehl. Dann sie sag: ‚Du schmutzig schwarz Spitzbub, sag Du Dein Massa, gesetzt, er komm je hieher, ich ihn brech sein weiß kahle Platte; und gesetzt, Du komm

je wieder, ich zerschlag Dir Dein wollig schwarz Schedel.' — Das ist Alles Massa Cockle; Ihr seh, Alles jetzt recht und ich ganz trocken vom Reden."

„Alles recht, nennst Du dies? Es ist mir nie eingefallen, mit der Alten Händel zu kriegen. Was denkt Ihr davon, Bob? — Kömmt's Euch auch recht vor?"

„Ei, Ihr müßt entweder Händel mit ihr kriegen oder sie heirathen, das ist klar."

„Wohlan denn, ich habe sie vom Halse, und so will ich mir's gefallen gelassen. Nicht Jeder kann sich des Ehstands erwehren, ohne daß es ihn ein größeres Opfer, als einen Blumenstrauß und zwei Gläser Grog kostet."

„Drei Gläser, Massa Cockle," sagte Mondschein.

„Nun, meinetwegen, da hast Du Dein drittes, Du Hund; 's ist immerhin noch hundewohlfeil. Gott sey Dank, daß nächsten Mittwoch Quartaltag ist. Bob, Ihr müßt mit mir diniren — laßt den Dienst für heute fahren."

„Von Herzen gerne," versetzte ich; „und ich will mein Gewissen salviren, indem ich die ganze Nacht am Gestade hin- und hergehe. Aber schaut einmal, Cockle, da ist nur noch ein Tropfen in der Flasche und Ihr habt nichts mehr. Ich selbst bin, wie Ihr, reingefegt, und Ihr begreift wohl diese Schwierigkeit."

„Sie springt in's Auge, Bob. Was ist zu thun?"

„Ich will's Euch sagen — aber erstlich laßt mich wissen, was was Ihr zum Essen habt?"

„Mondschein, was haben wir zum Essen?"

„Zum Essen, Sär? — Ich noch nicht denk an Diner. Was möcht Ihr hab, Sär?"

„Sprich, was ist im Hause, Mondschein?"

„Laßt mich seh, Sär; erstlich hab wir sehr schöne Stück Pöckelschwein; dann wir hab Pöckelschwein; und dann — laßt mich überdenk — dann wir hab — wir hab, wir hab Pöckelschwein, Sär."

„Das Lange und Kurze davon ist, Bob, daß wir nichts haben, als ein Stück eingepöckeltes Schweinefleisch. Könnt Ihr dies essen?“

„Kann eine Ente schwimmen, Cockle?“

„Erlaub, Sär, wir hab viel Erbsen zum Fleisch,“ sagte Mondschein.

„Gut denn, Cockle; da hiezu nicht weiter nöthig ist, als daß man den Topf an's Feuer setzt, so könnt Ihr wahrscheinlich unsern Mondschein, sobald er dieses Geschäft besorgt hat, entbehren. Ich will dann selbst nach der Küche sehen. Er soll mir nämlich ein Billet zu Mr. Johns tragen und aus meinem Quartier ein paar Flaschen mitbringen.“

„Ei, der Tauf', das sehr schöne Gedank, Massa Farren. Ich thu den Topf an's Feuer, geh dann und komm zurück in einer Stund.“

„Das wird Dir nicht möglich werden, Meister Mondschein. Wie viel Uhr ist's jetzt? Herr Jemine, wie die Zeit in Eurer Gesellschaft Flügel hat, Cockle! Es ist nahezu vier Uhr und wird um sechs dunkel seyn.“

„Thut nix, Sär, wir hab immer Mondschein, wo ich bin,“ sagte der Schwarze, seine Zähne weisend.

„Es wird zwei Stunden währen, bis das Schweinefleisch gar ist. Dieser Kerl ist heute den ganzen Tag so geschäftig gewesen, daß er das Diner völlig vergessen hat.“

„Ganz in Eure Geschäft, Massa Cockle.“

„Sehr wahr; aber jetzt brich auf, sobald Du kannst, und komm mit möglicher Geschwindigkeit zurück. Hier ist das Billet.“

Mondschein nahm das Billet, betrachtete es in allen Richtungen, als könne er es lesen, und trat nach einigen Minuten seinen Weg an.

„Und nun, Cockle,“ sagte ich, „könntet Ihr uns zum Zeitvertreib ein Garn spinnen, denn Mondschein wird ein hübsches Weilchen ausbleiben.“

„Will Euch was sagen, Bob, ich bin in diesem Stücke nicht mehr ganz so gut, wie früher. Ich habe eine Idee, daß mir das Gedächtniß unmerklich im Sweiß verdunstet, seit meine Platte kahl geworden ist.“

„Aber Etwas muß doch übrig geblieben seyn, denn unmöglich seyd Ihr schon ganz leer.“

„Nein, aber mein Glas ist's. So will ich mir denn auffüllen und Euch dann sagen, wie es zuging, daß ich auf die See kam.“

„Gerade dies wäre mir vor allem Anderen von großem Interesse.“

„Wohlan denn, Ihr müßt wissen, daß ich wie die Cokles *) im Allgemeinen an der Seeküste geboren wurde, just eine Viertelmeile von Dover nach der Shakspeares-Klippe hin. Mein Vater war ein Fischer von Profession und nebenher ein Schmuggler, denn Alles, was ihm in's Garn kam, war für ihn Fisch. Er hatte eine kleine Hütte und galt für sehr arm, mochte aber außerdem ein schlimmer Fischer gewesen seyn, denn er brachte selten viele Fische heim — aus dem einfachen Grunde, weil er nicht oft seine Netze über Bord warf. Sein Hauptgeschäft bestand darin, daß er aus Schiffen, welche den Kanal herunter kamen, zur Ausfuhr bestimmte Güter holte und sie wieder an's Land brachte. Ihr wißt, Bob, daß es viele Artikel gibt, die selbst gegen Zollgebühren nicht zuläßig sind, und wenn nun derartige Waaren, zum Beispiel Seide und dergleichen in Prisen genommen werden, so verkauft man sie für die Ausfuhr. Nun war es damals Brauch, die Gegenstände in der Themse an Bord zu nehmen und sie während der Kanalfahrt wieder an's Land zu schicken — ein Dienst, für den in der Regel die Fischerbarken benützt wurden. Mein Vater war in derartiger Arbeit als gewandter Bursche bekannt und verrichtete stets seinen Auftrag mit gutem Glücke, da man ihn nicht beargwöhnte. Freilich, wenn man ihn nur ein einzigesmal erwischt hätte, so würde man ihm

*) Strahlmuscheln.

nach Erstehung seiner Strafe scharf nach dem Zeug gesehen haben. Nun pflegte mein Vater dies folgendermaßen einzuleiten. Ungefähr hundert Ellen ob seiner Hütte lief von einigen Häusern, die als Fabriken benützt wurden, ein langer Stollen aus, der bis zu dem Niederwasserstande der See hinunterlief und an unserer Hütte vorbeikam. Mein Vater hatte aus seinem Keller aus eine Oeffnung hineingehauen, welche groß genug war, daß ein Mann darin knieen konnte. Er pflegte dann zur Ebbezeit mit seinem Nachen hineinzukommen, schützte die Güter gebührend durch Theerleinwandsäcke gegen Nässe und Schmutz, und befestigte ein Tau daran, welches von dem Keller aus durch den Stollen nach der See führte. Wenn das Wasser hinreichend fluthete, um die Mündung des Ganges zu verbergen, warf er die Säcke über Bord, machte das Boot fest, ging nach seiner Hütte, holte die Artikel herauf, und brachte sie in Sicherheit — begreift Ihr? Mein Vater hatte Niemand zu seinem Beistand, als meinen Bruder, einen kräftigen Kerl, der etwa sieben Jahre älter war als ich, und meine Mutter, die, wenn es nöthig war, gleichfalls hülfreiche Hand leisten mußte. So blieb denn die Sache hübsch verschwiegen, und sie wurden reich dabei. Wenn Alles in Richtigkeit war, brachte er sein Boot in den Hafen herüber, band es daselbst fest und kam so unschuldig nach Hause wie ein Lamm. Ich war damals acht oder neun Jahre alt und begleitete den Vater und den Bruder in dem Nachen; denn es waren wenigstens drei Leute nöthig, um ihn gehörig zu handhaben, und obgleich ich nur so klein war wie eine Zinnkanne, machte ich mich doch bald recht nützlich. Nun traf sich's, daß mein Vater Nachricht erhalten hatte von einer im Doverhafen liegenden Brigg, welche am anderen Tage ausfahren sollte und viele Spitzen und Seidenzeug an Bord hatte. Diese Güter waren in dem Dover-Zollhause zur Ausfuhr eingekauft worden und er sollte sie wieder an's Land bringen, damit sie nach London geschafft werden konnten. Mit dem letzten Transporte hatten wir nichts zu schaffen, denn dafür mußte der Agent zu Dover sorgen; wir brachten die Gegenstände

nur nach seinem Hause, wo wir das Geld auf den Heller hin ausbezahlt kriegten. Wir gingen nach dem Hafen, wo wir die Brigg herausholen sahen, und machten deshalb, daß wir in aller Eile einen guten Vorsprung gewannen. Es blies frisch aus Norden und Osten; auch hatten wir sehr hohe See. Während wir ausfuhren, rief uns der Londoner Agent, ein lustiges rundgesichtiges Kerlchen in schwarzen Kleidern und mit kahlem weißem Kopfe, mit den Worten an, daß er in der See draußen an Bord eines Schiffes gehen wolle; er möchte daher wissen, ob wir ihn mitnehmen könnten. Dies war Alles nur eine List, denn er gedachte an Bord der Brigg zu gehen, um die Sache mit uns zu bereinigen und dann in dem Lootsenboote wieder umzukehren. Gut; wir hißten unser Klüver aus, zogen unsere Vorderschooten nach hinten und hatten bald den Hafen im Sterne; aber wir fanden bald, daß wir es mit einem wahren Teufel von wogender See und mit mehr Wind zu thun hatten, als ausbedungen war. Die Brigg kam mit fliegendem Tuche aus dem Hafen, und wir ließen das Vordersegel nieder, um es zu reffen. Dies wurde durch den Vater und den Bruder besorgt, während ich an dem Steuer stand. Da redete mich der Agent mit der Frage an, wann ich eine Reise zu machen gedenke. ‚Früher, als es der Vater haben will,‘ antwortete ich, ‚denn ich möchte die Welt sehen.‘ Es geschah sogar früher, als ich *selbst* haben wollte, wie Ihr bald hören werdet. Sobald die Brigg gut außen war, liefen wir nach ihr hinunter. Mein Vater und der Agent hatten Noth, an Bord zu kommen, denn die See war sehr hoch und die Fluth kämpfte gegen den Wind. Ich blieb mit meinem Bruder in dem Boote, das in dem Kielwasser der Brigg hintendrein fuhr; aber wie mein Bruder das Tau nach vorne warf, verfing sich sein Bein in der Schleife, so daß er in's Wasser purzelte. Man holte ihn übrigens an Bord und ließ mich in dem Nachen allein. Dies war von keinem großen Belange, da ich, ohne eines Beistands zu bedürfen, unter dem Gemachsegel gut vor dem Winde hintendrein fahren konnte; ich hielt mich daher in dem Kielwasser der Brigg,

die mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde fuhr, und wartete, bis mein Vater sein Gepäcke in passender Größe zusammen gemacht hatte, so daß es durch den Stollen hinausspazieren konnte.

„Der Kanal war mit Schiffen angefüllt, denn die westlichen Winde hatten sie lange Zeit aufgehalten. Ich war der Brigg etwa eine Stunde gefolgt, als der Agent in dem Lootsenboote wieder zurückfuhr, und ich erwartete, daß mein Vater bald bereit seyn würde. Der Wind wirkte noch mehr gegen Süden; zuletzt kam ein Nebel, und ich konnte die Brigg kaum mehr sehen. Da es obendrein sehr regnete und immer stärker windete, so wünschte ich, daß mein Vater einmal kommen möchte, denn die Arme schmerzten mich, weil ich den Nachen schon so lange hatte steuern müssen. Ich konnte das Steuer nicht verlassen und fuhr eben dem schwarzen Klumpen nach; denn so nahm sich die Brigg durch den Nebel aus. Endlich wurde der letztere so dick, daß ich keine Elle mehr über mein Boot hinaussehen konnte, und jetzt wußte ich nicht, wie ich weiter steuern sollte. Ich begann mich zu fürchten; die Kälte hatte mir sehr zugesetzt, — ich war müde und sehr hungrig. Dennoch steuerte ich eine weitere Stunde fort, bis sich endlich der Nebel ein wenig aufklärte, und nun sah ich den Stern der Brigg just vor mir. Mein kleines Herz pochte vor Freude, denn ich erwartete, sie würden jetzt augenblicklich umrunden und mein Vater mich für mein Benehmen loben; namentlich aber hoffte ich etwas zu essen und zu trinken zu kriegen. Doch nein — sie steuerte den Kanal abwärts, und ich folgte ihr abermals eine Stunde. Da kam denn der Wind stärker, und ich konnte das Boot kaum mehr lenken, da ich mich völlig erschöpft fühlte. Das Wetter klärte sich jetzt auf, und ich konnte das Schiff deutlich unterscheiden, bemerkte aber nunmehr, daß es nicht die Brigg war, sondern eine Barke, der ich im Nebel nachgesteuert hatte. Da war guter Rath theuer. Aber ich that, was die meisten neunjährigen Buben in ihrer Angst gethan haben würden — ich setzte mich nieder und heulte, hielt aber immer noch die Speiche in meiner Hand,

und steuerte so gut als ich konnte. Endlich konnte ich's nicht länger — ich lief vorwärts, ließ die Fock- und Klüverziehtaue gehen und holte die Segel herunter. Ich vermochte nicht, sie in das Boot zu zerren, und da war ich nun wie ein junger Bär, der in einer Waschtonne trifftig geworden ist. Ich schaute umher, ohne irgend ein Schiff in der Nähe entdecken zu können, denn die Barke hatte mich wohl zwei Meilen im Sterne zurückgelassen. Aus Südosten blies eine Kühlte mit schwerer See; die Möven und Seevögel kreisten schreiend in dem Sturme, und wenn sie dicht auf mich herankamen, meinte ich, sie sähen mich mit ihren scharfen Augen an, als wollten sie sagen: ‚was zum Teufel machst du hier?‘ Das Boot war so leicht wie Kork, und obgleich es hin- und hergestoßen wurde, daß ich mich halten mußte, fing es doch nicht sonderlich Wasser, denn das Klüver, das vorn in die See niederhing, hatte den Schnabel windwärts gebracht und wirkte als eine Art schwimmenden Ankers. Da ich weit und breit nichts sehen konnte, so legte ich mich auf den Boden des Nachens nieder und schlief ein. Als ich erwachte, war es Tag. Ich stand auf und schaute umher — der Wind blies stärker, als je, und obgleich sich einige Schiffe in der Ferne blicken ließen, die vor der Kühlte einherlenßen, so achteten sie doch nicht auf mich, da sie mich wahrscheinlich nicht sahen. Ich saß den ganzen Tag recht melancholisch da, und die Thränen träufelten mir die Wangen nieder. Meine Augen waren von der Sprüh voll Salz, und ich sah zuletzt nichts mehr, als die brausenden, zitternden Wellen. Ich betete alle Gebete, die ich kannte, nämlich das Vaterunser, den Glauben und Alles, was ich aus dem Katechismus im Gedächtniß behalten hatte. Es regnete in Strömen. — Ich war naß, hungrig und elendiglich erfroren. Mit dem Eintritte der Nacht verfiel ich vor Erschöpfung abermals in Schlaf. Der Morgen brach wieder an. Die Sonne schien, der Sturm legte sich, und ich fühlte mich wohlgemuther, war aber jetzt fast toll vor Hunger und Durst, dazu noch obendrein so schwach, daß ich kaum stehen konnte. Ich schaute hin und wieder umher und legte mich dann auf's Neue nieder. Nach-

mittags sah ich ein grosses Schiff gerade auf mich zusteuern. Dies gab mir auf's Neue Muth und Kraft. Ich stand auf, schwenkte meinen Hut und wurde gesehen — die See ging noch immer sehr hoch, aber der Wind hatte sich gelegt. Das Schiff rundete, um mich unter sein Lee zu bringen. Ein Boot konnte nicht ausgesetzt werden; aber die See trug das Fahrzeug nach mir herunter, so daß ich bald dicht in dessen Nähe war. Die Matrosen in den Puttingen hielten sich mit Tauen bereit, und ich wußte, daß hierin meine einzige Aussicht lag. Endlich trug eine sehr schwere Welle das Schiff recht gegen den Nachen nieder, so daß es sich seitwärts legte und die Hauptputtingen mein Schifflein unter's Wasser drückten, während zu gleicher Zeit zwei von den Matrosen mich am Kragen packten und hinaufholten, indeß das Schiff sich wieder aufrichtete. So war ich denn in Sicherheit. Das ist Halsarbeit gewesen — meint Ihr nicht, Bob?"

„Allerdings ein wunderbares Entkommen, Cockle."

„Gut; sobald man mir etwas zu essen gegeben hatte, erzählte ich meine Geschichte. Es stellte sich heraus, daß das Schiff, welches mich gerettet hatte, ein Ostindienfahrer war, der den Kanal hinunterlief und wahrscheinlich keine Gelegenheit fand, mich wieder zurückzuschicken. Die Passagiere, namentlich die Frauenzimmer, waren sehr gütig gegen mich, und da der Sache einmal nicht abzuhelfen war — so machte ich eben in dieser Weise meine erste Reise nach Ostindien."

„Und Euer Vater — Euer Bruder?"

„Je nun, als ich sie sechs Jahre später wieder traf, erfuhr ich, daß sie fast ganz in der nämlichen Lage gewesen. Sie hatten das Boot verloren und konnten bei dem schlechten Wetter nicht wieder an's Land kommen. Da sie's nun nicht ändern konnten, so machten sie ihre erste Fahrt nach Westindien. In dieser Weise wurde eine vereinigte Familie getrennt — zwei gingen nach Westen, einer nach Osten, das Boot war untergegangen, und meine Mutter, die ein paar Monate vergeblich auf meinen Vater gewartet hatte und

ihn für todt hielt, ging mit einem Soldaten davon. Eine einzige verwünschte Bö aus Nord und Ost hatte uns Alle zerstreut, und so ging es zu, daß ich auf die See kam, Bob. Es wäre übrigens einmal Zeit, daß Mondschein sich wieder einstellte."

Aber Mondschein ließ uns lange warten. Als er zurückkehrte, war es bereits dunkel, und wir hatten die Lichter angezündet, sehnsüchtig seiner harrend, weil nicht nur die Flasche leer war, sondern wir auch bedeutend Hunger verspürten. Endlich hörten wir an dem Thore sprechen, und Mondschein erschien wohlgemuth mit den zwei Flaschen Branntweins. Das Schweinefleisch und der Erbsenbrei standen bald auf dem Tische. Wir ließen uns das Mahl gut schmecken und blieben bei unserer Flasche in gemüthlichem Gespräche sitzen, bis wir gegen eilf Uhr ein Geräusch an dem Thore hörten; auch bemerkten wir einige männliche Gestalten, welche eine kurze Zeit verweilten und dann wieder verschwanden. Mondschein öffnete die Thüre und ging hinaus, kehrte aber nach ein paar Sekunden wieder zurück, und brachte in den Armen einen Anker Branntwein, den er mit einem so weiten Grinsen, daß sich sein Kopf in zwei Stücke zu theilen schien, auf den Boden niederlegte. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Gemach und kehrte mit einer zweiten derartigen Ladung zurück.

„He, was Teufels soll dies heißen?" rief Cockle.

Mondschein gab keine Antwort, sondern ging hinaus, bis er der Reihe nach sechs Anker hereingebracht hatte, die er neben einander auf dem Boden aufpflanzte. Dann schloß er die Hausthüre, riegelte ab, kam wieder herein, setzte sich auf eines der Tönnchen und lachte so übermäßig, daß er sich die Seiten halten mußte, während Cockle und ich ihn erstaunt ansahen.

„Wo Teufels hast Du alles Dies hergenommen?" rief Cockle, sich aus seinem Armstuhle erhebend. „Sprich Bursche, oder beim —"

„Ich Euch Alles sag, Massa Cockle. Ihr sind in mir bessere Freund, als in Missy O'Bottom. Nun Ihr hab gnug und brauch

nicht auf Mondschein zu schmälen, gesetzt er nimm eine kleine Tropf. Ich Alles dies krieg zum Präsent für Euch, Massa Cockle."

Ich wurde neugierig und drang in Mondschein, seine Geschichte zu erzählen.

„Ich Euch Alles sag, Sär. Als ich kam zurück mit die zwei Butell, ich treff viele Leut mit den Tonnen. Die sagen: ‚holla da, wer seyd Ihr?' Ich sag: ‚ich komm von der Station und bring Massa zwei Butell.' Die zeig ich ihnen. Dann sagen sie: ‚Wo ist Euer Massa?' Und ich sag: ‚in seinem Haus zu Ryde' — (denn sie denk, daß Ihr mein Massa, Massa Farren) — so sie sag: ‚ja wir wissen das, wir hab ihn dort abgepaßt; aber wenn Du schwatz, so schlagen wir Dich todt.' Dann ich sag: ‚warum das? Massa liebt zu trink, warum geb ihr nicht Massa ein Faß, und dann er nie etwas sag — er nur bisweilen mach Lärm von wegen die Admiralität.' Dann sie sag: ‚wißt Ihr das gewiß?' und ich sag: ‚ganz gewiß Massa nie sag ein Wort.' Dann sie sprach lang mit einander bis sie endlich komm und sag: ‚Ihr komm mit mir und zeig uns Massa Haus.' So geh zwei Mann mit mir und wie sie komm zu dem Thor, sag ich: ‚dies Massa Haus, wenn er wohnt zu Ryde und dort seht Ihr Massa.' — Und ich zeig auf Massa Cockle, aber sie sah Massa Farren — so sie sag: ‚Alles sehr gut — noch drei, vier Stund und Ihr find hier sechs Tonn.' ‚Sagt Eurem Massa, daß er stets soll hab sechs so oft wir länd Tonnen.' Dann geh sie weg — dann komm sie zurück und laß Tonnen da. Das ist Alles, Massa."

„Du Schurke!" rief ich aufstehend; „so hast Du also mich bloßgestellt! Wenn die Sache entdeckt wird, ist es um meinen Dienst geschehen."

„Nein, Sär; Niemand Unrecht als die Schmuggler — sie mach eine kleine Fehler. Kömmt die Sach vor einen Kriegsgericht, so gib ich Zeugniß, und Ihr steh rein da."

„Aber was müssen wir mit diesen Tönnchen anfangen, Cockle?‘ sagte ich, mich auf ihn berufend.

„Was damit anfangen, Bob? Ei sie sind ein Geschenk – und noch dazu ein recht willkommenes, ein recht schönes Geschenk. Ich geb Euch mein Wort, daß ich sie nicht behalten werde; laßt Euch dies zufrieden stellen — sie sollen alle ehrlich eingetragen werden.“

„Unter dieser Bedingung, Cockle,“ versetzte ich, „werde ich natürlich nicht als Angeber gegen Euch auftreten.“ (Ich wußte wohl, was er damit meinte, als er sagte, er werde sie nicht behalten.)

„Und ich auch nicht, Massa Cockle,“ sagte Mondschein mit einem gravitätischen Gesichte. „Ich schaff' sie noch heut oder morgen früh auf das Zollhaus.“

„Morgen früh, Mondschein,“ versetzte Cockle. „Vorderhand aber schaffe sie außer Sicht.“

Ich hielt es nicht für räthlich, mich auf weitere Erkundigungen einzulassen, entdeckte aber nachher, daß die Schmuggler in ihrem Irrthume Wort hielten und jedesmal sechs Tönnchen in den Garten des alten Cockle absetzten, so oft es ihnen gelang, ein Cargo an's Land zu bringen, was trotz unserer Bemühungen unablässig der Fall war. Indeß erfuhr ich doch bei dieser Gelegenheit, wie groß die Anzahl von Ladungen war, die während meiner Dienstzeit geborgen wurden und zu den abgefangenen in einem Verhältniß von zehn zu eins standen. Der alte Cockle wußte genau zu berechnen, wenn ein derartiges Geschäft in dem Wind war, denn wenn ich ihn besuchte, pflegte er ganz ruhig zu sagen: „Es sollt mich nicht wundern, wenn trotz Eurer Wachsamkeit gestern wieder eine Ladung an's Land geschafft wurde, Bob — war es nicht sehr dunkel?“

„Im Gegentheil,“ entgegnete ich, auf das gesetzte Gesicht des Negers sehend; „ich vermuthe, es war Mondschein.“

